

**"Mein Schicksal ist nur eines
unter vielen Millionen ..."**

**Erinnerungen ehemaliger
Bewohner des Kreises Schlawe**

Redaktion Brygida Jerzewska und Jan Sroka

Slawno 2008

Übersetzungen der Texte ins Deutsche: Brygida Jerzewska

Titelfoto: Schlauer Marktplatz am 6. März 1945. Abdruck aus: Aus der Heimat Rügenwalde (Kreis Schlawe)-Pommern, Jahrbuch 1991-1992 von Carlheinz Rosenow, S. 144

© Copyright by: Stiftung „Dziedzictwo”

Veröffentlichung gesponsert vom Landratsamt des Kreises Sławno.

Verlag: Wydawnictwo „Margraf”, 76-100 Sławno, ul. A. Cieszkowskiego 12 d, email: magraf1@interia.pl
Fundacja „Dziedzictwo”. 76-100 Sławno, ul. A. Cieszkowskiego 2
Druck: Sowa – Druk na życzenie, www.sowadruk.pl, tel. 022 431 81 40

ISBN: 978-83-924286-7-1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Landrates des Kreises Slawno	5
Einführung	7
Anita Buchheim	
Erinnerungen an Rügenwalde / Kreis Schlawe – Rügenwalder Briefe	13
Horst Erdmann	
Erinnerungen aus Jahre 1945.....	69
Błażej Gibaszek	
Meine 40 Jahre	81
Mieczysław Krych	
Gleich nach dem Krieg	83
Wilfried Lemm	
Die erste Flucht und die endgültige Vertreibung (die letzten Monate 1944, 1945 und die erste Zeit 1946)	85
Helga Matz	
Meine Erlebnisse in der Zeit 1944/45 nach dem 2. Weltkrieg in meiner Heimatstadt Rügenwalde	89
Horst Meissner	
Erinnerungen an Marienthl.....	91
Kurt Mielke	
Ein Schicksal von Millionen. Schlawe in Pommern 1945 Erlebnisbericht aus Tagebuchaufzeichnungen.....	105
Kazimierz Omiotek	
Meine 66 Jahre.....	237
Czesław Plopa	
Natzmershagen seit Herbst 1945. Erinnerungen	239
Stanisław Poprawski	
Slawno – gesehen mit den Augen eines 13 - jährigen.....	243
Kazimiera Preś	
Meine 40-er Jahre in Dzierzecin	249
Mieczysław Ratkowski	
Erinnerungen aus Karzin	251

Erna Rinklin	
Blaue Lupinen – Busin 1945 – 1947.....	255
Hans Burghard Schmid	
Das sentimentale Sławno.....	327
Derk Steggewentz	
März 1945	333
Derk Steggewentz (Sohn)	
Das Ende des Krieges - Erinnerungen	349
Christa Stuhlinger	
Auszug aus der Lebensgeschichte von Christa Stuhlinger, geb. Hoffmann	359
Horst Uhrhan	
Flucht und Vertreibung. Katholische seelsorgliche Betreuung	363

Vorwort des Landrates des Kreises Slawno

Das Jahr 1945 war die Zeit großer Veränderungen in Europa. Es waren die letzten Monate des II. Weltkrieges und vieler Begebenheiten auf dem alten Kontinent, die fast ein halbes Jahrhundert andauern sollten. Es war auch eine denkwürdige Zeit für den Kreis Schlawe. Aufgrund der Verträge in Jalta und Potsdam wurde aus dem "Kreis Schlawe" der "Powiat Slawno". Jahrhundertlang lebten hier Deutsche. Die deutschen Bewohner wurden 1945 ausgewiesen, polnische Bürger angesiedelt, meistens aus den früheren polnischen Ostgebieten, die aufgrund politischer Verträge der "Großen Vier" jetzt zur Sowjetunion gehören. Das Jahr 1945 war die Zeit, in der im Kreis Slawno/ Schlawe Deutsche und Polen wohnten, auch Soldaten der Roten Armee stationiert waren.

Seitdem vergingen schon 60 Jahre, jedoch es leben noch Menschen, die jene Zeit miterlebten und die jetzige Wirklichkeit mitgestalteten. Es sind die "Zeitzeugen" von damals.

Eben diese Zeitzeugen möchte das Landratsamt und die Stiftung „Erbgut“ ansprechen, die Realitäten jener Zeit, Ende 1944 bis Anfang 1946, aufzuzeichnen. Aus diesem Grund haben wir den Wettbewerb "Der Kreis Schlawe/Slawno im Jahre 1945" organisiert. Das Ergebnis ist dieses Buch.

Ich habe die Hoffnung, dass die hier aufgezeichneten Erinnerungen dramatischer Erlebnisse der Bewohner des Kreises, die Beschreibungen des Überlebens und das Entstehen zwischenmenschlicher Kontakte uns helfen können, die Wahrheit über die damalige Zeit besser kennenzulernen und sie objektiv einzuschätzen. Ich hoffe, dass die Zeitzeugen -und ihre persönliche Einschätzung der damaligen Realität dem Leser helfen werden, sich ein eigenes Bild des Kreises im Jahre 1945 zu bilden, und dass die Informationen dieser Beschreibungen den Anstoß geben, die Geschichte der Region, aber auch der eigenen Familie, zu vertiefen.

Bitte lesen Sie dieses Buch ! Es ist es wert !

Andrzej Lewandowski
Landrat des Kreises Slawno

"Es war kein gutes Jahrhundert, aber es war unseres"
aus "Der Triumphbogen" von Erich Maria Remarque.

Einführung

Das XX. Jahrhundert - ein besonderes Jahrhundert – eine Zeit vieler Erfindungen, die die Welt verändert haben, aber auch eine Zeit zweier Weltkriege und hunderten Lokalkriegen mit ihren Konflikten und Grausamkeiten.

Der fast 6 Jahre dauernde II. Weltkrieg hat die Weltordnung Europas erheblich verändert und durcheinander gebracht.

Anfang des Jahres 1945 rückte die Offensive der Roten Armee blitzartig voran, im Eiltempo die Ostgebiete des III. Reiches besetzend. Die deutsche Bevölkerung aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien ließ ihre Heimat fluchtartig. Inzwischen hatten die "Großen Drei", teilweise von Stalin gesteuert, in Jalta schon beschlossen, die Ostgebiete Deutschlands an Polen abzutreten. Es sollte ein Ausgleich sein für die von der Sowjetunion übernommenen polnischen Ostgebiete. Besiegelt wurde dieser Entscheid auf der Potsdamer Konferenz. Am 20.11.1945 verabschiedete der Vereinte Kontrollrat den konkreten Plan der Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus den oben genannten Gebieten. Die Ausweisung sollte bis Mitte 1946 beendet sein. Da jedoch die Aktion erst im Februar 1946 begann, war der Termin nicht einzuhalten. Die Vertreibung dauerte bis Oktober 1947, in einigen Fällen sogar bis 1950.

In Pommern veränderten sich die politisch-gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, konfessionellen und nationalen Verhältnisse ganz abrupt. In einigen Regionen wurden ganze Volksgruppen verfolgt. Die Menschen kamen und gingen ganz willkürlich. Die, die länger blieben, blieben sich fremd, unterhielten keinen Kontakt zueinander¹.

In den Jahren 1945-1946 war der Austausch der Bevölkerung sehr groß. Die polnische Regierung beschleunigte diese Aktion, denn die Vorbereitungen zur Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus den Ostgebieten war zeitig geplant worden. Sie war auch im Sinne derjenigen polnischen Bürgern die durch das Verhalten der Deutschen während des Krieges und der Besatzung gelitten hatten. Es war aber ebenfalls im Sinne des polnischen Staates².

Gegenüber der deutschen Bevölkerung praktizierte man die Politik der starken Hand. Man wandte Terror an, um die Deutschen zur Umsiedlung zu zwingen. Der bekannte Aktivist der polnischen Arbeiterpartei Edward Ochab hat auf dem Parteitag im Mai 1945

¹ Andrzej Sakson, Procesy integracji i dezintegracji społecznej na Ziemiach Zachodnich i Północnych Polski po 1945 roku, s. 131-154, (w:) Pomorze - trudna Ojczyzna? Kształtowanie się nowej tożsamości 1945-1995. Praca zbiorowa pod red. A.Saksona, Poznań 1996, s. 132

² Zenon Romanow, Polityka władz polskich wobec ludności niemieckiej i ludności ukraińskiej na Pomorzu Zachodnim w latach 1945-1958 (w:) Pomorze - trudna Ojczyzna? Kształtowanie się nowej tożsamości 1945-1995..., s. 203-204

erklärt: *"Wir müssen darüber nachdenken, wie wir die 2-2,5 Millionen Deutschen, die noch in den wiedergewonnenen Gebieten 1 & leben, loswerden können. Am besten teilen wir sie in 3 Gruppen: Die erste, gänzlich unbrauchbare Gruppe weisen wir gleich aus. Oder wie der schlesische Woiwode meinte "Sie wie eine Herde Vieh über die Oder und Neiße jagen". Die 2. Gruppe sind diejenigen, die in der Industrie arbeiten oder Fachkräfte sind. Die müssen wir so lange behalten, bis sie ersetzt werden können. Stadtbewohner verfrachten wir aufs Land, auf die Güter. Sie sollen so lange arbeiten, wie wir sie brauchen"*³.

Gleichzeitig begann man mit der Beschlagnahme des Eigentums von Privatpersonen. Es begann der sog. große Schaber (Raub) und das nicht nur an verlassenem Orten. Mit dem Erlass von 28. März 1946 wurde die Sache dann geregelt.

Die in den polnischen Westgebieten lebenden Deutschen besaßen keine bürgerlichen Rechte. Sie mussten ohne Lohn überall dort arbeiten, wo sie gebraucht wurden, meistens auf den Gütern und Landwirtschaften

Es begann die große individuelle heimliche Flucht der Deutschen aus Polen. Die organisierte Ausweisung erfolgte meistens in die sowjetische Besatzungszone (ca. 2 Mill.)% und in die britisch«-(ca. 1,5.Mill). Die Transporte fuhren ohne jegliche Schutzbegleitung daher fanden häufige Überfälle und Plünderereien statt.

Immer mehr Neusiedler aus Zentralpolen kamen in die von Deutschen verlassenem Gebiete. Auch Rückkehrer aus Deutschland, Frankreich und Belgien. Aus den ehemals polnischen Gebieten wies die Sowjetregierung Millionen Polen aus, um das Land ethnisch zu säubern⁴. In die neuen Westgebiete wurden auch Menschen geschickt, die aus Unabhängigkeitsorganisationen kamen, Intelligenzler, ukrainische Bürger, die an der Aktion "Wisla" (Weichsel) in der Zeit vom 4.Mai bis 31.Juli 1947 teilgenommen hatten.

* * *

Im Mai 1939 frowohnten den Kreis Schlawe 77500 Personen, laut einer Volkszählung. Während des Krieges vergrößerte sich diese Zahl um viele Tausende Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen, die vor den Russen flüchteten. Dazu kamen die Evakuierten aus Westdeutschland, die sich vor den alliierten Luftangriffen retteten. Gegen Ende des Krieges wieder, verließen viele Menschen den Kreis aus Angst vor der heranrückenden Roten Armee⁵.

Im Februar und Mär« 1945 eroberten die Sowjets fast kampflos das Gebiet des Kreises Schlawe. Zuerst nahmen sie Pollnow ein,27.Febr., Malchow 6.März, Schlawe und Rügenwalde am 7.März, Pustamin 8.März. Die Städte Schlawe und Pollnow wurden von den Russen gleich nach ihrem Einmarsch zerstört. Der ganze Kreis wurde von den Sowjets verwaltet. Fast alles, was transportfähig war, wurde nach Russland verschickt: Maschinen, Geräte, sogar Bahnschienen. Aufgrund des Dekretes des Ministerrates wurde schon am 14 März der Kreis Slawno anerkannt. Er bestand aus 4 Städten: Slawno, Dir-

³ cyt. za Zenon Romanow, *Polityka władz polskich wobec ludności niemieckiej...*, s. 206-207

⁴ Tadeusz Gasztold, *Przesiedleńcy z Kresów Północno-Wschodnich Drugiej Rzeczypospolitej na Pomorze w latach 1945-1948* (s.317-328), (w:) *Pomorze - trudna Ojczyzna? Kształtowanie się nowej tożsamości 1945-1995...*, s. 318

⁵ Stefan Żurawski *Zagadnienia ludnościowe*, (w:) *Dzieje Sławna*. Praca zbiorowa pod red. Józefa Lindmajera, Słupsk 1994, s. 375

low (später Darlowo), Polanow und Sianow; aus 9 Gemeinden und 175 Ortschaften. Am 1. Juli wurde Sianow dem Kreis Koszalin zugeteilt⁶.

Im April 1945 kamen die ersten Polen nach Slawno, eingewiesen von verschiedenen Institutionen und Organisationen. Am 3. Mai meldete sich der Bevollmächtigte der Regierung Jozef Czarnecki bei der noch vorläufigen Verwaltung. Schon am nächsten Tag führte er Gespräche mit dem Kriegskommandanten Kabanow und am 5. Mai übernahm der polnische Bevollmächtigte die Verwaltung. Die Übernahme verlief nicht ohne Schwierigkeiten, vor allem die Besichtigung des Kreises. Es gab zahlreiche Konflikte mit den stationierten Sowjets, mit Polen und Deutschen. Durch Feindseligkeiten der Russen ergaben sich negative deutsch-polnische Beziehungen.

Im April 1945 wohnten im Kreis 55700 Menschen nur vorübergehend. Durch individuelle Ausreise und Verteilung war die Anzahl der Bewohner um ca. 75% vermindert⁷.

Die hohe Anzahl der sich noch im Kreis befindlichen Deutschen, so wie die hier zurückgebliebenen Flüchtlinge, erschwerten die Ansiedlung polnischer Bürger. Die Verwaltung des Kreises, der Städte und der Gemeinden begannen schnell, die Ausweisungen der Deutschen durchzuführen. Im September 1945 stellte man die ersten Transporte zusammen« Da es jedoch an Transportmitteln fehlte und die Russen die Ausweisung der für sie auf den Gütern arbeitenden Deutschen nicht zuließen, blieb die Aktion sehr begrenzt. Anhand der Schätzung des Bezirksamtes in Danzig/Gdansk haben bis Dezember 1945 rund 28509 Personen den Kreis Slawno verlassen. Die Ausweisungen nach den Potsdamer Regelungen begannen erst im Juni 1947. Nach der Beendigung im Herbst 1947, verblieben im Kreis noch 7694 Deutsche.⁸

Gleichzeitig mit der Vertreibung der deutschen Bevölkerung begann die Ansiedlung der polnischen, z. B. wohnten im September 1945 in Slawno schon 4123 Polen und nur noch 1025 Deutsche⁹.

* * *

In diesem Buch veröffentlichen wir Erinnerungen von 19 Autoren, die uns auf die Ankündigung des Wettbewerbs "Der Kreis Schlawe/ Slawno, im Jahre 1945" geantwortet haben. Im September 2006 hatten die Stiftung "Dziedzictwo/Erbgut" und der Landrat des Kreises dazu aufgerufen.

Mit diesem Wettbewerb wollten wir polnische und deutsche Zeitzeugen der letzten Monate des Jahres 1944, der Jahre 1945 und 1946 auffordern uns ihre Ansichten über die damalige Wirklichkeit mitzuteilen. Wir erhielten 12 Berichte von ehemaligen Bürgern des deutschen Kreises Schlawe und 7 von Polen, die nach dem Kriege in den Kreis Slawno gekommen sind. Die Memoiren sind eine persönliche Darstellung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Geschehnisse der damaligen Zeit, in der die Menschen gelebt und sie gestaltet haben. Dies erlaubt uns, die vergangenen Verhältnisse besser kennen- und zu lernen und die Wahrheit über die schwierige Zeit, für Deutsche und Polen, zu erfahren.

⁶ Stefan Żurawski: Podziały administracyjne (w:) Dzieje Sławna. Praca zbiorowa pod red. Józefa Lindmajera, Słupsk 1994, s. 311

⁷ Józef Lindmajer, Z lat drugiej wojny światowej 1939-1945, (w:) Dzieje Sławna. Praca zbiorowa pod red. Józefa Lindmajera, Słupsk 1994, s. 309

⁸ Maciej Hejger, Wsiedlenie ludności niemieckiej z Ziemi Sławieńskiej po II wojnie światowej, (w:) Sławno i Ziemia Sławieńska. Historia i kultura, pod red. Wojciecha Łysiaka, Poznań 2002, s. 208

⁹ Stefan Żurawski, Zagadnienia ludnościowe (w:) Dzieje Sławna..., s. 375

Erneu Rinklin, eine Zeitzeugin, schreibt in einem Brief an die Organisatoren: "Ich schicke Ihnen mein Manuskript mit den Erlebnissen aus meiner Kindheit 1945-1947. In den vergangenen Jahren habe ich meine Heimat Krangen und Buszyno oft besucht. Die Polen haben uns sehr herzlich empfangen und uns mit selbstgebackenem Kuchen bewirtet, Wir fühlten uns wie bei guten Freunden! Während dieser Besuche haben wir unsere gemeinsame Geschichte aufgearbeitet! Unsere Freundschaft mit den Polen werden wir weiterhin pflegen!"

Erinnerungen an die vergangenen Jahre erlauben den heutigen Bewohnern die vergangene Zeit besser kennenzulernen, in der der Kreis Schlawe zum Powiat Slawno wurde. Eine schwierige und schmerzhafte Zeit für Deutsche und Polen"

Wir haben fast keine literarischen Aufzeichnungen aus jenen Tagen (1945). An Erinnerungen in Buchform über den Kreis Schlawe/Slawno gibt es eigentlich nur die des Bürgermeisters der Stadt Darlowo Stanislaw Dulewicz, veröffentlicht im Band "Erinnerungen der Neusiedler in den Wiedererlangten Gebieten"¹⁰. Das Buch entstand aufgrund eines Wettbewerbs (1956), den die Soziologische Sektion des Westinstitutes in Poznan organisiert hatte. Es wurden 227 Arbeiten eingeschickt, veröffentlicht 45. In den Texten trat der Geist der damaligen Zeit hervor, vor allem die These über die "Wiedererlangung" der urpolnischen Westgebiete nach Jahrhunderten. Texte mit anderen Ansichten durften nicht geschrieben und nicht gedruckt werden. Andere Meinungen als die des Staates wurden nicht toleriert.

Aufzeichnungen der deutschen Bevölkerung aus der Zeit nach dem Kriege waren in Polen bis 1990 praktisch unbekannt. In Deutschland dagegen gab es sehr viele Veröffentlichungen dieser Art. Sie bilden ein wichtiges Element der Deutschen, die in Pommern immer ihre verlorene Heimat sehen werden, das Land ihrer glücklichen Kindheit.

Die Ansichten über die Zeit der Veränderungen in Pommern nach dem II. Weltkrieg tragen einen einseitigen Charakter. Die veröffentlichten Aufzeichnungen der polnischen Neusiedler in den Westgebieten Polens unterlagen einer strengen ideologischen Kontrolle.

Diese Situation änderte sich nach 1990. Die Veröffentlichungen unterlagen nicht mehr der strengen Kontrolle. Es durfte frei gedruckt werden. Publikationen und wissenschaftliche Bearbeitungen der Vertreibungsthemen und der Neubesiedelung erlebten nach 1990 eine gewisse Renaissance. Deutsche Texte wurden ins Deutsche übersetzt, u. a. die Bücher von Christian v. Krockow¹¹.

* * *

Der Titel des Buches "Mein Schicksal ist nur eines von vielen Millionen anderer ..." stammt von Kurt Mielke, einem der Zeitzeugen. Wir denken, dass seine Worte zu den Aufzeichnungen in unserem Buch passen. Das Jahr 1945 war für die deutschen Bewohner des Kreises Schlawe das Ende der deutschen Geschichte, für die neuen polnischen der Anfang der Geschichte des Powiat Slawno. Aus diesen Berichten geht aufschlussreich hervor.

¹⁰ Stanisław Dulewicz, Burmistrz z Darłowa, (w:) Pamiętniki Osadników Ziemi Odzyskanych, opracowali: Zygmunt Dulczewski i Andrzej Kwilecki, Poznań 1963, Wydawnictwo Poznańskie, s. 456- 524; w oddzielnym wydaniu książkowym wybór z pamiętnika S. Dulewicza ukazał się w roku 2003

¹¹ Christian von Krockow, Czas kobiet: wspomnienia z Pomorza 1944-1947 według relacji Libussy Fritz – Krockow, Warszawa 1990

Die meisten Texte haben wir original wiedergegeben. Einige mussten wir etwas kürzen, was jedoch ihre Aussage nicht beeinflusst. Wir haben auch keine Kommentare hinzugefügt. Die kritische Rezension gehört den Lesern. Die Erinnerungen werden erst 60 Jahre nach den Geschehnissen veröffentlicht. Einige wurden schon vor Jahren aufgezeichnet, andere erst jetzt. Einige enthalten nicht nur Gedanken von früher, von der Zeit nach den Kriegen, sondern auch Überlegungen, die jahrelang wuchsen.

Das Buch berichtet über individuelle Schicksale, über Versuche, das grausame Los zu verarbeiten. Wir hoffen, dass diese Ausgabe den jetzigen Bewohnern des Kreises Slawno die Anfänge dieses Gebietes verständlicher macht und ihnen näher bringt.

Jan Sroka

Anita Buchheim¹²

Erinnerungen an Rügenwalde / Kreis Schlawe – Rügenwalder Briefe

Das Kriegsjahr 1944

Ostwallbau und Bunkermatten aus Stroh

Ab Mitte August 1944 bis Ende November 1944 wurde ich mit vielen anderen Mädchen und Frauen zur Organisation Todt für den Ostwallbau eingezogen.

Zuvor hatte ich mehrmals Einberufungen zum Arbeitsdienst bekommen. Da aber die Sparkasse als „kriegswichtig“ galt, wurden die Einberufungen jedes Mal von meinem Direktor Treichel beim Stadtrat rückgängig gemacht.

So waren fast alle gleichaltrigen Mädchen inzwischen eingezogen worden, und ich verblieb als eines der wenigen älteren BDM-Mitglieder in Rügenwalde. Deshalb wurde ich als Schaftsführerin mit der rot-weißen Schnur bestätigt, das war der niedrigste Rang einer BDM-Führerin, und musste dann eine Schar übernehmen.

Zu meinen Aufgaben gehörte es, Heimabende mit politischen Themen durchzuführen. Das mochte ich jedoch nicht und nutzte lieber meine in Lehrgängen erworbenen Kenntnisse, um Puppen und Spielzeug mit den Mädchen herzustellen - so wie ich es schon beschrieben habe. Wir unternahmen zusammen auch Fahrten, zum Beispiel in die Jugendherberge Neuwasser (heute polnisch Dabki). Ein andermal waren wir in Köslin und wanderten ein Stück durch den Gollenwald. Ab und zu sahen wir Männer hinter Bäumen verschwinden, das war uns mit der Zeit unheimlich, und wir beeilten uns, aus dem Wald herauszukommen. Und das im Sommer 1944, wir waren wohl etwas naiv und leichtsinnig.

Ich war immer darauf bedacht, in meiner BDM-Funktion niemanden zu schaden. Dieser Einstellung habe ich sicher zu verdanken, dass mich später keiner denunziert hat, als die BDM- und HJ-Führer gesucht und ins Lager gebracht wurden. Es war manchmal nicht so leicht, menschliche Würde zu bewahren und Haltung zu zeigen.

Als ich eines Abends ein Mädchen, das wegen der politischen Einstellung ihrer Eltern mehrfach dem Heimabend fern geblieben war, von zu Hause abzuholen hatte, ließ diese unvorsichtig hinter sich die Tür offen stehen. So sah ich ihre Eltern mit dem Kriegsgefangenen im Wohnzimmer gemeinsam Radio hören, was strengstens verboten war. Ich hätte es melden müssen. Schnell verließ ich das Haus - ich hatte nichts gesehen und gehört!

Zu meinem 18. Geburtstag am 08.06.1944 gab unser französischer Kriegsgefangener Manuel meiner Mutter eine dicke Tafel französische Schokolade. Sie sei für mich be-

¹² Anita Buchheim - geb. 1926 in Zanow /Sianow/Kreis Schlawe/Slawno.

Seit 1932 bis 3. Juli 1947 lebte sie in Rügenwalde/Darlowo, ab 24.Juni 1947 in Leubingen/Thüringen. 2006 kam ihr Buch „Blondinen wurden aussortiert. Rügenwalder Briefe“ heraus. Die Artikel für dieses Buch hat die Autorin selbst ausgesucht.

stimmt, denn der 18. Geburtstag wäre doch etwas Besonderes im Leben. Ich wollte die Schokolade nicht annehmen: „Das darf ich doch nicht!“ Aber Mutti sagte: „Du gehst jetzt zu Manuel in die Küche und bedankst Dich!. Solche menschliche Geste steht über Gebot und Verbot, Du würdest Manuel beleidigen, wenn Du die Tafel nicht annimmst!“ Also bedankte ich mich bei Manuel, Mutti hatte ja Recht. Ich achtete auch immer darauf, dass die beiden Kriegsgefangenen den gleichen Nachtisch wie wir bekamen, denn Franzosen sind doch Feinschmecker.

Aber nun zum Thema Ostwallbau: Zu diesem „Schippeinsatz“ mussten 50 Prozent der noch vorhandenen Belegschaften der Betriebe und Verwaltungen, zuerst die Jüngeren, abgegeben werden. Der Rest der Berufstätigen musste zu den Wochenenden als „Sonntagsschipper“ raus in die Gräben. Das gab immer ein Hallo, wenn sie teils mit Stöckelschuhen an unserer Einsatzstelle in Karwitz (heute polnisch Karwice) ankamen. Unter Anleitung von Schachtmeistern lernten wir Zickzack-Gräben, MG-Tische, Panzergräben u.a. anzulegen.

Versorgt wurden wir von einem Feldkoch mit Gulaschkanone. Da es in dieser Zeit Äpfel und Kartoffeln noch am ehesten gab, zauberte der Koch sehr oft unser Leibgericht: „Himmel und Erde“. Hierzu kochte er Äpfel und Kartoffeln zusammen, das gab einen richtigen Schlag Brei auf den Teller und darüber geröstete Zwiebeln. Jedenfalls schmeckte es ganz gut und machte ordentlich satt.

Später wurde ich dann, da ich dem Gesundheitsdienst angehörte und eine Erste-Hilfe-Ausbildung hatte, als BDM-Schwester für eine Hundertschaft in eine Feldscheune bei Bartlin (heute polnisch Bartolino) abkommandiert. Den meisten Kummer unter allen Krankheitsfällen machte mir ein junges Mädchen, das an Nachtepilepsie litt. Sie blieb förmlich weg, und ich dachte immer, sie stirbt mir unter den Händen. So etwas hatte ich doch noch nicht gekannt. Dem Stabsarzt, der oben im Bartliner Schloss „residierte“, und dem ich die Kranken zuzuführen hatte, konnte ich es nicht glaubhaft machen. Er bestand darauf: Die Kranke simuliert. So bin ich dann jedes mal nachts mit Schwesternschürze und -Haube mit dem Fahrrad zum Schloss hochgefahren, wenn sie wieder einen Anfall hatte. Das Beängstigende war dabei, ich musste durch ein Stück Wald und vorbei an einem Kriegsgefangenenlager – und das gegen Ende 1944.

Endlich war es wohl dem Stabsarzt zuviel, und er schrieb die Entlassung für dieses Mädchen aus. Keiner war froher als ich, denn es ist doch eine große Verantwortung – und ich war ja gerade 18 Jahre alt.

Ende November 1944 war dann trotz Kreuzhacken und Biwakfeuer durch den einsetzenden starken Frost nichts mehr zu machen, und wir wurden endlich nach Hause entlassen. Es war so sinnlos, das Land so aufzuwühlen!

Rügenwalde hatte sich inzwischen zu einem großen Lazarett verwandelt. Alle Schulen waren zu Lazaretten umfunktioniert worden. Die Schüler mussten in Gaststätten, die geschlossen waren, ihre Hausaufgaben in Empfang nehmen und die fertigen Aufgaben zum Prüfen abgeben. Direkter Schulunterricht fand nicht mehr statt.

Wir Mädels mussten zusammen mit Hitler-Jungen vom Boot aus Schilf schneiden und abends Bunkermatten aus Stroh und Schilf flechten. Ob die jemals noch in Bunker gekommen sind?

Mein Vater musste mit allen Pferdegespannen mit den flachen Rollwagen Verwundeten-transporte vom Bahnhof zu den Lazaretten vornehmen, wann immer Transporte eintrafen.

Ganz empört kam er eines Abends nach Hause und erzählte was vorgefallen war.

Ein Bahntransport mit Schwerverwundeten war angekommen, und jede Hand wurde gebraucht, die Verwundeten auf die Rollwagen zu bringen. Mehrere politische Leiter in

ihren betresten Uniformen standen zum Empfang da und schauten zu. Er habe sie mit folgenden Worten zum Helfen aufgefordert: „Diese Jungen haben auch für Euch ihr Leben eingesetzt und ihre Knochen hingehalten, also fasst gefälligst mit an und helfst statt herumzustehen.

Habt Ihr Angst, Eure feinen Uniformen blutig zu machen?“

Mein Bruder Wilhelm hatte zu seinem 12. Geburtstag ein Ponygespann geschenkt bekommen, auch das wurde für Transporte herangezogen. Er hatte die Lazarette in Rügenwalde mit Brot und anderer Verpflegung zu versorgen.

Das Schicksalsjahr 1945

Für Flüchtlinge das Mädchenzimmer geräumt

Die Flüchtlingstrecks aus dem Osten nahmen immer mehr zu, und im Februar kamen Wagen, die im Januar schon bei uns Quartier gemacht hatten. Mein Vater hatte die Pferde wiedererkannt – also wurden die Trecks schon rundum geleitet – ohne Ziel...

Fast täglich nahmen wir Flüchtlinge auf. Manchmal waren Kranke dabei, kein Wunder bei dieser eisigen Kälte, und sie blieben etwas länger bis sie sich erholt hatten.

Die Versorgung mit heißen Getränken und kräftigen Suppen war Muttis Aufgabe, während mein Vater die Unterbringung und Versorgung der Pferde übernahm; die Treckwagen wurden im Hof untergestellt.

Ich räumte unser Mädchenzimmer für die Flüchtlinge und schlief im Wohnzimmer auf dem Chaiselongue. Mehr konnte ich nicht tun, denn ich musste ja nach wie vor tagsüber in den Dienst zur Sparkasse, sah die Leute nur früh und abends. Im „Flüchtlingszimmer“ wurden auf den Fußboden Matratzenteile nebeneinandergelegt, je nach Bedarf haben bis zu 8 Personen dort geschlafen.

Mein Vater sah sich die Treckwagen genau an, wie die Schlafplätze eingerichtet waren. Als Dach hatten sie ihre Teppiche unter die Planen genagelt.

Meine Familie war einer Meinung, alles für die Flüchtlinge zu tun, immer mit dem Angstgefühl: Hoffentlich erwischt uns dieses Schicksal nicht auch noch, und wir können hier bleiben. Wir klammerten uns an diesen Gedanken, der doch ein Selbstbetrug war. -

Meine Schwester Erika befand sich im Januar 1945 noch in der Lehrerbildungsanstalt in Prenzlau. Noch existierende Briefe aus dieser Zeit von Zuhause spiegeln das Geschehen dieser Zeit am besten wider:

Rügenwalde, den 22.1.1945

Meine liebe Erika!

Heute Mittag geht Dein Expresspaket noch mit. Ich schicke Dir vielleicht noch ein Paket mit Deinen Sommerkleidern, denn wir müssen vielleicht räumen und unser schönes Rügenwalde verlassen. Gestern Abend kam die Mitteilung, dass wir uns bereithalten sollen und wenn noch ein Befehl kommt, geht es los. Es kann bald, vielleicht aber auch gar nicht sein, wollen das Letztere hoffen. Ich will nun heute packen. Papa muss hier bleiben. Die Bauern fahren mit dem Treck nach Naugard. Wo wir hinkommen, wissen wir nicht, vielleicht auch dahin. Wir werden wohl mit der Bahn wegkommen. Vielleicht schickt Papa alles nach Pyritz, er will heute telefonieren. Was wird nun mit all unserem Fleisch, das kann ich doch nicht mitnehmen. Auch soviel Zucker hab ich. Ich will heute noch waschen, aber es ist eine Kälte.

Die Lehrerbildungsanstalt in Neuwasser wird heute geschlossen, die Mädels fahren morgen früh alle ab. Nun haben wir Sorge, ob bei Euch auch geschlossen wird. Wenn nicht, schicke ich Dir noch Deine anderen Sachen. Es ist da doch sicherer, hier kann ich sie nicht lassen. Ich schreibe Dir sofort, wenn sich was Neues ereignet. Hoffentlich gibt es keine Expressperre.

Nun mein liebes Kind viele Grüße und Küsse von uns allen, Mutti.

Rügenwalde, den 30.1.1945

Meine liebe Erika!

Gestern erhielt ich Deinen lieben Brief. Vielen Dank. Nun ist die Briefsperre aufgehoben und da will ich Dir schnell schreiben. Soeben ist Gerdi abgefahren, es ist 6 Uhr. Sie hat Vormittag Bescheid bekommen, dass sie sofort zum Flüchtlingseinsatz nach Köslin muss. Nun kam der 9-Uhr-Zug erst um 2 Uhr und fährt erst um 6 Uhr wieder. Also keiner um 1, nun ist auch ab heute noch Zugsperr. Von Lauenburg bis Belgard kein Zugverkehr. Es fahren nur Flüchtlingstransporte. Nun kann Gerdi auch nicht mit der Bahn nach Köslin, sie will nun sehen, ob sie mit der Kleinbahn um 8 Uhr nach Latzig kommt. Von da soll Kalli sie abholen und morgen muss er sie dann nach Köslin fahren. Sie hat alle Sachen mit bis auf ihr Rad und ihr Akkordeon. Nun sind wir wieder ein Mädchen los. Auch Irmgard Ullrich war hier, sich zu verabschieden, ihr Vater ist zurückgekommen und hat beide nachgeholt. Sie wollen sehen, ob sie mit den Soldatenzügen mitfahren können.

Du bist nun also auch zum Flüchtlingseinsatz, da wird nicht viel vom Schlafen werden. Ihr könnt aber froh sein, wenn ihr da bleiben könnt. Wir wissen nicht, ob wir wegkommen. Papa meint, wir kommen hier nicht weg, der kleine Bahnhof und all die Menschen, alles überfüllt. Wir sollen ja dann weiter nach Thüringen oder Bayern. Da fahre ich dann eben nach Leubingen. Aber Papa lässt uns nicht gerne weg, und ich bleibe auch solange es geht. Mit dem Möbelwagen, das lassen wir, noch ist ja nichts zu befürchten. In Ratteick haben alle gepackt, Rosins haben ihren neuen Plüschteppich als Plane auf den Wagen genagelt.

Anita hat Anträge für Kennkarten mitgebracht. Nun müssen wir zum Fotografieren.

Sie ist alle Abende zum Strohmatteflechten. Ihre Gruppe, die Mädels, die keine Schule haben, müssen alle Tage zum Schneeschaukeln, heute nach Rußhagen. Die Schule ist geschlossen bis Kriegsende. Am Freitag wurden Jungen eingesegnet, die kamen schon am Sonnabend weg zum Schippen. Sonntag wurden dann die übrigen eingesegnet.

Wir dürfen nur 50 Pfund Gepäck mitnehmen, wenn es losgeht.

Herzliche Grüße von Papa, Anita, Wilhelm und besonders von Deiner Mutti.

Rügenwalde, den 3.2.1945

Meine liebe Erika!

Heute will ich Dir noch mal einen Brief schreiben. Wir haben seit dem 23.1. keine Post von Dir. Es ist ja so wenig Zugverbindung. Wir kriegen keine Post und keine Zeitung mehr. Ich habe mit Frau Bäckert zusammen Seife gekocht.

Viele Leute sind schon mit dem Schiff abgefahren. Die Kommandantur fährt morgen ab, die Verwundeten sollen auch weg. Heute war ein Treck hier auf der Durchfahrt aus Elbing.

Eva-Maria Schiffmann hat sich plötzlich mit einem Oberleutnant verheiratet und ist heute mit ihm abgefahren.

Es sind fast alle Soldaten weg von der Münde. Nun haben Soldaten die Wipperbrücke zum Sprengen fertiggemacht. Morgen kommt Einquartierung, sagt Frau Nünke.

In Schlawe ist ein Güterwagen ausgeraubt worden, es wird so viel gestohlen, was sind das nur für Zeiten.

Papa ist nun froh, dass er den Möbelwagen nicht nach Pyritz geschickt hat, es ist doch nicht weit von Küstrin, wo schon die Panzer sind.

Die Kutter von der Münde fahren mit ihren Angehörigen nach Travemünde – 5 Tage und 5 Nächte Fahrt auf See – bei dieser Kälte!

*Wenn ich nur bald Post von Dir hätte. Schreib bald.
Herzliche Grüße und Küsse von Mutti, Papa, Anita und Wilhelm.*

Rügenwalde, den 11.2.1945

Meine liebe Erika!

Dein letzter Brief vom 30.1. kam am Montag. Diese Woche sollen wieder 2 Züge verkehren, einer hin und einer zurück. Heute wurde schon Stargard im Wehrmachtsbericht genannt, so wird der Russe immer näher zu uns kommen. Alle Tage kommen endlos Trecks hier durch, sie fahren und wissen nicht wohin. Alles ist verstopft, der einzige Weg durch die Ostsee.

Hier kam Bescheid, dass ein Lazarettsschiff auf der Fahrt ist und mittags hier eintrifft. Papa hatte 2 Rollwagen fertig gemacht, quer rüber lauter Tragbahnen gestellt und gewartet. Nun wurde bekannt, dass das Schiff gesunken ist. Es waren 3.000 Verwundete drauf. Alle Kutter und Schiffe waren ausgelaufen und haben nichts mehr retten können. Einige sollen nach Stolpmünde gerettet worden sein.

Soeben geht Anita mit ihren BDM-Mädels los zum Lazarett. Sie haben den großen viereckigen Waschkorb voll, 6 Teller voll Plätzchen, 1 Torte, 1 Wurst, 2 Flaschen Wein, 1 Schachtel Konfekt, 1 Teller Konfekt, sehr viele Bücher. Das kommt alles in ein Zimmer. Jede Gruppe hat ein Zimmer zu betreuen, ich glaube, immer 8 Mädels.

Am Donnerstag hatten wir Alarm, wer weiß, wo die Flieger waren, die Ostsee hat gezittert vom Schießen, oder ob die Flieger Minen gelegt haben? Wir konnten nicht einschlafen.

Straßenweise werden jetzt alle Gasherde verplombt. Es sind auch immer Sperrstunden. Ab und zu gibt es auch noch Brötchen, wenn Hefe da ist. Unsere Wurst ist aus dem Rauch.

Bleib gesund mein liebes Mädchen, wollen hoffen, dass wir uns bald wiedersehen.

Herzliche Grüße und Küsse Papa, Anita, Wilhelm und besonders von Mutti.

Rügenwalde, den 18.2.1945

Meine liebe Eka!

Hoffentlich erreicht Dich mein Brief noch in Prenzlau. Morgen ist wieder Montag, dann kommt hoffentlich Post von Dir. Wir hatten 2 Nächte die selben Flüchtlinge, heute fahren sie weiter. Der Opa war ihnen so krank geworden, der schlief bei Förderers, die Oma ist unterwegs schon gestorben. Bei uns waren die Frau und drei Kinder, die wollten am liebsten hier bleiben. Heute nachmittags kommt ein Transport, 900 Flüchtlinge zum Verteilen. Papa und Wilhelm müssen wieder Gepäck fahren. Gerade als die Flüchtlinge bei uns anspannen wollten, war Fliegeralarm. Es dauerte aber nur eine halbe Stunde, unsere Gespanne kamen alle zurück. Wilhelm fuhr wieder fürs Lazarett.

Manuel ist weg von uns. Er kam und stellte sich in den Stall und sagte, er arbeitet nicht mehr, der Krieg ist bald aus. Papa hat ihn wieder zum Lager gebracht und ist zum Arbeitsamt gegangen. Nun behalten wir Thrun an seiner Stelle, Lehmann arbeitet auch wieder.

Anita schläft nun immer auf dem Chaiselongue im Wohnzimmer, denn Euer Zimmer ist laufend mit Flüchtlingen belegt. Nun will ich schließen und noch an Oma schreiben.

Viele, viele Grüße und Küsse Mutti und Alle.

Rügenwalde, den 22.2.1945

Meine liebe gute Erika!

Zu Deinem 17. Geburtstag gedenke ich von ganzem Herzen Deiner und nimm von uns allen die besten Glückwünsche entgegen. Möge Dir das neue Lebensjahr nur Gutes bringen, vor allem, dass wir uns gesund wiedersehen.

Wie gern hätte ich Dir wieder einen Geburtstagskuchen gebacken, doch musst Du diesmal mit einem Brief zufrieden sein. Als kleine Freude besuche ich Dich bildlich. Ich hoffe doch, dass mein Brief Dich überhaupt erreicht. Ich habe seit dem 4.2. keine Post von Dir und warte so sehr, heute an meinem Geburtstag kam nur ein Brief von Oma. Ich denke heute sehr viel an Dich.

Heute Nacht fahren Ullrichs mit dem Schiff nach Swinemünde und von da aus nach Hagen. Hoffentlich kommen sie glücklich an.

Ich gratuliere ganz besonders herzlich und grüße recht herzlich, auch Papa, Wilhelm und Anita schließen sich an, Deine Mutti.

Beraubt und mit der Peitsche davon gejagt

Anfang März 1945 wurden alle Mitarbeiter in der Sparkasse vom Direktor, Herrn Siegfried Treichel, belehrt, dass niemand seinen Arbeitsplatz verlassen dürfe, es sei denn, man riskiert, von der Polizei zurückgeholt zu werden.

Am 6. März 1945 ging ich also wie immer zum Dienst – im Radio war schon nichts mehr zu hören. Ob die Sendeanstalt zerstört war, weiß ich nicht. Das letzte, was ich Tage zuvor zusammen mit meiner Familie im Radio gehört hatte, prägte sich mir als sehr makaber ein: Kanonendonner, Glockenläuten und das Lied „Nichts kann uns rauben, Liebe und Glauben zu unserm Land, es zu erhalten und zu gestalten, sind wir gesandt.“ Wir heulten wie die Schlosshunde.

Unser Direktor sagte, als alle Beschäftigten versammelt waren, dass die Stadt bis 14 Uhr geräumt sein muss, dann würden alle Brücken gesprengt werden. Daraufhin hastete ich nach Hause. Unsere Treckwagen waren schon vorbereitet, auch einer für die Familien Thrun und Lehmann, unsere ältesten Kutscher, auch Wilhelms Pony-Wagen mit ein paar lebenden Hühnern drauf. Ein Waschkorb voller Wurst und die Fleishtonnen mit Pökelfleisch wurden auch noch aufgeladen, denn wir hatten im Januar gerade ein Schwein geschlachtet.

Die Wagen waren wie Planwagen hergerichtet, mit Teppichen und Planen überdacht, Matratzenteile und Bettzeug zu Schlafstätten gebaut. Wir hätten wochenlang unterwegs sein können. Von den bisher bei uns Station machenden Trecks hatten wir allerhand gelernt und immer gehofft, dass es uns nicht auch erwischt.

Vom Hafen rief laufend ein befreundeter Kapitän an, er könne nicht länger auf uns warten, im Hafen sei schon Panik ausgebrochen. Die verzweifelten Menschen versuchen mit aller Kraft die überfüllten Schiffe zu betreten, stürzen ins eiskalte Wasser, versuchen vom Wasser aus, die Schiffe zu erklimmen.

Wer nicht kam, waren mein Vater und seine Leute, sie waren alle unterwegs, um noch so viele Verwundete wie möglich auf die Schiffe zu verladen. Viele Schiffe sind aber gesunken, von Minen getroffen, man weiß also nicht, wofür es gut war, nicht auf den Schiffen gewesen zu sein. –

Etwa gegen 13 Uhr kamen sie aber endlich, und wir verließen gegen 13.30 Uhr mit drei Wagen das Grundstück und durch das Steintor die Stadt Richtung Jershöft. Es ging aber nur schrittweise voran, alle Straßen waren mit Trecks verstopft. Es herrschte ein fürchterliches Schneetreiben.

Richtung Lanzig / Jershöft – das war doch Richtung Osten – keiner wusste, warum und wohin eigentlich, nur von Zuhause weg, denn die Wipperbrücke sollte gesprengt werden, da wäre bestimmt unser Haus mit zerstört worden. Das Haus war ja nur fünf Grundstücke weit von der Brücke weg.

Drei Tage später, am 9. März in Lanzig, ca. 20 Kilometer von Rügenwalde entfernt, war unsere Flucht vor den Russen schon beendet. Wir hatten in der Dorfschule übernachtet

und wurden in aller Frühe geweckt. Russisches Militär zog auf das Schulgrundstück, und wir sollten auf deren Geheiß alle zurück nach Hause. Also sind wir auf die Wagen gestiegen, die Pferde wurden angespannt. Da spannten die Russen die Pferde sofort wieder aus. Mein Vater protestierte dagegen, da jagten sie uns mit der Peitsche von den Wagen. Vor Schmerzen und Angst liefen wir, was wir konnten, und sie schossen hinter uns her. So schnell war mein Vater seine Pferde los, die er um alles in der Welt nicht im Stich lassen wollte. Wilhelms Pony hatte einen Streifschuss abbekommen, das ließen sie laufen, so hatten wir wenigstens das. Wir liefen um unser Leben.

Unterwegs begegneten uns immer mehr russische Truppen, auf Panjewagen total besoffene Soldaten, laut grölend. Diejenigen, die noch dazu in der Lage waren, kamen auf uns zu und nahmen uns mit vorgehaltener Waffe Uhren und Ringe ab. Mir raubte einer der Soldaten meine kleine achteckige Armbanduhr, auf die ich so stolz war und die mir viel bedeutete. War sie doch das Konfirmationsgeschenk meiner Oma Zanow.

Als wir nichts mehr hatten, kamen immer noch Reitertruppen, und die Soldaten ritten auf uns zu und riefen „Uri, Uri, dawai!“ Wir hielten ihnen unsere leeren Arme entgegen, damit sie sehen sollten, wir haben keine Uhren mehr. Dafür kriegten wir eins mit der Reitpeitsche. Da rief mein Vater uns zu: „Genug geschlagen, jetzt gehen wir querfeldein so weit von der Straße weg, dass wir unbehelligt in die Stadt zurückkommen.“

Unterwegs auf dem etwa 20 Kilometer langen Fußmarsch haben wir uns ab und zu etwas Schnee in den Mund gesteckt, wir hatten ja nichts gegessen – unsere ganze Habe war auf den zurückgelassenen Wagen.

Kurz vor Rügenwalde warteten wir bis zur Dämmerung und wagten uns dann zu einem einzelnen Gehöft vor der Stadt. Gern ließen uns die dort wohnenden Leute nicht rein, sie waren ganz schlimm von den Russen heimgesucht worden, beraubt und die Frauen mehrfach vergewaltigt. Deshalb sind wir dann in die Stadt zurück zu unserem Grundstück.

Beide Torfahrten standen weit offen, vorsichtig sind wir ins Haus. Alles war leer, im Wohnzimmer stank es fürchterlich. Wir hatten noch Essen stehen gelassen als wir abgefahren sind, denn es waren noch Leute vom Treck bei uns. In das stehen gelassene Essen hatten die Russen scheinbar Muttis Parfüm und Kosmetika reingeschüttet; es stank erbärmlich.

Mitten im Wohnzimmer lag Papas dunkelblauer Marine-SA-Mantel ausgebreitet, auf dem steckten überall Messer und Gabeln, so als hätten die Soldaten Messerwerfen darauf veranstaltet.

Wir räumten erst einmal alles auf, um es wieder einigermaßen wohnlich zu machen.

Angst vor Soldaten und Freitod mit Stadtgas

Plötzlich kamen in den Hof Pferdegespanne hereingefahren mit älteren Tataren als Kutsher. Sie kamen in unsere Wohnung, und Offiziere gingen in Träders Wohnung über uns. Ich bin zu Dubberkes im Haus gegenüber geflüchtet und habe mich mit den Töchtern von Dubberkes zusammen in einem der oberen Zimmer versteckt. Wilhelm brachte mir zu essen – das mussten die Russen beobachtet haben. Eines Abends kam ein total besoffener Offizier nach oben und wollte in das verbarrikadierte Zimmer rein. Wir waren unter das Bettzeug gekrochen und wagten nicht zu atmen. Er schlug mit der Faust in die Glastür und muss sich dabei so verletzt haben, dass er stark blutete – und zog fluchend ab.

Dubberkes gaben mir zu verstehen, dass es für sie zu gefährlich sei, mich weiter zu verstecken, also bin ich im Dunkeln in eine Decke gehüllt über die Straße zurück zu meinen Eltern und meinem Bruder in unsere Wohnung gelaufen.

Mit den Russen bzw. Tataren hatten sich meine Eltern so geeinigt: Sie benutzten den Kücheneingang und somit Küche und Wohnzimmer, meine Eltern den Esszimmereingang, also Ess- und zwei Schlafzimmer. Das zwischen Wohn- und Schlafzimmer befindliche kleine Schlafzimmer von Wilhelm wurde mit Schränken zugestellt – und wenn irgend ein Fremder von draußen zu hören war, war das kleine Zimmer mein Versteck.

In diesen Tagen, da ich mich versteckt hielt, mussten Papa und Wilhelm mit dem Pony Leichen aus den Häusern abfahren. Das Stadtgas war noch nicht abgesperrt. Und so haben sich ganze Familien in ihrer Not als letzten Ausweg das Leben genommen. Auch Sparkassendirektor Treichel – er hinkte und war nicht kriegsdienstfähig – suchte den Freitod. Zuerst soll er – wie es später hieß – seine Frau, dann sich selbst erschossen haben. Das kinderlose Ehepaar hatte vergeblich versucht, in Stolpmünde auf ein Schiff zu kommen, um sich in Sicherheit zu bringen.

Hausdurchsuchung und Vaters Brot zertreten

Im Johnsen Haus in der Langen Straße war von den russischen Besatzern eine Kommandantur eingerichtet. Der Kommandant, ein Major, gab in diesen Märztagen den Befehl heraus, dass sich alle Deutschen im arbeitsfähigen Alter melden müssten. Wer nach Ablauf einer gewissen Frist noch nicht registriert wurde, sollte – wie es hieß - standrechtlich erschossen werden.

Bei uns war am 19. März 1945 Hausdurchsuchung. Das ganze Quartier wurde von mehreren Russen, ob vier oder fünf, kann ich nicht mehr sagen, durchsucht. Sogar die Asche im Kachelofen des von uns genutzten Esszimmers haben sie durchstochert. Was die wohl gesucht haben? Die mit Gewehren bewaffneten Russen sind vom Esszimmer durch die beiden Schlafzimmer bis an die Tür meines Verstecks gekommen. Nun holten sie mich aus meinem Versteck, dem kleinen Zwischenzimmer. Einer der älteren Tataren, die die Küche und das Wohnzimmer besetzt hielten, kam herüber zu uns und war sehr erstaunt, auch mich zu sehen, denn er wusste bis dahin nur von meinen Eltern und meinem Bruder. Er machte mir heimlich hinter dem Rücken der Russen mit Handzeichen deutlich, ich sollte doch weggehen, mich wieder verstecken. Aber ich hatte Angst, war wie versteinert, und die Russen befahlen mir und meinem Vater unmissverständlich mit vorgehaltenen Gewehren, uns Mäntel überzuziehen, wir müssten mit. Sie zerrten meinen Vater und mich aus dem Haus und trieben uns dann durch die Straßen bis in den Schlosskeller. Hier befanden sich schon viele Deutsche, und mehr und mehr kamen hinzu. Auch Superintendent Molzahn kam und versicherte, er hätte mit dem Kommandanten gesprochen, wir sollten nur nach Schlawe zu Aufräumarbeiten gebracht werden. Wir verbrachten dicht gedrängt die Nacht im Schlosskeller, von den Russen bewacht. Vor Angst und Aufregung war an Schlaf nicht zu denken.

Am nächsten Morgen marschierten wir in einer langen Kolonne 22 Kilometer zu Fuß nach Schlawe. In Schlawe wurden wir in Siedlungshäuser am Stadtrand verteilt, die leer standen. Ob die Eigentümer geflüchtet oder verhaftet waren, weiß ich nicht. Von Rügenwalde aus hatten wir tagelang den roten Himmel in Richtung Schlawe gesehen, so hatte es dort gebrannt. Von Aufräumarbeiten war nicht mehr die Rede. Wir harreten der Dinge, die da kommen sollten, ständig unter Bewachung und voller Angst.

Nachts ab 24 Uhr wurden wir einzeln zum Verhör in eines der Häuser gebracht und nach dem Verhör in ein anderes Siedlungshaus, sicher damit wir den noch nicht Verhörten nichts berichten konnten. So ging das in drei Nächten hintereinander. Bei den Verhören wurden mir Fotos von Männern in SA- und SS-Uniformen vorgelegt, und ich wurde befragt, ob ich die Personen kenne, dabei wurde ich mit Scheinwerfern angestrahlt. Ich habe, Gott sei Dank, niemanden davon gekannt.

Danach wurden wir wieder in Marschkolonne, diesmal nach Männern und Frauen getrennt, etwa 45 Kilometer nach Stolp gebracht. Neben uns Wachposten zu Pferde, die das Tempo mit „Dawai!“ antrieben. Halb gehend, halb laufend, kamen wir in Stolp an und wurden bis vor das Gefängnis geführt. Da habe ich zum ersten Mal förmlich ein Stoßgebete gen Himmel geschickt, denn der Gedanke, ins Gefängnis zu müssen, war mir unerträglich. Es war aber anscheinend schon überfüllt. Wir bekamen im Gefängnishof von den Russen zum ersten mal seit Tagen Brot, ein Kommissbrot für 25 Frauen. Es fiel in den Händen zu Krümeln auseinander. Anschließend ging es mit der Kolonne weiter zur damaligen Reichsbank. Unser Trupp musste nach oben in die leere Wohnung des Reichsbankdirektors Dr. Backhaus, die sich in der oberen Etage des Bankgebäudes befand. Aber wie sah es dort aus! Es waren wohl schon viele vor uns diesen Weg gegangen. Das ganze Bad war voller Scheißbrühe, die Wanne, alles, total verdreckt. Dort konnten wir vielen Frauen unmöglich unsere Notdurft verrichten. Raus durften wir aber auch nicht.

Dank einer rührigen und unerschrockenen gewissen Marianne aus Schlawe (wir kannten uns inzwischen wenigstens im engsten Umfeld mit Vornamen) haben wir uns dann so geholfen – wenn auch mit allem Ekel: Marianne hat die Wachposten gefragt, ob wir das Bad sauber machen dürfen. Die Posten waren ganz verblüfft und sagten nur: „Da, da.“. Dazu mussten wir erst einmal viel Sand beschaffen. Marianne, ich und noch ein paar beherzte Mädchen fassten Mut und holten aus dem Luftschutzkeller des Reichsbankgebäudes Sand und Schaufeln (da waren tatsächlich welche). Soviel Sand, wie wir kriegen und schleppen konnten, haben wir dann ins Bad geschafft. Rein – und mit der Brühe, die darin unterging, wieder rausgeschaufelt. Wasser lief auch, also wurde mit Sand und Wasser geschrubbt, bis alles benutzungsfähig war. Haben wir uns abgerackert und gekelt – aber es ging! Im wahrsten Sinne des Wortes sagte Marianne: „Seht Ihr, die Lage wird erst dann beschissen, wenn wir uns nicht zu helfen wissen!“ Solche Menschen, wie diese Marianne, sind einfach Gold wert, sie meistern die schlimmsten Situationen und reißen andere mit!

So haben wir uns beschäftigt bis vor dem Haus eine lange Männerkolonne hielt. Einige Frauen hatten Rügenwalder darunter entdeckt – auch mein Vater war dabei! Sie riefen mich ans Fenster, und ich sah meinen Vater unten auf der Straße stehen. Er zeigte „Hunger“ mit einer verzweifelten Handbewegung zum Mund hin und rief leise „Brot“, um die Posten nicht aufmerksam zu machen. Ich erbettelte mir schnell einen Brotkanten bei den Frauen und warf ihm diesen vorsichtig zu – aber ein Wachposten hat es doch gemerkt und das Brot bewusst mit dem Stiefel zertreten. – Die Kolonne mit meinem Vater zog dann weiter – wohin? Würden wir beide uns in Sibirien wiedersehen? Ich wusste es nicht, aber das würde wohl unser Schicksal sein.

Hundekuchen und Abtransport ins Lager Graudenz

Nach ein paar Tagen waren wir Frauen an der Reihe. Unter Bewachung mussten wir das Reichsbankgebäude verlassen und zum Bahnhof marschieren. Wir wurden in Güterwagen verladen, immer 60 Frauen in einen Waggon, vollkommen zusammen gepfercht. Es klingt wie ein schlechter Witz; beim ersten Halt erhielt jede von uns ein Päckchen „Spratt's Hundekuchen“ von den russischen Wachposten zugeteilt, so hatten wir die Fahrt über zumindest etwas zu nagen. Auch gut, das Hundefutter belastete die Eingeweide nicht so. Ich bin jedenfalls während der ganzen Fahrt nicht einmal mit rausgesprungen, wenn der Güterwagen zum Austreten geöffnet wurde, frühmorgens, bevor die Fahrt weiterging. Dann stellten sich die Posten mit aufgepflanzten Bajonetten im Halbkreis auf, drei Schritte vom Waggon weg – und alle mussten nun unter ihren Augen,

ihrem Gelächter und ihren Witzen die Notdurft verrichten. Ich fand das als Frau so erniedrigend, lieber wollte ich kaputtgehen...

Als wir nach wohl 10 Tagen in Graudenz ausgeladen wurden, waren in unserem Waggon zwei Frauen an Diphtherie gestorben. Ich wurde beim Marsch vom Bahnhof ins Lager durch zwei Mädchen von beiden Seiten gestützt, denn ich konnte vor Schmerzen nur krumm gehen, da ich so lange keinen Stuhlgang hatte.

In Graudenz wurden wir zu 1000 Frauen in einem Lager untergebracht. Das Lagergebäude war wohl eine Schule gewesen und ziemlich zerschossen. Überall standen bewaffnete Wachposten. Auf den zerlöcherten Treppen mussten wir Frauen uns gegenseitig hochhelfen. In dem oberen Klassenzimmer, in das wir hineingepfercht wurden, soviel nur hineingingen, haben wir nach und nach die Schusslöcher in den Wänden mit Papier, das wir in den Trümmern fanden, zugestopft. Damit drang die Kälte nicht ganz so in den Raum.

Es konnte immer nur ein Teil von uns liegend schlafen, der Rest stand rund an den Wänden des Klassenzimmers. So lernten wir im Stehen zu schlafen, irgendwann wurde gewechselt. Schlimm wurde die Situation für uns, als in einer der ersten Nächte drei Deutsch-Polinnen, die aus der Gegend waren, geflohen sind. Von da an hatten wir verschärfte Bewachung, vor jedem Zimmer standen ab sofort Wachposten. Nur einmal, wohl früh gegen 6 Uhr, wurden wir truppweise mit starker Bewachung und aufgepflanzten Bajonetten auf die Latrine geführt. Bis dahin habe ich nachts manchmal wahnsinnige Schmerzen ausgehalten, wenn ich musste und nirgendwohin konnte. Ich habe oft gedacht, ich ertrage es nicht – viele Jahre später hatte ich noch Alpträume: Ich musste immer auf die Toilette, und es gab weit und breit keine.

Das war schlimmer als die schwere Arbeit. Wir mussten zum Beispiel auf dem Bahnhof die Trümmer, Bahnschwellen und Schienenteile wegschleppen, um die Folgen von Beschuss und Bombardierung zu beseitigen. Aber wir waren immer im Trupp und so sicherer vor Vergewaltigungen, denn die Russen hatten es offensichtlich besonders auf Blondinen abgesehen.

Dann mussten wir einige Tage im strömenden Regen stehen und wurden zu Hunderterkolonnen zusammengestellt. Unsere 100 waren nach dem komplizierten namentlichen Aufruf zum zweiten Mal 101, da sollten wir alle erschossen werden – Sabotage! – Der Kommandant war wütend. Endlich wurde eine ältere Jüdin geholt, die besser deutsch konnte als die Russen, denen die Aussprache der deutschen Namen offensichtlich sehr schwer fiel. Sie kam auf die Idee, uns nicht nur mit Namen, sondern auch mit Geburtsjahr aufzurufen. So stellte sich heraus, dass eine Hedwig Meyer übrig blieb, denn beim namentlichen Aufruf waren immer zwei Frauen mit dem Namen Hedwig Meyer in den Block getreten. Die zweite Hedwig Meyer gehörte der nächsten Hundertschaft an. Auf diese Weise hat uns die Jüdin das Leben gerettet.

Es dauerte nicht lange, da grassierten im Lager Ruhr, Hungertyphus, und Läuse kamen auch noch hinzu. Es war schrecklich, was da alles über uns kam.

Wer es nicht fertig brachte, auf die Dauer die Wasserbrühe, in der ein paar Graupen oder Körner herumschwammen, zu schlucken, der hatte bald Hungertyphus. Das einzige, was dagegen unternommen wurde: Die sehr Kranken wurden in einem Extraraum untergebracht. Die Latrinzeremonie erweiterte sich dahingehend, dass hinter der Latrine noch eine große Grube ausgehoben wurde, in die die Toten geworfen wurden. Vorher wurden sie allerdings von den Soldaten erst noch um Brauchbares erleichtert, wie Schuhe, Stiefel etc., soweit noch vorhanden.

Eines morgens, als wir auf die Latrine geführt wurden, passierte etwas Makaberes, über das ich im Nachhinein sogar lachen musste. Was war geschehen? Ein Lastwagen fuhr in

den Lagerhof herein, beladen mit Brot. Ein Deutscher stand oben auf dem Hänger, sah uns auf der Stange sitzen und rief: „Schnell, Mädchen, macht mir Platz, ich habe die Ruhr und keine Hose zum Wechseln. Ich springe zu Euch runter, sonst passiert ein Unglück!“ Er sprang herunter und erleichterte sich. Die herbeigeeilten Wachposten piekten uns mit den Bajonetten aus der Latrine – zurück ins Lager.

Die Zahl der Kranken und der Toten im Lager nahm von Tag zu Tag zu, es waren wohl schon über ein Dutzend jeden Morgen. In Graudenz, so hörten wir durch den Buschfunk, sollten wohl insgesamt 60 Lager mit Frauen und Männern getrennt, immer 1000 an der Zahl, bestehen, das heißt, 60.000 Verschleppte allein in Graudenz! Das war durchaus möglich, denn die vielen Leute von den Trecks, die auf den Landstraßen unterwegs waren, wurden in unsere Marschkolonnen eingereiht, bis Stolp, wo wir verladen wurden. Graudenz war auch die letzte Station vor Deutsch-Eylau. Hier wurde Richtung Sibirien verladen, wie wir später hörten. Und mir mein Vater, der auf diesem Weg bis nach Karanganda gekommen war, später bestätigt hat.

Wie viele Menschen sind im Lager Graudenz umgekommen, niemand wird es je genau erfahren. Zwischen uns Pommern waren ebenso Leute aus Posen / Westpreußen, Ostpreußen sowie aus dem Memelland unter den Verschleppten.

Eines Tages wurden wir Frauen wieder auf dem Hof zu Hundertschaften zusammengestellt. Wir dachten, jetzt geht die Verschleppung weiter Richtung Osten. Nach stundenlanger Warterei – es ging schon auf den Abend zu – wurden wir - mit Wachposten um uns herum - schließlich bis über die Weichsel gebracht. Dann wurden wir zu zweit bis viert an den Posten vorbeigeführt, und jeder von ihnen nahm sich noch, was ihm gefiel. Besonders begehrt waren Armbanduhren und Stiefel. Eine Uhr hatte ich nicht mehr, und meine hohen Schnürschuhe fanden kein Interesse, also konnte ich unbehelligt vorbeigehen. Marianne hatte ihre Stiefel immer gut unter den Skihosen versteckt, aber nun wurden sie ihr doch ausgezogen. Sie musste sich Lappen um die Füße wickeln.

Dann mussten wir weiter – aber das war doch westlich der Weichsel! Wir verstanden nichts mehr.

Blonde Frauen wurden aussortiert

Etwas abseits von der Straße war eine große Feldscheune. Da mussten wir anhalten, es war schon stark dämmrig. Plötzlich kam ein Lastwagen, besetzt mit mehreren schlitzäugigen Soldaten, vermutlich Kirgisen, angefahren. Sie sprangen ab und sortierten zwischen uns alle jungen blonden Frauen heraus. Diese mussten sich auf die andere Straßenseite stellen. Wir Blondinen hatten uns die Kopftücher weit ins Gesicht gezogen, aber die hellen Augenbrauen und Augen verrieten uns. Auch ich wurde rübergeschickt. Das war mir doch mulmig, ich ahnte Schlimmes, ich hatte Angst, doch noch vergewaltigt zu werden. Oder was hatte man sonst mit uns vor? Bei der allgemeinen Unruhe gelang es mir, unbemerkt die Straße zu wechseln und wieder in dem größeren Haufen zu verschwinden.

Die aussortierten Blondinen wurden dann auf den LKW geladen, sich zu wehren, war angesichts der vielen bewaffneten Soldaten sinnlos. Und ab ging die Fahrt zurück über die Weichsel. Ich habe nie wieder etwas von diesen blonden Frauen gehört.

Wir zurückgebliebenen Frauen mussten hinüber in die Feldscheune. Sie war voller Heu und Stroh. Ich bin mit ein paar Gleichaltrigen so hoch gekraxelt wie es nur irgendwie ging, da haben wir uns hinter Heuballen versteckt.

In der Nacht wurden von den verbliebenen Wachposten noch mal Frauen geholt, vermutlich um sie zu vergewaltigen. Wir wagten hinter unseren Heuballen nicht zu atmen. Die

Posten hatten mit Bajonetten ins Stroh gestochen, Gott sei Dank kamen sie nicht bis zu uns hoch ins Heu. Dann war endlich Ruhe. Doch die Angst blieb.

Flucht mit Pellkartoffeln und Blutblasen

Im Morgengrauen hatten ein paar Vorwitzige mal aus der Scheune geguckt. Ihre Nachricht ging um wie ein Lauffeuer: „Die Posten sind weg!“ Wir konnten es kaum glauben. Aber dann liefen wir und liefen, soweit die Kräfte reichten und bis wir keine Puste mehr hatten, bis es wirklich nicht mehr weiterging. Dabei hatte sich schon alt und jung getrennt, das war ganz natürlich, denn die älteren Frauen konnten mit unserem Tempo nicht mithalten. Es war ja auch sicher besser, in kleineren Gruppen zu gehen. Wir waren etwa 15 junge Frauen, die sich zusammenfanden, darunter auch Marianne.

Nach einer kurzen Verschnaufpause sind wir dann weitermarschiert. Die Sonne und die Wetterseite der Bäume dienten uns zur Orientierung, denn alle Schilder auf der Straße waren polnisch beschriftet. Wir sind von der Straße weg, immer auf Land- und Waldwegen weitergezogen, möglichst nicht durch Ortschaften. Schließlich wusste man nicht, wem man begegnet, und wir hatten Angst, wieder aufgegriffen zu werden. Trafen wir auf eine Kartoffelmiete im Feld, wurden dürre Zweige gesammelt, und damit durch Aneinanderreiben in einer Bodenvertiefung Feuer gemacht, um die Kartoffeln zu braten. Die wurden dann redlich geteilt und bildeten unsere Marschverpflegung.

Mal wagten wir uns auch auf ein einzelnes abgelegenes Gehöft. Da erfuhren wir dann von den dort wohnenden Deutsch-Polen, dass wir auf der Hut sein müssten, denn die polnische Miliz wäre unterwegs, um die Deutschen wieder zur Zwangsarbeit einzufangen. Damit bestätigte sich unsere Befürchtung. Es hieß also, weiterhin sehr vorsichtig zu sein. Die Deutsch-Polen hatten selber viel Angst, aber wir bekamen als Proviant wenigstens eine Handvoll gekochte Pellkartoffeln mit auf den Weg. Die konnte man gut unterwegs nach und nach essen.

Wir hatten auch mal Pech, als wir bei einem Polen anklopften, der ein Deutschenhasser war. Er hatte sicher hierfür seine Gründe. Der Mann hetzte seine Hunde auf uns. Vor lauter Angst, gebissen zu werden, liefen wir so schnell wir konnten, obwohl unsere Füße furchtbar schmerzten und mit Blutblasen übersät waren.

Ein anderes Mal hatten wir auch Glück. Menschen, die offensichtlich Mitleid mit uns hatten, gaben jeder von uns eine Scheibe Kartoffelbrot und einen Topf Malzkaffee, und wir durften in der Scheune schlafen.

Wir richteten es so ein, dass wir mindestens 30 Kilometer am Tag schafften. Neben dem Hunger machten uns die kaputten Fußsohlen die meisten Probleme. Doch wir wollten nach Hause, das trieb uns voran.

Einmal kamen wir bis an die Tucheler Heide (polnisch: Bory Tucholskie), ein großes Heidegebiet in der Nähe von Tuchel (polnisch: Tuchola), nördlich von Bromberg. Von dort her konnten wir in der ersten Zeit in Graudenz immer noch Geschützdonner hören.

Die toten deutschen Soldaten lagen hier in der Heide wie gesät, die Soldbücher flatterten auf und zu im Wind. Sicher hatten vor uns schon Leute die Soldbücher aus den Uniformen hervorgezogen und nachgesehen, wer erschossen wurde. Aber ob die Angehörigen jemals Nachricht bekommen haben? Ich glaube eher nicht. Wir wagten es jedenfalls nicht, irgend ein Soldbuch an uns zu nehmen. Denn wir hatten Angst, falls wir aufgegriffen würden, solche Dokumente bei uns zu haben. Was hätten wir erklären sollen. Wir wussten ja auch nicht, ob es uns gelingen würde, überhaupt nach Hause zu kommen.

Wir hielten uns also weiter nördlich, um das Schlachtfeld zu umgehen. Ein ganzes Stück liefen wir auf einer Bahnstrecke, auf den Schwellen kam man gut voran. Aber wir waren

wohl zu weit nach Norden abgekommen. Plötzlich tauchten westlich der Bahnlinie Wachtürme und Stacheldrahtzäune auf. Was wir dann noch erkennen konnten, ließ uns fast das Blut in den Adern stocken: Ausgemergelte männliche Gestalten wankten mit schwer beladenen Schubkarren dahin. Einige trugen zu zweit Baumstämme auf den Schultern. Die Männer hatten Eisenringe um den Hals, Ketten daran mit Kugeln am Ende, auch an den Füßen schlepten sie Ketten. Es war ein Anblick als würde hier ein Film aus der Sklavenzeit gedreht. Dieses Bild des Grauens habe ich immer verdrängt, aber bis heute habe ich es nicht vergessen können. Heute frage ich mich: Ob das wohl das Konzentrationslager Danzig-Stutthof war, oder ein Außenlager?

Wir ließen uns vor Schreck vom Bahndamm auf der anderen Seite herunterrollen, krochen auf allen Vieren, so schnell wir konnten, weg – zurück – nur weg! Wir liefen dann bis wir vor Erschöpfung liegen blieben..

Wir waren dann so an die zehn Tage und etwa 300 Kilometer unterwegs. Einmal hätte uns beinahe die polnische Miliz erwischt. Drei uniformierte Reiter kamen den Feldweg entlang, aber wir konnten uns rechtzeitig im Gebüsch verstecken. Der lange Marsch mit den schmerzenden Füßen, der Hunger und die ständige Angst hatten mich wie auch die anderen jungen Frauen sehr zermürbt. Doch der Gedanke, bald nach Hause zu kommen, trieb uns weiter.

In der Nähe von Schlawe hieß es dann von Marianne Abschied nehmen. Marianne hatte ihr Ziel erreicht. Wir beide hatten uns immer so gut verstanden und soviel Schweres miteinander durchgemacht, da fiel uns der Abschied nicht leicht. Dass es ein Abschied für immer sein würde, konnten wir beide damals nicht ahnen. Ich habe von Marianne leider nie wieder etwas gehört.

Verzweifelte Suche nach Mutter und Bruder

Ohne Marianne gingen wir nun weiter unserem Ziel Rügenwalde entgegen.

Unterwegs hörten wir von Leuten, dass 25 Kilometer Küstenstreifen von Deutschen geräumt worden waren. Alle Rügenwalder wären auf Dörfer außerhalb dieses Küstenstreifens im Umland verteilt worden. Bei den Bürgermeistern dieser Orte lägen Listen von allen Zugewanderten aus, da könne man nachsehen, wo sich Angehörige befinden. Ich suchte mich also mühsam in mehreren Ortschaften durch, bis ich in Bartlin (heute polnisch: Bartolino), ca. 25 Kilometer von Rügenwalde entfernt, das Quartier von meiner Mutter und meinem Bruder Wilhelm fand – aber von ihnen keine Spur.

Ich blieb erst einmal dort, in der Hoffnung, dass sie wieder hierher kommen würden. Die Rügenwalder, die noch mit im Quartier wohnten, erzählten mir, dass meine Mutter und Wilhelm zum Abbau von Bahnlinien unterwegs sind, bewacht von russischen Soldaten, aber an verschiedenen Bahnstrecken. Beide kamen dann tatsächlich einige Tage später in das Quartier zurück. Mutti und Wilhelm hatten unterwegs gehört, dass die Verschleppten freigelassen würden, weil sich der Amerikaner dafür eingesetzt hätte. Mutti dachte deshalb, dass mein Vater und ich nun auch entlassen wurden. Sie wollten uns so schnell wie möglich wiedersehen.

Deshalb hatte sich Wilhelm heimlich von der Arbeitsstelle abgesetzt, und Mutti hatte sich beim Weiterrücken des Arbeitstrupps eine Nacht lang in einem Hühnerstall versteckt und war dann unbemerkt abgehauen. Was man alles so wagt, wenn es sein muss. Das hätte ich meiner Mutter nie zugetraut. Nun war sie sehr enttäuscht, dass ich allein gekommen war. Hatte sie doch angenommen, ich wäre seit der Verhaftung die ganze Zeit mit meinem Vater zusammen gewesen.

Als nach und nach immer mehr Rügenwalder von Bartlin nach Rügenwalde zurückgingen, machten wir drei uns auch auf den Weg. In Rügenwalde angekommen, mussten wir

Deutschen innerhalb von 24 Stunden Arbeit nachweisen, dann gab es ein Dokument, und man konnte in der Stadt bleiben. Wir gingen also in unsere Hospitalstraße – aber unser Haus war noch von Russen besetzt. Zwei Häuser weiter stand das kleine einstöckige Haus der Förderers ganz leer. Mit Möbeln, die auf dem Hof herumlagen, ein Schrank, zwei Bettstellen, ein Sofa, Tisch und Stühle, richteten wir uns ein Zimmer ein. Dann gingen wir drei zum polnischen Magistrat und bekamen Arbeit – und unser Dokument.

Das ehemalige Lazarett in der Landfrauenschule war aufzuräumen, sauber zu machen, der Hausgarten in Ordnung zu bringen. Es sollte alles für die polnische Miliz hergerichtet werden. Beaufsichtigt hat uns der damalige Chef der Miliz Janek Jerzewski. In den nächsten Tagen kamen noch drei Arbeitskräfte hinzu, nämlich Brigitte Wirtz aus Hagen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder. Wir arbeiteten zusammen bis alles fertig war.

Brigitte und Janek heirateten ein Jahr später. Er musste dann seinen Posten aufgeben und übernahm die ehemalige Fleischerei Janke in der Langen Straße. Es war wohl die erste Ehe zwischen einem Polen und einer Deutschen in Rügenwalde. Brigitte hatte es sehr schwer, die Polen haben sie zuerst angespuckt. Wir haben uns dann zurückgezogen, um ihr die Eingliederung zu erleichtern. Unserer Meinung nach war es besser für sie, weniger Kontakt zu Deutschen zu haben. Wilhelm blieb noch bei Janek in der Fleischerei beschäftigt und hatte so wenigstens zu essen.

Ich musste in eine polnische Landwirtschaft (früher Trabandt, hinter dem Steintor), hatte schwer auf den Feldern zu arbeiten und oft nichts zu essen. Das kam aber der schweren Gelbsucht zugute, die ich wohl als einzige Nachwirkung vom Lager her hatte. So heilte diese bald aus – ab und zu fiel ich hin, aber ich sah immer zu, dass ich auf einem Heuhaufen zu liegen kam als wir Heu wenden mussten. Das Heu war wenigstens weich. Besser als mein Bett in unserer Unterkunft bei Förderers, denn zu dieser Zeit hatte ich nur eine Bettstelle mit leeren Säcken bedeckt. Später bekamen wir von einer Nachbarin, Frau Miels, noch Bettzeug. Bei ihr wohnte ein da gebliebener Franzose, es war also nicht so geplündert worden wie überall sonst. Schließlich nahmen die Polen einem ehemaligen Kriegsgefangenen nichts weg.

Unfall mit Pferdewagen und Nachricht vom Vater

Nach der Heuernte musste ich mit dem Pferdewagen Sand vom Darlowberg bei Rügenwalde zur Stadt fahren. Vom Steintor aus über den Marktplatz ging es ziemlich abwärts. Ob ich nicht genug gebremst hatte, oder ob sich das Pferd aus irgendeinem Grund erschreckt hatte, jedenfalls ging es mir durch. Ich weiß nicht mehr, ob ich abspringen wollte oder gestürzt bin. Ich bin mit der rechten Schläfe bei Milch-Reichow an der Ecke auf den Bordstein aufgeschlagen. Ich wurde bewusstlos, Polen haben mich ins Krankenhaus geschleift und mich dort auf eine Bank gelegt. Im Krankenhaus war noch unser Doktor Krüger, der hat meine Kopfwunde unterhalb der rechten Augenbraue bis zur Schläfe wunderbar wieder zusammengeflickt. Ich sollte nun Angaben über den Unfall machen, aber ich hatte einen totalen Filmriss. Es ist furchtbar, wenn man sich an nichts erinnern kann. Als ich gehen durfte, bin ich erst zur Arbeitsstelle, der polnischen Landwirtschaft bei Trabandt, um zu erfahren, was überhaupt geschehen war. Die Leute dort erzählten mir, dass das mir durchgegangene Pferdegespann wieder eingefangen worden ist. Dann bin ich mit wankenden Knien langsam nach Hause geschlichen. Dort hat mich meine Mutter mit den folgenden Worten empfangen: „Mein Gott, wie soll ich das blutverschmierte Kleid wieder sauber kriegen!“ Da bin ich zusammengeklappt – kein Kommentar.

Als ich das erste Mal nach dem Unfall wieder auf den Pferdewagen musste, habe ich am ganzen Körper gezittert; ich konnte gar nichts dagegen tun.

Opas Taschenuhr und Arbeitshosen gegen Dorsch

Meiner Mutter und mir ging es in den Herbsttagen 1945 sehr schlecht. Wir hatten fleißig Sauerampfer von den Wiesen und Wacholderbeeren von der Rügenwalder Reeperbahn hinter unserer Hospitalstraße gesammelt, solange es irgendwo noch welche gab, und uns davon Suppen gekocht, um über die Runden zu kommen. Mit Interesse hatte ich als Kind manchmal beobachtet, wie der Seiler auf der Reeperbahn Schiffstau aus Seilen gedreht und gezogen hat, wahrscheinlich auch für die Bootswerft Goetz, die sich am Ende der Reeperbahn befand.

Als der Hunger schlimmer wurde, raffte ich mich auf und nahm ein paar alte Arbeitshosen, die bei Förderers auf dem Dachboden lagen und ging in den Hafen zu den Lebaer Fischern. Sie mussten mit ihren Kuttern für den Russen fischen, alles unter Aufsicht. Aber es gelang wohl doch mal, einen Sack mit Fischen für den Eigenbedarf an der Hafeneinfahrt zu versenken und diesen dann unter Gefahr mit einem Beiboot einzuholen.

Ich musste schon sehr betteln, bis sie bereit waren, mir gegen die Arbeitshosen Dorsch einzutauschen. Wie ich mir da vorgekommen bin – ich beschreibe es lieber nicht. Ich hatte doch noch nie gebettelt und kämpfte mit den Tränen. Den Dorsch konnte man gut in seiner Leber braten, das machte schön satt. Wer hätte das gedacht, dass wir noch mal damit unseren Hunger stillen würden? Nun dachten wir an Karl Kiek's Worte: „Wat freet ji all Dog, immer Kotletts? Fisch is veel jesünder!“

Es half aber alles nichts, Mutti bekam die Ruhr und wurde sehr krank.

An einem Tag im Dezember 1945 kam ganz überraschend mein Opa aus Zanow zu Mutti, Wilhelm und mir, er hatte uns in der Hospitalstraße in Förderers Haus ausfindig gemacht. War das eine Freude! Opa war mit einem Russen gekommen, der ihn im Auto mitgenommen hatte und ihn am selben Tag auch wieder mit zurück nach Zanow nahm. Unser Großvater hatte ein besonderes Anliegen, für das er mit dieser Fahrt viel gewagt hatte: Er brachte meinem Bruder Wilhelm das Familienerbstück, seine goldene Taschenuhr mit Sprungdeckel, in welche die Buchstaben „W.A.“ für Wilhelm Adam eingraviert waren, als Geschenk.

Bei dem unverhofften Besuch fragte ich Opa unter anderem, ob er mir etwas über meine Freundinnen, die Zwillinge aus Zanow erzählen könnte. Er sagte mir dann, dass sie sich beide am 18. April wegen Vergewaltigungen das Leben genommen hätten.

Opa muss eine Vorahnung gehabt haben, dass wir uns nicht wiedersehen würden.

Anfang 1946 wurden Opa sowie Tante Lotte und deren kleine Kinder Ursula, Siegfried und Erika nachts von Polen aus dem Haus geholt. Die Polen ließen ihnen kaum Zeit, sich warm anzuziehen, und es war eisig kalt draußen. So holte sich Opa auf dem Transport schwere Erfrierungen und ist am 26.04.1946 im Auffanglager Niebüll / Holstein verstorben. Tante Lotte und ihre Kinder waren lange sehr schwer krank.

Als es Mutti und mir kurz vor Weihnachten 1945 vor Krankheit und Hunger besonders dreckig ging, kam Herr Walkmann zu uns. Er war in der Nazizeit Bote beim Amtsgericht und wohl ein SPD-Mann. Er sagte, dass er von uns gehört hätte – und dass es uns so schlecht geht, hätten wir nicht verdient. Er wüsste von Papas Einstellung und von seinen großen Einsätzen für die Verwundeten bis zuletzt, und er wolle uns helfen. Im Amtsgericht wäre eine Russen-Küche eingerichtet worden für Soldaten und Zivile der Kommandantur. Er hätte mit dem Kommandanten gesprochen, und für die Kartoffelschälküche wollten sie deutsche Frauen einstellen. Wir sollten uns so bald wie möglich dort melden. Das taten wir natürlich mit Freuden! Wir bekamen auch Dokumente und mussten zur Gesundheitsuntersuchung.

Die Vertreibung aus der Heimat 1946/1947

Arbeit in der Russenküche und Attacke mit Krummdolch

Mit der Arbeit in der Russenküche begannen Mutti und ich im Januar 1946. Die Sorge ums tägliche Sattwerden war uns genommen und mehr noch – später konnten wir anderen Menschen helfen, denn oft war von der kräftigen Suppe übrig. Unsere Arbeitszeit ging von morgens 6 Uhr bis abends 18 Uhr, wir hatten unser tägliches Essen! Mutti kam vom Kartoffelschälen dann sogar in die eigentliche Küche zu den russischen Köchinnen und lernte Nudeln, Wareniki, Galuschki, Pelmeni und andere Mehlspeisen herzustellen, die meist als Suppeneinlagen dienten. Auch ich habe das später noch gelernt.

Ich musste in der Kartoffelküche meistens Kartoffeln schälen, Gemüse putzen, viel Kohl schneiden, auch Spitzbeine zu Sülze verarbeiten. Wir waren vier deutsche Frauen: Lore Hendeß, Frau Zipperling, Maria Kreft und ich. Frau Zipperlings Mann war Oberinspektor und mein Lehrausbilder in der Sparkasse gewesen und Lore Hendeß eine Kollegin von mir.

Die vier russischen Köchinnen sprachen kaum ein deutsches Wort mit uns, brachten kleine Wörterbücher russisch-deutsch und Schulbücher mit und bedeuteten uns, wir müssten eben lernen, damit wir uns verständigen könnten. Wie wir später begriffen, war das teils bewusst so, denn die Russinnen mussten bei Verhören, die von Zeit zu Zeit stattfanden, beweisen oder doch glaubhaft machen, wie sie nach Deutschland gekommen waren.

Auf diese Weise lernte ich mehr oder weniger gut autodidaktisch russisch sprechen, lesen und schreiben, jedenfalls konnten wir uns verständigen.

Eines Tages herrschte in der Küche helle Aufregung. Im Hof des Amtsgerichts war eine Zelle, in die wurden manchmal Soldaten zur Ausnüchterung gebracht. Unsere Kellerfenster waren etwa ebenerdig gegenüber. Ich war allein in der Kartoffelküche, alle waren nebenan in der Küche beschäftigt. Da sprang zum Fenster ein völlig im Delirium befindlicher Soldat herein und mit einem Krummdolch auf mich zu. Ich war wie erstarrt und habe dann auf deutsch laut „Nein, nein!“ geschrien. Da hat der Soldat wohl erkannt, dass ich nicht die Richtige war. Er ließ den Dolch sinken, torkelte zur Tür und wurde dort schon von den Wachen wieder in Empfang genommen. Er hatte das Fenster verwechselt. Nebenan in der Küche arbeitete seine russische Freundin Katja, die ihm wohl untreu geworden war. Nun wollte er sich offensichtlich rächen.

Ich hatte wieder einmal einen Schutzengel gehabt!

Briefe einzige Brücke zur Familie

Wir ahnten in der damaligen Zeit nicht, dass noch über ein Jahr lang lediglich Briefe eine Brücke für unsere Familie bilden würden. Diese Zeit zwischen Hoffen und Bangen, ob und wann wir wieder zusammen sein würden, schildern sehr authentisch die Rügenwalder Briefe, die meine Schwester Erika aufgehoben hat und die noch im Original existieren.

Rügenwalde, den 14.4.1946

Mein lieber Karl und meine liebe Erika!

Euren lieben Brief vom 8. März 1946 haben wir am 9. April mit großer Freude erhalten. Dies war der erste Brief von Euch, den wir bekamen. Durch Onkel Reinholds Brief an Oma wussten wir, dass Ihr dort seid. Wir haben sehr auf Papa gewartet und sind doch froh, dass er nicht nach hier gekommen ist. Auch um Dich, meine liebe Eka, haben wir sehr gebangt. Wir möchten nun zu gerne zu Euch, aber wir bekommen keine Ausreisegenehmigung. Nun müssen wir warten bis die Grenzen offen sind. Anfang März ist ein polnisches Auto mit 22 Personen über die Oder gefahren, darunter auch Nünkes und

Bäckerts. Es kostete pro Person 3.000 Zlotys, das können wir nicht erschwingen. Wir freuen uns, dass Papa wieder Arbeit hat und sogar schon Pferde und Wagen. Wilhelm war ganz gerührt und hat sehr geweint. Ja, wie gerne möchte er Papa helfen. Er arbeitet bei einem polnischen Fleischer und hat 3 Pferde zu versehen. Er bekommt volle Verpflegung. Zu Weihnachten hat er 150 Zloty und zum Geburtstag 100 Zloty bekommen. Sonst gibt es kein Geld, auch Anita arbeitet nur fürs Essen. Sie ist in einer russischen großen Küche beschäftigt und bringt aber soviel zu essen für mich mit. Das ist mehr wert als Geld. Sie will noch alleine schreiben. Ich bin seit Mitte Januar entlassen. Ich bin nun zu Hause und habe so beihier geschneidert. Unser Haus ist noch nicht frei, es wohnen noch die selben Leute drin, Litauer, die in der Molkerei beim Russen arbeiten. Gestern habe ich mir 2 kleine Wagen Holz von dort geholt. In unserem Garten blühen so schön die Osterblumen. Ja, nächsten Sonntag ist Ostern, doch alles ist so traurig. Gesundheitlich geht es uns gut. Aber mit unseren Schuhen ist es schlecht bestellt. Wilhelm ist bald 14 Tage zu Hause, er ist mit dem Pferd gestürzt und hat sich das Knie durchgeschlagen, aber es heilt schon. Wilhelms Chef hat sich kürzlich verheiratet mit Brigitte Wirtz aus Hagen, die ist so alt wie Du Erika. Wilhelm musste auch zur Hochzeit fahren. Im März war hier großes Feuer, in der Scheunenstraße sind alle Scheunen abgebrannt, aber Bauers Haus ist gerettet. Lehmanns wohnen in Nünkes Haus, ich soll Euch sehr grüßen. Es fragen so viele, Schielmann grüßt Dich lieber Karl. Herr Förderer ist Chauffeur bei den Russen, hier stehen 2 Autos, der andere Chauffeur, ein Russe oder besser Armenier, wohnt auch noch hier. Wir haben ja bloß 1 Zimmer, 3 Betten, 3 Stühle, 1 Tisch, Waschtisch, 1 Vertiko, Betten von Frau Miels geborgt, wohnen aber sehr ruhig. Vergewaltigt sind wir nicht mehr worden, auch Anita nicht. Im Dezember war Vater aus Zanow hier, sie haben Polen in der Wirtschaft und wohnen oben. Von Arthur keine Nachricht. Hoffentlich sehen wir uns alle bald einmal wieder. Schreibt bald, grüßt alle Verwandten, recht viele Grüße und Küsse Euch beiden Eure Mutti, Anita und Wilhelm.

Lieber Papa, liebe Eka!

Auch ich will schnell noch ein wenig schreiben. Wir werden noch immer satt. In unserer Russenküche essen 200 Personen. Ich arbeite von morgens 6 bis abends 6 Uhr fürs Essen, bringe dann für Mutti soviel mit. Mittwochs habe ich meinen Sonntag, freitags gehe ich abends ins russische Saunabad. Wir, die da arbeiten, dürfen dorthin gehen. Sogar tanzen war ich schon 3 – 4 mal, das ist auch da im Amtsgericht, Frau Mielke spielt da Akkordeon (unsere Klavier- bzw. Akkordeon-Lehrerin). Nun seid vielmals begrüßt von Eurer Anita.

Vergewaltigung Jahrzehnte verdrängt

In dem Brief vom 14. April 1946 schreibt meine Mutter, für den Leser fast beiläufig, den folgenden Satz: „Vergewaltigt sind wir nicht mehr worden, auch Anita nicht“. Sie schneidet damit ein heikles Thema an, das ich jahrzehntelang verdrängt habe, aber mit der Arbeit an dem vorliegenden Buch zwangsläufig wieder ins Bewusstsein trat: Meine eigene Vergewaltigung durch einen russischen Besatzer in Rügenwalde im Januar 1946. Meine Mutter hat sich an anderer Stelle nie wieder über eine Vergewaltigung geäußert. Eine Vergewaltigung erleben zu müssen ist ein in das Leben einer Frau besonders einschneidendes und ihre Gefühlswelt zerstörendes Ereignis. Aus Gründen der wahrheitsgetreuen Wiedergabe, und um die damaligen Geschehnisse in ihrer Dimension deutlich zu machen, wollte ich den Satz in dem Brief nicht unkenntlich machen oder entfernen. Ich persönlich hatte mich bis zu dem genannten Zeitpunkt erfolgreich vor Übergriffen wehren oder ihnen mit Geschick aus dem Wege gehen können, wie zum Beispiel im Lager

Graudenz. Einem russischen Chauffeur konnte ich nicht entkommen. Er erwischte mich ich eines Abends in Förderers Haus. Um mich zu wehren, biss ich ihm heftig ins Ohr. Gott sei Dank ist er mir nie wieder unter die Augen gekommen, er war auf der Durchreise.

Solange ich in der Russenküche war, haben Mutti und ich ausreichend zu essen gehabt und uns körperlich erholt und gekräftigt.

Vielen Rügenwaldern, die nicht arbeiten konnten, ging es in dieser Zeit bedeutend schlechter. Ich denke dabei an die alte Frau Jakob in der Hospitalstraße, die mit vier oder fünf kleinen Enkelkindern allein lebte und sich irgendwie durchschlagen musste.

Frau Jakob freute sich stets über die von mir im Eimer gebrachte Suppe und war mir hierfür sehr dankbar.

Jakobs Haus stand gegenüber der Motorbootanlegestelle. Ihre Tochter Anna, eine bildhübsche brünette junge Frau, war so oft von Russen vergewaltigt worden, dass sie nicht weiterleben wollte und ins Wasser gegangen ist.

Darlow / Rügenwalde, den 19.5.1946

Meine liebe Erika und lieber Karl!

Ich weiß nicht, ob Papa schon wieder bei Dir ist, Erika. Ich hörte durch Oma, er ist mit Onkel Erich, Reinhold und Herbert nach Bielefeld. Nun bist Du wieder allein. Soeben habe ich an Tante Lisbeth geschrieben. Ich will versuchen, auf eine Art an Euch Nachricht zu schicken. Wenn wir nur erst bei Euch wären. Gesundheitlich geht es uns gut, bis auf Wilhelm, sein Bein ist noch nicht heil. Ich bin Schneiderin und habe viel Arbeit. Freitag habe ich 2 ganz frische selbstgebackene Brote fürs Nähen bekommen. Omi ist nun weg, hoffentlich kommt sie gut durch. Am 14.5. ist ihr Transport gefahren. Schade, dass sie uns nicht mitgenommen hat, wir haben nicht gewusst, wann und wie es dort abgeht. Hoffentlich habt ihr meinen Brief vom 14.4. erhalten. Ich warte nun so sehr auf Post von Euch. Warum schreibt Papa nicht einmal. Hier ist die letzte Zeit viel Post von drüben gekommen. Diesen Brief schicke ich auch durch die Post, den anderen nach Ahlbeck. Wenn wir fahren, fahren wir zu Tante Liesbeth, die wird ja wissen, wo Ihr seid. Nun auf baldiges Wiedersehen grüßt und küsst Euch Mutti, Anita und Wilhelm.

Rügenwalde, den 2.7.1946

Meine liebe Erika und mein lieber Karl!

Gestern kam unverhofft ein Brief angeflattert vom 20.5., die Freude war groß! Auch den Brief vom 6.5. hatten wir erhalten. Darauf hatte ich schon geantwortet. Nur die Nachricht, dass unser lieber Opa so schnell gestorben ist, hat uns tief erschüttert. Wie gerne hätte er Euch noch mal gesehen. Hoffentlich ist Tante Lotte nun bei Euch angekommen. Habt Ihr denn für alle eine Unterkunft? Wo mag Oma sein, hoffentlich kommt sie gesund bei Euch an. Meine Gedanken sind Tag und Nacht bei Euch, ach, es ist doch alles so schwer. Wenn doch einmal der Tag käme, dass wir zu Euch könnten. Ich habe mich nun vor ein paar Wochen gemeldet, freiwillig raus – nun warten wir von Woche zu Woche auf die Evakuierung.

Alles ist schon wochenlang gepackt bis auf ein Bett, das wir noch geschenkt bekamen. Bettwäsche habe ich nur ganz schlechte, die ich nicht mitbringen kann. Die Schlauer sind vor 14 Tagen evakuiert. Hier sind noch viele Russen, und darum verzögert es sich. Herta Steinhorst ist auch weg, die Zanower sind zwangsevakuert. Es war ja damals noch so kalt. Hier ist die Heuernte noch in vollem Gange. Es hat die ganze Zeit bis jetzt geregnet, heute ist es endlich warm. Mein lieber Karl, wie gerne hätte ich Dir zu Deinem Geburtstag Waffeln gebacken. Ich kann mir hier ein elektrisches Eisen borgen. Sonntag hatten wir mal Waffeln, Eier und Speck hatte ich fürs Nähen bekommen, Mehl von Frau

Lehmann. Das hatte ich für Buttermilch getauscht. Kaufen kann man hier alles, aber teuer! Ich wollte das Geld immer noch für die Reise lassen. Für die Ziege bekam ich 1.300 Zloty, die hatte 3 Lämmer, eins blieb tot. Wir haben jetzt alle Tage Buttermilch von den Litauern in unserem Haus.

Wo mögen die Pyritzer sein? Karl, weißt Du den Namen von der Tante Ellen aus Lübeck? Wahrscheinlich kommen wir ins Lager Lübeck, wenn man die Adresse wüsste. Ich glaube, dass die Pyritzer da sind. Nun meine Lieben wollen wir noch mal weiter auf unser Glück hoffen. Grüßt bitte alle Verwandten und schreibt bald wieder.

Viele herzliche Grüße und Küsse aus weiter Ferne von Eurer immer an Euch denkenden Mutti und Wilhelm.

Mein lieber Papa, meine liebe Erika!

Mit großer Freude haben wir Euren Brief vom 20.5. erhalten. Unser lieber Opa ist also tot, es ist vielleicht gut so. Hoffentlich findet Tante Lotte mit Onkel Arthur zusammen, sonst ist sie mit den Kindern allein. Habt Ihr denn soviel Platz dort? Ich kann den Tag unserer Abreise von hier kaum noch abwarten. Wann wird das sein, dass wir fahren dürfen? Alles ist bisher fehlgeschlagen. Wir haben schon lange alles gepackt. Wir sind immer noch gesund und werden täglich satt.

Nun viele Grüße an Euch alle dort, Anita.

Rügenwalde, den 21.7.1946

Mein lieber Karl und meine liebe Eka!

Heute will ich doch mal an Euch schreiben. In der Woche bekam ich an einem Tag einen Brief vom 9.4. und eine Karte durch den Suchdienst Berlin von Euch. Diese war ja schon überholt, aber wir haben uns doch sehr gefreut. Habt vielen Dank für Eure Zeilen, nur Papa mag immer nicht schreiben. Ja meine Lieben, wir sitzen noch immer hier und warten auf den Tag der Evakuierung, können es gar nicht abwarten. Mit einem Mal wurden die Transporte hier eingestellt, es sind keine Waggons zu kriegen. Nun heißt es wieder nach der Ernte. Also Geduld und wieder warten. Mit Auto ist es ganz aus. Nun ist ein Freiwilligen-Transport zusammengestellt. Es sind alles Frauen, die zu ihren Männern ins Reich wollen. Die Hauptsache ist nun, dass wir und ihr gesund bleiben und dass wir die Reise gut überstehen. Ist Oma schon bei Euch? Wann werden wir endlich zusammen sein? Ihr seid sicher in Eurer Roggenernte und ich kann nicht helfen. Da musst Du, liebe Erika wohl binden?

Gestern hatte ich unsere Rucksäcke noch mal ausgepackt und gelüftet, es wurde Zeit. Bei uns ist es so feucht. Hoffentlich behalten wir nun noch die paar Sachen, die wir haben. Wir sind doch recht arm geworden. Gestern hat uns Frau Lehmann zwei Brote mitgegeben, ich hatte billig Mehl gekauft. Heute Mittag gibt es Erbsen, das Pfund 25 Zloty.

Anita und Wilhelm wollen Nachmittag an den Strand, ich gehe dann für Anita arbeiten. Abends sitze ich mit Förderers auf dem Dachgarten und denke mit Sehnsucht an Euch. Nun habe ich von Euch schon 5 mal Post! Schreibt bald mal wieder.

Herzlich Grüße und Küsse Eure Mutti.

Lieber Papa!

Wir sind noch immer hier in Rügenwalde. Wir lauern alle Tage auf den Transport. Dass Du soviel Arbeit für mich hast, ist ganz schön, bloß, dass ich nicht da bin, ist nicht gut. Wenn ich doch erst unsere eigenen Pferde fahren könnte. Mein Pony ist noch hier in der Stadt bei der russischen Wirtschaftsgruppe bei Hans Wendt auf dem Hof. Hans Wendt ist Hofmeister. Die Stute ist auch auf dem Wirtschaftshof, die hat ein schönes Fohlen. Ich

arbeite jetzt nicht, bin immer bei uns auf dem Hof, da sieht es aus – o weh! Wir gehen alle Tage an den Strand. Auf unserem Hof sind 6 Pferde von der Molkerei.

Wenn ich komme, wirst Du mich wohl gar nicht wiedererkennen. Ich bin groß und stark. Ich trage 1 $\frac{3}{4}$ Zentner. Vom November bis Mai habe ich beim Polen gearbeitet. Der hatte 3 Pferde, die musste ich füttern, putzen und ausmisten, alles allein und immer mit über Land fahren, Vieh kaufen.

Nun viele Grüße und Küsse Dein Wilhelm.

Rügenwalde, den 21.7.1946

Mein lieber Papa, meine liebe Erika!

Auch ich will Euch ein wenig schreiben. Wir sitzen immer noch hier und warten und warten, dass endlich ein Transport gehen soll. Es wird ja mal der Tag kommen, wo für Rügenwalde Waggon frei sind. Aus Schlawe und überall sind schon Transporte abgegangen, bloß als Rügenwalde dran war, stoppte es. Ich kann es selbst kaum glauben, dass es schon Ende Juli ist und wir sind noch hier. Heute war ich zum ersten mal seit vorigen Sommer am Strand mit Hildchen Stoebe und Christel Boddeutsch. Es geht doch nichts über das Baden in der Ostsee. Am Hafen, vom „Goldenen Anker“ aus, war ich schon öfter abends baden, aber das Wasser ist doch nicht so sauber. Einen Badeanzug habe ich mir von einem Mädels geliehen, die noch 2 besitzt. Daraus besteht meine ganze Badeausrüstung.

Von Irma Bäckert habe ich Post bekommen. Bäckerts sind in Bordesholm / Holstein, britische Zone. Da in der Nähe ist auch Familie Otto Bauer, Nünkes, Frau Banasch, Frau Harder, Wilhelm Bäckert mit Söhnen Günter und Alfred, schreibt Irma. Sie haben Essen wie im Frieden, sind bei einem Bauern.

Nun will ich schließen, hoffentlich erreicht Euch dieser Brief.

Viele herzliche Grüße, auch an alle Verwandten, Eure Anita.

Rügenwalde, den 8.8.1946

Mein lieber Papa, liebe Eka-Schwester!

*Gestern Abend erreichte uns Euer lieber Brief vom 23. Juli. So schnell geht schon die Post! Also Oma hat es geschafft und ist gesund bei Euch, das ist schön. Prima, was sie alles behalten hat. Da hat sie sich schön gebuckelt, das ist doch eine Leistung! Wir werden natürlich auch, was wir schleppen können, mitbringen. Soviel besitzen wir ja nicht mehr. Uns geht es gesundheitlich und auch sonst viel besser als voriges Jahr um diese Zeit. Wir haben jetzt zu Hause Arbeit. Ich bin in der Küche seit einer Woche entlassen, es waren zuviel Arbeitskräfte.**

Förderers wohnen nicht mehr hier. Jetzt wohnen unten im Hause 2 russische Chauffeure und oben einer mit seiner Frau. Die ist sehr nett, genau so alt wie ich. Sie kann leider sehr wenig deutsch, wir unterhalten uns halb russisch, halb deutsch mit viel Zeichensprache, dann klappt es. Wir haben dadurch unser Essen, Mutti näht und kocht für alle, ich helfe ihr und mache sauber. Wilhelm wäscht Autos und markiert schon Chauffeur.

Wir warten nun von Woche zu Woche, dass Rügenwalde evakuiert wird. Immer wieder heißt es: Nächste Woche geht der Transport bestimmt! Allzu lange verlassen wir uns aber nicht auf das Gerede, dann gehen wir nach Köslin ins Lager.

Eben habe ich mit Larissa (der Russin) eingekauft, es soll heute Abend Eierkuchen mit Apfelmus geben. Oje, dann werde ich wohl wieder zunehmen, ich habe jetzt immer so 142 bis 145 Pfund gewogen. Mutti wiegt 15 Pfund mehr als ich.

Sonntag, wenn schönes Wetter ist, wollen wir noch mal an den Strand, ich freu mich schon. Einen Badeanzug hat Mutti mir aus einem grünmelierten Männer-Trikothemd genäht, einen Strandanzug von rotem Fahmentuch mit weißen Biesen und Paspeln.

*Nun will ich schließen, Mutti will nachher noch schreiben.
Viele herzliche Grüße und baldiges Wiedersehen, Eure Anita.*

In Wahrheit war ein neuer Kommandant gekommen, der keine Deutschen in der Küche duldete.

Die eigenen Sandaletten geklaut

An dieser Stelle muss ich unbedingt auf eine Episode eingehen, die ich nicht im Brief geschrieben habe. Bei den Litauern in unserem Hause gab es eine Tochter Anja, ungefähr in meinem Alter. Sie kam öfter herüber zu uns und gab mir zu verstehen, wir wollten doch Freundinnen sein. Sie kam aber stets von Kopf bis Fuß in meine Sachen gekleidet daher. Auch mein Fahrrad hatte sie. Sie war aus dem litauischen Grenzgebiet und in eine deutsche Schule gegangen, sprach also einwandfreies Deutsch. Ich sagte ihr, dass ich bei jeder Begegnung mit ihr innerlich fror, denn ich hatte kaum etwas anzuziehen, und alles, was sie trägt, hätte sich sicher noch in unsrer Wohnung befunden und gehörte mir. Sie gab aber nichts her und sagte, sie hätten auch von Zuhause weggemusst und die Russen, die sie in unsere Wohnung eingewiesen hätten, bedeuteten ihnen, sie könnten sich nehmen, was sie brauchten. Ja, was sollte man da tun.

Eines Tages ging ich an unserem Grundstück vorbei. Beide Torfahrten standen sperrangelweit offen. Siehe da, am Holzplatz neben dem Garten stand ein Sägebock, darauf waren ein Paar Sandaletten zum Trocknen gestülpt, m e i n e Sandaletten! Ich hingelaufen, meine eigenen Sandaletten geklaut und schnell ins jetzige Domizil – kaum noch Puste, aber sehr glücklich! Ich brauchte doch dringendst was auf die Füße! Das war ein Gefühl – nicht zu beschreiben!

Anja war sonst sehr umgänglich und gut zu leiden, die „äußeren Umstände“ musste ich eben verkraften, wir waren ja beide nicht schuld daran. –

In unserem Hof hatte Anja Fotos gefunden, auf denen sie meine Mutter, Wilhelm und mich wiedererkannte. Die Fotos stammten aus unserem Familienalbum, das die Russen anscheinend zerrissen und weggeworfen hatten. Ich bin heute noch der Anja dankbar dafür, dass sie mir diese Bilder gegeben hat, denn sonst hätte ich keine zur Erinnerung. Später ergänzte ich sie noch um Abzüge von Fotos, die meine Thüringer Verwandten besaßen. Leider hatte niemand ein Foto von Opa und Oma Zanow.

Doch nun weiter zu den Briefen:

Rügenwalde, den 11.8.1946

Meine liebe Eka, mein lieber Karl!

Mit großer Freude erhielt ich Deinen lieben Brief, auf den wir schon mit Sehnsucht gewartet hatten. Frau Boddeutsch hatte ihn zufällig gesehen und kam damit angerannt, da habe ich ihr vor Freude einen Kuss gegeben. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was so ein Brief aus Deutschland für uns bedeutet.

Wir freuen uns schon sehr auf unser neues Heim, wofür Du lieber Karl schon von neuem sorgst! Ja, wenn es auch noch so ärmlich ist, aber „eigener Herd ist Goldes wert!“ Sogar Kartoffeln habt Ihr da schon gepflanzt! Wie sollte es auch nur hier werden, wenn wir nicht wegkämen zum Winter. Kein Holz, keine Kartoffeln, aber wir hoffen nun auf nächste Woche. Anita hat schon geschrieben, dass sich vieles bei uns geändert hat. Förderers wohnen nun bei Selkes und Wolffs in der Erbstraße. Ich habe nun in der Küche noch mehr Arbeit, aber auch noch mehr oder besseres Essen. Ich komme nun weniger zum Nähen, für die Katja aus der Küche muss ich noch 2 Kleider nähen, das Dritte wird morgen fertig.

Heute hatten wir Erbsengemüse und Bratkartoffeln, morgen gibt es Hasenbraten und Apfelmus. Heute muss ich auch noch 4 Riesendorsche braten für die Chauffeure.

*Liebe Erika, es freut mich, dass Du für Papa alles so schön kochen kannst und musst schon alleine waschen für Euch. Hoffentlich kann ich Dich bald ablösen. Gibt es bei Euch viel Obst? Hier gibt es auch viel dies Jahr, aber alles teuer. Na, Larissa kauft ja ein, sie sagt Erna zu mir, Nikolai sagt Mutter. Sie sind alle sehr nett und anständig uns gegenüber. Ich schreibe heute am 12. zu Ende, gestern musste ich dann in die Küche bis 12 Uhr nachts. Dann gingen alle nach Hause, es war viel Besuch. Heute hörte ich, dass bald der Transport geht, Ende der Woche, also wieder Hoffnung!
Innige Grüße und Küsse an Euch von Eurer Mutti, Anita und Wilhelm.*

Beim Tanzen gab es weder Krieg noch Feind

Im vorangegangenen Brief beschreibt Mutti, dass sie bis um 12 Uhr nachts in die Küche musste, es waren viele Gäste da. Ja, es war Larissas Geburtstagsfeier. Mutti und ich mussten jede Menge Warenikis zubereiten. Sie bekamen nicht genug davon, die Gesellschaft wurde immer lustiger, denn es gab stets „Sto Gramm“ Wodka dazu. Schließlich wurde Harmonika gespielt und getanzt. Larissa holte mich hinzu, ich sollte unbedingt einen russischen Volkstanz erlernen, bei dem man so die Füße verdrehen muss. Um dem zu entgehen, schlug ich vor, ich zeige ihr einen „Original-Nemjetzki-Tanz“, nämlich „Siehste woll, da kimmt er“. Sofort ging es los, Hacke – Spitze – eins – zwei – drei. Die Stimmung erreichte ihren Höhepunkt als ich dann noch den Text, so gut es ging, übersetzte. Alle machten mit, ganz stolz spielte Wolodja dann noch einen Walzer. Das walzte und tanzte durch den Raum und durch den Hausflur. Da gab es weder Krieg, noch Feind, sondern nur Menschen, die glücklich waren, dem furchtbaren Krieg entronnen zu sein, alles überlebt zu haben, egal ob Deutsche oder Russen. Der Krieg war erst ein gutes Jahr zu Ende, und wir verstanden uns!

Rügenwalde, den 3.9.1946

Mein lieber Karl, meine liebe Erika!

Soeben erhielt ich Deinen und Ekas Brief. Vielen Dank für Eure Zeilen. So sehr ich mich gefreut habe, so war ich doch auch enttäuscht. Lieber Karl, wie kannst Du so was schreiben. Ich kann Eure Worte wiederum verstehen, weil Ihr nicht wisst, was hier los ist. Manchmal habe ich gar keine Ruhe und wache oft des nachts auf und denke über alles nach. Es wird laufend evakuiert, aber noch wieder Landtransporte. Sonntag sind ganze Trecks gesehen worden von Bussin, Krangen, auch Schlawin, Neu- und Altenhagen nach Schlawe.

Die damals raus kamen, haben in Frauendorf noch 14 Tage gelegen und schon alle von da geschrieben. Nun soll dann auch bald die Stadt dran sein, raus kommen wir alle, aber wenn das schreckliche Warten nicht wäre. Wir haben bestimmt alles versucht, um raus zu kommen. Ja, wenn ich damals das Geld gehabt hätte, dann hätten Nünkes und Bäckerts uns damals vielleicht mitgenommen. Aber man erkennt Freunde immer erst in der Not! Ich habe es nicht gewusst wie sie abfahren, spät abends kam Berta sich verabschieden. Sie hatte Parparts Kuh für 11.000 Zloty verkauft, und 9.000 Zloty hätte die Fahrt für uns gekostet. Parparts wussten natürlich auch nichts davon, sie hatten Berta die Kuh hingebracht, um diese zu retten. – Am 28. Mai hatten wir Gelegenheit und das Geld und waren auch mit allen Sachen an Ort und Stelle. Da schickte uns ein russischer Offizier wieder nach Hause, auch Stoebes. Es gab eine Schießerei zwischen Russen und Polen, wir sind gelaufen und haben uns gleich in das erste Haus am Denkmalsplatz gerettet, wir sind noch einen Teil Sachen losgeworden, auch Betten usw. und kamen morgens wieder geschlagen in unser armes Stübchen zurück. Es ist hier nicht so wie auf dem Lande, hier ist viel russisches Militär und polnische Miliz.

Aber uns wurde wieder von allen Seiten geholfen, wir haben wieder Betten und trotzdem noch genug zu schleppen. Das letzte Auto, was nun fuhr, ist in den Pollnower Wald gefahren, ausgeplündert und alle zu Fuß zurück. Nun möchten wir doch gern was wir noch besitzen behalten, und alle, die noch hier sind, müssen geduldig warten bis sie evakuiert werden. Eine Frau Schwarz und Frau Pooch sind per Auto nach Köslin ins Lager gefahren. Kurz vor Köslin: Aussteigen und ohne alles ins Lager! Ja, was hat denn das für einen Zweck. Lieber Karl, liebe Eka, ich habe das immer nicht gewagt zu schreiben, habt noch Geduld, Eure Mutti kommt! Mir wird es schon so sehr schwer, alles was wir können, bringen wir mit. Ich hab von Lehmann für Wilhelm schöne Arbeitsschuhe gekauft für 300 Zloty. Wilhelm bekam von Opa noch die schöne Uhr, die ich so gern behalten hätte. Weil wir sie aber doch nicht durchkriegen, musste ich sie verkaufen, so schwer es mir wurde. Nun hatte ich dadurch Reisegeld – und wir kamen doch nicht weg.

Es ist auch alles so teuer, und das Geld gibt sich schnell aus. 1 Zentner Kartoffeln kostet 125 Zloty, 1 Brot 32 Zloty, ½ Pfund Butter 110 Zloty. Wir essen schon so bescheiden, aber dadurch, dass ich nun für die Russen hier koche, spare ich viel Geld, es fällt auch oft was ab. Jetzt kostet ein Brief an Euch schon 10 Zloty.

Von Lotte haben wir auch Post, auch von Nünkes, von Zenkes hörten wir schon, Kurt Pagel ist am Rhein.

Vor 14 Tagen war ich noch mal zum Rathaus wegen anmelden zum Transport, die erste Liste war ungültig. Nun musste ich 90 Zloty bezahlen, das ist für die erste Verpflegung heißt es.

Also lieber Karl, liebe Eka, habt noch eine Weile Geduld. Ich wäre auch lieber bei Euch, als hier zu sitzen und zu warten.

Grüßt bitte alle Verwandten, besonders Oma. Auf Wiedersehen, seid viel Tausend mal begrüßt und geküsst von Eurer traurigen Mutti.

Mein lieber Papa, liebe Eka-Schwester!

Auch ich will noch etwas schreiben, für Euren Brief habt vielen Dank. Wie kannst Du bloß so etwas schreiben, Papa, die Mutti ist ganz traurig. Denkst Du vielleicht, uns fällt es nicht schwer, dass wir hier so lange aushalten müssen? Es ist eben keine andere Möglichkeit, wie mit dem Transport rauszukommen. Es wird jetzt laufend evakuiert, da wird ja Rügenwalde auch drankommen. Wir leben doch bloß noch in der Hoffnung, dass wir bald dabei sind. Für eine alleinstehende Person wäre es noch möglich, so raus zu kommen, das ist aber ein Risiko, und wir können Mutti nicht allein lassen. Ich muss heute noch mal wieder in der großen Küche helfen, da kommen 200 Offiziere mehr zum Essen, ich soll oben in die Abwaschküche. Sonst haben wir auch hier zu Hause zu tun. Am Strand war ich öfter, Eka, und jedes mal nehme ich Abschied von der Ostsee.

Was werde ich dort wohl für Arbeit bekommen? Ich werde wohl nach Erfurt müssen, ich will doch was verdienen. Ob überhaupt Bürokräfte gebraucht werden, sonst muss ich irgend etwas anderes machen, Hauptsache, ich verdiene viel Geld, denn irgendwie müssen wir doch weiter leben. –

Liebe Erika, in der letzten Woche hatte ich etwas Zeit und habe ein paar Gedichte gemacht. Ich werde sie Dir mal aufschreiben. Hoffentlich ist es kein Quark und sie gefallen Dir!

In der Heimat, entstanden an einem Abend auf dem Lachsbrink

Das Wasser rauscht am Mühlenwehr
es singt meiner Heimat Lied –
vom weißen Strand, vom blauen Meer,
von der Möwe, die himmelwärts zieht.

Die grüne Insel umrandet Schilf
und Ginsterstrauch erblüht
in gelbgoldener Farbenpracht
Wohin das Auge sieht.

Und langsam steigt die Nacht herauf,
der Mond bezieht die Wacht,
sein silberglänzendes Spiegelbild
im Wasser – bewegt sich sacht.

Droben am nachtblauen Himmelszelt
viel goldene Sterne stehn,
sie funkeln friedlich auf die Welt –
oh Heimat, wie bist du so schön!

Und als Gegenstück ein Gedicht, worin ich an später denke...

In der Fremde

Wo der Wald rauscht
und die Ostsee rauscht
hat mein Herz gelauscht – der Melodie:

Dort am Meeresstrand
ist mein Pommernland
Dich mein Heimatland – vergess´ ich nie!

Fremdes Wasser rauscht –
ach, mein Herz, es lauscht
und es findet nicht – den Heimatton;

Voller Heimweh schlägt´s
und der Wind, er trägt´s
über Berg und Tal –ans Meer davon.

So, nun sag Du mir, ob das ordentlich ist .Ich weiß nicht recht. - Eins hab ich grad ges-
tern Abend gemacht. Das schreib ich gleich hinterher.

Abend am Wasser

Ich steh´ am Uferrand und lausche in die Stille,
durchs Schilf streicht leis´ ein kühler Abendwind,
im feuchten Grase zirpt verloren eine Grille,
bis auch sie endlich Ruh´ und Schlummer find´t.

Des Mondes Sichel glitzert silbern auf den Wellen,
Nachthimmel färbt das Wasser dunkelblau,
viel Tausend gold´ne Sterne es erhellen,
versunken steh´ ich da – und schau und schau.

Ich hebe langsam meine Augen auf zum Himmel,

zur unendlich großen Zahl der Sterne,
und meine Seele weitet sich – ihr wachsen Flügel,
und die Gedanken wandern in die Ferne....

Das gefällt mir noch nicht so recht. Papa wird sagen: Die schriewt schön wat Blech top! – Ja, ich muss bald zur Küche, ich werde schließen. Lasst es Euch gut gehen. Hoffentlich treten wir bald die langersehnte Reise an. Zu Weihnachten werden wir doch wohl dort zusammen sein, wenn es so lange dauert unterwegs. Wir müssen die Zeit auch abwarten können, das werdet Ihr doch wohl auch schaffen. Oder haben wir das schon besser gelernt?

Nun seid alle dort viel oftmals begrüßt von Eurer Anita.

Bei der Arbeit gedemütigt und geschlagen

An jenem Abend, als ich in der Abwaschküche zur Aushilfe war, erwartete mich noch eine besonders ekelhafte Überraschung:

Ich musste die Toilette gegenüber des Speisesaales saubermachen. So eine vollkommen verschmutzte Toilette hatte ich seit meinem Erlebnis mit Marianne in Stolp noch nicht wieder gesehen. Das Toilettenbecken war verstopft, deshalb die Notdurft in Zeitungspapier eingewickelt und im ganzen Toilettenraum übereinandergestapelt. Ich zögerte noch, wie ich am besten mit der Arbeit beginnen würde, da riefen schon die Offiziantkas (russische und jüdische Frauen, die im Speisesaal bedienten) den russischen Sergeanten. Der kam und schlug mich kurzerhand mit der Reitpeitsche, und die Jüdin Asja beschimpfte mich als deutsche Sau. Ich habe dann die Pakete eimerweise eingesammelt und entsorgt. Und schließlich brachte ich noch das Becken mit viel Sand und Wasser in Ordnung, so wie ich es in Stolp gelernt hatte.

Erst auf dem Heimweg habe ich dann vor Schmerzen und Wut geweint.

Zur Beruhigung habe ich zu Hause vor dem Schlafengehen meine Gedichte gelesen und über neue Verse nachgedacht. Ich erinnerte mich daran, dass mich mein Schullektor Haase manchmal scherzhaft Annette rief wegen der Lyrikerin Annette von Droste-Hülshoff und meiner Vorliebe zum Dichten.

Das Verseschmieden half mir über die Demütigung und den seelischen Tiefpunkt hinweg. Und ich bekam wieder Zuversicht; so schnell ließ ich mich nicht unterkriegen. Ich hatte doch das Leben noch vor mir – und das sollte auf jeden Fall besser als jetzt werden.

Rügenwalde, den 30.9.1946

Mein lieber Karl und meine liebe Erika!

Noch einmal aus der Heimat einen Brief. Wir sitzen noch immer hier, es hat sich nichts geändert, ist auch noch kein Transport gegangen. Ich bin schon ganz verzagt. Was soll bloß werden, wir stehen vor einem Rätsel. Von Euch kommt auch keine Post, schreibt doch öfter mal, oder ist das Geld knapp? Ich kann nicht so oft schreiben, 10 Zloty ein Brief, und das Geld wird immer weniger.

Sonnabend war Nikolai mit Wilhelm im Auto nach Stolp, er hält viel von Wilhelm. Neulich hat er ihm eine neue graue Hose geschenkt. Vor ein paar Wochen hat er sich ein Frauchen geholt. Die Larissa zieht heute aus, hat sich von ihrem Sascha getrennt, Anita hilft ihr beim Umziehen. Sie war zu uns immer sehr gut, aber Arbeit hatte ich viel mit ihr. Diese Woche will ich mal wieder nähen, ich muss nun immer zu Frau Dubberke nach der Nähmaschine. Nach meiner mag ich nicht gehen, das fällt mir dann immer so schwer.

Gestern war Emmi Boddeutsch mal ein Weilchen hier, sie ist auch so verzagt, genau wie ich. Na, vielleicht scheint auch für uns mal wieder die Sonne.

Wie hat Mutter ihren Geburtstag verlebt? Ich hab soviel an Euch gedacht, für mich war es ein arbeitsreicher Sonntag. Anita hat sich Söckchen gestrickt von den letzten Schafswollresten. Nun will sie sich eine Jacke stricken von Zellwolle, es gibt hier solche Kornsäcke, die werden aufgerüfelt. Sie wollte es drüben machen, aber nun wird es schon kühl und ihre weiße Strickjacke kam damals mit den Betten weg. Vielleicht bekomme ich noch einen Sack für Wilhelm. Sein Pullover wird schon dünn und kurz. Was denkt Ihr, was das für 'n Kerl geworden ist, größer als ich und auch stämmig. Er kann aber auch sehr essen. Auch Anita ist größer geworden.

In unserem Zimmer ist es sehr finster, es kommt keine Sonne rein. Nun scheint seit ein paar Tagen die Sonne nach dem endlosen Regen. Alle Leute sind in der Kartoffelernte, aber es ist so nass. Wie gerne würde ich Euch helfen, hier muss man jede Kartoffel kaufen, für einen Zentner gab ich vorige Woche 100 Zloty. Herbstheu gab es nicht, weil es immer regnete.

In der Hoffnung, dass wir uns bald wiedersehen viele herzliche Grüße und Küsse von Eurer traurigen Mutti nebst Anita und Wilhelm.

Rügenwalde, den 20.10.1946

Mein lieber Karl und meine liebe Erika!

Dieses ist nun schon der dritte Brief, den ich Euch als Antwort auf den vom 19. August sende. Ich bin seitdem noch immer ohne Post. Seid Ihr vielleicht schon beide nach Amerika? Oder seid Ihr nun ganz böse auf uns. Ja, wir armen Deiwels sitzen noch hier und warten auf den Transport. Nun wird heute erzählt, dass nächste Woche derselbe gehen soll. Nun bin ich wieder voll Hoffnung. Was waren dies nun für trostlose Wochen, und wie viel schlaflose Nächte gab es. Wir stehen überhaupt vor einem Rätsel, warum die Transporte mit einem Mal abgebrochen wurden. Manche sagen, weil die Lager überfüllt sind. In Köslin haben die 2000 Menschen 2 Monate gelegen im Lager ohne Verpflegung. Nun soll diese Tage endlich der Transport gegangen sein. Jetzt müssen auch die Litauer fort. Ich hab Freitag da genäht, 2 Rucksäcke und für den Buchhalter 2 Pakete benäht. Dafür bekam ich eine Tasche voll wunderbare Äpfel, Milch und etwas Fett. Nun wird demnächst unser Grundstück polnisch. Auch dies hier, Förderers, und die Molkerei, auch noch in der Bismarckstraße mehrere Wirtschaften. Vor paar Tagen holten die Polen von Bäckerts den Dreschkasten aus unserer Scheune. Gestern musste Dr. Krüger aus seinem Haus. Das bezieht der russische Oberst. Dr. Krüger hat nun das Haus von Maler Zielke bezogen. Die Chauffeure und wir müssen dann auch bald hier raus. Wir wissen nun noch nicht wohin, hoffe aber, dass der Transport bald geht und wir nicht mehr umziehen brauchen. Larissa kam den nächsten Tag wieder zurück und ist nun wieder hier. Ich muss noch immer kochen, und es ist manchmal gar nicht so einfach. Anita und ich können schon allerhand russische Gerichte. Anita war paar Tage krank, hatte sich so erkältet. Unsere Stube ist immer so kalt. Heute am Sonntag habe ich mal geheizt. Emmy Boddeutsch war auch eben hier. Sie hatte wieder solchen schönen Brief von Erwin. Der schreibt, Zenke hat ihm Deine Adresse geschrieben. So habt ihr ja allerhand Briefwechsel. Vergesst nur Eure Rügenwalder nicht. Wir warten so sehr auf Eure Post. Liebe Erika, wenn Papa keine Zeit hat, so schreib Du doch mal an Mutti. Von Tante Lotte habe ich schon wieder Post. An die hatte ich dann geschrieben wie an Euch das erste Mal. Lieber Karl, Fritz Kurth hat an Neumanns geschrieben, er will Deine Adresse haben. Seine Herta ist noch nicht aus Graudenz zurück, muss da irgendwo auf einem Gut kochen. Frau Bolduan traf ich gestern. Gerda hat eine Stelle als Junglehrerin. Hier ist noch für Deutsche keine Schule und keine Kirche, auch kommt weniger Post. Paul Jeske ist am Rhein, hat schon zweimal an Heinz Stüwe geschrieben. Heinz arbeitet in der Mol-

kerei. Diese Tage sind wieder viele entlassen worden drüben in der Wirtschaftsgruppe. Was machen die Kartoffeln, habt Ihr sie schon raus? Ich habe 2 Zentner gekauft, mehr kauf ich noch nicht. Die Russen haben auch diese Woche welche bekommen. 40 Mann von hier sind nach Parpart gekommen zum Kartoffelsammeln. Christel und Inge Boddeutsch müssen alle Tage nach Böbbelin zum Tiefausgraben. Das geht von der polnischen Straßenbaugesellschaft aus. Unser Bürgermeister ist der Pole, der bei Liegnitz war im Garten, Herr Dulewicz. Freitag waren alle Herren vom Magistrat und der Oberst zur Besichtigung auch auf unserem Grundstück. Meine Lieben, was ist bloß aus unserem schönen Städtchen geworden. Die Geschäfte sind alle in Betrieb, auch der kleinste Laden. Nur man traut sich nicht einkaufen zu gehen. Morgen abend soll ich mir von Else Barske Saft holen. Sie hat noch Schnitzel gehabt. Ihre Wirtschaft (Harnisch) wird auch polnisch. Noch sind da Schweine, die sollen diese Woche noch nach Liegnitz. Bäckerts haben noch nicht an sie geschrieben, das ärgert sie so. Demnächst soll der Brief 20 Zloty kosten. Noch haben wir ja Geld. Wenn Ihr schreibt, dann schreibt nicht polnische Zone, sondern Polen. Es wird gesagt, dass nur diese Briefe ankommen. Lotte hat auch Polen geschrieben, und der ist schnell angekommen. Anita schreibt den Absender schon immer so, also bitte. Ich hoffe ja nun, dass wir bald fahren können und dass die Schreiberei ein Ende hat. Lieber Karl, also warte noch ein Weilchen. Hier haben schon mehrere Frauen von ihren Männern Abschiedsbriefe erhalten. Haben sich da eine neue Frau gesucht, auch darunter Lene Manske, Dora Peske. Die braven Frauen sind ihren Männern wirklich treu gewesen und möchten auch gerne raus. Ja, das ist das Schicksal der Derlower Frauen. Ich sagte auch schon zu Anita, vielleicht hat Papa eine andere, aber sie lacht mich immer aus. Nun ich denke es auch nicht. In der Hoffnung, dass wir uns bald wiedersehen, die allerbesten Grüße und 10000 Küsse Eure liebe Mutti!

P.S. Grüßt auch Oma, Tanten und Onkels alle. Wo ist Ilse mit den Kindern? Wie geht es Erich? Wilhelm fährt immer Boot, die Russen haben eins gekauft. Ich habe immer Angst. Neulich war er schon mit einem Russen aus den Molen raus an den Weststrand. Paar mal hat er Dorsch mitgebracht.

Rügenwalde, den 21.10.1946

Lieber Papa, liebe Erika!

Warum schreibt Ihr eigentlich nicht? Habt Ihr vielleicht immer „Polnisches Gebiet“ auf die Anschrift geschrieben? Es gehen nur Briefe durch, wo „Polen“ draufsteht. Ich hab doch immer den Absender polnisch geschrieben und bestimmt nicht ohne Absicht! Also schreibt bitte so: Polen ! Pani Erna Adam, Darlowo powiat Slawno, ul. Pierwzego Maja 3, Pomone Zachodnie. Es geht eher durch.

Hoffentlich ist das neueste Gerücht war, das es nächste Woche raus geht, darin sind wir aber schon so abgestumpft, es ist bis jetzt noch nie was dran gewesen, was erzählt wurde. Wir glauben einfach nichts mehr. Andere Möglichkeiten als das Erzählen von Mund zu Mund gibt es ja für uns nicht, um was Neues zu erfahren. Wir leben hinterm Mond. Uns geht es noch so zeitgemäß – wir werden noch immer satt. Das Geld zehrt sich bloß so auf, es wird höchste Zeit, dass es raus geht. Es heißt, pro Person sind 600 RM erlaubt über die Grenze mitzunehmen, aber keine Wertsachen. Wir besitzen aber alle zusammen bloß 450 RM, dagegen kann man nichts machen. Ob wir wohl Weihnachten zusammen sind? Das wäre unglaublich schön. Ich habe uns etwas Brennholz rangeholt, Papa, und weißt Du woher? Von unserer Wiese an der Wipper, die neue Chaussee runter zur Mündede. Da sollte doch ein neuer Weg gebaut werden. Bäume waren gepflanzt und dicke

Pfähle eingerammt. Die waren 1 Meter in der Erde. Die habe ich ausgehoben, mit Christel Boddeutsch zusammen, dann halbdurchgesägt und mit dem Ziehwagen nach Hause geholt. Dann haben wir das redlich geteilt. Das sind schöne Pfähle, das hilft uns doch wieder weiter.

Ich stricke mir jetzt eine schöne Jacke aus weißer Zellwolle von aufgeräufelten Kornsäcken mit schwarzem nordischen Muster. Die Passe und unten die Ärmel schwarzweiß, das andere im Perlmuster. Hoffentlich behalte ich die.

Ich überlege schon, was ich wohl dort arbeiten kann, ob es in der englischen Zone besser ist? Wir werden wohl mit dem Transport ins Rheinland oder nach Westfalen kommen, die letzten Transporte sind dahin gegangen.

Schreibt bitte recht bald wieder. Viele liebe Grüße sendet Euch beiden Eure Anita.

Rügenwalde, den 25.10.1946

Mein lieber Karl, meine liebe Erika!

Endlich kam heute der langersehnte Brief. Vielen dank, liebe Eka, nur gut, dass Du bei Papa bist, sonst würde ich wohl überhaupt keine Post kriegen. Ich habe nun noch 2 Briefe an Euch unterwegs, und dies ist der dritte. Die Post trägt Herr Hillebrandt aus, der hilft dem polnischen Briefträger.

Papa ist wohl abends sehr müde. Ich freue mich, Erika, dass Du alles so schön kochen kannst. Also habt Ihr sogar eine größere Wohnung. Wie ich mich darüber freue, lieber Karl, dass Du alles so besorgst. Ich habe nur den einen Wunsch, bald bei Euch zu sein. Ich mag gar nicht daran denken, noch ein Weihnachtsfest ohne Euch, das wäre schrecklich!

Es wird bestimmt kalt sein, wenn wir nun reisen sollen, aber das ist egal. Wir ziehen alles an, was angeht. Schön, dass Du für Wilhelm Stiefel hast, hier geht er immer auf Holzsandalen. Morgen hole ich seine Schuhe vom Schuster, es ist nun schon kalt, 3 Tage schneit es schon. Ich hab auch noch die Filzstiefel von dem Wassil, der bei uns war, Karl. Aber die muss ich hier lassen, das ist zuviel zum Tragen. Meine und Anitas Schuhe lasse ich auch noch besohlen. Leder und Gummi hatten wir noch.

Ich habe wieder an meiner Nähmaschine genäht, die Litauerin ist immer sehr nett. Sie hat mir eine Tasse Speiseöl geschenkt.

Lieber Karl, eine Einreisegenehmigung hast Du doch für uns, nicht wahr? Frau Schossow sen. hat von Hans Schossow auch eine bekommen aus Apolda, sie war bei mir. Seine Frau geb. Scheiwe ist voriges Jahr gestorben. Seine Mutter hat nun den kleinen Jungen und möchte so gern hin, Scheiwes sind voriges Jahr im Oktober zwangsevakuiert worden.

Eine Frau Rupp ist mit Stoebes dann zusammen rausgekommen. Sie ist schon in Hannover bei ihrem Mann und bekommt keine Einreisegenehmigung, muss wieder ins Lager zurück. Manche schreiben, sie müssen wieder in die Heimat zurück. Was mag nun eigentlich stimmen, wir leben hier hinter dem Mond und wissen nicht, was in der Welt los ist. Unser einziger Trost ist Eure Post. Ich wollte mal was von Deutschland sehen und hab nun doch kein Glück mit der Reise. Wir haben noch 450 RM deutsches Geld, hoffentlich kommen wir damit an. Mit den Zlotys sind wir sehr sparsam. Wer weiß, wie lange wir noch damit reichen müssen. Wir essen viel Wassersuppen, Bratkartoffeln mit Kaffee gemacht. Von Frau Barske und Frau Sielaff habe ich eine große Schüssel Saft fürs Nähen bekommen. Quark haben wir auch wieder. Gestern gab uns die Mila ein Stück Fleisch, dafür muss Anita trennen und ich etwas auswaschen. So stuckern wir uns schon durch.

Ich hatte voriges Jahr Rotlauf an beiden Händen vom schlechten Fleisch als ich in der Russenküche war. Das findet sich schon wieder, einige Finger sind dick, im Sommer war es weg.

Hat Lisbeth noch ihre Nähmaschine? Frau Dubberke und Frau Miels haben noch eine, aber wer weiß, wie lange.

Hier ist der Krieg ja noch nicht zu Ende. Wenn wir bei Euch sind, werden wir wohl 8 Tage zu erzählen haben, man kann nicht alles so schreiben. –

In der Hoffnung, dass wir uns bald wiedersehen, grüßen wir Euch recht herzlich und senden viele Küsse Eure Mutti und Wilhelm.

Der mag gar nicht schreiben, hat viel verlernt, mir geht's ja auch bald so. Anita kann bald russisch, sie muss oft dolmetschen, hier sind viele Russinnen.

Lieber Papa, liebe Erika!

Soeben brachte Herr Hillebrandt Euren lieben Brief vom 2. Oktober. Wie haben wir uns gefreut! Wir haben aber auch schon ein Viertel Jahr bald keine Post mehr. Sonst geht es uns noch wie immer. Wir hoffen, dass es bald raus geht, es fällt schon ein paar Tage Schnee. Es taut aber immer gleich wieder, augenblicklich scheint sogar die Sonne.

Ich war eben baden im russischen Warmbrausebad, das ist der große Duschaum im ehemaligen Reichsarbeitsdienstlager. Das ist schön, besser als Wannenbad. Da ist freitags für Russinnen geöffnet und Lilo Bahr und ich, wir gehen einfach hin! Wir können zur Not etwas russisch sprechen, es sagt uns aber auch keiner was. Sie fragen uns höchstens, ob das Bad gut ist, und wir sind erst mit Zittern und Zagen reingegangen und sagten uns, mehr wie rausschmeißen können sie uns nicht! Ich möchte schon gern richtig russisch lernen, denn wenn die Russinnen sich unterhalten, verstehe ich alles bis auf Wörter, die nur selten vorkommen.

Ich gehe kaum einen Tag raus, in die Stadt kann man sowieso nicht gehen, höchstens kurz vor Feierabend bis Immans Bäckerei, ein Brot holen. Bis zum ehemaligen Arbeitsdienst kann man auch gehen. Das Viertel hier ist alles russisch, die Molkerei, die RÜ-WAG usw. Im ehemaligen Arbeitsdienstlager ist sonntagabends von 8 bis 10 Uhr Tanz für Deutsche, kaum zu glauben! Ein Junge spielt Handharmonika und wir Mädels tanzen. Hier ist noch Lilo Bahr, Jenny Schneier, Erika Fielitz, Eva, Brigitte und Edith Clemens, Luise Bahr, Trudchen Sielaff, Ursula Gehrke, Irma Vanselow, Traude Otto, Hilde Voß, Irma Köhn, Luzia Barz, Christel Plath, Christel und Inge Boddeutsch und noch andere, auch viele Ostpreußinnen. Die Jungens sind alle so in Wilhelms Alter, Heinz Wichmann, Willi Schröder, Gerhard Lach, Hans Schmidt, Günther Stahnke, ach, ich weiß nicht, wer noch. Das ist das Schönste in der Woche, wenn wir sonntagabends so zusammen sind. Russen und Russinnen kommen öfter auch ein paar, aber die haben ja extra Tanz mit Kapelle. Die paar Leute stören uns nicht. Es ist viel, dass das überhaupt erlaubt ist! Mal sollte es schon verboten sein, aber das ist widerrufen.

Ist bei Euch im Dorf auch russische Kommandantur, oder wie ist das dort? Wenn wir bloß erst unterwegs wären.

Nun lasst es Euch gut gehen, viele herzliche Grüße Euch beiden, Eure Anita.

Dorsch vom Oberst und keine Mietkosten

Rügenwalde, den 30.10.1946

Mein lieber Karl, meine liebe Erika!

Ganz unerwartet und mit großer Freude empfang ich heute Euren so lieben Brief. Habt vielen Dank. Ich bin heute recht müde, denn ich hatte große Wäsche, aber ich will Euch doch noch schnell schreiben. Lieber Karl, Deine Zeilen richten mich wieder auf, und wir

leben auch wieder in der Hoffnung, dass Anfang November doch noch evakuiert wird. Es sollen ja nun die Freiwilligen rauskommen. Dazu bin ich hier schon zweimal aufgeschrieben worden. Gebe Gott, dass es doch endlich wahr wird, denn es wird immer kälter und nachher ist es zu spät. Ja, Russenautos haben wir hier genug, aber die fahren nicht Richtung Stettin, sondern immer hier in der Gegend rum, oft nach Neustettin. Von der Münde fährt öfter eins nach Liegnitz, aber das ist auch noch Polen, und da soll es noch schlimmer sein als hier. In Schlawe sind nur noch 700 Deutsche, hier ungefähr noch 3000, das liegt daran, dass Rügenwalde Garnison ist und viel Militär hat. Da werden die Deutschen noch zu sehr gebraucht. Hier liegt der Stab, der den Kreis Schlawe sozusagen beherrscht. Nikolai ist der Chauffeur vom Oberst, ist jeden Tag unterwegs. Der hat es sehr mit Wilhelm, auch seine Mila sagt dann, mein kleiner Wilhelm, dabei ist sie viel kleiner als er. Neulich hat der Oberst Wilhelm Dorsch geschenkt. Er war mit dem Boot bei der Fischfabrik, da hat er ihn gerufen. Jetzt hat er weniger Zeit zum Bootfahren. Es ist viel an den Autos zu tun, und das ist auch ganz gut. Morgen soll ich für Mila was färben, dafür gab sie mir heute wieder 1 Stück Schweinefleisch, das lass ich zum Sonntag. Für Larissa soll ich nicht mehr waschen, sie sagt, ich hab so viel Arbeit, ich soll eine Waschfrau suchen. Ich bin auch froh, die gibt mir doch nichts. Die hat Kopfläuse und hatte Anita schon damit besetzt. Ach was ist das bloß für eine Strafe, in dem dichten blonden Haar. Wilhelm musste mir helfen. Meine Augen sind schwächer geworden. Aber Gott sei Dank haben wir es geschafft und sie sind weg und wisst Ihr womit? 2 mal mit Sprit eingerieben, das Zeug haben sie noch immer genug. Einheizen können wir uns auch bisschen, der kleine Ofen ist schnell warm und auch wieder schnell kalt. Ich koche auf Gas, das bezahlt Nikolai, das letzte Mal sollte er 515 Zloty bezahlen pro Monat, hat es aber noch nicht bezahlt. Licht ist frei, und Miete brauchen wir auch nicht bezahlen, weil das Haus dem Oberst gehört. Darin haben wir großes Glück gehabt. Von den Umzügen wird auch wohl noch nichts. Es bleibt vorläufig noch russisch. Nun mein lieber Karl, macht Euch nicht so große Sorgen. Ich werde schon noch mit den Kindern durchkommen. Noch habe ich 2700 Zloty und auch das deutsche Geld. Das will ich auch lassen zur Reise. Für meine Wanduhr, die ich noch nicht verkaufen will, kann ich 1000 Zloty bekommen. Aber ohne Uhr ist es doch nichts. Allerdings hört es sich toll an mit den Tausenden. Das Brot ist schon wieder teurer, ein 2 kg-Brot 46 Zloty und ab 1. November 1 Brief 20 Zloty. Ein Arbeiter, der für die Stadt arbeitet, bekommt 10 Zloty pro Tag Arbeitslohn und viele gar nichts. Ich habe noch immer so allerlei mit dem Nähen und Zuschneiden verdient an Lebensmitteln. Das bringt noch am meisten ein. Frau Boddeutsch bekommt pro Tag 10 Zloty, das Essen und 1 kg Brot, das ist noch gut bezahlt. Dafür aber den ganzen Tag da und auch sonntags. Ihre Mädchen haben noch nichts bekommen, und ihr Opa ist auch noch mit Essen zu versorgen. Sie ist auch manchmal so verzagt. Ich kann ihr nun auch nicht mehr aushelfen. Neulich war Frau Dähling bei mir, ob ich nicht was für sie hätte. Ihr Mann ist schon wieder in Danzig, das weißt Du wohl. Lieber Karl schicke lieber kein Geld. Kaufe lieber da was, was Du kaufen kannst. Noch haben wir was und wolle das Schicksal gnädig sein, das wir uns bald wiedersehen. Was Du und wir durchgemacht haben, kann keiner ermessen, der es nicht selbst mitgemacht hat. Darüber bin auch ich hinweg. Ich habe nie gedacht, dass ein Mensch soviel aushalten kann. Aber lass man, für uns scheint auch noch mal die Sonne. Ich bin so glücklich, dass ich weiß, Ihr lebt und Euch geht es gut. Ihr seid doch unser ganzer Lebensinhalt, und wenn wir alle Fünf anfangen zu arbeiten, wem kann es da noch schlecht gehen. Soviel wie wir hatten, brauchen wir nicht mehr. Wir haben gelernt, dass wir auch mit Wenigem auskommen. An Deinem 45. Geburtstag waren Frau Pieper bei mir und Frau Tessorf. Da haben wir noch gesprochen von Euch und nicht ge-

ahnt, dass unsere Männer schon im Ural sind. Da habe ich noch so oft die Chaussee langgeguckt von der Haushaltungsschule aus, ob mein Karl nicht auch mal kommt. Verschiedene, die ankamen, haben dasselbe zum zweiten mal durchzumachen, und darum bin ich so froh, dass Du drüben bist und es Euch beiden so gut geht. Alles andere ist Nebensache. Nun wird doch auch einmal die Zeit kommen, wo wir uns wiedersehen. Es sind ja noch so viele Menschen hier, die dasselbe durchzumachen haben. Wir haben noch immer sehr viel Glück und sind von allem verschont geblieben. So langsam wird man ja menschenscheu, wir gucken nur immer auf den Hof. Sonntags habe ich auch soviel zu kochen, dass ich nirgends hin kann. Meistens muss ich dann Kartoffelpuffer backen. Lilo Bahr besucht Anita alle Tage, Christel kommt seltener. Da hat Emmy auch nicht viel Freude dran. Anita war im Frühjahr zum Friseur, das kostet 300 Zloty. Ihr Haar war so lang, Wilhelms Haarschneiden kostet 20 Zloty, seine Schuhe besohlen 80 Zloty, Sohlen hat er gegeben.

Nun meine Lieben will ich schließen, will schlafen gehen, das Zimmer ist kalt. Anita und Wilhelm gingen mit Lilo zum Konzert. Das ist alles umsonst von den Russen aus. Dann bin ich immer alleine. Wenn alle gehen schließe ich die Haustür zu. Aber unheimlich ist mir dann doch. Grüßt bitte Oma recht herzlich und vielen Dank für ihre Zeilen. Wollen hoffen, dass wir uns bald alle wiedersehen. Innige Grüße und viele Küsse Eure Mutti.

Der im Brief von meiner Mutter erwähnte Konzertabend mit Lilo war sehr schön. Ein russischer Soldatenchor sang mit Klavierbegleitung wunderschöne russische Melodien. Aber dann gab es einen Missklang:

Ein ukrainischer Solosänger in Uniform weigerte sich, ein russisches Lied zu singen, das im Programm vorgesehen war. Er betonte, dass er nur ukrainische Lieder vorträgt. Es wurde heftig debattiert, und das Konzert war beendet.

Damals in Rügenwalde habe ich nicht nur an diesem Konzertabend beobachtet, dass sich die Russen, Ukrainer, Tataren, Kirgisen und Usbeken stets nach Nationalitäten in Gruppen zusammen fanden.

Rügenwalde, den 31.10.1946

Lieber Papa, liebe Erika!

Für Euren schönen langen Brief habt vielen Dank. Wir haben uns sehr gefreut. Hoffentlich stimmt es diesmal, dass nächste Woche ein Transport gehen soll, aber so heißt es jede Woche, man glaubt es schon nicht mehr. Trotzdem hoffen wir noch immer, dass es doch einmal wahr wird. Wir sind noch immer alle 3 recht schön dick, aber das machen die vielen Mehlsuppen, die wir essen, die schwämmen richtig auf. Wenn wir mal was anderes haben, dann essen wir solange wie was reingeht. Denn wir sagen uns immer, vielleicht wird es bald knapper, dann haben wir Vorschuss. Augenblicklich haben wir viel Quark, dann bin ich den ganzen Tag satt, den esse ich mir nicht über. Den kriegen die Russen so billig in der russischen Molkerei, auch Käse manchmal, davon können wir dann mitessen, und das besorgen wir gründlich. Was ist das da bloß mit unserer Verwandtschaft, die scheinen sich wohl alle noch nicht umgestellt zu haben, die können ja mal mit uns tauschen, wenn es ihnen zu gut geht, was meinst Du, Oma? Dir lieben Oma, auch vielen Dank für Deine Zeilen, und Euch allen recht liebe Grüße von Eurer Anita.

Ein Russenleutnant mit Herz und Abschied von der freundlichen Partisanin

Rügenwalde, den 24.11.1946

Liebe Erika, lieber Papa!

Für Euren lieben Brief habt recht vielen Dank. Die Freude war wieder mal groß. Märchenhaft kommt es uns vor, dass Ihr dort Radio besitzt. Hier hören und sehen wir nichts davon, das fehlt so sehr. Den ganzen Tag sitzt man in den 4 Wänden und sieht keinen Menschen außer den Hausbewohnern, man ist schon menschenscheu geworden, auch Musik ist nie zu hören. Die Chauffeure hatten ja ein Grammophon, aber das ist schon lange kaputt. Das war eine kurze Freude. Das Tanzengehen wird mir auch zu kostspielig. Die Schuhsohlen gehen zu schnell kaputt, und wenn man auch Gummisohlen liefert, so gehen fürs Besohlen doch immerhin 80 Zloty drauf. Auch die Strümpfe sind immer so kaputt, und Stopfgarn ist knapp, also lasse ich es lieber sein. Es war zwar die einzige Abwechslung, die ich hatte, einmal in der Woche, aber ich kann es mir nicht mehr leisten. Das Geld wird auch so viel zu schnell alle, und neues kommt nicht dazu. Ich kann auch schon soviel tanzen wie nötig ist. Lernen kann ich da nichts mehr, so wie es alle können, kann ich es auch. Wilhelm ist jetzt dahinter gekommen, er lernt Foxtrott, und Schieber kann er schon, sagt er.

Ich muss für den Chauffeur Nikolai Strümpfe stricken, nachher soll ich für seine Frau Mila Söckchen stricken. Meine Jacke habe ich bald fertig, aber die Strümpfe sind vordringlich, weil die Russen bald wegkommen an die tschechoslowakische Grenze. Sie trösten uns ja immer, wir kommen auch bald hinter die Oder, aber wann wird das sein? Der jetzige polnische Bürgermeister ist als Professor an das hiesige Gymnasium berufen. Jetzt kommt ein anderer, hoffentlich unternimmt der etwas, dass Transporte von hier gehen, da setzen wir unsere ganze Hoffnung drauf.

Die alte Köchin Katja sagte heute zu mir, sie will auch einen Pullover gestrickt haben. Na, dann habe ich ja noch Arbeit in Aussicht. So kann ich wenigstens was zum Essen verdienen. Vorgestern sagte Larissa zu mir, ob ich nicht als Wirtschaftlerin zu einer Offiziersfamilie nach der Münde wollte. Aber da immer hinlaufen, morgens früh und abends spät zurück, dann ist es dunkel und da liegt soviel russisches Militär, nein, da hätte ich doch Angst. Die Offiziersfrau wollte mich gern dahin haben, hat mir alles mögliche versprochen, ihr war es hauptsächlich darum zu tun, weil ich russisch verstehe. Aber Versprechen ist eine, und Halten ist die andere Sache.

Nun seid vielmals herzlich begrüßt von Eurer Anita.

An jenem Abend, als mich Larissa fragte, ob ich nicht als Wirtschaftlerin zu einer Offiziersfamilie wolle, war ich in der Küche und bereitete das Abendessen für sie, ihren Sascha und die Gäste zu.

Als ich den Tisch im Zimmer nebenan decken wollte, musste ich das Tablett schnell absetzen. Die junge Frau, die zu Besuch war, sprang auf, umarmte mich und weinte. Es war Lilo Jütz aus Köslin, die ich im Freizeitlager bei Großmölln (heute polnisch Mielno) kennen gelernt hatte. Ich hätte sie sicher nicht gleich erkannt, denn ihr schönes langes Blondhaar fehlte; sie hatte ganz kurzes Haar, offensichtlich war es nachgewachsen.

Lilo erzählte mir dann in der Küche unter vier Augen etwas über ihren Leidensweg. Sie war denunziert und verhaftet worden, weil sie hauptamtliche BDM-Führerin gewesen war. Lilo wurde ins Lager Danzig-Stutthof gebracht. Ihr Begleiter an diesem Abend, der russische Leutnant Boris, war seinerzeit in ihrem Elternhaus in Köslin einquartiert und hatte sich sofort in die blonde Lilo verliebt. Er half ihren Eltern, über die Grenze an der

Oder zu gelangen und kaufte Lilo aus dem Lager Danzig-Stutthof frei, wo man sie kahl geschoren hatte. Seitdem lebte sie mit Boris zusammen, aus Dankbarkeit, denn sonst würde sie sicher nicht mehr am Leben sein. So sagte sie mir.

Meine Lieben in weiter Ferne!

Am Freitag erhielten wir Euren so lieben Brief vom 08.11.. Natürlich hatten wir schon sehr gewartet und haben uns nun sehr gefreut. Habt recht vielen Dank. Euren Brief vom 12. Okt. hatten wir auch erhalten und gleich beantwortet. Nachdem habe ich noch nicht wieder geschrieben. Man denkt von einer Woche zur anderen es geht los und es lohnt nicht zu schreiben. Nun haben wir einen neuen Bürgermeister. Vielleicht wird es nun mal was. Es ist kaum zu glauben, dass in 4 Wochen Weihnachten sein soll. Sollten wir noch hier sein, wird ein trauriges Weihnachtsfest für uns. Wenn man Eure lieben Briefe liest, wie schön es bei Euch sein könnte, dann wird die Sehnsucht noch mal so groß. Sogar Radio habt Ihr? Das klingt wie ein Märchen. So was ist hier nicht für Deutsche erlaubt und auch keine Möglichkeit vorhanden. Wir haben wieder schwere Tage hinter uns. Das erzählen wir Euch später mal alles. Unsere Russen hier kommen auch bald fort hinter Liegnitz. Nikolai ist schon gefahren und kommt in 14 Tagen erst wieder. Dann wird es wohl mit Allen losgehen. Anita muss Strümpfe für ihn stricken und für Mila. Christel Boddeutsch strickt für Sascha und Larissa. Es soll alles bald fertig sein. Nun könnt Ihr die Wolle nicht bei Grete spinnen lassen, oder hat sie keine Zeit? Stricken werden wir schon nachher. Anita kann gut stricken. Ihre Jacke ist hübsch. Das kann sie Dir lernen Erika. Ich hab auch noch wieder was Neues zu nähen, für Katja, die alte Köchin, wo Anita war. Sie brachte uns schon Mehl, Butterschmalz und heute 1 Brot. Sie meint es gut und bedauert, dass wir nicht zu Euch können. Auf unser neues Heim bin ich sehr neugierig und ich freue mich sehr dazu. Auch habt Ihr schon allerhand Möbel. Mein Überhandtuch für die Küche habe ich neulich von der Litowka gekriegt. Ich besitze auch noch eine elektrische Kochplatte. Wollte sie schon mitbringen, aber dann verkaufe ich sie noch. Auch Saft wollt Ihr kochen. Wenn Ihr noch Zuckerrüben kriegen könnt, die halten sich doch bis Frühjahr. Hier haben auch viele Leute gekocht. Vielleicht muss ich noch für Mila kochen, sie sagte es schon. Ich will kommende Woche auch noch für uns waschen. Wir hatten schon 8 Tage richtigen tiefen Schnee, Frost und Glatteis. Nun ist alles weg.

Lieber Karl, gestern wurde Erich Gumz zu Grabe getragen. Er ist am Mittwoch an Alkoholvergiftung plötzlich gestorben. Wie traurig für seine Familie. Frau Gumz muss nun noch aus der Wohnung. Aus ihrem Haus sind sie schon länger, auch durch seine Schuld. Sie soll nun nach Trabandt ziehen in Harweks Wohnung. Artur Rhien's Haus musste auch geräumt werden. Das wird ein polnischer Kindergarten. Vor paar Tagen ist Frau Völz nach Hause gekommen. Ist in Danzig entlassen. Frau Schiffmann ist noch da. Ursel Völz schält Kartoffeln in der russischen Kinderküche. Das ist auch im Amtsgericht. Da ist auch Lilo Bahr, aber oben, abwaschen und bedienen. Nun noch was Neues: Unser Wilhelm geht tanzen. Er ist heute wieder da. Anita ist es leid. Sie bedauert die Schuhsohlen. Ja, auch damit muss man sparen. Wir bewohnen hier in Förderers Haus das Hinterzimmer nach dem Hof zu visavis von der Küche. Es ist sehr eng, heute schön warm. Wir haben ein Vertiko kaputtgeschlagen. Das lag auf dem Hof. Wilhelm ist immer sehr schlecht zum Holz klein machen zu kriegen. Dann muss ich schon Krach machen. Heute sagte ich, das schreib ich Papa hin, dann gings aber los. Nach der Straße hin wohnen alle Russen. Wenn wir auf die Straße gucken wollen, müssen wir schon rausgehen. Aber dazu lassen wir uns keine Zeit. Walter Barske mit Familie mussten auch raus, wohnen oben in Gnodtkes Haus. Er sagt, ob bei Euch ein Schmied fehlt. Er möchte auch so gerne raus, haben aber kein Ziel. Sie hat mir 4 alte Bettlaken gegeben, die will ich mir ausfli-

cken, sind noch ganz gut. Muss was für sie nähen. Bei Dubberkes wohnen nun Polen und sie wohnen alle oben. Ihre Nähmaschine ist unten geblieben. Nun gehe ich nach Frau Miels nähen oder auch mal zu meiner nach den Litauern. Aber das fällt mir immer so schwer. Die haben noch so viele Wäsche von uns. Das muss man alles mit ansehen. Von Frau Erdt bekam ich vor paar Tagen einen langen Brief. Der Brief ist doch noch nicht teurer geworden. Ein Brot kostet nun 48 Zloty 4 Pfund. In der englischen Zone gibt es mehr Verpflegung. Schade, dass bei Euch noch russische Zone ist. Heute Montag: Larissa sagt heute, dass sie am 15. Dez. alle weg kommen. Hier wird polnisch sagt sie. Na, denn geht's auch bald los. Ab heute wird auch die Schlossmühle polnisch. Nun meine Lieben will ich schließen. Ich weiß nichts mehr. Möge Gott geben, dass wir bald zu Euch kommen. Bis dahin die allerbesten Grüße und Küsse Eure Mutti und Wilhelm.

An Oma

Meine liebe Mutter!

Ja nun bist Du schon so lange da und wir können nicht nachkommen. Wären wir doch damals mit Dir zusammen rausgefahren. Das hätten wir uns müssen beschreiben. Du hast nun wieder Husten. Gibt es keinen Bienenhonig bei Euch? Bleib nur schön gesund, wir wollen uns doch noch soviel erzählen. Schreiben kann man nicht alles. Grüße bitte alle Verwandten, ich hoffe, dass wir uns alle gut vertragen. Dazu ist doch die Zeit zu ernst. Innige Grüße und Küsse Deine Erna. Von Lehmanns soll ich Euch sehr grüßen, auch von Boddeuschens herzlich. Christel ist schon hier stricken.

Rügenwalde, den 10.12.1946

Mein lieber Karl und meine liebe Erika!

Heute will ich noch mal an Euch schreiben und wie Ihr seht, noch aus Rügenwalde. Ich habe lange keine Post von Euch, Ihr denkt sicher, wir rollen schon. Ja, ich habe auch immer gehofft, Weihnachten bei Euch zu sein, aber es ist nun nicht in Erfüllung gegangen. Ich wünsche Euch frohe, gesunde Feiertage. Ich werde sehr viel an Euch denken und Ihr wohl auch an uns. Ich glaube kaum, dass der Brief noch bei Euch zum Fest ankommt. Aber ich hatte diese Tage allerhand Aufregung, denn wir wollten ins Kösliner Lager gehen, aber es glückt uns nicht. Es soll da demnächst ein Transport gehen, hatten schon alles erkundet, aber keiner will uns hinfahren. Ich wollte Euch die Freude machen, dass wir wenigstens unterwegs sind, aber es steht nicht in meiner Macht. Ich bin ganz traurig. Einfach die Tasche in die Hand nehmen und zu Fuß gehen, haben wir schon gesagt, aber es ist Winter, und da muss man doch unterwegs ein Bett haben. In Köslin ist nur der kahle Fußboden im Lager, und wenn man da noch ein paar Wochen liegt, erkältet man sich. Viele reden ab, denn es sind tatsächlich von da Transporte über Polen gegangen. Eine Frau aus Schlawin hat von Bromberg geschrieben und eine Frau Mollau von der Münde auch, dass sie über Polen, Schlesien und dann nach Sachsen gefahren sind. Aber deshalb wollten wir doch trotzdem versuchen, zu Euch zu kommen. Man darf in Köslin nicht sagen, dass wir aus Rügenwalde sind. Der Pole im Kontor hat gesagt, wir sollen solange warten bis wir dran sind. Es wird hier ja auch von Transporten gemunkelt, aber darauf haben wir nun lange genug gewartet. Von Stolp sind mehrere Transporte gegangen. Was sagt Euer Radio? Ich denke, einmal muss es doch anders werden.

Die Chauffeure sind noch hier, Nikolai ist mit dem Oberst noch nicht zurück, kommt erst am 20. wieder. Seine Mila gibt uns alle Tage 1 ½ bis 2 Liter Vollmilch. Anita strickt

noch für sie. Ich habe wieder etwas verkauft und noch mal 380 Zloty eingenommen. Habe heute 1 Zentner Kartoffeln gekauft für 125 Zloty. Bei Gelegenheit verkaufe ich nun die Uhr. Es könnte mal plötzlich losgehen und dann bleibt sie noch hängen. Die letzten 1.000 Zloty müssen für die Reise bleiben.

Frau Speith hat auch von ihrem Mann aus Berlin Nachricht. Er ist dort als Richter tätig. Sie möchte auch zu gerne weg. Ihre Söhne gehen auf Holzpanzertoffeln, der eine kommt öfters zu Wilhelm.

Ich nähe für Anita ein Kleid aus Irmchens Mantel, gehe immer zu Frau Miels. Meine Wäsche ist alle sauber, ich hatte mich schon zur Reise eingerichtet, wie schon so oft.

Nun meine Lieben will ich schließen, ich sitze in der Küche und friere, will auch noch wieder nähen.

Grüßt bitte Oma und alle Verwandten, wir wünschen ein frohes gesundes Weihnachtsfest. Euch Lieben grüße und küsse ich vieltausendmal Eure Mutti, Anita und Wilhelm. Auf Wiedersehen!

Mein lieber Papa, meine liebe Eka-Schwester!

Auch ich will Euch etwas schreiben. Ich habe in letzter Zeit gestrickt, für Nikolai und Mila zwei Paar Strümpfe, ein Paar Fingerhandschuhe und jetzt stricke ich Söckchen mit buntem Muster oben am Rand, so habe ich auch meine gestrickt. Für Anni, die Litauerin in unserem Haus, soll ich noch Fausthandschuhe mit nordischem Muster stricken, für Barskes Mädchen soll ich noch 2 Puppen machen. Für die ersten Strümpfe kriegte ich von Nikolai 100 Zloty. Für das andere gibt mir Mila jeden Abend Milch, so haben wir immer Milchsuppe. Dazu essen wir Pellkartoffeln, dann werden wir schön satt.

Im Januar sollen ja bei Euch Wahlen sein, vielleicht klärt sich unsere Lage dann. Entweder – oder, einmal muss es ja kommen, darauf hoffen wir jetzt. Ich muss aufhören zu schreiben, es ist kein Licht, ganz, ganz wenig brennt es noch.

Seid alle vieltausendmal begrüßt von Eurer Anita.

Rügenwalde, den 15.12.1946

Mein lieber Karl und meine liebe Eka!

Heute am dritten Advent will ich Euch schnell einen Brief senden. In der Woche habe ich schon einmal geschrieben und war so traurig, dass wir nicht nach Köslin kamen. Da ist am Mittwoch ein Transport gegangen, aber nicht alle sind mitgekommen. Nun heißt es, dass erst im Februar wieder ein Transport von da geht. Nun passt mal auf, gestern sind von hier wieder 150 Personen an den Stolper Transport angeschlossen worden, und wir waren noch nicht dabei. Es geht aber bald der große Transport, und raus kommen wir alle hier. Kreis Schlawe ist nun endlich dran. Der Chef von Frau Boddeutsch hat soviel versucht, dass er sie mithaben wollte, aber es ließ sich nichts machen. Sie hatte ihm sogar eine Uhr versprochen. Die Herren vom Rathaus haben gesagt, dass wir alle bald rauskommen. Wahrscheinlich am dritten Feiertag. Unsere Freude ist groß, und wir können es kaum abwarten. Hoffentlich geht es nicht wieder schief. Ich schreibe Euch bald wieder, hoffentlich aus Deutschland.

Heute nacht sind unsere Chauffeure mit ihren Frauen abgehauen. Sie haben gestern alles verkauft, Bettstellen usw., und nun haben Sascha und Larissa heute nacht bei uns geschlafen in Anitas Bett und Anita bei mir. Arwin, der Armenier, bleibt noch ein paar Tage hier bis seine Maschine fertig ist. Heute früh sind wir nun schon seit 3 Uhr auf den Beinen, sie haben uns sehr viel Dreck hinterlassen. Wir haben heute schon allerhand Arbeit gehabt, so was müsstet Ihr mal sehen. Vor einer Weile haben sich unsere neuen Hausbewohner vorgestellt, ein russisches Ehepaar, sie stehen beide Posten. Hoffentlich kommen wir mit diesen auch so gut aus. Mila und Larissa haben uns soviel geküsst zum

Abschied, gute Frau Erna und gute Anita! Ja, wir werden hoffentlich auch bald loskönnen, uns fällt der Abschied nicht mehr schwer. Für uns ist hier Hopfen und Malz verloren.

Dubberkes mussten gestern auch mit, sie hatten sich gar nicht eingerichtet, so musste ich ihr meine Tasche geben. Nun muss ich mir wieder eine nähen. Eben war Frau Dähling hier. Sie wollte wissen, ob die Russen uns viel hinterlassen haben. Ja, sagte ich, sehr viel Dreck, sonst nichts. Was sich die Leute so denken. –

Wilhelm hat 2 schöne Hosen geerbt und eine neue Soldatenjacke, davon mache ich ihm eine Windbluse. Ich habe noch sehr viel Arbeit vor dem Fest. Auch Anita muss noch viel schaffen. Für uns gibt es keinen Sonntag und kein Fest, es ist jeder Tag gleich. Wir haben 3 Brote für Arbeit bekommen, so brauchte ich die ganze Woche keins kaufen. Auch Speck und Fleisch habe ich fürs Nähen bekommen, aber Kuchen kann ich uns nicht backen. Ich will uns zu Weihnachten ein Weißbrot kaufen.

Hier ist es sehr kalt, die Fenster stehen schon ein paar Tage im Eis und wollen nicht tauen. Heute fing es an zu schneien, nun wird der Frost doch nachlassen. Ich will noch bisschen waschen, damit wir allzeit reisefertig sind.

Wir haben noch ein ganz Teil Holz von Larissa geerbt, sie ließ sich vorige Woche eine Fuhre gehacktes Holz bringen, aber halb nass. Gas kann ich nun nicht brennen, das kann ich nicht bezahlen. Es ist gut, dass dies Haus russisch bleibt, dann wohnen wir frei. Wir hatten schon Angst, dass es polnisch würde.

Anita hat diese Tage solche Gallenschmerzen, das kommt von Graudenz nach, unser Zimmer ist auch so kalt. Vielleicht ziehen wir noch in das kleine Zimmer vor, wo Förderers Kontor war, da ist es wärmer. Hoffentlich kriegen wir bald mal Post von Euch, es ist schon so lange her, seit der letzte Brief kam.

Seid nun vieltausendmal geküsst und herzliche Grüße, Eure Mutti. Auf Wiedersehen im neuen Jahr!

Mein lieber Papa, meine liebe Eka!

Nun steht Weihnachten vor der Tür und ein hartes Schicksal hält uns voneinander fern. Noch immer war es uns nicht vergönnt, uns zu Euch auf den Weg zu machen, was wir auch versuchten. Die Chauffeure sind nun weg, der Stab ist nach Waldenburg in Schlesien an die tschechische Grenze verlegt worden. Am 20.12. kommt der Stab aus Stolp hierher, dann kommen wieder neue Chauffeure ins Haus. Die alten haben sich so herzlich verabschiedet, Larissa hat mir ein deutsch-russisches Wörterbuch geschenkt. Wilhelm hat das kaputte Grammophon und ein paar Schallplatten von Nikolai geerbt. Vielleicht kriegt er es heil gebastelt, dann können wir es eventuell noch verkaufen ehe wir abfahren. Ja, so drehen sich unsere Gedanken immer nur um den einen Punkt – abfahren. Wann wird das sein? Die Transporte gehen jetzt über Neustettin. Zum Weihnachtsfest Euch beiden und Oma die allerbesten Wünsche und zum neuen Jahre gleichfalls die herzlichsten Grüße sendet Euch Eure Anita.

Im vorangegangenen Brief haben Mutti und ich über den herzlichen Abschied von Larissa berichtet. Larissa war immer gleich freundlich zu uns.

Sie rauchte sehr stark, und ich musste öfter mal eine Zigarette aus Machorka in Zeitungsrand eingerollt mitrauchen – so habe ich mir aber nicht das Rauchen angewöhnen können – auch gut! Larissa wäre sehr beleidigt gewesen, wenn ich das Mitrauchen abgelehnt hätte.

Ich erinnere mich noch an einen Kinoabend, in der letzten Zeit mit ihr, an dem sie mich beschützte.

Sie hatte mich überredet mitzugehen, es würde ein schöner Film gezeigt. Ich könnte ja schon ganz gut russisch verstehen.

Wir saßen im Kino nebeneinander. Vor dem Hauptfilm wurde ein Dokumentarstreifen gezeigt, der mich zutiefst erschreckte. Juden wurden von deutscher SS in eine Sandgrube getrieben. Die SS-Leute stellten sich rund um den Grubenrand auf und erschossen die jüdischen Menschen.

Hinter uns wurden Stimmen laut, und Drohgebärden richteten sich gegen mich. Sie kamen von russischen Juden, die in der nächsten Reihe saßen.

Ich hatte Angst und wollte gehen. Aber Larissa sagte zu mir: „Bleib sitzen! Dir tut niemand etwas. Ich bin bei Dir.“

Als die Stimmen lauter und die Drohungen heftiger wurden, mir wurden die geballten Fäuste gezeigt, bin ich dann doch lieber ausgerissen.

Als Larissa vom Kino nach Hause kam, sagte sie: „Warum bist Du weggelaufen? Du hast das doch nicht getan, was da zu sehen war! Der Hauptfilm war sehr schön. Schade, Du hättest bleiben sollen.“ So war meine Larissa!

Rügenwalde, den 29.12.1946

Mein lieber Karl und meine liebe Erika!

Vielleicht sind es heute die letzten Grüße aus Rügenwalde, denn die Evakuierung geht flott vonstatten. Am 2. Weihnachtstag fing es an, und die Leute bekamen abends vorher die Scheine. Auch Boddeutsch's sind die Glücklichen, u.a. mit Kessels zusammen. Nun gestern war der dritte Tag, jeden Tag ein -, zwei- oder dreimal zur Bahn. Von hier bis Schlawe muss man bezahlen, 24 Zloty pro Person. Gestern sollte auch das rote Hospital drankommen, Ernst und Richard haben so geweint, es ist auch ein hartes Los für die beiden Blinden, in 10 Minuten raus. Es wurde aber nun doch noch wieder verschoben, und sie sind noch hier. Es liegen in Schlawe noch die ersten, die Waggons kommen nicht so schnell ran. Jetzt heißt es immer in 10 Minuten, und alle Leute haben gepackt – nur zum Loslaufen. Auch wir sitzen heute ohne Betten, alles ist geschürt. Anita und ich zogen uns heute morgen gleich richtig an, alles dreifach, was nur geht.

Nun will der Russe seine Leute nicht mitlassen, und manche sind schon zurückgeholt worden. Heute gingen 6 Posten in der Bahnhofstraße und passten auf die Leute auf, hauptsächlich die bei der Fischfabrik arbeiten. Ein Glück das wir keine russischen Dokumente haben. Aber ich will morgen noch mal zum Rathaus gehen, dass wir auch nicht vergessen werden in der Russenstraße. Wir wohnen noch alleine hier im Haus mit Arwin, dem alten Armenier. Mit unseren Betten sind wir nach oben gezogen, die Schränke haben wir unten gelassen. Hier ist es wärmer, denn ein Kachelofen ist drin, da kann man schön Holz zum Trocknen dahinter packen.

Gestern waren 2 Offiziere vom Stab hier, es sollen wohl Deutsche einziehen, die in der Molkerei arbeiten, die dürfen nicht weg. Eben war Frau Miels hier und sagte, dass erst am 8. wieder evakuiert wird. Ihr Franzose ist erster Buchhalter, der hat es gesagt. Nun haben wir 5 Brote gekauft und 2 bekamen wir für Arbeit, nun wird es uns noch hart.

Ja, seht, meine Lieben, über all diese Ereignisse sind wir gar nicht zum Weihnachten feiern gekommen, haben das ganze Fest gearbeitet. Am 2. Feiertag habe ich für Else Barske drei Taschen und einen Bettsack genäht, dafür bekomme ich ein Stück Bettzeug, und heute etwas Fischöl. Nun habe ich uns eben Kartoffelpuffer gemacht, aber ohne Zucker. Am Heiligen Abend wollte ich backen, damit ich Zerstreuung hatte, da brannte das Gas so schlecht.

Mit Anita habe ich ein paar Weihnachtslieder gesungen und von Euch gesprochen, wir hatten sogar einen Tannenstrauß mit bisschen Wattetupfen drauf. Von Anita bekam ich

ein Weißbrot und 10 Gramm Kaffee. Ich hatte auch für beide ein Weißbrot gekauft, für Anita 2 Seitenkämmen und für Wilhelm 3 Bonbons, die hatte ich mal geschenkt bekommen. Am 1. Feiertag kam nachmittags die Nachricht vom Evakuieren, Schluss mit dem Fest, nähen und packen! Frau Kessel hat aus Schlawa geschrieben, dass sie ihren Bett-sack schon los ist.

Unsere größte Freude war am 2. Feiertag Euer schöner Weihnachtsbrief! Ja, mein lieber Karl, das Leben ist ein harter Kampf und manchmal ist mir, als ob ich nicht weiter kann, aber der Gedanke an Euch hilft alles überwinden. Ich bin mit den Nerven schon so weit runter, dass ich bei jeder Aufregung am ganzen Leib zittere. Du weißt ja, Karl, wie ich damals mit Dir bei Bäckerts war. Wir haben das selbe hier schon oft wieder erlebt, aber Gott hat uns immer wieder beschützt. Auch Arwin hilft uns wie er kann. - Er ist ganz traurig, dass wir weg wollen. Er sagt, ich seine Mutter, Anita Schwester und Wilhelm Bruder, wir alle seine Heimat. Anita spielt heute auf zum Tanz, Wilhelm ist auch dort, und ich sitze allein oben, schließe immer die Haustür zu. Arwin pfeift unten seine armenische Melodie – nun geht er auch weg.

Viele herzliche Grüße und Küsse von Eurer Mutti, Anita und Wilhelm.

20 Grad Kälte und schreckliche Ungewissheit

Rügenwalde, den 10.1.1947

Mein lieber Karl und meine liebe Eka!

Noch sind wir hier, und ich will heute noch mal an Euch schreiben. Den letzten Brief schrieb ich am 29.12., der Brief wird inzwischen bei Euch angekommen sein. Seit ich schrieb ist noch kein Transport gegangen, denn es ist starker Frost eingetreten und 16 bis 20 Grad Kälte. Die zu Weihnachten rauskamen, sind in Forst / Niederlausitz gelandet, also über Schlesien, Sachsen ins Reich. Das wäre für uns sehr günstig. Dr. Krüger hat den Transport geleitet und gesagt, das Frieren ist furchtbar. Wir haben auch schon Angst bekommen. Hoffentlich lässt einmal die Kälte nach. Unterwegs ist eine Frau gestorben und ein Kind wurde geboren. Heute wird gesagt, dass es am 15. losgeht, also noch vor der Wahl am 18. Wir werden wohl alle krank frieren. In Schlawa ist gleich die große „Kontrolle“ und die letzten sind viel los geworden. Unsere Betten haben wir wieder ausgepackt, es ist ja zu kalt. Heute Mittag hatte ich die letzten Kartoffeln, zweimal hat mir Frau Miels schon einen Korb voll gegeben. Nun soll Wilhelm morgen mal zum Gärtnerei gehen. Wenn genau raus wäre, wann es los geht, würde jeder welche abgeben, aber wir leben ständig im Ungewissen.

Nun lieber Karl, habe ich eine große Bitte. Das Geld, was im Brief liegt, ist von Frau Miels. Ihr Mann ist in Berlin und arbeitet in einem großem russischen Werk als Schlosser. Da dort die Verpflegung so schlecht ist, möchte sie gern für ihn sorgen und bittet Dich, wenn es Dir möglich ist, mal ein Brot und etwas Mehl zu schicken. Sie hilft uns hier auch wie sie kann, hat schon viel Gutes an uns getan. Ich weiß ja nicht, ob das Brot bei Euch auch sehr knapp ist, davon habt Ihr noch nichts geschrieben. Zum Kartoffeln schicken ist es ja zu kalt, das müssen wir später mal machen. Nun meint sie schon, wenn er sonntags mal rüber fährt und sich welche holen kann, wenn es mit Brot schlecht ist. Was meinst Du? Ich muss auch für sie deutsches Geld mit rübernehmen, weil wir doch wenig haben, und jeder kann 500 Mark mitnehmen. Sie hat auch ihre Nähmaschine verkauft, und ich nähe nun mit der Hand.

Heute sind unten bei uns 2 Russinnen eingezogen, die in der Molkerei arbeiten. Wilhelm hat geholfen und lange wollene Strümpfe bekommen und Pelz für eine Mütze. Es kommen nun viele Russen nach Stolp, und die Küche wird aufgelöst. Lilo Bahr ist auch ent-

lassen, sie ist immer bei Anita, sie sitzen zusammen und stricken und singen oder reden russisch, dann bin ich aufgeschmissen.

Silvester haben wir gut verlebt, Frau Bahr war mit Lilo hier. Sie hatten Bohnenkaffee und Pfannkuchen mitgebracht, und um 12 Uhr gabs Kaffee. Die Jugend hat unten getanzt bis morgens früh, aber ohne Russen.

Wie habt Ihr den Abend verlebt? Was wird uns das neue Jahr bringen? Wollen hoffen, dass es besser für uns wird als das verflossene. Nun meine Lieben entschuldigt die Schrift, das Licht ist so schlecht.

Viele herzliche Grüße und Küsse von Eurer Mutti, grüßt Omi und alle anderen, auf Wiedersehen!

Lieber Papa, liebe Eka!

Immer noch sind wir nicht auf der Reise. Es ist augenblicklich aber auch solche Kälte, da möchte ich schon lieber warten bis es wärmer ist. Mir sind jetzt schon die Hacken erfroren, und an den Knien habe ich Frostbeulen. Man ist ja jetzt nicht so widerstandsfähig, dem Körper fehlt das Fett.

Ich habe immer noch zu stricken, für ein Paar gemusterte Fausthandschuhe bekomme ich 2 Brote. Ich (oder Mutti) konnte auch schon Arbeit haben in einem polnischen Café als Köchin, aber das verstehe ich doch wohl nicht so ganz. Ich will auch lieber beim Russen arbeiten, weil ich doch schon russisch verstehe. Ich habe für eine Frau schon öfter russische Briefe übersetzt, das geht schon ganz gut, bis auf seltener vorkommende Ausdrücke, die weiß ich dann doch nicht.

Wenn es jetzt losgeht, werde ich wohl noch mit meiner Galle zu tun kriegen, sobald ich durchgefroren bin, bekomme ich Schmerzen. Ja, wie es kommt, so wird es genommen. – Hoffentlich wird das Wetter noch milder. Ich hoffe, Ihr seid alle gesund.

Seid alle dort recht, recht herzlich begrüßt von Eurer Anita.

P.S. von Mutti: Heute schneit es nun, die Wipper ist bald zugefroren wie 1936, alle Wasserleitungen sind kaputt, aber die bei uns läuft noch, und alle holen hier Wasser.

Nochmals Gruß, Mutti.

Rügenwalde, den 19.1.1947

Mein lieber Karl, meine liebe Erika!

Schon wieder ist eine Woche vergangen, und wir sitzen noch hier. Wann wird für uns einmal die Erlösung kommen. Die letzten, die Weihnachten evakuiert wurden, haben schon aus Erfurt aus dem Lager geschrieben. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, nachdem ich das erfahren hatte. Könnten wir nicht auch einmal dabei sein. Es sind alle, wo Polen im Hause wohnen zuerst dran. Natürlich auch solche, die die Beamten bestechen können, Schmuckstücke, Uhren oder 1.000 Zloty können helfen, aber wir besitzen alles nicht mehr und sind auch nicht schuld daran, dass wir so arm geworden sind. Vielleicht machen Boddeuschens einen Abstecher zu Euch wenn sie Erfurt sind. Die werden wohl Lucks Uhr hingegeben haben, damit sie wegstamen, auch hat ihr Pole mitgeholfen. Am 15. mussten 4 Dörfer raus nach Schlawe zur Bahn. Sie sind aber alle wieder zurückgeschickt worden. Es darf wohl jetzt nicht evakuiert werden, weil so viele Leute erfroren sind. Aber seit Mittwoch ist gelindes schönes Wetter, nun lässt es sich schon gut reisen. Alles ist getaut, und die Sonne scheint schon alle Tage.

Heute haben die Polen hier Wahl, aber alles ist ruhig. Die Restaurants sind geschlossen. Schreibt doch öfter mal, wir haben seit Weihnachten keine Post. Es ist nur gut, dass wir nicht nach Köslin ins Lager gingen. Frau Miels Schwester aus Soltikow ging mit ihrer Familie Anfang Dezember dahin. Nun hat Frau Miels gestern von ihr Post bekommen –

und zwar noch aus Köslin. Es ist von dort noch kein Transport gegangen, also dann können wir auch hier im Warmen warten. Ich habe dieser Tage noch wieder etwas verkauft und muss noch mehr verkaufen, wenn es noch etwas dauert. 1 Brot 50 Zloty, das ist zweimal essen, dann ist es alle. Wir essen ja nur trocken Brot, das hält nicht an.

Ich habe diese Woche Pelzmützen genäht, für 1 Mütze 1 Korb Kartoffeln, eine soll ich noch machen. Anita hat 2 Jacken für Else Barskes Kinder bestickt und hat 1 Pfund Butter bekommen, da haben wir uns doch sehr gefreut. Für unsere Russinnen muss ich auch alle Tage kochen, dafür bekomme ich Milch.

Unser Licht ist oft kaputt, und wir sitzen im Dunkeln. Förderers sind auch noch hier, er muss für die polnische Miliz Autos reparieren. Gestern mussten auch Karl Pyritz und Plaths aus ihrem Haus, es sind jetzt Polen drin.

Inzwischen ist es Zeit ins Bett.

Viele tausend Grüße und noch mehr Küsse Euch beiden, Eure Mutti, Anita und Wilhelm. Auf Wiedersehen!

Lieber Papa, liebe Eka!

Auch ich will noch ein bisschen dazu schreiben. Es darf bloß nicht viel sein, sonst wird der Brief zu dick – von wegen der Einlage. – Hoffentlich kommt es an, auch der zweite Brief. Ich weiß ja nicht, ob ich überhaupt noch mal Geld darauf bekommen werde, wenn nicht, ist es auch egal. Es haben hier schon alle so gemacht, und die Briefe sind angekommen.

Sonst schlagen wir uns immer noch so durch. Ich habe gleich wieder ein Paar bunte Fausthandschuhe fertig, da sind wieder 2 Brote in Aussicht.

Heute schneit es immerzu, die letzten Tage war Tauwetter. Die Wipper ist aber von Liegnitz' Garten an noch zu.

Das Evakuieren soll ja bis März aufhören, aber vielleicht geht es doch eher los, falls gelindes Wetter ist.

Hoffentlich seid Ihr alle dort schön gesund, Euch allen die herzlichsten Grüße von Eurer Anita.

Bei der im vorausgegangenen Brief erwähnten Einlage handelte es sich um ein paar Seiten meines von mir auseinander genommenen Sparkassenbuches. Nach und nach habe ich damals einzelne Seiten in die Briefe getan. Alle Seiten sind angekommen.

Auf meinem Sparkassenbuch hatte ich das Lehrlingsentgelt für die gesamte Lehrzeit angespart.

Zur Altguthabenumbewertung konnte ich 1950 das komplette Sparkassenbuch einreichen und erhielt mein Guthaben 10:1 abgewertet ausbezahlt.

Aufgriff zum Eishacken und kein Brot für Deutsche

Rügenwalde, den 13.2.1947

Lieber Papa, liebe Erika!

Schon lange warten wir auf Post von Euch, aber bis heute vergebens. Vielleicht kommt noch zu Muttis Geburtstag ein Brief, das ist ja bald. Mutti sagt immer, die sind uns ganz böse. Ja, was soll das bloß sein, dass wir immer noch hier sind?

Heute fängt es an zu tauen, solange war großer Frost. Die Wipper kann man noch immer überqueren. Ich komme jetzt gar nicht aus dem Haus, vielleicht alle Sonntage raffen wir uns mal auf, d.h. Lilo Bahr und ich gehen ein Stückchen die neue Chaussee nach der Grabow zu, sonst kann man nirgends gefahrlos hingehen. Die Russen ziehen alle nach Stolp, die hier noch vom Stab waren. Die anderen sind bei Gunz, Trabandt und Fisch-

mehlfabrik. Sonst ist jetzt alles polnisch. Augenblicklich sieht es ganz mies aus. Es gibt kein Brot für Deutsche, d.h. nur nachmittags, aber dann ist es in der Regel ausverkauft. Wilhelm hat in einem Geschäft noch 6 Kilo Mehl bekommen, davon bäckt Mutti Brot. Das war so ziemlich unser letztes Geld. Nun müssen wir doch als letztes die Wanduhr verkaufen. Vielleicht bekommen wir 1.500 Zlotys. Schade, dass wir keine Verwandtenverbindung in Amerika haben, für 1 Dollar kriegt man 600 bis 700 Zloty!

Nun sind bald 2 Jahre dahingegangen, und noch ist hier alles beim alten, so kann es nicht mehr lange gehen. Wir essen nun schon immer morgens Kartoffeln, in Wasser „gebraten“ und eine Stulle. Die alleine will nicht reichen bis Mittag. Mittags gibt es Pellkartoffeln mit Salz oder Kartoffelsuppe, Wrucken und Kartoffeln, Salzdorsch in Milch, den haben die Russen genug, aber es ist doch alles ohne Fett. Wir packen uns immer so voll, aber lange hält es alles nicht vor. Abends haben wir ja die Magermilch mit Grütze oder Klimpern und Pell- oder Bratkartoffeln. Doch nun genug davon.

Wie geht es Euch allen dort, sind alle gesund? Das sind wir ja, Gott sei Dank, noch immer!

Nun liebe Erika siehst Du Deinem 19. Geburtstag entgegen. Ich sende Dir meine allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche und wünsche Dir Erfüllung alles dessen, was Du Dir ersehnt. Als Geburtstagsgeschenk liegt mein Foto anbei. Kennst Du den Pullover eigentlich schon, den ich darauf anhabe? Es ist mein einziges Stück, ich strickte ihn mir noch im Frühjahr 1945, er wurde gerade Anfang März fertig, in vielen Fliegeralarmstunden. Ich habe es mir endlich geleistet, mich knipsen zu lassen. Schick doch bitte von Dir auch ein Foto, es wird schon ankommen, die Briefe werden ja nicht geöffnet. Nicht mehr lange, und ich werde schon 21 Jahre alt. Als wir uns das letzte mal sahen, war ich 18 Jahre. Die Jugendjahre sollen doch eigentlich die schönsten des Lebens sein – warum nicht für uns?

Nun viele herzliche Grüße allen, besonders Euch beiden und Omi, Eure Anita.

Meine liebe Erika!

Zu Deinem 19. Geburtstag gratuliere ich recht herzlich und wünsche Dir die beste Gesundheit und die Erfüllung all' Deiner Wünsche.

Auch dieses Mal ist es uns nicht vergönnt, Deinen Ehrentag zusammen zu verleben. Wie schwer es mir fällt, brauche ich wohl nicht zu sagen. Hoffentlich erreicht Dich dieser Brief zur rechten Zeit. Warum schreibst Du bloß so wenig? Es sieht augenblicklich für uns so traurig aus, dazu von Euch noch keine Post seit 2 Monaten. Erika, ich mache mir soviel Sorgen, dass ich solange von Euch getrennt bin. Nun kannst Du auch nicht weiter lernen, wirst Du es noch nachholen können? - Wir haben doch so viel versucht, aber alles ist uns fehlgeschlagen.

Lieber Karl, bald ist auch mein Geburtstag, schon der zweite ohne Dich. Hoffentlich bekomme ich wenigsten Post von Euch. Unser Geld ist schon alle bis auf 50 Zloty. Vielleicht kriege ich die Uhr verkauft, heute unsere letzte Rettung. Ich habe 2 kleine Brote im Ofen gebacken, gekauft kriegt man nichts mehr. Wir essen alle Tage eine Stulle.

Hoffentlich hört mal die Kälte auf, schon 3 Wochen so 20 bis 25 Grad minus. Wasser holen wir bei der Molkerei, die Stadt hat alles abgestellt wegen Rohrbruchgefahr, heute früh hatten wir in der Küche schon Rohrbruch.

Erika, grüße bitte alle Gratulanten herzlich, besonders Oma. Was ich noch sagen möchte, geht alles nicht so zu schreiben, das erzählen wir uns alles. –

Dich, mein liebes Geburtstagskind, küsse ich viel tausendmal, ich sende Euch beiden viele herzliche Grüße, Eure Mutti.

Auf baldiges gesundes Wiedersehen!

Rügenwalde, den 13.3.1947

Mein lieber Karl und meine liebe Erika!

Euren langersehten Brief erhielt ich erst am 5.3., also sehr verspätet mit Eurer Geburtstagsgratulation. Am 21.2. erhielt ich von Lotte einen Brief und am 1.3. einen von Mutter und Lisbeth, das war alles, was sich zu meinem Geburtstag bewegt hat. Es war ein stumpfer, freudloser Tag und war ich froh, dass wir wenigstens trocken Brot hatten. Die Brotknappheit dauert noch an, und es gibt für Deutsche keins zu kaufen. Trotzdem haben wir noch immer was gehabt. Paarmal hat Arwin uns eins geholt, einmal hat eine Polin uns eins aus Stolp gebracht. Sonnabend bekam ich eins von Walli, der Russin und am Montag zwei fürs Nähen von Katja. Wilhelms Freund Gerhard Maaß aus Palzwitz brachte uns einen halben Zentner Kartoffeln und ein Landbrot. Da haben wir uns sehr gefreut. 1 Zentner Kartoffeln kostet schon 300 Zloty, unsere sind gleich wieder alle. Meine schöne Wanduhr habe ich damals verkauft für 1.500 Zloty, mehr konnte ich nicht bekommen. Es kommen täglich Polen, die etwas kaufen wollen, aber man hat ja bald nichts mehr – und muss dann auch noch vorsichtig sein. Für 2 Querbehänge Gardinen, die ich eigentlich mitbringen wollte, bekam ich 200 Zloty. Gut bezahlt werden Betten und Bettwäsche, die ich nicht mehr besitze.

Diese Woche musste nun auch Heinrich Lehmann aus Nünkes Haus heraus, wohnt nun oben bei Dubberkes. Er ist auch so allerhand losgeworden, Betten und Bettwäsche. Jetzt wohnt da einer von der Miliz. Diese Tage nähe ich für die Polin 4 Unterröcke auf Frau Dubberkes Nähmaschine. Dubberkes sind in Schivelbein im Lager. Sie sind durch einen Todesfall nicht mehr ins Reich gekommen und aus Frauendorf zurückgeschickt worden.

Nun noch etwas anderes: Mit der Brotknappheit zugleich kam das Aufgreifen zur Arbeit. Alle, die nach Brot anstanden, wurden zur Arbeit mitgenommen, auch aus den Häusern geholt, auch in unserer Straße. Bei uns war viermal die Miliz, und eines Sonntag morgens musste auch Wilhelm mit zum Arbeiten. Seitdem nun alle Tage, auch sonntags, sie hacken Eis auf der Wipper. Bis jetzt haben sie noch nichts dafür bekommen, außer täglich 1 Brot für 30 Zloty (Geld war mitzubringen.)

Anita hat sich nun auch Arbeit gesucht, arbeitet in der Landwirtschaft bei Trabandt, das ist russisch. Die erste Arbeit am Montag war Mist laden. Den zweiten Tag hat sie ein paar Stiefel bekommen, so aus Wachstum – Kolchosbecher. Gestern hat sie schon Verpflegung bekommen, 3 ¼ Brote, ½ Pfund Zucker, etwas Fleisch, Salz, 2 Pfund Weizenmehl und 9 Kilo Kartoffeln. Das ist ganz schön. Das rechnet für eine Dekade. Nun braucht sie doch zu Hause keine Angst auszustehen. Morgens um 7 muss sie da sein, von 11 bis 13 Uhr Mittag, dann um 17 Uhr Schluss; Wilhelm von 8 bis 12 Uhr und von 13 bis 16 Uhr. Für Wilhelm haben wir auch Stiefel bekommen von einem Jungen für 80 Zloty, nun hat er doch auch etwas auf den Füßen. Das ist schwere Arbeit, die ersten Tage klagte er so. Hoffentlich lässt einmal die Kälte nach. Die Wipper läuft heute schon, große Eisschollen türmen sich auf. Die Ostsee soll auch sehr weit zugefroren sein, wie damals. – Morgens sollen viele zur Münde zum Eishacken.

Lieselotte Bahr geht auch mit Anita zu Trabandt. Ich hab nun viel Arbeit und komme sehr wenig zum Nähen, muss alle Tage Holz suchen und hacken. Wilhelm holte immer schönes Holz vom Suckow'schen Moor. Auch Anita war das letzte mal dort, aber nun hat keiner Zeit. Die Russen bekommen Holz gehackt geliefert, aber das ist alles grün und muss erst getrocknet werden. In der Bismarckstraße ist die Molkereischeune eingestürzt. Da haben die Leute Balken ausgesägt zum Brennholz. Ja, der Winter dauert zu lange. Du wirst auch viel frieren, Karl, bei Deinem Holzfahren.

Wie werden nun die Friedensverhandlungen für uns ausfallen? Davon hängt ja nun unser Schicksal ab. Ihr habt Radio, ihr werdet alles früher erfahren als wir. Wir sehen mit Bangen unserem Endziel entgegen, wir werden noch viel durchzuhalten haben.

Du hast Klavierstunden Erika, das ist schön, sieh mal an.

Unser Wiedersehen verschiebt sich immer wieder, wie lange wird es noch dauern? Wenn wir doch einmal wüssten, woran wir sind.

Innige Grüße und viele Küsse, Eure Mutti, Anita und Wilhelm.

„Ihr sollt keine kleinen Hitler mehr kriegen“

Rügenwalde, den 13.03.1947

Lieber Papa, liebe Erika!

Ich komme eben von der Arbeit und meine Finger sind noch sehr steif. Die Feder will gar nicht recht mit. Wir haben heute den ganzen Tag in Geißens Speicher im Hafen Säcke mit Kleie, Schrot und Futtermehl sortiert und gestapelt. Immer 2 Mädchen 40- und 50-Kilo-Säcke und 3 zusammen 75-Kilo-Säcke hochgeworfen, das war ganz schön schwer. 200 Säcke sind heute fertig, wenn nicht mehr, mit 4 Mädchen, das hat schön geschafft. Morgen geht's wohl weiter. Früher hast Du mit so was zu tun gehabt, nicht Papa? Ja, ich kann nachher bei Dir als Kutscher anfangen, so ziemlich fahren kann ich auch.

Der eine Wachposten gab uns in gebrochenem Deutsch zu verstehen, wir müssten so schwer arbeiten, dass wir keine kleinen Hitlers mehr kriegen können. Wir haben sogar Angst und Ekel vor Ratten verloren, denn bei den großen Säcken sind wir froh, wenn etwas von dem schweren Gewicht aus den Löchern rieselt. Lieber kehren wir es danach zusammen und sacken es frisch ein. Es ist schon verdammt hart für uns, aber es wird schon alles werden.

Vielleicht kriege ich irgendwann auch mal wieder bei einer Sparkasse Arbeit, aber nichts Genaueres weiß man nicht. –

Schluss für heute, recht herzliche Grüße Euch allen dort, besonders Euch beiden und Omi, Eure Anita.

Rügenwalde, den 29.3.1947

Lieber Papa, liebe Eka!

Euren Brief haben wir mit großer Freude erhalten. Heute verlebe ich meinen 16. Geburtstag hier in Rügenwalde. Mir ist so, als wenn ich gar nicht Geburtstag hätte. Ich hab von Mutti 100 Zloty bekommen, von dem Geld, was ich verdient habe. Ich arbeite jetzt bei der Maschinenfabrik Paul Otto. Am 2. März holte mich die Miliz aus dem Bett, und da musste ich mit zum Eiskloppen auf der Wipper. Bei der Krankenhausbrücke fingen wir an, bis zu uns haben wir mit Hammer und Meißel Stück für Stück abgekloppt. Der Hammer wog 20 Pfund, den ich hatte. Der Meißel war von einer Wagenachse gemacht. Als wir bei uns waren, gab es Hochwasser. Da mussten wir auf der Münde anfangen. Als wir bis zum Saarweiher waren, wurde vom Saarweiher bis zum Hafen gesprengt. Dann machten die Polen die Schleusen auf, und da brach alles kaputt. Jetzt ist die Wipper frei. Das Wasser war bis an die Münders Straße. Als wir mit dem Eis fertig waren, mussten wir alle zur Fabrik, jetzt arbeiten wir da. Dort mussten wir alle Tage nach Böbbelin mit einem Ziehwagen hinter dem Schießplatz Maschendraht holen für einen Zaun bei der Fabrik. Vor einer Woche bekamen wir Geld, auf 15 Tage 500 Zloty. Nun lieber Papa, was machen Deine Pferde? Wenn ich bloß erst da wäre. Und eine Ziege habt Ihr auch schon und 2 Kaninchen. Wie sieht die Ziege aus, weiß oder gelb, oder ist das ein Gebirgsrentier? Streng Dich man nicht so sehr an, Papa, denn jetzt kann ich schon mehr

arbeiten. Und liebe Erika, wie geht es Dir so? Ich will nun schließen, ich will schlafen gehen. Für das Geld von Mutti hab ich mir ein Stück Kuchen, ein paar Brötchen und 10 Zigaretten gekauft. Mutti sitzt und liest, Anita ist mit Lilo zum Tanz ins Gemeindehaus. Einen schönen Gruß an Euch beide und an alle anderen, Euer Wilhelm.

P.S. Unser Jung war sehr gerührt, Papa, über Deinen lieben Brief. –

Rügenwalde, den 30.3.1947

Mein lieber Karl und liebe Erika!

Euer Brief kam schon Sonntag hier an, also schon vor 8 Tagen. Habt vielen Dank für Eure so lieben Zeilen, wir haben uns wieder sehr gefreut. Ja, nun sind wir über beide Geburtstage hinweg und wollen hoffen, die nächsten beiden zusammen zu feiern. Ich muss staunen, was Ihr alles so für Kuchen hattet. Wie schade, dass wir davon nichts abgekriegt haben. Man weiß gar nicht mehr, wie Kuchen schmeckt. Das ist schön, Eka, nun verstehst Du doch auch zu wirtschaften und kannst so schönen Kuchen backen. Auch hast Du noch so allerlei Kleinigkeiten bekommen. Schade, dass Oma so krank ist. Ich bin noch nicht zum Schreiben gekommen, hab dadurch dass die Kinder arbeiten auch mehr Arbeit, dreimal Mittag kochen. Unser Holz ist auch alle. Gestern habe ich einen Zentner schöne Kartoffeln gekauft für 250 Zloty. Freitag hatte ich große Wäsche, all meine Lumpen noch mal ausgewaschen, wir schlafen nun ohne Bezüge. Auch ich denke Tag und Nacht an Euch, und es will mir nicht in den Sinn, warum wir bloß solange hier festgehalten werden.

Lieber Karl, dafür kannst du ja auch nichts, dass Du nicht zu uns konntest. Einmal wird doch die Zeit kommen, wo wir abfahren können. Es wird jetzt wieder lebhaft davon gesprochen. Wenn man dann wieder froh ist, dass man so was hört, kommt eine halbe Stunde später bestimmt einer, der das Gegenteil behauptet, es ist einfach zum Verrücktwerden. Doch seht, es sind noch so viele hier, die dasselbe Schicksal tragen, mit denen muss man sich trösten und weiter hoffen. Es wird wieder von Ostern gemunkelt, aber wer weiß.- Etwas besser geht es uns, weil die Kinder arbeiten. Aber Anita hat es sehr schwer, heute den ganzen Sonntag Steine (Findlinge – Feldsteine) karren. Sie kann Euch nachher schreiben. Wilhelm hat frei.

Heute Mittag hatten wir mal Klops, Anitas Zuteilung. Es werden auch wieder in der Fischfabrik Leute eingestellt, aber die lassen dann keinen mit raus wenn der Transport losgeht.

Auch Schuhe hast Du für Wilhelm, darüber freut er sich sehr. Ich habe meine blauen noch, aber Anita hat auch schlechte. Na das wird schon alles werden, wenn wir nur erst da sind. –

Hier ist es immer noch recht kalt, und die Sonne will gar nicht recht scheinen. Ich kann auch bald nicht mehr heizen, na, meistens bin ich ja unten. Gesundheitlich geht es uns allen gut. Anita und Wilhelm haben abgenommen seit sie so schwer arbeiten. Ich bin auch schlank und fühle mich recht wohl dabei. Einen Fehler haben wir alle, dass wir so oft Hunger haben. Zum Abendbrot gibt es Pellkartoffeln, Walli hat mir heute keine Milch gegeben.

Frau Bahr war hier, sie will mir auf paar Tage ihre Nähmaschine geben, sie muss eventuell umziehen, weil das Kreftsche Haus polnisch wird. Zur Münde sind wieder viele Russen gekommen, aus Sachsen, ein ganzer Polk, weiß nicht wie viele es sind. Ganze Familien sollen auch dabei sein.

Lieber Karl, wenn Du nicht so oft schreiben kannst, lass Eka öfter schreiben, dann ist es auch gut. Rege Dich nicht unnütz auf, wir sind so froh, dass Du alles überstanden hast

und wieder zurückgekommen bist. Wenn wir nur erst wieder zusammen sein können, dann ist alles vergessen. Wir werden hier auch schon noch durchkommen, es wird immer wieder Rat.

Paul Miels ist sehr krank gewesen, er hat viele Geschwüre. Der Arzt sagt, unterernährt. Er wird sich wohl mal Kartoffeln bei Dir holen. Fritz Aschendorff ist noch nicht zurück, seine Frau und Tochter wohnen bei Stefan, dem Russen, der das bei Trabandt leitet. Die Tochter ist 16 Jahre, schon 2 Jahre als Stefans „Frau“. Aschendorff ist auch verschleppt und soll in Moskau arbeiten, hat der Stefan ausgekundschaftet.

So was könnt Ihr hier viel erleben, aber ich sag immer, lieber arbeiten und das trocken Brot in Ehren essen als Russenliebchen sein. Der Meinung ist Anita auch. Bei Maria Krefst kommt nächsten Monat noch ein Russenbaby. Nun genug davon, es ist Zeit zum Abendbrot. Eben kam Anita, morgen muss sie schon zu 6 Uhr hin.

Alles Gute bis wir uns endlich wiedersehen, es grüßt und küsst Euch herzlichst Eure Mutti.

Viele Grüße allen dort, wünsche Euch frohe, gesunde Osterfeiertage. Anita ist so müde und kann nicht schreiben. Viele Grüße.

Heute am 3. schicke ich erst den Brief ab. Wilhelm hat Geld gebracht, 460 Zloty, Anita bekam gestern Verpflegung. Ich bekam ein Brot von unten und 2 Dorsche von Frau Bahr geschenkt. So geht es uns doch gut, viele Grüße, Erna.

Rügenwalde, den 30.3.1947

Meine geliebte Mutter!

Deinen lieben Geburtstagsbrief erhielt ich am 1.3. .Vielen Dank für die Glückwünsche. Gleich nach meinem Geburtstag wurde ich krank und musste 1 ½ Tage das Bett hüten. Aber es war nur Erkältung und ging bald vorbei. Wie ich nun hörte, hast Du längere Zeit im Bett gelegen, was ja nicht erfreulich ist. Halte Dich nur tapfer, Mutter. Ich freue mich doch so auf Wiedersehen! Wir haben doch so viel zu erzählen und uns so lange nicht gesehen. Inzwischen hat die große Kälte nachgelassen, und angenehmes Reisewetter steht uns bevor, wenn es nur erst so weit wäre. Weißt Du, liebe Mutter, ich bin jetzt so weit, dass ich auf den ganzen Plunder bald verzichte und mit leeren Händen lieber heut als morgen fahren möchte. Je länger es hier dauert, desto weniger wird es sowieso. Ist mir doch wieder mein neuer Eimer aus der Küche weggekommen, ich hatte ihn schon eingepackt und musste ihn zum Wasserholen wieder auspacken. Dies ist schon der dritte, der weg ist. Wir haben schon alles oben im Zimmer. Es wird nun wieder viel vom Evakuieren gesprochen, wollen das Beste hoffen. Es sind ja auch noch so viele Frauen und Kinder hier, die ihre Männer drüben haben. Man sieht auch, dass die Familien, deren Männer hier sind, noch anders leben können wie wir. Denn ein Mann besorgt überall was.

Anita muss sehr schwer arbeiten. 6 Tage war sie in Köslin mit zum Kühe treiben und da füttern bis alle geschlachtet waren. Von hier zu Fuß mit den Kühen nach Köslin! Heute muss sie den ganzen Sonntag wieder arbeiten. Aber zu den Polen wollte sie nicht, und russische Betriebe sind nicht mehr viele hier. Sie geht trotzdem tapfer hin, die Verpflegung ist ganz gut. Wilhelm ist nun 16 und ein großer Kerl geworden, der ganze Papa. Er hat auch sehr abgenommen bei seiner Arbeit. Gesundheitlich geht es uns allen so weit gut. Auch zu essen findet sich immer wieder was. Die einzige Sorge ist, dass wir nicht zu Euch fahren können. Die nach dem 8. Dezember nach Köslin ins Lager gegangen sind, liegen noch in Köslin, dann ist der letzte Transport gegangen.

In der Hoffnung, dass wir uns bald wiedersehen, grüßen und küssen wir Dich recht herzlich, Deine Erna, Anita und Wilhelm. Wir wünschen Dir gute Besserung.

Lieber Ratten ertragen als eine Vergewaltigung

Rügenwalde, den 13.4.1947

Mein lieber Karl und meine liebe Eka!

Heute ist schon der 13. April, und ich sitze noch in Rügenwalde. Wie werdet Ihr alle Tage hoffen, dass wir bald dort sind! Heute war solch herrliches Wetter, und ich war zum ersten mal zum Friedhof seit 2 Jahren. Ich bin mit Frau Bahr hintenrum die Bogislavstraße gegangen, denn es war wieder dicke Luft. Es sind viele aufgegriffen worden zur Arbeit in der Fischfabrik. Es waren 800 Zentner Fische zu verarbeiten.

Erst mal vielen Dank, liebe Erika, für Deinen Brief vom 27. März. Du hast an dem Sonntag geschrieben, als Euer voriger dicker Brief ankam. Die Freude ist immer sehr groß, 2 Briefe von mir sind noch unterwegs, den letzten konnte ich nicht früher abschicken, weil das Geld alle war. Ich habe dieser Tage noch die elektrische Platte verkauft an eine Fischerfrau für 200 Zloty und paarmal Dorsch. Wir essen alle Tage Fisch, der Dorsch ist ganz prima, das Kilo 10 Zloty. Anita bekommt außerdem noch von einer Lebaer Frau, - die wohnt im Zollamt am Hafen und sieht die Mädels immer schufteln - umsonst Fische und Dorschleber. Ich habe ihr heute Sellerie, Porree und Mohrrüben mitgeschickt, das fehlt der wieder. Davon habe ich in meiner Russenküche immer reichlich. Brot ist knapp, aber morgen bekommt Anita wieder Verpflegung. Wilhelm muss morgen wieder nach Seebuckow, sie sollen die ganze Woche dort arbeiten und werden gepflegt. Anita war wieder einen Tag lang krank an ihrer Gallengeschichte. Man hoffte immer, dass sie im Reich mal in ärztliche Behandlung käme, denn hier kann man es nicht möglich machen. Wilhelm hat immer Zahnschmerzen, seine Vorderzähne stocken. Ja, Erika, wenn ich dort wäre, würde ich sogar zum Zahnarzt mitgehen, meine Zähne sind bald alle raus. Hier kostet so was in die Tausende Zloty, unmöglich. In den einen Brief hatte ich wieder 60 Mark von Frau Miels eingelegt. Wenn Ihr könnt, dann schickt lieber jetzt noch was an ihn, denn wenn wir drei Hungrigen erst da sind, dann haben wir bestimmt kein Brot mehr übrig. Wilhelm kann sehr essen. Transporte gehen noch nicht, in Köslin und Schivelbein liegen noch immer die Menschen im Lager. So kann es auch hier nicht weitergehen, keiner hat mehr was zu verkaufen. Ich war paarmal morgens anstehen nach Brot, von halb 6 bis halb 8 Uhr, und musste dann ohne Brot nach Hause. Walli hat mir dann ein Brot gegeben.

Heute haben die Russen Ostern. Anita und Lilo waren mit Katja zur Münde. Frau Bahr ist ins Zollhaus gezogen und wohnt jetzt in Pahnkes Wohnung, 1 Zimmer ohne Küche. Alle, die in der Fischfabrik arbeiten, müssen ins St. Jürgen –Heim und in das große Papenfuß'sche Haus. Es ist ein Gewühle unter den Menschen, das bestimmt alles der Russe. Wer weiß, wie lange wir noch hier wohnen. In unser Schlafzimmer ist eine Russin eingezogen mit einer Clubgarnitur. Ich war paarmal da nähen, die Schneiderin wohnt noch da.

Meine Lieben, seid nun vieltausendmal geküsst und begrüßt von Mutti, Anita und Wilhelm. Auf Wiedersehen!

P.S. Wilhelm ist nicht nach Seebuckow. Er musste mit Arwin mit dem Boot 1 Zentner Dorsche holen, auch für uns welche. Anita arbeitet nun bei Gumz im Garten, das gehört zu Trabandts Wirtschaft, das ist nicht so schwer, heute muss sie graben. Gruß Mutti.

An dieser Stelle will ich noch berichten, was ich alles an Arbeiten in der russischen Landwirtschaft zu erledigen hatte.

Außer dem Viehtransport nach Köslin, der ca. 50 Kilometer zu Fuß vor sich ging, gab es noch viele „Verladearbeiten“. Darin deutete sich an, dass so nach und nach dem Polen alles übergeben wurde, und dass man alles, was irgend ging, vorher in die Sowjetunion auf den Weg brachte.

Wochenlang steckten wir in den großen Sauerfuttersilos und mussten sie leer fahren. Wer das schon einmal gemacht hat, weiß, dass sich der Gestank in den Kleidungsstücken und überall festsetzt. Wir hatten ja immer dieselben Steppkittel und Kolchosbecher an, man ekelte sich schon, etwas zu essen, der Gestank war überall gegenwärtig. Zum Viehtransport ist noch anzufügen, dass wir oberhalb der Stallungen in ehemaligen Kornspeichern untergebracht wurden. Da wimmelte es nur so von Ratten, wir mussten uns förmlich dagegen wehren. Man konnte sich nicht hinlegen zur Nacht, die Ratten liefen einem über das Gesicht. Unten bei den Kühen warteten die russischen Wachposten nur darauf, dass wir aufgaben und herunter kamen. Aber lieber oben die Ratten ertragen, als unten von den Wachposten vergewaltigt zu werden. Die 6 Tage waren entsetzlich.

Zurückgekehrt, ging es wieder in den Hafen. Da wurden Viehwaggons für den Viehtransport vorbereitet. Wir mussten vom Schlachthof große Tonnen voll Wasser schleppen in großen Eimern bis wir dachten, es zieht uns die Arme raus. Dann mussten wir die umgestapelten Futtermittelsäcke in die Waggons schleppen. Das reichte, um abends nur noch ins Bett zu sinken.

Anschließend die Gartenarbeit in der Gärtnerei war wie ein Ausruhen, obwohl auch beim Graben immer das „Dawai!“ ertönte. Ich ziehe heute noch beim Gartengraben das Tempo an.

Doch nun wieder zu den Briefen, und hier gibt es eine bemerkenswerte postalische Besonderheit. Der nachstehend abgebildete Poststempel vom 16.2.1947 weist als Ortsnamen „Derlow“ auf, während der ein Vierteljahr später abgesandte Brief im Poststempel den Ortsnamen „Darlowo“ zeigt. Also waren sich die Polen über die Namensgebung auch nicht ganz einig. Der Name Darlowo gilt heute noch, und der Ortsteil Rügenwalde – Bad oder ortsüblich „die Münde“ genannt, bekam den Namen Darlowko.

Diese Poststempel haben sicher einen historischen Wert.

Rügenwalde, 1.5.1947

Mein lieber Karl, meine liebe Erika!

Gestern kam endlich mal wieder Eurer Brieflein angeflattert. Dankeschön Eka, ich hatte auch schon so gewartet. Ich wollte eigentlich auch eher schreiben, aber ich wartete nun erst Euren Brief ab. Sonntag hatte ich keine Zeit, denn ich habe Saft gekocht für die Russen, davon durfte ich die Hälfte behalten. Von ungefähr ½ Zentner Schnitzel. Montag habe ich dasselbe noch einmal gepresst und gekocht. So machen es alle. Wir haben nun ein ganz Teil Saft bekommen, und nun fehlt es wieder am Brot. Heute hat Anita Verpflegung bekommen: 3 ¼ Brot. Aber das braucht sie auch in 10 Tagen. Ich habe von der Polin nebenan 3 mal 1 Brot bekommen fürs Nähen, und morgen will ich den kleinen Mantel fertig machen, hellblauer Wollstoff mit weiß und Mützchen dazu für die kleine Halinka. Dann soll ich ihr noch 3 Kleider und 1 Unterrock nähen. Dafür kriege ich auch wieder Brot. Das muss man alles mitnehmen, zu kaufen gibt es nichts. Ich war nochmal wieder 2 Stunden anstehen, aber ohne Erfolg. Wilhelm hat nun eine andere Stelle bei einem polnischen Landwirt auf Max Aschendorfs Wirtschaft. Für seine letzte Arbeit hat er auf die letzten 14 Tage kein Geld bekommen, auch kriegen sie kein Brot mehr. Dazu alle Tage bald nach Seebuckow. Dann kam er mit großem Hunger nach Hause. Hier kriegt er nun doch volle Verpflegung. Er hat 2 große Pferde, muss damit auch ackern. Es gefällt ihm gut. Um 6 muss er morgens da sein, und abends kommt er auch spät nach Hause. Aber er ist doch satt. Ob er noch Geld kriegt, wissen wir nicht. Das ist nach Be-

lieben. Da ist noch ein Junge, der hat auch 2 Pferde. Sie essen alle an einem Tisch. Heute am 1. Mai hat er frei, bloß Pferde füttern und essen. Auch Anita hat frei. Heute Abend sind sie beide tanzen, aber jeder für sich. Aber Wilhelm guckt ja bloß zu. Ich hatte heute viel zu kochen: Pudding, Grießpudding, Quarkkuchen in der Pfanne gebacken und Borschtschuppe, alles zu Mittag. Für Anita und mich habe ich nichts gekocht. Wir haben uns so nebenbei satt gelect. War mal ganz schön. Hier ist schon über eine Woche Sturm, und es gab keinen Dorsch. Aber nun ist es still und es regnet. Morgen werden die Kutter hoffentlich rausfahren, dann holt Anita wieder was. Nun meine Lieben zu Eurem Brief. Hier ist augenblicklich eine spannende Stimmung, und alles hofft und wartet auf die Evakuierung. Es soll ein Transport Polen eintreffen, und es sind schon viele Wohnungen dazu beschlagnahmt. Gestern waren sie in unserer Straße, aber nicht in allen Häusern. Es kommen täglich welche mit Hab und Gut und Vieh an, die der Russe vom Bug vertrieben hat. Diese gehen aber alle erst aufs Land. Vor 8 Tagen ist ein Transport von Schlawe abgegangen mit den Dörfern Järshagen, Rötzenhagen. Bis zum 15. Mai soll auch Schlawin aufgelöst werden, die Leute verkaufen schon alles. Viele holen sich da Kartoffeln. Vielleicht zieht Anita auch mal hin mit dem Ziehwagen, Else Barske will mit. Wer weiß, wann nun Derlow mal wieder dran ist zum Evakuieren. Hoffentlich dauert es nicht solange. Aus Köslin sollen auch schon 2 Transporte gegangen sein. Auch Dubberkes sind aus Schievelbein raus. Heute hatten die Polen großen Umzug. Im Schaufenster ist eine Landkarte ausgestellt mit den neuen Grenzen bis zur Oder polnisch. Na, denn werden sie uns ja rausschicken. Boddeuschens haben es geschafft. Mir haben sie sehr gefehlt die erste Zeit. Sie waren täglich bei uns, und doch durften wir nicht mit. Nun sind schon wieder 4 Monate vergangen. Ob ich es noch bis Papas Geburtstag schaffe Eka, es müsste einmal ein Wunder geschehen. Ich hoffe doch, dass ich Euch diesen Sommer helfen kann, denn die Kocherei hier geht mir schon bis zum Halse. Also Papa, Du hast wieder Reißer? Tannenzapfen in Brennspritus legen. Gibt es den denn da? Ich hab solchen Husten und Schnupfen vom Saftkochen. Hoffentlich hilft das, was Du vom Arzt hast. Frau Miels freut sich wieder, dass ihr Mann Brot kriegt. Sie hat jede Woche einen Brief von ihm. War nachmittags hier bei uns. Ich hab Strümpfe gestopft und heute mal geheizt, es war so kalt. Muss noch an Tante Lotte schreiben, sie hat ja Geburtstag. Bald ist auch unser Hochzeitstag Karl. Es ist im Leben hässlich eingerichtet, dass an den Rosen gleich die Dornen stehn, doch soll uns alles darum nicht erschüttern, wir werden uns doch einmal wiedersehen. Also Glück auf zum Zweiundzwanzigsten. Eben kommt Wilhelm nach Hause. Ich will nun schließen, bleibt schön gesund, grüßt Oma recht schön. Schreibt bald wieder. In der großen Hoffnung, dass wir uns bald wiedersehen, die innigsten Grüße und Küsse von uns Dreien, Eure Mutti.

Vom Schweinestall in einen Russenhaushalt

Rügenwalde, den 18.5.1947

Mein lieber Karl, meine liebe Erika!

Heute am schönen Maien-Sonntag will ich mit Euch plaudern. Mir ist so wehmütig ums Herze, alles grünt und blüht, und man darf sich nicht mit der Natur freuen. Es ist so Wirklichkeit geworden, an Deinem Geburtstag bin ich noch nicht bei Dir, so wie ich es gehant hatte. Wieder ist eine schwere Woche hinter uns voll Sorge und Angst. Aber heute ist alles überwunden. Anita hat ihre Stelle gewechselt, und wir haben viel Unannehmlichkeiten dadurch gehabt. Gottlob ist alles glücklich verlaufen. Der Grund war nämlich, sie wurde zum Schweinestall abkommandiert, weil Deutsche gehetzt hatten von wegen BDM.

Wir hörten auch, dass die Arbeiter von Trabant solange bleiben müssen wie die Wirtschaft hier besteht und daher nicht evakuiert werden. Es gab wieder neue Dokumente, die nach Warschau geschickt wurden, da ist Anita mit Hängen und Würgen frei gekommen. Sie hat ganz energisch mit dem Kommandanten verhandelt, der drohte uns mit der Miliz. Ich habe viel Angst ausgestanden, aber ich musste immer an Deinen Spruch denken: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten! Ja, Karl, Deine Tochter ist so wie Du. Sie ist nun auf der Münde in einem russischen Haushalt mit 2 kleinen Kindern. Sie hat es sehr gut, die Frau ist glücklich, dass sie endlich eine Hilfe hat, die russisch versteht, die kann nämlich kein Wort deutsch. Der Mann ist Stabssergeant, die Kinder 6 Jahre und das kleinste 4 Monate alt. Das Essen ist fett und reichlich, alle Tage gibt es Eier. Abends bringt sie mir noch oft was mit, auch immer Brot. Ich bin nun ganz allein mit Walli. Wilhelm ist bloß abends noch mal zu Hause, weil ich Milchsuppe habe. Walli ist auch sehr gut zu mir, ich kann von ihrem Brot essen soviel ich will. Sie hat Überschuss von ihrer Verpflegung. Schrieb ich schon, dass Josek und Lydia nach Russland gefahren sind? Nun ist nur Walli noch hier.

Wilhelm gefällt es auch gut auf seiner Stelle. Heute Nacht muss er ackern bei einem anderen Polen. Morgens gehen beide weg und kommen abends erst wieder. Ich hab noch soviel zu nähen und bekomme Brot, Eier und Kartoffeln. So meine Lieben werden wir sehr gut durchkommen, bis einst der glücklich ersehnte Tag der Befreiung kommen wird. Es ist seit dem Landtransport noch keiner wieder gegangen, wir warten und hoffen. Die letzten sollen in Sachsen gelandet sein. Ob es stimmt, dass in der russischen Zone auch keine mehr aufgenommen werden?

Herr Miels hat geschrieben, dass er ein Brot von Euch bekommen hat. Ich kann ihr nun auch schon oft mit etwas aushelfen.

Lilo Bahr arbeitet noch im Garten. Ihre Mutti war ganz entsetzt als sie erfuhr, dass sie bleiben müssen. Aber auf sie wartet ja keiner.

Nun lieber Karl zur Hauptsache, zu Deinem 46. Geburtstag meine innigsten Glückwünsche. Möge Dir das neue Lebensjahr nur Gutes bringen und stets die beste Gesundheit. Es ist uns nicht vergönnt, an dem Tage bei Dir zu sein. Ob nun der Brief rechtzeitig ankommt, ist eine große Frage. Ich war nicht eher fähig zu schreiben. Entschuldige dann noch mal, gedacht habe ich alle Tage so viel an Euch. Von Anita soll ich gratulieren und grüßen und Dir sagen, dass es ihr gut geht, sie kommt erst morgen abend nach Hause. Wilhelm schreibt heute abend.

Ich warte auch wieder auf Post von Euch, Eka, schreib doch an Mutti. Auch wenn wir schon abfahren und der Brief kommt erst hinterher an.

Sonntag ist nun Pfingsten, was haben wir schon davon. Ich will sehen, ob ich es zu einem Kuchen bringe. Den Dachgarten habe ich fertig gemacht, ob ich was davon habe, ist mir ganz egal. Morgen kocht Else Barske Saft bei uns, danach Hans Wendt und Albrecht. Hier ist immer Hochbetrieb bei uns. Ernst Hoffmeister hat dazu unsere Wasserleitung und Licht heilgemacht, das ist sehr viel wert. Walter Barske will auch versuchen, dass er bei Trabant wekommt.

Die Kartoffeln haben gestern 600 Zlotys gekostet, ich kann keine kaufen. 1 Brot kostet jetzt 100 Zloty, aber es gibt welches, weil das viele nicht bezahlen können.

Nun will ich schließen. Seid Ihr beide vieltausendmal begrüßt und geküsst von Eurer Mutti, Anita und Wilhelm. Grüßt bitte alle Verwandten herzlich.

Im vorangegangenen Brief schrieb meine Mutter, dass ich auf der Münde in einem russischen Haushalt Arbeit hätte und erst am nächsten Abend nach Hause kommen konnte.

Ich musste bei den zwei zum Haushalt gehörenden kleinen Kindern bleiben bis die Eltern spät in der Nacht von einer Feier zurückkamen. Im Nebenhaus wohnte Lilo Jütz mit

ihrem Boris. Lilo hatte mir die Arbeit in dem Haushalt vermittelt. Mit ihr hatte ich abgesprochen, dass ich dort bei ihnen übernachten konnte. Schließlich war es zu gefährlich, noch in der Nacht bis in die Stadt nach Hause zu laufen.

Lieber Papa und Erika!

Wie geht es Euch eigentlich? Lieber Papa, ich gratuliere zum Geburtstag und wünsche Dir alles Gute. Ich muss jetzt alles machen, pflügen, eggen, krümmern, walzen. Gestern haben wir Zuckerbeeten gestippt, ich hab Rillen gezogen mit einer großen Harke aus Holz, ein Pony vor und ich musste rillen. Morgen fahren wir Dung, und dann muss ich pflügen und hinterm Pflug werden Kartoffeln gesetzt. Dann werden noch 3 Morgen mit Raps besät. Danach wird Langholz gefahren mit beiden Gespannen, 3 Wagen. Ich soll 2 Wagen nehmen hinter den großen Pferden und der andere 1 Wagen. Das Holz holen wir aus dem Schlawiner Busch. Du siehst also, viel zu tun. Ich will aufhören, auf Wiedersehen und viele Grüße, Wilhelm.

Rügenwalde, den 29.5.1947

Ihr beiden Lieben!

Vielen Dank für Euren lieben Brief vom 14. Mai. Ja, Ihr könnt wohl ruhig noch immer auf unsere Briefe antworten, bis jetzt rührt sich noch nichts vom Evakuieren. Ich glaube auch nichts mehr, jetzt brauchen sie die Deutschen zum Feld bestellen, nachher zur Ernte. Vielleicht wieder im Herbst oder wer weiß, wann endlich mit einem Transport zu rechnen ist. Ich hatte heute große Wäsche in „meinem“ russischen Haushalt auf der Münde. Das ist eine dämliche Arbeit, vor allen Dingen bloß mit Seife, kein Waschpulver und dann solche Drecksachen. Der Mann ist beim Autopark, Chauffeurklamotten. Aber sonst ist es niemals so schwer wie beim Trabandt. Da musste ich zuletzt für 100 Schweine Futter zurechtmachen und in großen Kübeln in den Stall schleppen, das war sehr schwer. Den Stall musste ich immer peinlich sauber halten, die Schweine lagen auf Rosten, und einmal die Woche musste ich alles weiß kalkan. Die Frauen im Kuhstall hatten es noch viel schlimmer, die mussten nachts sogar Wache stehen, und es gleich entfernen, wenn mal eine Kuh was fallen ließ. Wenn sie das verpassten und eine Kuh war dreckig, gab es was mit der Reitpeitsche von Stefan, einem Rumänen, der führte ein strenges Regime und war hinter den Frauen her. Das und vor allen Dingen das Gerücht, dass alle, die in einer russischen Sowchase arbeiten, nicht rauskommen sollen, hat mich dazu bewogen, lieber in einen russischen Haushalt zu gehen – und gleich zur Münde, um weit weg zu sein.

Das Risiko, aufgegriffen zu werden, musste ich eingehen. Ich hab mich auf Schleichwegen durch den Roederpark begeben, so schnell ich konnte. Das ist täglich meine Rennstrecke, manchmal auch am Wasser entlang, man gewöhnt sich daran.

Ich hab auch gut und reichlich zu essen. Für Mutti bring ich auch noch mit, jeden Tag ein Stück Brot, oft auch Sauerkraut oder mal bisschen Fleisch. Ich muss Zimmer und Küche sauber halten, kochen, waschen, Ferkel füttern und den Kleinen versehen. Ich bringe mich aber nicht um. Ein sechsjähriges Mädchen Rimka ist da und Wolodja, ein Junge von 4 Monaten. Alle Tage habe ich Windeln zu waschen. Der Junge will schon immer gehalten werden, der steht schon so krass. Sonst ist es bestimmt auszuhalten, ich kriege Eier, Fleisch, Butter und alles genug zu essen. Jetzt kann ich mich wenigstens im Haushalt üben, selbständig kochen usw., die Frau lässt mir allen Willen. Montags habe ich frei. Morgens um 8 Uhr muss ich dort sein auf der Münde, und abends um 8 bis halb 9 Uhr bin ich zu Hause. Die Frau versteht aber nicht ein Wort deutsch, den ganzen Tag muss ich russisch hören und sprechen. Dabei lerne ich noch wenigstens etwas. Ich muss sogar schon manchmal einkaufen gehen ins Russenmagazin, sie avisiert mich dort als „ihre Njemka“.

Sie mokiert sich aber auch darüber, dass Deutsche Schweine sind und keine Kultura haben. Der Grund: Zwischen den Dielenbrettern in der Küche waren Bohnerwachsreste. Über diesen Dreck in den Ritzen hat sie sich furchtbar aufgeregt, das hätte ich beim Aufwischen mit entfernen müssen. Nun musste ich alles mit einem Küchenmesser rauskratzen und anschließend mit einer Bürste rausschrubben, erst dann gab sie sich zufrieden.

Ein Gegenstück kann ich über ihre russische Kultura berichten: Das Wochenendbad wird in der Waschküche in folgender Reihenfolge genommen: Zuerst badet sie und ihr Mann. Dann muss ich nacheinander die Kinder baden. Zum Schluss muss ich dann ihr Parassonek – ein kleines Ferkel – in der Wanne schrubben. Dann ist die Badezeremonie beendet.

Nun genug davon. Erika, Du schreibst von unserem Zimmer, ich freue mich schon darauf. Wegen dem Schlafen, das ist doch kein Problem, ich schlafe jetzt schon bald 2 Jahre auf einem Chaiselongue, also bin ich es gewöhnt, das macht mir durchaus nichts. Ach, wenn ich doch dort sein könnte! Mein Gott, wie und wann kommen wir bloß zu Euch. Man darf nicht zu grübeln und zu denken anfangen, dann ist es aus, man wird noch trübsinnig. Was haben wir bloß verbraucht, wer oder was hilft uns? Was wisst Ihr, Ihr habt doch Radio, schreibt uns ruhig, die Briefe werden nicht kontrolliert. Nun Gute Nacht, ich bin so müde, und morgen früh muss ich wieder zur Münde marschieren. Viele herzliche Grüße an Euch und alle dort, besonders an Omi, Eure Anita.

Keine Evakuierung und keine Geburtstagspost

Rügenwalde, den 28.5.1947

Mein lieber Karl und liebe Eka!

Mit großer Freude erhielt ich gestern Euren lieben Brief vom 14. Mai, gestempelt am 16.. Habt vielen Dank, meine Lieben. Wir hatten doch auch schon so gewartet, und meine Gedanken, heute muss doch ein Brief kommen, waren richtig. Anita sagte gleich, pass auf, nun kriegen wir keine Post, wenn Du schon schreibst, es gehen Transporte. Ja, nun ist wieder alles still vom Evakuieren, was soll man bloß davon halten. Wir sind manchmal so traurig, die ganze Arbeit macht keinen Spaß. Heute vor einem Jahr in dieser Abendstunde nahmen wir schon einmal Abschied von hier, um zu Euch zu eilen. Aber wir wurden gehindert und hatten in unserer Angst die Bettsäcke liegen gelassen, denn es wurde geschossen. – Aber nun ist wieder 1 Jahr vergangen, und immer noch ist die einzige Sorge, wie kommen wir hier weg. Wie gerne, liebe Erika, möchte ich drüben meinen Garten fertig machen. Ich habe heute nämlich Waljas Garten zurechtgemacht, sie will aber nur Gurken und Radieschen haben, das andere könnte ich haben. Ich habe kein Geld für Samen, habe mir so allerhand schenken lassen, sogar 12 Tomatenpflanzen. Davon gebe ich dann natürlich wieder ab, falls wir noch hier sind. Es ist der Garten in der Bahnhofstraße am Zollhaus, wo Zemkes wohnten. Da haben noch mehr Russinnen ihre Gärten, aber auch unsere Frau Bahr, die wohnt jetzt auch dort.. Walja sorgt sehr für mich, sie brachte mir gestern wieder 1 ½ Brote. Dreimal in der Woche bekomme ich einen großen Eimer Magermilch zum Aufstellen für Quark. Alle Tage gibt sie mir noch 2 Liter Vollmilch. Essen tut sie sehr wenig, die trinken wohl soviel Sahne in der Molkerei. Salat muss ich ihr mit reiner Sahne machen, mit Salz, Schnittlauch und Radieschenscheiben dazwischen, das schmeckt prima. Wilhelm kommt mittags auch schnell nach Hause: „Mutti, was hast Du heute?“ Der Junge kann schon essen, dabei ist er so dünn geworden. Er kann nun hier viel Milch trinken.

Anita hat keinen Hunger wenn sie kommt, die kriegt da gutes Essen. Nun lernt sie wenigstens kochen, wenn auch auf russische Art. Montag hatte sie den ersten freien Tag.

Es ist schön, dass Onkel Erich Dir hilft, liebe Erika, nun lernst Du auch noch Gartenarbeit. Anita hat nun auch schon alle Klassen durch, es wird Zeit, dass für uns eine Wendung kommt. Das Pfingstfest haben wir gut verlebt, Anita musste den 1. Feiertag arbeiten, den 2. hatte sie frei. Wilhelm hat Pferde gehütet. Ich war von Barskes eingeladen, es gab Bohnenkaffee und Streuselkuchen. Am 2. Feiertag hatten wir Hasenbraten, und Else Barske brachte uns Zitronencreme. Zum Kaffee brachte uns Frau Miels 4 Stück Pulverkuchen. Also seht Ihr, die Menschen sind uns hier alle gut gesonnen. Ich konnte leider keinen Kuchen backen, hatte kein Mehl. Den Hasen brachte Anita mit von der Münde, dafür habe ich Sonnabend noch Wäsche gehabt für einen Oberleutnant. Der hat ein deutsches Mädels bei sich. Eine aus Köslin, die Anita vom Schippeinsatz gut kennt. Ihre Eltern sind im Reich.

Ich musste 193 Zloty Gasgeld bezahlen, aber es hilft ja nichts. Wie habt Ihr nun Pfingsten verbracht?

Ihr meine beiden Lieben seid mir vielmals begrüßt und geküsst und auf ein baldiges Wiedersehen hoffend, Eure Mutti.

Inzwischen war am 8. Juni mein 21. Geburtstag. Lilo Bahr schenkte mir von sich ein Foto.

Geburtstagspost hatte ich leider nicht bekommen.

Rügenwalde, den 29.6.1947

Meine Lieben in weiter Ferne!

Am Mittwoch kam endlich Euer Brief an, den wir schon sehnsüchtig erwartet hatten, habt vielen Dank. Anita war ja sehr enttäuscht, dass Ihr nicht zu Ihrem Geburtstag geschrieben hattet. Doch böse ist sie nicht.

Wie ich nun aus Eurem Brief ersehe, seid Ihr sehr traurig, dass wir nicht kommen. Ich kann es Euch wohl nachfühlen, wir sind es auch. Mein lieber Karl, verliere nicht die Hoffnung, und liebe Erika, verzage nicht. Gewiss, Ihr habt sehr viel Arbeit, das lässt mir gar keine Ruhe mehr, aber wir können doch mit eigener Macht nichts unternehmen. Die Polen sagen immer, wir haben 6 Jahre so gelebt und sind auch nicht gestorben!

Wir haben nun wieder neue Hoffnung. Neuerdings müssen wir uns Passbilder machen lassen. In Schlawin steht schon ein Transport, der erst mal die, die in Schlawe liegen, fortschafft. Das sind vor uns Rügenwaldern wohl 5.000 Menschen, das sind 3 Transporte! Danach soll es hier losgehen. Wie lange das dauert, kann man vorher nicht sagen. Hoffentlich ist es dann nicht so heiß wie jetzt. Wilhelm sagt, in der Sonne sind es 42 Grad. Bei Euch ist es wohl noch wärmer. Arme Eka, Du musst nun alles alleine machen. Hoffentlich kann ich Dich bald ablösen. Es ist gut, dass Du alles lernst, zuviel wird es nie. Anita hat auch schon alles hinter sich. Sie war schlau, dass sie bei Trabandt aufhörte. Die müssen nun von morgens um 5 Uhr bis abends 9 Uhr im Feld arbeiten. Stellst Euch das mal vor. Diese Woche hat Anita wieder neue Arbeit bekommen und zwar beim Polen im Haushalt. Hoffentlich hat sie hier Glück. Heute ist das große Sommerfest auf der Münde. Anita fuhr gestern Abend mit „ihrer Herrschaft“, die einen eigenen Kutter hat, mit zur Münde. Sie kommt heute Abend erst wieder. Sie bekam schon Geld auf 3 Tage, 300 Zloty ohne Essen. Gestern waren die hier in der Stadt in ihrer alten Wohnung, da hat sie Essen bekommen. Einen Abend hatte sie 3 große Schollen bekommen, frisch vom Kutter. Manchmal denke ich, wenn Ihr doch hier sein könntet, ich habe manchmal Papas Leibgericht, Stampfkartoffeln, Fludern und Buttermilch oder dicke Milch mit Sahne. Na – unser Wilhelm hilft uns schon was verzehren. Heute hat er auch schöne Butterstullen bekommen und Klimpern, da hat er nicht bei uns gegessen. Walja hat wieder einen Zentner Kartoffeln bekommen, nun esse ich so mit ihr mit. Trotzdem werde ich immer dünner, die Sorgen und Gedanken an Euch zehren.

Vielleicht kann ich der Frau mal was nähen, die Euch jetzt mit dem Vieh hilft. Gut ist es, Karl, dass du so sorgst. Ich habe immer gern den Spruch gehabt: „Beklage nie den Morgen, der Müh und Arbeit gibt, es ist so schön zu sorgen für Menschen, die man liebt!“ Hoffentlich kann ich das bald für Euch tun. Immer nur für Fremde arbeiten ist nicht schön und macht keine Freude.

Also Lisbeth sieht es nicht gerne, wenn Oma für Dich näht, Erika. Was habe ich bloß für eine Schwester, wie kann sie nur so hartherzig sein. Ich dachte sogar, Lizel hätte Dir ein Sommerkleid abgegeben, die hat doch wohl noch mehrere. Das hätte ich wohl so gemacht. Wie habe ich für meine fremden Ferienkinder gesorgt. Es ist doch gut, dass Du wenigstens Papa da hast. Könnt Ihr beide Euch gut vertragen? Nun hast Du wieder Dein Bein kaputt, Karl, wegen Willys Holz. Wenn Du nachher liegst, hilft Dir auch keiner. Wenn Wilhelm erst da ist, ist es für Dich auch leichter, der ist uns schon über den Kopf gewachsen. Er geht nun immer barfuß zur Arbeit, die Schuhe passen ihm nicht mehr. Noch ein Fuder Heu, dann hat sein Pole alles drin, es gibt dies Jahr sehr viel Heu, aber das Land ist nicht alles bestellt.

In unser Grundstück will durchaus ein Pole, aber die Russen geben es nicht frei. Da liegt das ganze Holz für die Molkerei. Die Hecken am Bollwerk wurden im Frühjahr halb weggerissen. Ich gehe nun wieder da nähen. Gestern habe ich eine rotweiße Fahne genäht für den Kutter, Anita hat auf der Münde Nähgarn gekauft. Ich bringe Euch auch was mit, soweit mein Geldbeutel es erlaubt. Was ist noch knapp bei Euch? Ich kann hier alles kaufen, wenn nur das Geld nicht immer so knapp wäre. Das Brot ist Gott sei Dank billiger geworden, und es gibt nun auch genug. Ein 2-Kilogramm-Brot kostete erst 130 Zloty, jetzt noch 102 Zloty. Das Fotografieren kostet pro Nase auch 150 Zloty, das machte für uns drei 450 Zloty. Ja, am 23. sollte es ganz bestimmt losgehen, und wir wollten Euch überraschen, aber wie immer – auch diesmal wider nichts. Augenblicklich sind ja wieder Verhandlungen im Gange.

Nun meine Lieben muss ich schließen, schreibt bald mal wieder. In der Hoffnung, dass wir uns bald wiedersehen, die innigsten Grüße und Küsse von uns Dreien, Mutti. Nicht verzagen!

An dem Tag als Mutti obigen Brief schrieb, war großes Sommerfest. Da habe ich von den Dünen aus gesehen, wie eine große Prozession von der polnischen Kirche mit Weihrauchkesselchen die Mole geweiht hat, eine Predigt wurde gehalten und alle rutschten auf Knien auf den großen Quadersteinen auf der Mole rum. So wurde die Ostsee für Polen geweiht.

Mutti hatte mir doch einen roten Strandanzug mit weißen Biesen genäht, also fiel ich in den polnischen Nationalfarben nicht weiter auf und wagte mich auf die Düne zum Zugucken – mit Abstand natürlich.

Rügenwalde, den 2.7.1947

Nun wird es doch wohl losgehen, wir warten und rechnen jeden Tag. Ich schreibe dann noch! Gruß Mutti.

Lieber Papa, liebe Erika!

Heute habe ich mal bisschen Zeit und kann ein paar Zeilen zufügen.

Ich bin gestern Abend von der Münde mit dem Kutter gekommen und soll heute Vormittag zu Hause bleiben, weil es schon wieder mal heißt, es geht los. Bis jetzt rührt sich aber noch nichts, und es soll 6 Tage verschoben sein, das Lager in Schlawe soll erst gereinigt werden. – Ich glaube auch das noch nicht bis ich sehe, es geht tatsächlich los. Nun gehe ich Nachmittag wieder hin zur Münde. Ich bade jetzt oft, ich brauche ja bloß

bei Walter Otto durchgehen an den Strand. Der Pole, bei dem ich arbeite, übernimmt das Geschäft von Walter Otto. Das Haus wird ganz neu fertig gemacht, es ist ein schönes Haus. Falls es losgeht, habe ich doch wenigsten noch was von unserer Ostsee gehabt. Jetzt ist es am Weststrand schön. Die Russen kennen ja kein Badeleben, so ist der Weststrand fast menschenleer. Im Binnenhafen baden mehrere, und am Oststrand ist ein Gewimmel von Polen, die fahren da mit Motorrädern, Kutschen und Fahrrädern am Strand rum, das ist nicht mehr feierlich.

Nun genug für heute, ich muss noch viel stopfen und heil machen.

Recht liebe Grüße, auch an Omi und die anderen Verwandten, von Eurer Anita.

Die Renovierung des Hauses, die ich zuvor erwähnt habe, führten Deutsche aus, die sich als Handwerker ausgegeben hatten, um damit Arbeit fürs Überleben zu haben. Sie machten einen fürchterlichen Dreck, die Farbe lief regelrecht die Treppenstufen runter. Den Dreck musste ich laufend wegwischen. Wasser lief nicht, also musste ich bis zur Zugbrücke, die Treppe runter mit Eimern und Wasserschöpfen. Da kamen doch einmal Russen in einem Boot und rissen mir einen Eimer weg. Ich musste lange betteln bis sie ihn mir zurückgaben. Ich war den Tränen nahe, denn wo hätte ich einen anderen Eimer hernehmen sollen.

Das Hoffen und Bangen hatte endlich ein Ende

Ich ahnte nicht, dass dies tatsächlich der Abschied von meiner geliebten Ostsee war. Das Hoffen und Bangen hatte nach so langer Zeit ein Ende. Am nächsten Tag, am 3. Juli 1947, über zwei Jahre nach Kriegsende, wurden wir aus der Heimat evakuiert.

Forst / Lausitz, den 8.7.1947

Meine Lieben!

Vor einer Stunde sind wir auf deutschem Boden gelandet, Gott sei Dank! Es geht heute noch weiter. Wir haben eben Essen und Verpflegung bekommen. Am Donnerstag fahren wir aus Rügenwalde weg und Sonntag aus Schlawe. 3 Tage bei Wasser und Brot, übernachtet unter dem freien Himmel. Also wenn wir am Ziel sind, schicken wir Euch ein Telegramm, haltet Euch bereit. Gesundheitlich geht es uns gut. Auf Wiedersehen, alles andere mündlich, Eure Mutti. Herzliche Grüße Allen, Anita.

*Quarantänelager Dommitzsch Kreis Torgau
Sachsen-Anhalt, Block I, Russ. Zone
Dommitzsch, den 11.07.1947*

Mein lieber Karl und meine liebe Erika!

Gestern früh sind wir nach langer Fahrt hier angekommen. Hoffentlich habt Ihr inzwischen meine Karte aus Forst / Lausitz erhalten. Ich wollte Euch ein Telegramm schicken, aber es wurde beim Appell gesagt, dass wir vor dem 24. Juli das Lager nicht verlassen dürfen. Auch Besuch dürfen wir nicht empfangen, und wenn, nur bis an den Zaun. Und noch eins: Die Zuzugsgenehmigung darf nicht älter als 4 Wochen sein und muss mit militärischem Stempel versehen sein. Alles dies, meine Lieben, lässt sich schlecht im Telegramm zusammenfassen, und damit Ihr nicht umsonst fahrt, will ich es brieflich erledigen. Also am 3. Juli wurden wir evakuiert und am 6. fahren wir schon aus Schlawe ab. In Schlawe war „Kontrolle“, wir haben alle Sachen behalten, ich hatte sogar noch Sachen für Frau Wendt und eine Uhr für Ernst Hoffmeister, auch 700 Mark Geld. Dafür bekam ich 100 Zloty von Frau Wendt, Brot usw.

Die Fahrt ging über Stargard – Posen – Grünberg / Schlesien – an der Grenze zurück nach Sorau, wieder zurück – Forst / Lausitz über die Grenze. Dort bekamen wir die

erste warme Verpflegung, auch Proviant für 3 Tage, denn die Reise ging noch weiter. Wir fahren nun am 9. früh nach Cottbus – Lübben / Spreewald – Zeesen – Königs Wusterhausen – Eichwalde – Grünau – Tempelhof / Flughafen – Schöneweide – Woltersdorf – Luckenwalde – Jüterbog, um halb 8 Uhr abends weiter nach Falkenberg bis nach Dommitzsch, wo wir den nächsten Tag ausgeladen wurden. Hier sind wir 1.000, und 500 mussten weiter nach Elster. Die Fahrt in Deutschland war herrlich, obwohl wir schon den 5. Tag im Waggon waren. Hier im Lager geht es uns nun ganz gut. Das Lager ist wunderbar angelegt. Die Verpflegung ist gut. Wir dachten ja, wir konnten bald zu Euch, aber die 14 Tage werden auch noch vergehen.

Anita hat sich zur Arbeit gemeldet und fängt morgen in der Küche an, heute war sie schon zum Kartoffelschälen. Wilhelm war mit nach Torgau, Verpflegung holen. Als er zurückkam, bekam er eine große Portion Pellkartoffeln. Pro Tag bekommen wir 300 Gramm Brot. Heute Abend gab es Brot, Saft und Kaffee. Heute morgen gab mir Frau Wendt ein Brot, auch sonst gibt jeder mal was ab. In unserem Zimmer liegen wir zu 20 Personen, Familie Otto und Erich Pyritz, Familie Hubert Haß, Familie Fritz Zessin, nebenan noch Barskes, Wendts, Garzlaßs, Ernst Hoffmeister, Julis Trabandt u.a..

Lieber Karl, wenn Du kannst, komme am 23. oder 24. Juli und hole uns ab, dann siehst Du noch mal ein Stück Heimat. Ernst Hoffmeister ist Transportleiter. Geld haben wir noch über 300 Mark, also Karl, brauchst nichts zu schicken. Morgen abend ist bunter Abend mit Tanz bis 12 Uhr. Aus dem Lager dürfen wir nicht raus. Anita will auch noch was schreiben.

Nun grüßt bitte alle Verwandten und besonders Oma, herzliche Grüße und Küsse bis wir uns wiedersehen, Eure Mutti.

Mein lieber Papa, liebe Erika!

Endlich haben wir es geschafft! Wir sind in Deutschland! Bei Forst / Lausitz fahren wir über die Grenze. Das Gefühl kann ich nicht beschreiben, wenn man über die Grenze fährt und alles sind Deutsche, die man sieht. – Man kann sich jetzt noch nicht richtig da reinfinden. Wir werden ja auch die Quarantänezeit überstehen, dann treten wir den letzten Weg an und der geht zu Euch! Was sagst Du nun Erika? Wir kommen! Wir haben alles behalten, nichts ist genommen worden. Meine Jacke habe ich auch, die ich mir noch zuletzt gestrickt habe. Bloß Schuhzeug habe ich nicht, ich bin mit meinen Arbeitsstiefeln hergekommen, die sind mir so groß, da laufe ich bald raus, es ist Größe 43 – und ich hatte 38. Wilhelm passen sie ja, aber er sagt, der eine drückt ihn.

Als durchgesagt wurde, dass man sich zur Arbeit melden kann, dachte ich, in die Lagerverwaltung oder Poststelle – aber ich kam in die Küche, auch nicht schlecht! Wir müssen zu zweit für die 1.000 Leute je 1 Liter Suppe ausschenken, das sind 500 mal eine Literkelle voll, ganz schön anstrengend, hätte ich nicht gedacht. Dann müssen wir die Kaltverpflegung abwägen und ausgeben. Wir können uns an dem satt essen, was uns schmeckt, sagt der Koch, nur nichts mitnehmen. Dann müssen wir sämtliche Fliesen schrubben, vor allem die Fußbodenfliesen sind anstrengend. Aber wir dürfen das Bad benutzen, das ist herrlich! Bloß ich habe solche penetrant riechende Fischseife, andere besitze ich nicht, was soll's, da rieche ich eben nach Fisch.

Ach, ich weiß nichts rechtes mehr zu schreiben, alles mündlich ist besser.

Recht liebe Grüße, Eure Anita.

Telegramm:

An Karl Adam, Leubingen bei Sömmerda / Thüringen.

24.7. Quarantäne beendet – neue Zuzugsgenehmigung erforderlich.

Erna Adam, Quarantänelager Dommitzsch Kr. Torgau, Block I.

Den eigenen Vater nicht erkannt

Nun wurde es ernst, der 24. kam heran, der Koch wollte mich am liebsten dabehalten. Er meinte, ich hätte dann mit dem Sattwerden keine Sorgen mehr. Aber meine Familie wollte doch endlich wieder zusammen sein. Mein Vater kam und holte uns ab, er stand bereits am Zaun, und ich hatte ihn nicht erkannt. Er war als schwer herzkrank aus Sibirien entlassen worden und vom Wasser noch etwas aufgedunsen im Gesicht. Schnell erledigten wir die Formalitäten und wurden verabschiedet.

Nun endlich konnten wir uns alle in die Arme schließen und unseren Freudentränen freien Lauf lassen.

Wenn ich an diesen Augenblick zurückdenke, kommen mir immer wieder Dietrich Bonhoeffers Zeilen aus dem Lied „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ in den Sinn:

*„Lass warm und still die Kerzen heute flammen,
die Du in unsere Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen,
wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.“*

Horst Erdmann¹³

Erinnerungen aus dem Jahre 1945

I. Kriegsende – die Russen kommen

Anfang März 1945. Das Leben im Dorf weicht plötzlich einer geheimnisvollen Ruhe. Die Flüchtlingstrecks, die täglich durch das Dorf zogen, bleiben aus. Am Vormittag zieht ein Trupp von ca. 15 – 20 Soldaten im Gänsemarsch die Panzerfäuste geschultert die Straße entlang in Richtung Alt - Wiek. Wollen sie das Dorf verteidigen ? Gegen Abend kommen sie zurück und beziehen Quartier in der Schule. Ein Klassenraum für die Soldaten, im zweiten werden die ausländischen Arbeiter und Kriegsgefangenen aus den Bauernhöfen eingesammelt und untergebracht. Der Führer der Truppe, ein Oberfeldwebel, quartiert sich bei meiner Mutter ein, trinkt viel und schwadroniert bei ihr vom Sieg über die Russen herum. Auf den Bauernhöfen werden Vorbereitungen für einen Treck und die Flucht betrieben. Man verstaut Hab und Gut auf Fuhrwerken und erwartet den Befehl zum Abmarsch. In der Nacht ziehen die Soldaten plötzlich von dannen und die Gefangenen und Fremdarbeiter werden frei gelassen und verschwinden.

Meine Mutter begibt sich mit mir und meinen Schwestern, Ursula und Marianne, zum Bauernhof von Schwerdtfeger am Wald. Ihm waren wir für die Flucht durch den Ortsgruppenleiter Ernst Scheel zugeteilt, da wir selbst keine Transportmittel besaßen.

Es kam keine Anweisung zur Flucht und so wurde beschlossen, wir bleiben, komme was da wolle.

Als es hell wurde ging meine Mutter noch einmal mit mir zur Schule zurück um etwas Wäsche zu holen, die wir in einen Wäschekorb packten und danach wieder querfeldein zurückgingen. Auf dem Wege zum Wald sahen wir in ca. 200 m Entfernung zwei Personen über das Feld gehen, ohne zu erkennen, dass es russische Soldaten waren. Sie winkten uns mit Gesten zu, aus denen wir schlossen, dass wir verschwinden sollten, was wir ja auch taten. Als wir bei Schwerdtfegers ankamen berichtete man uns, dass die ersten Russen da gewesen seien. Sie hätten nach deutschen Soldaten gefragt und Wasser getrunken. Schwerdtfeger fragte mich, ob ich meine Pistole noch hätte, die ich seit dem Morgen umgeschnallt trug. Es war ein Fundstück aus unserem Bücherschrank, die mein Vater aus dem Krieg mitgebracht hatte. Ein belgischer Browning, Kal. 7,65 mit 12 Patronen. Sie am Koppel meins Vaters fühlte ich mich stark, ließ sie dann auf anraten von Schwerdtfeger aber schnell im angrenzenden Bach verschwinden. Trotz eifrigen Suchens habe ich sie später nie wieder gefunden.

Nach etwa zwei Stunden kamen die ersten Russen auf das Gehöft. Es waren drei Soldaten in Uniform. Sie trugen über der Uniform eine blaue oder schwarze Schlosserkombination und waren mit MPI. und Karabiner bewaffnet. Dabei war ein Zivilist. Es war ein Ukrainer, der bei einem Bauern im Dorf gearbeitet hatte, die Nacht auch in der Schule

¹³ **Horst Erdmann** – geb. 1930 in Kemnitz/Brandenburg. Der Vater des Autors war in den Jahren 1932-39 Lehrer in am Vitzker See. (Das Dorf besteht heute nicht mehr) Nach dem Kriege studierte H.E. Landwirtschaft. Er war Offizier in der Armee der DDR, wohnt in Fürstenwalde.

eingesperrt war und jetzt den Russen zeigte, wer die schönsten Pferde im Dorf hat. Es war Schwerdtfeger, der immer die Hochzeitskutschen gefahren hat und dafür auch eine sehr schöne Kutsche besaß. Darauf hatten es die Russen abgesehen. Wir, das waren meine Mutter, meine Großmutter, meine beiden Schwestern, Frau Schwerdtfeger mit ihren drei Töchtern und ihrem Sohn Helmut standen verängstigt im Flur und harrten der Dinge die jetzt kommen sollten. Während zwei Soldaten und der Ukrainer mit Schwerdtfeger in den Stall gingen, um die Pferde vor die Kutsche zu spannen, besichtigte der Dritte und jüngste Soldat (ca. 20 Jahre) alle Zimmer des Hauses. Dann forderte er Uhri, Uhri, die wir ihm gaben. Auch der Ehering meiner Mutter wechselte den Besitzer. Danach musterete er die drei Mädchen von Schwerdtfegers (18-23 Jahre) und sagte zur Jüngsten, Mariechen: - „komm!“ und verschwand mit ihr in einem Zimmer. Was er dort trieb konnten wir uns denken.

Im Stall machte inzwischen der Ukrainer dem Bauern klar, dass man nicht das normale Pferdegeschirr haben wolle, sondern das gute Jubiläumsgeschirr für die Hochzeitsfahrten.

Nach einiger Zeit kamen der Soldat und Mariechen aus dem Zimmer. Sie weinte bitterlich aus Angst vor einer möglichen Schwangerschaft in den Armen ihrer Mutter. Meine Mutter und ihre versuchten sie zu trösten.

Die Soldaten und der Ukrainer stiegen auf die Kutsche und verschwanden. Das war die erste Begegnung mit den Russen.

Es gab noch zwei gravierende Episoden mit Russen solange wir bei Schwerdtfegers wohnten. Wir organisierten einen Wachdienst am Tage. Wir Jungen hielten uns den ganzen Tag im Freien auf und wenn wir irgendwie bemerkten, dass sich Russen nähern, warnten wir die Mädchen, die sofort aus dem Haus verschwanden und sich unter dem Schutz der Gewächse am Bach in Richtung Wald in Sicherheit begaben.

Eines Tages landete direkt auf einer Wiese am Haus ein Flugzeug. Ein Doppeldecker, eine sogenannte Nähmaschine. Die Insassen bezogen Quartier bei Nachbar Schünemann und saßen dort die ganze Nacht. Am nächsten Morgen starteten sie wieder und wir waren verwundert, dass das so problemlos gelang.

Einmal jedoch traf noch eine größere Gruppe von Soldaten im Nachbarhaus ein. Wir Jungen hatten uns in der Nachbarscheune im Heu versteckt und große Angst, als plötzlich ein Russe auf den Heuboden kam und mit einer Forke im Heu herumstocherte. Was er da suchte, war uns nicht klar. Wir hatten Glück, dass er uns nicht gestochen hat. Diese Russen holten alle drei Mädchen von Schwerdtfegers und veranstalteten die ganze Nacht lang eine große Orgie. Was dabei den Mädchen passierte, kann man sich denken.

Nach etwa 10 Tagen wurden alle Bewohner unseres Dorfes durch die sowjetischen Truppen ausgewiesen und mussten in ein ca. 30 km entferntes Gutsdorf (Adolphium) ziehen, wo wir von den dortigen Bewohnern notdürftig untergebracht wurden. Meine Mutter z. B. kam mit meiner Großmutter, mir und meinen beiden Schwestern in einem Tagelöhnerhaus unter, in dem wir in Ermangelung von Betten die ganze Zeit auf einer Strohschütte auf dem Fußboden schlafen mussten.

Die Sowjetarmee hatte einen ca. 30 km breiten Küstenstreifen an der Ostsee geräumt um, den Sturm auf Kolberg durchzuführen. Dabei wollten sie natürlich, eingedenk ihrer eigenen Partisanenpraxis, nicht von Deutschen gestört werden.

In diesem Dorf wurden die Erwachsenen damit beschäftigt, das Vieh des Gutes zu versorgen. Es gab dafür auch etwas zu essen, wie Milch, Mehl und Fleisch. Zwischendurch wurden auch einige Bewohner, darunter meine Mutter zum Eisenbahnschwellen verladen nach Schneidemühl geholt. Sie kamen nach einigen Tagen aber wieder. Wir Jungen trieben uns viel in der Gegend umher. Da gab es Interessantes zu erleben. Der Gutsherr

besaß ein Privatflugzeug welches in einer Scheune am Wald herumstand. Dort haben wir viele Flugstunden drin verbracht. Nach einigen Tagen war es bestimmt nicht mehr flugfähig, weil wir einiges kaputt gespielt hatten.

Eine Lieblingsbeschäftigung von uns war, mit dem Schäferhund von Papenfuß Rehe zu jagen. Es gab viele davon. Aber was wir auch anstellten um dem Hund auf die Rehe zu hetzen. Es gelang ihm nie eines zu reißen. Die Rehe waren immer schneller.

Als Kolberg nun erobert war konnten wir in unser Dorf zurück kehren. Es sah dort fürchterlich aus.. Die Häuser waren alle durchwühlt, die Inneneinrichtungen zum Teil zerstört und alles was nicht niet- und nagelfest war und Soldaten gebrauchen konnten war geraubt.

Wir benötigten einige Tage um wieder Ordnung zu schaffen und uns mit dem übrig gebliebenen wieder einzurichten. In das Dorf wurden Kühe von außerhalb zugetrieben und in den größeren Höfen eingestallt. Die russische Kommandantur richtete sich im Obergeschoss unserer Schule ein, während die Kommandantin sich in der Molkerei einrichtete. Arnold Wetzel wurde zum Starost (Bürgermeister) auserkoren, weil er russisch konnte, was er als Kriegsgefangener des 1. Weltkrieges in Russland gelernt hatte. Er hatte mit den Deutschen die Arbeit auf dem Feld und in den Ställen zu organisieren. Dazu konnte er als Einziger im Dorf sein Fahrrad behalten und niemand nahm es ihm weg.

Der Bürgermeister war ein guter Organisator, der mit den Russen umgehen konnte und sehr viel getan hat um uns das Los zu erleichtern. Er nahm manches Risiko auf sich das ihn leicht nach Sibirien hätte bringen können. Wir Jungen in meinem Alter wurden zu Feldarbeiten, denn einige Pferde waren doch noch irgendwo übrig geblieben, und vor allem zum Hüten der Kühe eingesetzt. Arbeiten mussten alle, die irgendwie dazu fähig waren. Dafür wurde ab und zu eine Kuh oder ein Schwein geschlachtet und unter die arbeitenden Deutschen aufgeteilt. Auch Mehl wurde zugeteilt welches in Schrotmühlen gemahlen wurde, denn es gab bald wieder Strom aus dem durch die Polen wieder hergestellten Stromnetz. Geld gab es auch ab und zu ein wenig in Form polnischer Zlotys. Aber nur unregelmäßig. Das reichte natürlich nicht zum Leben und so zog man in den Nächten los und stahl von den Feldern und von den Getreideböden was man noch so zum Leben brauchte. Auch dafür gab der Bürgermeister so manchen Tipp und seine Unterstützung in Form der Bodenschlüssel. Als sich dann in den Nachbardörfern die Polen etablierten, begannen die Handelsgeschäfte und es wurde viel Hausrat und Wert-sachen verkauft um zu Geld zu kommen. Damit wurde dann Lebensnotwendiges in polnischen Geschäften, vornehmlich in Rügenwalde eingekauft.

Im Dorf war es relativ ruhig. Die Russen hatten in der alten Schule ein Wachkommando mit mehreren Soldaten, die für Ruhe und Ordnung im Dorf zu sorgen hatten und uns vor Übergriffen durch die Polen schützten, eingerichtet. Die Polen versuchten vor allem die Deutschen in abgelegenen Gehöften zu bestehlen. Das Verhältnis zwischen Russen und Polen war nicht das Beste und so gab es einige Zwischenfälle, an die ich mich erinnere und die ich erzählen möchte.

Wir hatten zu der Zeit einen Kommandanten, einen Fliegerhauptmann von ungewöhnlicher Körperfülle. Er wog ca. 2 Zentner, da er an einer Drüsenerkrankung litt, die er sich nach einem Flugzeugabschuss zugezogen hatte. Er war nicht in der Lage alleine wieder aufzustehen, wenn er gefallen war, und der Bürgermeister musste ihm immer helfen von der Kutsche zu steigen, so unbeweglich war er.

Die durch das Dorf kommenden Polen wurden von den russischen Soldaten mit größtem Misstrauen bedacht und kontrolliert. So geschah es eines Tages, dass man einen Polen aus Abtshagen festnahm, der aus unserem Dorf von einem schon hier wohnenden Polen

einen zur Reparatur abgegebenen Radioapparat abholte. Dieser Pole war damals der Einzige in unserem Dorf.

Der Pole aus Abtshagen wurde in die Schule geschafft, in der wir damals noch wohnten. Er wurde im Keller fürchterlich verprügelt, wobei man ihm einredet, er hätte den Apparat von den Deutschen gestohlen. Meine Mutter erzählte oft davon, wie sie die Schreie aus dem Keller gehört hat. Auch dem als Zeuge ankommenden Polen, der die Festnahme irgendwie mitbekommen hatte, wurde nicht geglaubt. Nach einigen Stunden hat man den Polen dann ohne Radio laufen lassen. Am nächsten Tag sprach sich im Dorf herum, dass er noch bis Abtshagen gekommen und dort am Friedhof tot zusammengebrochen sei. So hatten die Russen ihn behandelt.

Ein anderes Beispiel war ein Überfall der Polen in einer Nacht an den Ausbauten des Dorfes.

Ein Mädchen (Ruth Garbe) lief in das Dorf und weckte die Wachsoldaten in der alten Schule. Die zur Zeit im Dorf stationierten Soldaten wurden von Zeit zu Zeit ausgewechselt. Sie waren nicht grade gut auf die Deutschen zu sprechen. Jeder hatte so seine eigenen Erfahrungen mit ihnen. Vor allem einer, er hieß Wolodja, der mit den Deutschen als Zwangsarbeiter schlechte Erfahrungen gemacht hatte und sehr gut deutsch sprach, machte nur irgendeine abwertende Bemerkung und rührte sich nicht. Doch ein junger 19-jähriger Sibirier, der kein Wort deutsch sprach schulterte sein Schnellfeuergewehr und ging mit dem Mädchen zum Wald.

Als sie auf den elterlichen Hof kamen, kam ihnen um die Hausecke ein Pole entgegen, der ein Gewehr auf ihn anlegte. Der russische Soldat schoss sofort auf ihn und traf ihn ins Gesicht. Er war sofort tot. Die anderen Polen, die dabei waren, flüchteten Hals über Kopf. Wir transportierten damals Getreide nach Schlawe, in die Kreisstadt zum Bahnhof. Auf dem Rückweg wählten wir den Weg über den Forst, da sich das Ereignis herumsprach und wir neugierig waren, was da los war. Als wir am Nachmittag am Haus eintrafen, war dort polnische Polizei anwesend um den Fall zu untersuchen. Die russischen Soldaten und der Kommandant waren auch anwesend. Die Polen versuchten den Russen einzureden, ein Deutscher hätte den Polen mit einer Axt erschlagen, da von seinem Kopf nur noch etwas Gehirnschale übrig geblieben war. Der Russe hatte mit einem Dum – Dum - Geschoss geschossen und wer die Wirkung kennt, kann sich vorstellen was da passiert war. Die Polen wollten unbedingt den Deutschen (Garbe) festnehmen, obwohl der Russe immer wieder beteuerte, dass er geschossen hätte. Das ließen die Russen aber nicht zu und so mussten die Polen abziehen. Sie versuchten in der Folge, sich einen Deutschen in späteren Nächten zu schnappen, was aber nicht gelang und der russische Kommandant ordnete die Räumung der Häuser am Wald an. Die Menschen mussten in das Dorf runterziehen, wo sie vor dem Zugriff durch die Polen geschützt waren. In das Dorf trauten sie sich zu solchen Aktionen nicht.

Beim Hüten der Kühe hatten wir Jungen natürlich allerlei Dummheiten im Kopf und haben so einiges angestellt. Davon durften die Erwachsenen nie etwas erfahren. Viele Jungen im Dorf hatten Waffen, die sie in den umliegenden Gräben des „Pommernwall“ gefunden hatten. Auch ich hatte einen russischen Karabiner, den ich im Schützengraben bei Brüssow gefunden hatte. Ihn habe ich gemeinsam mit Hans-Hermann Papenfuß durch die Grabowwiesen ins Dorf gebracht und dort versteckt. Er wurde mir später gestohlen und ich habe im Jahr 2000 erfahren, wer das gewesen sein könnte. (M.K.) Ab und zu trafen wir uns am Wald und ballerten dort rum. Wir haben auch versucht, einmal ein Reh zu erlegen, was aber nie gelang.

Eines Abends kamen meine Freunde (Helmut Wetzel und Martin Krüger) und ich auch wieder am Mühlenbach runter und ich trug den Karabiner unter meiner Schlosserkombi-

nation., die wir Jungen damals fast alle trugen. Durch den Schlitz an der Seite konnte man das Gewehr gut festhalten und es fiel nicht auf, dass man unter der Kombi etwas trug.

Als wir aus dem Chausseegraben auf die Straße traten standen plötzlich zwei russische Wachtposten vor uns. Es war stockdunkel und mir rutschte fast das Herz in die Hose. Die Russen fragten woher wir kämen und ob wir was von der Schießerei gehört hätten. Wir sagten, wir kämen von Lemke, den wir besucht hätten und hätten nur gehört, dass im Wald geschossen wurde. Die Russen waren es zufrieden und da sie uns gut kannten, denn wir Jungen hatten ein fast freundschaftliches Verhältnis zu ihnen, sie waren ja nur ein paar Jahre älter als wir, ließen sie uns weiter laufen. Natürlich verschwanden wir schnellstens und freuten uns, so davongekommen zu sein.

Während wir die Kühe in den Grabowwiesen hüteten, bemühten wir uns, in den toten Armen der Grabow Hechte zu fangen. Mit einer Schlinge aus Dynamodraht an einer langen Stange zogen wir manchen Hecht aus dem Wasser. Doch das brachte nicht genug und so setzten wir auch Handgranaten ein, die wir eines Tages fanden und freuten uns, wenn tote Fische hoch kamen. Wenn uns die Russen dabei erwischten hätten, wäre uns das sicher schlecht bekommen.

Ein anderes Erlebnis war die Tötung eines Bullen auf dem Hof von Ernst Scheel. Hier waren viele Kühe eingestallt und auch ein starker Bulle, der sich eins Tages losriss. Ein im Dorf zurückgebliebener Treckjunge, ich glaube er war Ostpreuße, der sich stark fühlte und sehr verwegen war, traute sich zu dem Bullen in den Stall um ihn wieder an die Kette zu legen. Die Sache endete jedoch mit dem Sieg des Bullen und nur eine recht stabile Tabakdose in seiner Hosentasche rettete ihm das Leben, als der Bulle mit seinen spitzen Hörnern ausholte und sie ihm in die Seite rammen wollte. Der Junge konnte noch aus dem Stall gezogen werden und der Bulle wurde dann von einem Russen durch das Stallfenster erschossen.

Dann kam als Kommandant Mischa Sakun. Er war ein Georgier, jung schwarz und Zivillist. Er war ein großer Jäger vor dem Herrn auf Wild und Mädchen. Manchmal kam er auf das Feld, sortierte uns Jungen aus und ab ging es in den Wald zur Jagd. „Dawai po choda“ war sein Schlagwort. Er verteilte dann zwei bis drei Gewehre und wer keins abbekam musste treiben. Die Gewehre erhielten, durften sich unter seiner Aufsicht als Schützen aufstellen. Manchmal hatten wir keine Lust dazu und machten uns aus dem Staub, wenn er uns als Treiber angestellt hatte und außer Sichtweite war. Darob waren die anderen dann böse, weil sie nicht zum Schuss kamen, aber es hatte nie ernste Konsequenzen, bis zu dem Tag, da er uns auf den Viehtransport schickte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Eines Tages, wir waren auf dem Feld beim Getreide mähen, alles mit der Sense und Garben mit der Hand binden, kam er laut vor Freude übermütig schreiend aus dem Wald. Aber wie sah er aus? Seine schwarze Montur, die er immer trug, total zerrissen. blutverschmiert leuchteten Teile seiner weißen Unterwäsche und ein kaputtes Gewehr schwenkte er hin und her. An der Seite sein großer schwarzer Hund von dem ich nicht weiß welche Rasse das war.

Was war passiert? Er hatte eine Bache beschossen, die auf ihn los ging und zu Fall brachte. Mit seinem Gewehr konnte er die Bisse der Bache abwehren. Dabei ging jedoch der Kolben zu Bruch. Sein großer Hund, der sich der Bache annahm und sie tot beißen konnte, rettete ihn vor Schlimmerem. Das war für ihn ein großer Sieg mit dem er sich noch oft gebrüstet hat.

Ein andermal kam er aus der Kreisstadt mit der Kutsche durch den Wald. Da sah er am Wegesrand einige kleine Frischlinge herumlaufen. Er sprang ab und griff sich einen

kleinen Frischling. Da kam plötzlich die Bache an und sein Kutscher gab den Pferden die Peitsche. Das Tempo hielt die Bache nicht durch und so entkam er mit dem Frischling. Er quartierte ihn auf dem Hof auf dem er wohnte im Schweinestall ein. Als der Überläufer dann zu groß und kräftig wurde, so dass er den Schweinekoben ramponierte, wurde er geschlachtet.

Im Herbst 1946 gab es ein Erntefest im Dorf. Auf Betreiben des Bürgermeisters ließ der Kommandant einiges schlachten und backen, so dass wir einmal recht viel zu essen bekamen und es gab sogar Wodka und es wurde auf dem Wirtschaftshof etwas gefeiert.

Der Wirtschaftshof, das Anwesen von Hermann Scheel, Ortsgruppenleiter der NSDAP und Amtsvorsteher, war zu dieser Zeit Sitz der Kommandantur. Hier hatte sich Mischka Sakuhn mit seinem Büro eingemietet.

Das frühere Arbeitszimmer war der Bürorum der Kommandantur und die Gesindestube dahinter der Versammlungsraum der deutschen Kolchosarbeiter, die wir waren. Hier versammelte sich morgens um 05,00 Uhr die Deutschen zur Arbeit und wurden in den verschiedensten Bereichen täglich eingeteilt. Die Viehställe waren durch ständiges Personal besetzt.

Als es im Winter kalt wurde, musste jeden Tag ein Mädchen aus dem Dorf nach einem Wachplan des Kommandanten dort Nachtdienst machen und heizen, damit wir es morgens, wenn wir zur Arbeit kamen warm hatten. Wir mussten dort öfter lange warten und in der Kälte zu sitzen war nicht grade angenehm.

Vielleicht war da auch nur etwas Gerede dabei, wenn behauptet wurde, dass da Sakuhn die Mädchen reihenweise vernascht hätte.

Einige Mädchen, die damals jung waren, können sicher Geschichten erzählen, die manchmal nicht gut klingen. Ich jedenfalls habe meiner damaligen Freundin dort Gesellschaft geleistet um sie vor dem Kommandanten zu schützen, der aber nie kam wenn ich da war.

II. Der russische Wachtposten Boris Karamonow

Im Herbst 1945 tauchte in Neuenhagen unter den Wachtposten ein russischer Soldat mit dem Namen Boris Karamanow auf. Er war aus Feodossia auf der Krim und erzählte uns seine Geschichte so.

Sie war bezeichnend für das der Menschen im Krieg und war für mich, als deutscher Junge, der von den Idealen des Faschismus initiiert war damals interessant.

Er sprach fließend deutsch, wodurch es keine Verständigungsschwierigkeiten gab.

Als der Krieg die Krim erreichte war er 15 Jahre alt. Sohn eines Kolchosbauern in dessen Stall 2 Kühe standen..

Die erste Kuh holten rumänische Soldaten weg, die als erste in dem Gebiet eintrafen., in dem Boris wohnte.

Sie luden die Kuh aufs Auto, bezahlten mit etwas Besatzungsgeld, welches er dabei zum ersten mal sah und verschwanden.

Einige Zeit später lösten deutsche Truppen die Rumänen ab.

Es dauerte nicht lange und eines Tages fuhr ein deutscher LKW mit mehreren Soldaten vor. Sie luden ohne viel Worte die zweite Kuh auf. Dabei berichtete er, dass sie die Kuh zu dritt auf den LKW gehoben hätten. Ich dachte in meiner Überheblichkeit, dass das aber eine komische Kuh gewesen sein muss die drei Mann auf den LKW laden konnten.

Boris forderte von den Deutschen die Bezahlung der Kuh. Sie aber lachten ihn nur aus. Als er nicht nachgab, gab man ihm ein Stück Papier auf dem einige Worte notiert waren und sagte ihm, er solle sein Geld auf der Kommandantur in Feodossia abholen. Eine Schachtel Zigaretten drückte man ihm auch noch in die Hand.

Am nächsten Tag begab er sich in die Stadt zur Kommandantur. Dort zeigte er dem Wachtposten am Eingang den Schein, den ihm die Soldaten gegeben hatten.

Der Soldat las sich den Schein durch und schickte ihn fort. Er war hartnäckig und bestand darauf den Kommandanten zu sprechen. Aber es nutzte nichts, der Soldat jagte ihn, mit dem Gewehr drohend fort. Da rauchte er seine letzte Zigarette der Deutschen und begab sich unerrichteter Dinge nach Hause.

Ich erklärte ihm, dass die Deutschen eventuell alles mögliche auf den Zettel geschrieben hätten. Er sei ein Idiot oder etwas ähnliches. Er wollte immer noch nicht begreifen, obwohl er schon 4 Jahre unter Deutschen gelebt hatte. Er sagte immer wieder. Ab „er da war doch Stempel drauf!“

Er ließ sich absolut nicht davon überzeugen, dass es in Deutschland alle möglichen Stempel gibt, die dokumentarisch keinerlei Bedeutung haben.

Ich habe erst selbst viel später gemerkt, dass bei den Russen ein Stempel etwas dokumentarisches und damit heiliges ist und immer etwas mit Amt und Staatsmacht zu tun hat.

Er wurde dann als Ostarbeiter nach Deutschland gebracht und zu einem Bauern nach Ostpreußen, wo er es nach eigenem bekunden auf dem Hof nicht schlecht hatte. Der Bauer war eingezogen und er bewirtschaftete mit der Bäuerin den Hof. Wie es viele Ostarbeiter damals taten.

Mit der Bäuerin ging er dann auf den Treck und gelangte bis nach Schleswig-Holstein. Dort wurde er von englischen Truppen eingesammelt und an die Sowjetarmee übergeben. Diese steckte ihn sofort in Uniform, bildete ihn kurz aus und setzte ihn dann bei uns als Wachtposten ein. An Rückkehr auf die Krim war vorerst gar nicht zu denken, obwohl er sich sehr danach sehnte. Er hatte keine Ahnung, ob seine Eltern noch leben und wo. Er hatte keinerlei Verbindung zu ihnen.

Zu uns Jungen und allen Deutschen war er sehr freundlich und hilfsbereit in jeder Beziehung. Das war sicher auf ein gutes Verhältnis seiner Bauersleute zu ihm zurückzuführen. Das änderte sich erst, als auch er mitbekam, dass wir Jungen Waffen besitzen, wofür uns die polnische Polizei reihenweise verhafteten und einsperrten bis sie bei zwei Jungen etwas gefunden hatten.

Ich habe ihn nie vergessen und hatte immer die Absicht ihn einmal wiederzufinden wenn es mir gelänge in die Sowjetunion zu kommen. Es ist aber nie etwas daraus geworden

III. Der Viehtransport

Ein Sommertag im Jahre 1946. In der Scheune ist die Dreschmaschine verstummt, denn wir haben mal wieder Stromsperre, selbstgemachte.

Während wir im Scheunenfach umhertoben, taucht plötzlich Kommandant Sakuhn auf dem Hof auf. Er kommt in die Scheune und gibt, indem er mit weit ausholender Handbewegung auf uns weist, bekannt: "Schumski," das war ich, "Igel und Hilde, und ,und, und dawai, morgen nach Rußland!"

Wir Jungen tratenforsch auf und meinten, da wollten wir schon lange mal hin, obwohl uns nicht ganz wohl war. Einige Mädchen fingen sogleich an zu weinen, ohne zu wissen, was eigentlich los war. Dann erklärte uns der Kommandant, daß wir am nächsten Tag Kühe nach Schlawe zu treiben und sie bis Rußland zu begleiten hätten. Da wurde es uns zwar etwas anders und es gab ein flaes Gefühl in der Magengegend, aber es half nichts, es mußte sein.

Am nächsten Tag kamen aus Richtung Abtshagen mehrere Kuhherden durch das Dorf, denen wir uns auch mit einer Herde anschließen mußten. Wir waren 4 Jungen und 4 Mädchen.

Als Marschverpflegung bekamen wir vom Kommandanten ein Säckchen Graupen mit. Das war alles.

In Schlawe angekommen wurden die Viehwaggons beladen. Immer 8 Kühe in einen Waggon, dazu eine Aufsichtsperson, Junge oder Mädcl. 50 Schafe in einen Waggon, dazu eine Aufsichtsperson. Die Schafe kamen aus anderen Dörfern.

Dann wurde Stroh herbeigeschafft und der ganze Zug wurde von 4-5 russischen Soldaten bewacht. In Schlawe standen wir 4-5 Tage auf dem Bahnhof herum, bevor es los ging.

Wir hatten die Aufgabe, die Kühe zu füttern, dazu gab es nur Heu, die Waggons zu entmisten und die Kühe zu tränken. Dazu mußten wir das Wasser aus den Lokomotivpumpen heranschaffen. Gemolken wurden die Kühe nicht, was später zu beschreibende Folgen hatte.

Was tat sich in Schlawe auf dem Bahnhof? Nach den ersten beiden Nächten waren die ersten deutschen Jungen verschwunden. Die Russen teilten die Pfleger neu ein, indem sie die Schafwaggons schlossen. Die Schafe bekamen pro Tag einen Ballen Heu und einen Eimer Wasser und waren damit versorgt. Ansonsten blieben die Waggons verschlossen.

Wir mußten natürlich auch essen. Dabei stellten wir fest, daß die Jungen und Mädchen aus anderen Dörfern von ihren Kommandanten gut mit Brot, Speck, Zucker, Salz und Zwiebeln versorgt waren. Wir Neuenhagner hatten nur unseren Graupenbeutel, den wir in einem Topf mit Milch kochten. Er hielt zwei Tage vor, dann wurde der Inhalt blau und wir schmissen ihn weg. Nun war guter Rat teuer. Für etwas Geld (Zlotys), die wir von zu Hause mitbekommen hatten, kauften wir am Kiosk des Bahnsteigs Limonade. Dabei wollten die Polen unbedingt die Pfandflaschen wieder haben, was wir aus gutem Grunde zu umgehen wußten.

Nun molken wir doch diese oder jene Kuh, füllten die Milch in die Flaschen und verkauften sie an polnische Reisende auf dem Bahnsteig. Dadurch hatten wir wieder Geld, um uns Brot, Brötchen und etwas Wurst, meist Leberwurst, die sich so herrlich strecken ließ, zu kaufen.

Davon lebten wir praktisch ca. 10 Tage lang. Nur Milch hatten wir im Überfluß zu trinken und die gab es sogar umsonst.

Die russischen Soldaten versuchten des Nachts in die Waggons zu kommen, die den Mädchen zugeteilt waren. Die Mädchen verriegelten ihre Waggons von innen und wir Jungen liefen in der Nacht Patrouille vor ihren Waggons. So ließen die Russen von ihrem Vorhaben ab.

Endlich, nach einigen Tagen, setzte sich der Zug in Bewegung, keiner wußte wohin. Zu unserem Erstaunen fuhr er nach Westen in Richtung Stettin. Die ganze Fahrerei hatte wenig mit Fahren zu tun. Es war mehr ein Schleichen, denn wir brauchten bis Stargard zwei Tage.

Auf dieser Fahrt gab es ein lustiges Erlebnis. Als ich morgens auf einem Bahnhof zwischen Köslin und Stargard meinen Kopf aus dem Waggon steckte um nach dem Wetter zu sehen, lachten sich die Mädchen und Jungen aus den Nachbarwaggons halbtot über mich. Ich mußte auch furchtbar aussehen, denn mir hatten die Kühe mit ihren dreckigen Schwanz in der Nacht, während ich auf dem Mittelgang schlief, das Gesicht gestreichelt und so war es total verschmiert. Zum Glück gab es eine Lokpumpe auf dem Bahnhof, unter der ich mich gründlich waschen konnte.

Als wir in Stargard ankamen, wurde erstmal der Zug durch die Polen geteilt und stand dann anderthalb Tage auf zwei Gleisen nebeneinander.

Hier in Stargard trafen wir den ersten Menschen aus Deutschland, einen Lokführer, der einen Reparationstransport nach Rußland fuhr. Von ihm ließen wir uns etwas über die Verhältnisse in der damaligen sowjetischen Besatzungszone erzählen. Er versuchte uns Einiges zu erklären, auch die Gründung der SED und die Wahlen in der sowjetischen Besatzungszone. Wir verstanden damals gar nichts, weil wir schon fast zwei Jahre keine Zeitung gelesen, kein Radio gehört hatten und überhaupt nicht wußten, was in der Welt passiert.

Dann ging die Fahrt weiter nach Posen. Unterwegs wurde feste ausgemistet und wir bemühten uns immer rauszubekommen, ob der Zug auf einem Bahnhof hält. Merkten wir an der Geschwindigkeit, daß damit nicht zu rechnen ist, schmissen wir unserem Kuhmist immer auf den Bahnsteig, nachdem wir ihn schon vorher an der Waggontür zurechtgelegt hatten. Es war für uns eine diebische Freude zu sehen, wenn Polen, die das merkten, Drohgebärden hinter uns herschickten.

In Posen fuhren wir am Abend bei Dunkelheit ein. Nie werde ich das Bild vergessen, als vor uns im Tal ein Lichtmeer auftauchte, wie ich es noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Vor dem Krieg hatte ich nie eine Großstadt bei Licht gesehen und während des Krieges waren die Städte alle verdunkelt. Danach kannte ich nur mein Dorf. Es war für mich ein überwältigender Anblick, der sich mir fest eingepreßt hat.

In Posen merkten die Russen plötzlich, das ein Waggon mit Schafen fehlt und fluchten mörderisch. In Stargard hatten die Polen wohl gemerkt, daß die Schafwaggons unbewacht sind und haben beim Rangieren einfach einen Waggon abgekoppelt. Nun wurden die Soldaten wachsam und kreisten bei jedem Halt wie die Herdenhunde um den Zug.

Von Posen ging die Fahrt nach Breslau. Wir kamen gegen Abend dort an und standen dann die ganze Nacht auf dem Bahnhof herum. Plötzlich ging in der Nacht eine wilde Schießerei los. Wir lagen alle flach in den Waggons zwischen unseren Kühen und wagten kaum die Waggontür zu öffnen, um nachzuschauen, was los ist. Wir haben auch nicht viel gesehen, nur soviel erfahren, daß irgendwelche Polen versuchten, sich an den Waggons zu schaffen zu machen. Da das den Russen nicht paßte, eröffneten sie kurzerhand das Feuer, welches die Polen erwiderten. Zu Schaden ist aber niemand gekommen und das ganze dauerte nur kurze Zeit, dann war wieder Ruhe.

Am nächsten Morgen ging die Fahrt weiter und wir gelangten nach Schweidnitz. Dort wurden wir von einem russischen Kommando empfangen und mußten die Kühe entladen. Jetzt wußten wir, daß es nicht nach Rußland ging und uns war schon ein wenig wohler.

Die Russen hatten auch was zu Essen mitgebracht, nämlich einige Kisten Tomaten, aber nichts dazu. Wir stürzten uns, heißhungrig wie wir waren, über die Tomaten, ohne das uns jemand vor den Folgen warnte. Durch den tagelangen Genuß von nur Brot und Milch ohne Obst oder Gemüse hatten wir fast schon Skorbut und unsere Zähne waren lose und das Zahnfleisch entzündet. Die Folgen auf das Essen der Tomaten stellten sich dann auch bald ein und wir bekamen alle einen fürchterlichen Durchfall.

Wir trieben nun nach dem Entladen die Kühe zur Stadt hinaus noch einige Kilometer durch die Gegend auf das Gut Rauske, welches von den Russen bewirtschaftet wurde. Auf dem Wege dorthin begleiteten uns in der Stadt Scharen von Zigeunern, die uns unbedingt aus der Hand lesen wollten und natürlich dafür Geld erwarteten. Da wir keins hatten, was sie nicht glaubten, hatten wir alle Mühe, uns die aufdringlichen Frauen und Kinder vom Leib zu halten. Auch die russischen Soldaten versuchten dabei ihr Bestes, hatten aber auch große Mühe. Sie hatten aber wohl mehr Angst um ihre Kühe, als um uns.

In Rauske machten uns die dort arbeitenden Deutschen bittere Vorwürfe zum Zustand der Kühe, deren Euter meist alle vereitert waren, weil wir sie nicht gemolken hatten.

Wir bekamen dort gut zu essen, übernachteten auf dem Gut und fuhren am nächsten Tag mit unseren russischen Begleitsoldaten in einem Personenzug von Schweidnitz aus wieder zurück. Auf der Heimfahrt versuchten im Zug einige Polen, die uns als Deutsche erkannten, noch mehrmals zu provozieren. Die russischen Begleitsoldaten jedoch bewachten unsere Abteile streng und ließen keine Angriffe auf uns zu.

Die Ganze Reise hat etwa 10 - 12 Tage gedauert und nicht nur wir waren froh und glücklich, als wir wieder zu Hause angekommen waren.

IV. Pavel Plombon – ein polnischer Bauer

Ende 1946 verdichteten sich in unserem Dorf Neuenhagen-Abtei welches bis dahin immer noch von den Russen als Sowchose betrieben und verwaltet wurde, die Gerüchte, dass ab 1.1.1947 das Dorf an die Polen übergeben wird und die russischen Soldaten abziehen.

Es wurde bekannt, dass diejenigen, die von den Polen zur Arbeit geholt werden nichts dafür bekommen und nichts Gutes zu erwarten hätten. So beschlossen einige Jungen, sich selbst beim Polen zu verdingen. Wir erhofften uns davon eine anständige Behandlung und auch einen eventuellen Lohn.. Also zogen wir im Dezember los und klapperten die umliegenden Dörfer ab, in denen die Polen schon Einzug gehalten hatten. In Abtshagen hatten wir Erfolg und fanden alle eine Arbeitsstelle. Wir, das waren 4 Jungen aus Neuenhagen und ein Mädchen. Die drei anderen Jungen waren keine Neuenhäger, sondern Jungen aus Ostpreußen, die durch irgendwelche Umstände von ihrem Treck abgekommen waren und in Neuenhagen hängen blieben. Auf ihre Namen kann ich mich nicht mehr besinnen. Das Mädchen, Ruth Garbe, bekam eine Stelle als Hausmädchen beim polnischen Lebensmittelhändler und Gastwirt im Ort.

Ich fand Arbeit bei Pawel Plombon, mitten im Dorf. Außer mir arbeitete noch ein deutscher Junge von ca. 15 Jahren auf dem Hof und wir bearbeiteten mit dem Bauern sein Land und versorgten das Vieh.

Er hatte zwei Pferde, 4 oder 5 Kühe und einige Schweine. Der Bauer war ca. 35 Jahre alt und hatte eine hübsche Frau und zwei Mädchen im Alter von 3 und 7 Jahren.

Wer und was war Pawel Plombon ?

P. P. stammte aus einer französischen Hugenottenfamilie, die in der zeit Friedrich des II. über Preußen nach Polen kam. Er geriet 1939 in deutsche Gefangenschaft aus der er in die Sowjetunion entfloh. Er sprach fließend deutsch, während seine Frau und seine Kinder kein Wort deutsch sprachen.

Eines seiner Kriegserlebnisse die er mir erzählte war, dass die polnischen Soldaten 1939 tatsächlich geglaubt haben, die deutschen Panzer seien aus Pappe. So hätte er selbst erlebt, wie polnische Kavallerie mit Säbeln die deutschen Panzer attackiert haben, was ihnen aber nicht gut bekommen sei..

Er bestätigte damit eine deutsche Meldung, an der ich immer gezweifelt habe.

1945 kam er dann mit der 2. polnischen Armee bis Torgau, wurde noch in den letzten Kriegstagen verwundet und als Leutnant entlassen. Er siedelte dann in Abtshagen. Er war Mitglied der Polnischen Kommunistischen Partei, in der er der Fahnenträger der Kreisorganisation Schlawe war. Das hinderte ihn nicht daran als gläubiger Katholik auch jeden Sonntag die Orgel in der Kirche zu spielen. Er war insofern nationalistisch, als er behauptete, nicht die Russen sondern die Polen hätten Berlin erobert, obwohl jeder heute weiß, dass das polnische Kontingent bei der Eroberung Berlins mit der 1. polnischen Armee nicht das Größte war.

Er hatte zu uns beiden Deutschen, die bei ihm arbeiteten keine feindliche Einstellung. Im Gegenteil., er behandelte uns sehr gut und zahlte im Monat 300 Zlt. Lohn. Dafür konnte man sich zwar nur eine Flasche Schnaps kaufen, aber es war wenigstens etwas Geld. Gegessen haben wir an seinem Tisch. (das war deutschen Bauern, die im Krieg mit ausländischen Arbeitern wirtschafteten streng verboten und konnte bei Verstößen im KZ enden.)

Ach seine Frau behandelte uns gut. Nur seine Töchter machten manchmal dumme Bemerkungen zu uns, die sie wohl bei anderen Kindern aufgeschnappt haben. Wenn der Vater davon erfuhr oder es selbst merkte, hatte er eine recht lockere Hand, mit der er seine Töchter zur Räson brachte.

P. P. bot mir an, als die Polen in Neuenhagen Einzug hielten und feststand, dass wir später evakuiert werden, bestimmte Wertsachen, die wir nach Deutschland retten wollten, bei ihm unterzustellen. Das tat dann meine Mutter auch und wir deponierten einige Koffer mit Sachen in meinem Zimmer bei ihm. Plombon kannte seine Landsleute und ihre Absichten.

Wir waren jung und wollten leben. Dazu brauchten wir Geld.. So gingen wir Sonntags nach Neuenhagen, spionierten in den verlassenen Höfen herum und suchten nach verkaufbaren Gegenständen, die uns die Polen gerne abnahmen.

Wenn es dunkel war fuhren wir mit einem Pferdegespann unserer Bauern in das Dorf und holten Elektromotore, Grasmäher, Rübenschneider, Sensen u.ä. um es zu verschern. Vor den anwesenden Russen hatten wir keine Angst. Wir kannten ihre Soldaten und Patrouillenzeiten, so dass wir nie in Konflikt mit ihnen kamen.

Diese kleinen Diebstähle auf den Höfen der Bauern denke ich, wird uns heute keiner mehr verübeln oder Schadenersatzforderungen an uns stellen. Die Besitzer der Höfe waren schon lange in Deutschland und ihre Höfe standen leer.

Das erzielte Geld wurde bei unseren abendlichen Gelagen regelrecht versoffen. Fast jeden Abend trafen wir uns bei Ruth Garbe , spielten Karten, rauchten wie die Schlote und tranken was wir bekommen konnten. Nur ich habe auch meine Mutter von dem Geld unterstützt. Die anderen Jungen waren alle elternlos und brauchten niemand etwas abgeben.

Uns hat nie einer etwas zu leide getan., nur einmal, als Wahlen in Polen waren tauchten Polizisten auf. Sie fragten was das für eine Versammlung sei und schickten uns nach Hause. P.P. bei dem ich mich beschweren und rechtfertigen wollte, grinste nur und meinte, wir müssten nicht grade solch einen Tag für unser Beisammensein aussuchen

.Eines Tages tauchte bei uns ein junger Mann von ca. 25 Jahren auf und stellte sich vor. Er war ein waschechter Berliner mit dem polnischen Namen Kazmirek. Er war der Sohn polnischer Schnitter, die in den 20er Jahren nach Berlin gezogen waren und Deutsche wurden. Er arbeitet bei seinem polnischen Onkel, der in Alt - Wiek gesiedelt hatte. Er war als deutscher Unteroffizier 1945 in englische Gefangenschaft geraten. Im Gefangenenlager gab er an, das er einen Onkel in Polen habe und ließ sich dorthin entlassen, weil er damit sofort die Gefangenschaft hinter sich hatte. Er wollte so schnell wie möglich nach Hause nach Berlin, zu seinem Kopfkissenzerwühler, wie er immer wieder sagte. Er hoffte, dass wir ihm helfen können. Wir konnten. Meine Mutter ließ sich für ihn im April 1947, als die Evakuierung vorbereitet wurde einen Umsiedlerausweis mitgeben. Das war ganz einfach und er brauchte sich dazu nicht einmal selbst auf das Bürgermeisteramt zu begeben und durch irgendwelche Dokumente nachweisen, dass es ihn überhaupt gibt. Meinen Umsiedlerausweis besitze ich heute noch.

Es dauerte dann noch bis in den Monat Juli 1947 bis wir auf die Fahrt nach Deutschland mussten.

Dann war es so weit. Meine Familie hat Pawel Plombom mit dem Fuhrwerk nach Schlawe gefahren. Viele mussten zu Fuß laufen. Ich weiß nicht mehr, ob die Polen überhaupt Fahrzeuge für den Transport bereitstellten. P.P. brachte auch die bei ihm sichergestellten Wertgegenstände in den Koffern mit, die war Dank Kasimir, der auch mit uns kam, heil nach Deutschland brachten.

In Schlawe wurden wir noch 8 Tage in der Mühle untergebracht und bewacht. Jeden Abend machten die polnischen Bewacher Kontrollen und bestahlen uns dabei. Wir hatten insofern Glück, dass wir Kasimir bei uns hatten. Da er fließend polnisch sprach, die Polen das aber nicht wussten und merkten, schlich er den ganzen Tag um die polnischen Polizisten herum und hörte worüber sie sich unterhielten. Er bekam dabei mit, was und wo sie in der kommenden Nacht suchten und warnte uns rechtzeitig, so dass wir unter den gegebenen Umständen unsere Wertsachen in Sicherheit bringen konnten. P. P. kam nach drei Tagen noch einmal nach Schlawe ins Lager und brachte uns soviel zu essen, dass wir bis Deutschland damit reichten.

Endlich wurden wir in Waggons verladen und unsere Fahrt endete nach mehreren Tagen in Görlitz auf dem Bahnhof, von wo es bald weiterging nach Meiningen. Bei der Abfahrt in Schlawe fuhr aus dem Gegengleis auch ein Güterzug mit Menschen ein. In der geöffneten Waggontür jedes Waggons stand ein Polizist mit gezogener Pistole. Das waren Polen, die aus dem Gebiet hinter dem Bug evakuiert wurden und in Pommern angesiedelt wurden.

Nach einer 13 Tagen Quarantäne, die ich im Krankenhaus in Zella-Mehlis zubrachte, wurden wir dann auf das Land Thüringen aufgeteilt und unser Dorf wurde in alle Winde auseinandergerissen.

Kasimir verschwand so schnell wie möglich nach Berlin und ward nie mehr gesehen.

Wir kamen nach Friemar im Kreis Gotha und wurden bei dem Großbauern Alfred Heyn untergebracht. Dabei haben wir es nicht schlecht getroffen. Wir haben heute noch ein gutes Verhältnis zu seinen Kindern.

Als ich in den 60. Jahren nach Abtshagen fuhr um Pawel Plombon zu besuchen war er nicht mehr da. Er war nach Breslau verzogen. Das bestätigte mir der Förster Pudzik aus Siecemin, bei dem ich 1996 Urlaub gemacht habe. Er hat ihn gut gekannt, denn er war Organist in Siecemin und daher sein Kollege.

Blazej Gibaszek¹⁴

Meine 40 Jahre

Nach Scheddin kamen meine Eltern, Stanislawa und Zygmunt, im September 1945. Vater war Berufssoldat, Absolvent der Unteroffiziersschule in Dubno, Teilnehmer der Schlacht um Kolberg, 1939 verschickt nach Odessa. Er war nur Unteroffizier, Offiziere wurden nach Katyn geschickt. Seine Einheit stationierte in Vietzke, sie patrouillierten das Gebiet um Schlawe herum: Freetz, Coccejendorf, Wilhelmine, Stemnitz. Er war Zeuge, wie die Russen die Bahnschienen nach Stolpmünde und Pollnow abmontierten. Dagegen konnte auch die in Schlawe stationierte Bahnpolizei nichts machen. Vater sagte, dass das polnische Militär nur zum Aufpassen und zur Überwachung benötigt wurde. Sogar an der Front habe er nie so viel Angst gehabt wie jetzt in den "neuen Zeiten". Er sprach von dem Pferdeunterstand in der Peester Kirche und "von der Herrschaft, die nicht polnisch spricht". 1947 zog er die Uniform aus und wurde Dolmetscher, wie viele seiner ehemaligen Kollegen.

In Scheddin waren während des Krieges nur Frauen und Kinder, drei alte Männer. Die Höfe hatten alles, Kühe, Pferde, Schweine, landwirtschaftliche Geräte und gut ausgestattete Wohnungen. Die großen Bauernhöfe hatten die Russen besetzt. Der Stab, der die besetzten Höfe beaufsichtigte, lag in Krolow. Die Soldaten arbeiteten in Gruppen, eine auf den Feldern, die andere betreute das Vieh.

Sie requirierten Pferde und Kühe, plünderten die Häuser aus. Nach einiger Zeit übernahmen Zivilisten die Höfe. Die Russen überließen den neuen Nutzern nur ein Pferd und eine Kuh. Der Anfang war schwer mit nur einem Pferd. Die neuen Bauern stammten meistens aus Zentralpolen, wo es noch keinen elektrischen Strom gab, auch konnten sie nicht mit den landwirtschaftlichen Geräten umgehen. Erst als die ehemaligen Zwangsarbeiter, die bei deutschen Bauern arbeiten mussten, hier angesiedelt wurden, wurde es besser. Ihnen war die Arbeit mit Maschinen und Strom bekannt. Wenn z.B. eine Sämaschine kaputtging, nahm man einfach eine andere, denn niemand konnte sie reparieren und für einen Fachmann hatte man kein Geld.

Die Bauernhöfe wurden nicht nur von Russen geplündert, es kamen auch als Russen verkleidete Polen, die stahlen, was nicht angewachsen war, sie "organisierten". Jedoch diejenigen, die 1945 umgesiedelt wurden, d.h. vor der Welle der Eintagsfliegen, fanden wohl ausgestattete Bauernhöfe vor. Später nahm man den Bauern die Maschinen weg, um Produktionsgenossenschaften und Maschinenparks einzurichten. Die Scheddiner Bauern haben sich erfolgreich dagegen gewehrt. Wir polnischen Kinder hatten guten Kontakt zu den deutschen. Wir spielten zusammen und lernten so die Sprache. Schlimmer war es mit den Erwachsenen, sie waren misstrauisch. Da sich in der Umgebung

¹⁴ **Blazej Gibaszek** – 1945 siedelte er mit seinen Eltern und Geschwistern Sylwester, Aldona und Edward nach über. Ab 1966 bis 2006 bewirtschaftete der häutige Rentner zusammen mit Ehefrau und Sohn Sylwester einen Bauernhof. In den Jahren 1983 bis 2007 war er Dorfschulze, wie früher sein Vater Zygmunt. (1947 bis 1954)

deutsche Soldaten versteckt hielten, brachten einige Frauen unter dem Vorwand, Pilze zu sammeln, Proviant in den Wald. Wenn die Russen einen Wehrmachtsoldaten ergriffen, schickten sie ihn in den Westen. Fingen sie jedoch einen SS—Mann, wurde er ins Ungewisse verschoben. Die neue Verwaltung kämpfte gegen Plündererei und Versand der gestohlenen Sachen an, meist ohne Erfolg. War dieses Gebiet doch "erobert" und die Sachen "erbeutet", wie es die Russen nannten und die Polen anfangs beistimmten.

Nach Scheddin kamen viele Neusiedler aus der Posener und Warschauer Gegend. Sie verstanden sich gut und arbeiteten zusammen. Sie arbeiteten gemeinsam auf den Feldern, bei der Ernte, beim Pflügen und Säen. Sie feierten auch gemeinsam Hochzeiten und Kindtaufen. Alkohol kam aus der Brennerei in Krolow. Gemeindevorsteher und Dorfschulzen ermunterten die Bauern zur freiwilligen Nachbarschaftshilfe. Alles ging so lange gut, bis man für Produktionsgenossenschaften agitierte. Die Bauern waren dagegen, sie verkauften sogar heimlich Vieh und Maschinen.

"Die ersten zwei Jahre wohnten wir zusammen mit der polnischen Bauersfamilie. Wir kamen gut miteinander aus, was auf einigen Höfen nicht natürlich war. In den deutsch-polnischen Familien wurde die Arbeit geteilt, einmal kochte die Deutsche, dann die Polin. Die Polen wohnten meistens im besseren größeren Teil des Hauses. Er war mit wenig Habe ins Dorf gekommen, fand auf dem neuen Hof alles vor, vor allem die Hauptlebensmittel, Kartoffeln, Korn, Schweine. Der Pole hatte das Recht zu entscheiden, er durfte die Arbeit und die Zeit bestimmen, wie viel und wann Schweine geschlachtet werden usw. Er konnte, wann und immer er wollte, die Deutschen aus der Wohnung weisen, sie zum Abtransport nach Deutschland anmelden und nur mit persönlichen Sachen zum Sammelpunkt bringen. Der neue Bauer bestimmte sogar, was die Deutschen mitnehmen durften. Es kam vor, dass ihnen sogar unterwegs noch das Wenige geraubt wurde". Dies und noch viel mehr erzählte mein Vater.

Die Grundschule besuchte ich in Natzmershagen. In Scheddin war zwar eine Schule, aber keine Kinder. In Natzmershagen lernten auch die Kinder aus Schönenberg. Der erste Lehrer der 4-klassigen Schule hieß Jozefowski, nach einem Jahr kam Frau Wartalska. Die Schüler gingen Sommer und Winter zu Fuß in die Schule. Im Winter war meist kein Unterricht, denn es gab kein Heizmaterial. Zur Kirche gingen wir nach Lanzig ab 1946, Pfarrer Stefan Springe.

Vor dem Krieg befand sich in Scheddin ein großer Pferdezuchtbetrieb für die deutsche Armee. Bis 1946 war das Postamt in Betrieb, das Sägewerk bis 1950. Die Einrichtung der Post übernahmen die Ämter in Lanzig und Karzin. Nach Schlawe gab es direkte Telefonverbindung. Im Dorf waren noch: Polizeiwache, ein Geschäft, ein Restaurant mit Küche. Hier wurde oft gefeiert und, wie Vater erzählte, jeder brachte Essen mit: gebratene Hähnchen, Entchen, Brot, Butter, Kuchen. So war es auch bei Hochzeiten und Kindtaufen. Es gab keine Geschenke, nur Essen. Alle wurden satt. Im Saal stand ein Billardtisch und ein Grammophon mit Kurbel, leider nur Platten mit deutscher Musik. Kinder durften an diesen gesellschaftlichen Treffen nicht teilnehmen, sie mussten ins Bett. Kühehüten war für uns Kinder immer schön. Es kam vor, dass die Siedler selbst nicht satt wurden, aber für ihre Pferde sorgten sie immer, waren sie doch ihre Arbeitskräfte. Traktoren gab es erst ab 1950, jedoch auf dem schweren feuchten Boden waren Pferde unersetzlich.

Angehört und aufgeschrieben - Slawoj Zawada

Mieczysław Krych¹⁵

Gleich nach dem Krieg

Mit 18 Jahren kam ich zum ersten Mal nach Pustamin, im Herbst 1945. Mein Vater Wladyslaw hatte hier schon früher einen Bauernhof ausgesucht, war danach wieder in sein Dorf Gasiorow zurückgekehrt, um seine Familie zu holen. Mich schickte er aber gleich nach Pustamin. Ich sollte auf den Hof aufpassen, damit er von anderen nicht besetzt würde. Vier Wochen lang lebte ich mit den deutschen Hofbesitzern zusammen. Wir passten auf, dass uns der Hof nicht weggenommen wird, im Oktober 1945 kam dann meine Familie nach: Vater, Mutter Helena und vier Geschwister (Zdzislawa, Piotr, Stanislaw, Ignacy). Von unserem Dorf aus bis nach Schlawe waren sie mit dem Zug gefahren, dann bis Pustamin mit der "Zwei", d.h. mit Wagen und zwei Pferden. Sie hatten nämlich viel Gepäck.

Unsere Deutschen, zwei ältere Menschen mit Tochter, waren "in Ordnung". Ihr Sohn war im Krieg gefallen. Später kam noch ein Deutscher aus dem Osten dazu. Er sprach polnisch. Sie haben uns alle ihre Sachen überlassen, die sie im Keller und auf dem Boden ver-steckt hatten, sogar auf dem Feld. Vor den Russen versteckt, uns aber gegeben, das heißt schon was. Die Sowjets hatten ja das Gut in Besitz genommen, wo sie auch die requirierten Kühe unterstellten.

Wir wohnten mit den Deutschen zusammen, benutzten gemeinsam die Küche, jedoch jeder zur abgemachten Zeit, denn jeder kochte auf seine Art. Nach der Ankunft meiner Familie haben sie uns die größeren Zimmer überlassen, schon der Kinder wegen. Die erste Kartoffel -und Rübenenernte mussten wir noch mit Handhacken hinter uns bringen. Heute nicht mehr denkbar. Im Stall standen eine Kuh und ein Pferd. Bei der ersten Ernte 1946 halfen alle, Frauen und Männer, Bit Sensen und einfachen Maschinen. Geerntet wurde meistens Roggen und Hafer.

Warum Pustamin ? Von zu Hause aus waren wir sehr arm, wohnten zur Miete bei einem reichen Bauern. Nach dem Krieg wollte mein Vater in den "wiedererlangten Gebieten", wie die Westgebiete damals genannt wurden, etwas Neues für uns aufbauen. Zuerst Pennekow, aber ein anderer Pole hat ihn den Hof weggenommen. So kam er nach Pustamin, wo wir heute noch wohnen. Ich habe in der Wirtschaft mitgeholfen, später in der Ziegelei in Klein Pennekow gearbeitet. Die Ziegelei steht nicht mehr, nur noch das Betonfundament und der Transformator.

Die ersten Polen in Pustamin hielten sehr zusammen. Meistens trafen sie sich bei uns. An Hochzeiten und Taufen nahmen alle teil. Gottesdienste hielt der evangelische Pastor ab, in deutsch. Wir nahmen nicht daran teil. Erst 1946 hielt der katholische Pfarrer aus Lanzig für uns Messen in polnischer Sprache, jeden 2. Sonntag.

In Marsow und in Peest waren auch schon katholische Messen. Mit den Russen kamen wir ganz gut aus. Für "Selbstgebrannten" konnten man mit ihnen alles erledigen. Sie

¹⁵ **Mieczysław Krych** – wohnt mit Ehefrau Stanislawina in Postomino, aber auf einem anderen Hof als sein Vater 1954.

hatten das Gut besetzt, plünderten viel, was einige Polen auch machten. Wir lebten von dem, was in der Wirtschaft produziert wurde. Hatte man eine Kuh, dann auch Milch, Sahne und Butter; Hühner gaben Eier und Fleisch. An ein Abendessen, das die Deutschen für mich gekocht hatten, kann ich mich gut erinnern. Die Bäuerin hatte Äpfel und Kartoffeln zu einem Brei zusammen gekocht. Ich konnte das nicht essen.

Hier in Pustamin habe ich meine Frau kennengelernt. Das Ehejubiläum von 50 Jahren haben wir gesund hinter uns gebracht. Wir stammen zwar aus Nachbarorten, Gasirow und Trzesnow, haben uns aber früher nicht gekannt.

Jede zwei Wochen fanden Tanzveranstaltungen in den Gemeindesälen von Pennekow und Pustamin statt. Es spielten 4- manchmal 5-Personen- Kapellen.

Bei den Erntearbeiten half jeder jedem, manchmal 20 Personen auf einem Feld. Bei der gemeinsamen Arbeit wurde viel gelacht, gesungen und Witze erzählt. Die Arbeit war schwer, aber nicht langweilig. Wir lebten einfach, aber irgendwie zufriedener. Meine Frau und ich haben keine Güter mit unserer Hände Arbeit errungen, jedoch ehrlich waren wir immer.

Wir haben sechs Kinder. Basia arbeitet im Gemeindeamt, Wieslawa ist Bäckerin in Körlin, Czeslaw arbeitet als Bergmann in Schlesien, Grzegorz ist Konditor in Stolp, Gabriel und Sylwester wohnen noch bei uns auf dem Hof.

Angehört und aufgeschrieben - Slawoj Zawada

Wilfried Lemm¹⁶

Die erste Flucht und die endgültige Vertreibung

(die letzten Monate 1944, 1945 und die erste Zeit 1946)

Wir wohnten in Schlawe, Kösliner Vorstadt 74A mit unseren Eltern, Paul Reinhold Lemm und Frieda Margarete Lemm, geb. Pomplun. Sie hatten sieben Kinder: Helmar *1931, Paul Horst *1932, Edeltraut *1935, Irmgard *1936, Wilfried * 1937, Helga *1938 und Rita *1940.

Am 06.März 1945 flüchteten wir mit zwei Fuhrwerken von unserem Hof in Schlawe. Das erste Fuhrwerk war ein Planwagen, in dem wir Kleinen im molligen Bettzeug untergebracht waren. Vorn auf dem Bock saßen Vater und Mutter. Das zweite Fuhrwerk, beladen mit Proviant für die Familie und die Pferde, wurde von Helmar und Paul gelenkt. Unser Vater hatte ihnen aufgetragen, unter allen Umständen unmittelbar hinter seinem Wagen zu bleiben.

Nach ca. 30 Kilometern wurden wir von russischen Panzern überholt. Es folgte der Tross der russischen Armee. Sie spannten einfach die beiden Pferde - der ganze Stolz unseres Vaters - aus seinem Fuhrwerk aus, mit denen er bis zum vorletzten Tag der Flucht Langholz ins nahegelegene Sägewerk gefahren hatte. Die verbliebenen zwei Pferde mussten jetzt beide Wagen ziehen.

Ende März 1945 kehrten wir ins lichterloh brennende Schlawe zurück. Wir konnten deswegen nicht auf unseren Hof zurückkehren. Wir blieben zunächst bei der Familie Pieper in Rötzenhagen, die wir auf der Rückflucht 'aufgelesen' hatten. Jetzt mussten zwei Pferde drei Wagen ziehen.

Ende Mai 1945 kehrten wir zurück auf unseren Hof.

Das Oberhaupt der Familie Zibulsky, die im Vorderhaus an der Straße unseres Hofes wohnte, erklärte unseren Eltern, dass er nun der Bauer sei, und wenn sie wollten, könnten sie gerne für ihn arbeiten.

Unseren Eltern blieb in dieser Situation nichts weiter übrig, als dieses Angebot anzunehmen.

Von Ende Mai 1945 bis zum 15.06.1946 lebten wir unter polnischer Herrschaft.

Nach einem Umtrunk mit selbstgebranntem Schnaps im Hause Zibulky am 22.März 1946 verstarb unser Vater einen Tag später an Alkoholvergiftung.

Die polnische Polizei hatte kein Interesse die näheren Umstände aufzuklären. In dieser Zeit galt ein Menschenleben nicht viel. Unser Großvater, Paul Pomplun, beschaffte durch seine Beziehungen als ehemaliger Ortsbauernführer einen schlichten Holzsarg. Bei einsetzender Dunkelheit des 23. März spannten meine Brüder Helmar und Paul

¹⁶ **Wilfried Lemm** – geb. 1937 in Schlawe, zusammen mit seinen Eltern Reinhold und Frieda Margarete, Mädchenname Pomplun, und Geschwistern wohnte er in der Kösliner Vorstadt 74A. Wohnt heute in Harrislee.

Horst die Pferde an und fuhren zum Schlauer Friedhof. Dort begruben sie unseren Vater.

Unserer Mutter blieb keine andere Wahl: Entweder weiter als geduldete Witwe mit sieben Kindern auf dem vormals eigenen Hof die polnische Staatsangehörigkeit anzunehmen, oder die geliebte Heimat zu verlassen und aus der Ferne zu singen: „Wenn in stiller Stunde, Träume mich umweh'n.....“.

Am 15.Juni 1946 stand unsere Mutter mit ihren sieben Kindern, alle „dreiwandig“ gekleidet,

das Handgepäck war vom Gewicht her begrenzt, am Bahnhof in Schlawe. Wir Kinder hatten im wahrsten Sinne des Wortes unser Päckchen zu tragen. Mein Päckchen war ein Bündel mit Schafswolle, das ich aber aus Gier nach frischem Trinkwasser auf irgendeinem Bahnhof aus den Augen verlor. Es war verschwunden, ich war entsetzt, unsere Mutter war froh, dass sie mich nach langem Suchen wieder gefunden hatte.

Am 01.Juli 1946 landeten wir im Flüchtlingslager Harrislee II am Ochsenweg.

Hier lebten wir mit 23 Personen in einem Raum von 48 m².

Meine Schulzeit

Im April 1944 sollte ich in Schlawe eingeschult werden. Aber ich war zu klein und zu schwächlich, wie der Schularzt meinte, so wurde ich ein Jahr zurückgestellt.

Im darauf folgenden Jahr wurden die Räumlichkeiten der Schule für die Unterbringung der Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen benötigt. Der Schulunterricht wurde eingestellt.

Mein erster Schultag war der 02.Juli 1946 in der Flüchtlingslagerschule in Harrislee am Ochsenweg (hinter der damaligen Ziegelei von Jürgen Jessen – gegenüber von dem Bauernhof von Jens Jessen – Brüder). Ich war mittlerweile acht Jahre und zehn Monate alt.

Heute bin ich pensionierter Lehrer, der mit fast 65 Jahren in den Ruhestand ging.

Das Lagerleben von Juli 1946 bis 1957 (1957 bezogen wir – mit erheblichen Eigenleistungen eine Landwirtschaftliche Nebenerwerbssiedlung von 3000 Quadratmetern) war für uns Kinder ein Paradies. Auf dem großen Lagerhof, umgeben von Baracken, gab es in der schulfreien Zeit immer Spielkameraden. Unsere Mutter hatte es schwerer, sie musste bei Bauer Jessen Rüben hacken, beim Dreschen helfen und Kartoffeln sammeln. Nach dem Abernten des Kartoffelfeldes hat die ganze Familie „Kartoffeln gestoppelt“.

Ich erinnere mich, dass wir im Sommer 1946 mit unserem Lehrer der Lagerschule, Robert Schönfeld (er kam auch aus Pommern), Brennesseln `geerntet` haben. Daraus wurde in der Lagerküche Spinat gemacht. Im Umkreis von 200 Metern der Lagerküche roch es penetrant säuerlich. Bis auf den heutigen Tag mag ich keinen Spinat.

Ein abschließendes Wort zur Bevölkerungssituation: Es gab in Harrislee 1946 drei verschiedene Bevölkerungsgruppen: 1. die Einheimischen, 2. die dänische Minderheit und 3. die Flüchtlinge. Prozentual waren alle drei Gruppen fast gleichstark vertreten.

Alle drei Gruppierungen waren sich nicht `grün` miteinander: Die Flüchtlinge suchten ein neues Zuhause in dem Land, wo Milch und Honig fließt, die Einheimischen waren schockiert darüber, dass sie fast die Hälfte ihrer Wohnfläche an die Flüchtlinge abzutreten hatten.

Und unter vorgehaltener Hand hieß es: „Flüchtlingspack mit de Lüüs up de Nack!“

Die dänische Minderheit befürchtete ein `Übergewicht des Deutschtums` an der deutsch-dänischen Grenze. Sie haben mit Speckpaketen und Aufhalten deutscher Kinder während der Sommerferien bei dänischen Pflegeeltern gegen gesteuert.

Es kam vereinzelt vor, dass Kinder, die mit uns aus Pommern, West- oder gar Ostpreußen kamen, die dänische Schule besuchten.

Unsere Schwester Rita, die Jüngste, wurde von unserem Lehrer Schönfeld in der Lagerschule gefragt ob sie katholisch oder evangelisch sei. Darauf antwortete sie mit fester Stimme:

„Wir sind Deutsche und wir bleiben Deutsche!“

Heute, im Jahr 2006 hat sich das alles normalisiert, und wir leben friedlich und harmonisch miteinander in Harrislee im deutsch-dänischen Grenzgebiet. Obwohl es auch heute noch – aus meiner persönlichen Sicht - kleine Ungereimtheiten gibt:

Man kann in Dänemark als Deutscher kein Grundbesitz oder eine Immobilie erwerben. Umgekehrt ist es kein Problem.

Wenn man, in einem in Dänemark gemieteten Ferienhaus, die Deutschlandflagge hisst, kann man davon ausgehen, dass man innerhalb der nächsten drei Stunden Besuch von der dänischen Polizei erhält, die einem unmissverständlich klar macht, dass dies in Dänemark nicht erlaubt ist.

Es grüßt euch ein Pommeraner aus dem ganz hohen Norden.

Helga Matz¹⁷

Meine Erlebnisse in der Zeit 1944/45 nach dem 2. Weltkrieg in meiner Heimatstadt Rügenwalde

Im Frühjahr 1944 kamen viele Flüchtlinge aus Ostpreußen in unsere Stadt. Die Russen hatten diesen Landstrich als erstes besetzt und vertrieben die Deutschen von dort. So wurde es eng in Rügenwalde bei den Bewohnern, auch knapp mit den Lebensmitteln. Die Nachricht von den näher rückenden Russen veranlasste auch viele Rügenwalder die Stadt per Schiff oder Zug zu verlassen.

Ich war damals sechs Jahre alt, war im Herbst 1944 eingeschult worden und lernte mit Feuereifer das ABC. Die Not der Vertriebenen war bei mir als Kind noch kaum angekommen, der Krieg spielte sich „draußen“ ab und war eine Sache der Erwachsenen...

Im Frühjahr 1945 brachten meine Freundin Edda und ich wie gewöhnlich meinen kleinen Bruder Horst in den Kindergarten. Es lag meterhoher Schnee, die Wippen war zugefroren und wir Kinder schlitterten übers Eis. Plötzlich rutschte ich aus und brach auf dem zugefrorenen Fluss in ein Eisloch ein. Ich wäre fast ertrunken. Meine Freundin zog mich geistesgegenwärtig heraus und rettete mir damals das Leben. Ich lief nach Hause, völlig durchgefroren und wurde todkrank. Mit über 40 Grad Fieber und Schüttelfrost verordnete mir der Arzt strenge Bettruhe.

Wenige Tage nach diesem Vorfall kam meine Cousine eines Morgens zu uns in die Schlossstraße gerannt, mit lautem Rufen: „Die Russen kommen!“. Jetzt waren die Folgen des Krieges hautnah in mein Kinderzimmer hereingebrochen!

In großer Eile wurden einige Sachen und Lebensmittel zusammengepackt. So ging es los, und meine Familie schlug sich querfeldein, abseits von allen Verkehrswegen, durch unwegsames, tief verschneites Gelände. Weil ich so geschwächt war, trug mich meine Mutter längere Strecken - wie sie das körperlich schaffte ist mir bis heute ein Rätsel. Mein Vater kam selbst kaum vorwärts, er hatte im Krieg ein Bein verloren und musste sich jeden Schritt durch den meterhohen Schnee quälen. Seine Krücken blieben immer wieder stecken - es war zum Verzweifeln.

Bei Vitte / Vitter See stießen wir in einem Waldstück auf eine Blockhütte, die für uns und zwei weitere Familien eine vorübergehende Bleibe wurde. Ein wirkliches Ziel gab es nicht, denn der hohe Schnee ließ ja ein schnelles Vorwärtskommen gar nicht zu.

Von hier gingen einige Leute aus unserer Gruppe los, um etwas Essbares aufzutreiben. Ich, das kranke Kind, wurde mit rohen Eiern aufgepäppelt. Wir wagten selten, Feuer zu machen, um nicht von den russischen Besatzern entdeckt zu werden. Bei einem der Streifzüge nach Lebensmitteln trafen einige von unseren Leuten einen Mann, der die Meldung machen konnte, Rügenwalde wäre von den Russen besetzt worden, ohne die Stadt zu zerstören. Es wäre nicht gefährlich zurückzukehren.

¹⁷ **Helga Matz** – Mädchenname Bahr, wohnte bis 1958 in Darlowo. Vor ihrer Ausreise in die BRD arbeitete sie auf dem Gut in Jacinki. Heute wohnt sie in Homburg.

Von dieser Nachricht ermutigt machten wir uns wieder auf den Heimweg, ohne zu wissen, was uns erwarten würde. Mein Onkel Karl bastelte eine weiße Fahne, um uns ein Durchkommen zu ermöglichen - unterwegs trafen wir auf einige russische Soldaten, die uns zu sich riefen. Sie bäugten meinen Vater misstrauisch, den sie mit seinen Krücken für einen Kriegsversehrten hielten. Dann nahmen sie den Erwachsenen Uhren und Schmuck ab. Das war sehr bitter, sie ließen uns danach aber weiterziehen. Bald hatten wir Rügenwalde erreicht, wussten allerdings nicht, was uns hier erwarten würde; wir rechneten mit dem Schlimmsten. In unserer Straße angekommen, sahen wir unser Haus und, um Himmels Willen, die Fenster offen stehen. Wir fürchteten, alles zerstört und geplündert vorzufinden und traten vorsichtig ein. Unsere Freude war riesengroß, als wir doch alles in Ordnung vorfanden; in der Eile hatten wir vergessen, die Fenster zu schließen und sie waren vom Wind aufgestoßen worden. Sogar die Suppe, die Mama vor unserer Flucht gekocht hatte, stand auf dem Tisch und war noch genießbar. Wir verschlangen sie mit Heißhunger. In Rügenwalde war die Suche nach etwas Essbarem nun unsere tägliche Arbeit. Eines Morgens wurde mein Vater von den Russen aufgefordert in die Metzgerei „Janke“ zu kommen. Da er Metzger war wurde er beauftragt, gemeinsam mit einigen anderen Männern die Schlachtung und Verarbeitung der Kühe und Schweine von den Bauernhöfen der Umgebung zu übernehmen. Das Fleisch und die Wurst gingen verpackt nach Russland. Die Bauern verloren nach und nach ihr Vieh. Als Metzger konnte mein Vater aber einiges an Fleischresten für bedürftige Familien abgeben, was natürlich sehr gefährlich war.

Peter, ein Russe, der die Aufsicht in der Metzgerei Janke hatte, sagte nur: „Herbert, wenn wir geschnappt werden, gehen wir beide nach Sibirien!“. Aber es ging immer gut - Peter wurde ein guter Freund der Deutschen; nur seine allabendlichen Wodkagelage mussten die deutschen Männer immer mitmachen, um ihn nicht zu erzürnen.

Wir Kinder hatten in dieser Zeit keine Sorgen, die Schulen und Kindergärten waren geschlossen. Unsere Tätigkeit bestand darin, leere Geschäfte und Häuser zu durchstöbern. Bei dieser Gelegenheit stießen wir auf einen herrenlosen Ziegenbock, der uns durch die Häuser und Gärten jagte. Unbereifte Fahrräder wurden gefunden und am Berg ausprobiert. So gab es auch oft schlimme Schrammen.

Im Mai 1945 war diese Zeit zu Ende, Papa bekam den Auftrag, uns nach Swinemünde per Schiff mit unserer gesamten Habe vorzuschicken. Er sollte nachkommen, sobald die Restware bei Jankes für den Transport nach Russland fertig wäre. In dieser Stadt angekommen wurden wir mit unseren Sachen in eine abgelegene Schule gebracht. Hier waren wir in ganz großer Angst, und mit tausend Mücken draußen einquartiert. Auf unseren Vater haben wir vergebens gewartet, denn die Politik hatte es anders entschieden, Hinterpommern wurde den Polen übergeben, so war auch unsere Weiterreise nicht mehr gegeben. Eines Tages fuhr ein LKW vor die Schule, lud, soweit Platz war, die Sachen wieder auf und brachte uns zurück zu unserem Vater nach Rügenwalde.

Viele Deutsche wurden jetzt aus der Stadt ausgewiesen, nur bei uns wurde noch gewartet, denn Papa war beinamputiert und Mutti hochschwanger. Ein Krankentransport hätte uns mitnehmen sollen, aber der fuhr nie. Wir kamen in ein Schlauer Lager, wo die Hungersnot wieder an der Tagesordnung war. Von hier wurden wir nach Jatzingen gebracht und der Landarbeit zugeführt. Es wurde eine sehr schwere Zeit für uns. Die Ausreise in die Bundesrepublik wurde letztendlich erst 1958 möglich.

Heute, im Jahre 2007, sage ich, der Krieg hat alle Menschen der lieben Heimat beraubt, und dieser Irrsinn geht immer noch weiter. Es sollte endlich von allen Obrigkeiten ein Frieden zwischen den Völkern angestrebt werden, der von Dauer ist.

Horst Meissner¹⁸

Erinnerungen an Marienthal

Vorwort

Der Bericht über das Jahr 1945 in Marienthal kann nicht den Anspruch erheben, eine genaue Dokumentation über die Marientaler Einwohner während dieses Schicksalsjahres zu sein. Er ist vielmehr aus der Perspektive eines 14/15-jährigen niedergeschrieben und kann nur auf Personen des engeren Kreises näher eingehen.

Das Manuskript wurde in den frühen 50-er Jahren geschrieben, trotzdem bestehen schon manche Lücken.

Besonders die Namen der Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen, für die Marienthal der Endpunkt ihrer Hoffnung auf Entrinnen war, konnten nicht festgehalten werden.

Havixbeck, am 12 April 1984

* * *

Das andauernde Grollen der russischen Artillerie ist in den letzten Tagen lauter geworden, das Leben im Dorf ist wie gelähmt. Die Angst vor dem Kommenden geht um, doch niemand weiß genau, was zu tun ist. Die Häuser waren voller Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen. Viele hatten eine längere Pause eingelegt, doch in den letzten Februartagen des angebrochenen Jahres 1945 sind die meisten weitergezogen. Hier in Marienthal heißt es, niemand dürfe trecken ohne die ausdrückliche Genehmigung des Ortsgruppenleiters. Man ist sich auch nicht klar darüber, wohin es eigentlich gehen sollte, sind doch Ostpreußen, die vor einiger Zeit in Richtung Köslin nach Westen getreckt waren, jetzt auf der Reise nach Osten bzw. Norden wieder durch Schlawe gekommen! Danach hat der Russe uns alle schon eingeschlossen, die einzige Möglichkeit wäre noch, an die Küste zu gelangen und ein Schiff zu erreichen.

Mutti und ich sind nun allein im Haus. Papa wurde zum Volkssturm eingezogen und liegt in Schlawe im Schützenhaus. Vor wenigen Tagen konnten wir dort noch einen Besuch machen. Es sind jetzt doch noch alle in die Wehrmacht übernommen worden. Das ist sogar beruhigend, man hört, daß der Volkssturm von den Russen als eine Art Partisanentruppe angesehen wird. Papa hat eine Luftwaffen-Uniform an.

Der März ist angebrochen, es liegt viel Schnee und es ist bitter kalt. Sogar die HJ kümmert sich um uns Jungen nicht mehr, ist der Bannführer vielleicht gar nicht mehr da? Die umquartierten Frauen aus dem Ruhrgebiet mit ihren Kindern bekamen Anfang Januar Reisebescheinigungen und durften in ihre Heimatorte zurückkehren. Auch unsere Frau Stabla mit der kleinen Ursula, die bei uns geboren wurde, ist nach Herne zurückgekehrt. Ob sie noch etwas vorgefunden hat?

¹⁸ **Horst Meissner** – geb. 1930 in Budowo/ Kreis Stolp. 1935 übersiedelte die Familie nach. Sein Vater arbeitete als Tischler in der Firma Max Kusanke in Schlawe. H.M. besuchte die Mittelschule in Schlawe. Im Dezember 1945 verließ die Familie Pommern. Horst wurde Architekt, wohnt heute in Havixbeck, ca.20km von Münster entfernt, Nordrhein-Westfalen.

Heute ist der 6. März. Die Quäsdower sind mit ihrem Treck heute durchgekommen. Auch bei uns in Mariental herrscht allgemeine Aufregung. Die Bauern haben, meist schon heimlich, die Fuhrwerke als Treckwagen hergerichtet. Es werden große Leiterwagen genommen, starke Rundbügel oder auch dachartig Latten darüber befestigt und Teppiche dienen meist als Plane. Der Bürgermeister, Herr Hackbarth, ist um alle bemüht und gibt Ratschläge. Wir, die wir keine Pferde besitzen, werden Bauern zugeteilt, die unsere Sachen mitnehmen. Allerdings sind unsere Möglichkeiten damit sehr begrenzt. Doch das Gefühl, zu jemanden zu gehören, beruhigt. Wir sollen mit Schröders fahren. Mutti packt das Wichtigste an Wäsche und Lebensmittel in einige Taschen und einen großen Luftwaffen-Rucksack, den Papa dagelassen hat.

Ich kann es nicht übers Herz bringen, meinen geliebten Metallbaukasten zurückzulassen. Alle Teile werden in eine flache Zigarrenkiste gepackt und in eine Vordertasche des Rucksacks, den ich tragen soll, gesteckt. Auch vier kleine Flugzeugtypenbücher, die nachts unter dem Kopfkissen gelegen haben, gehen so mit. Papas gute Anzüge, Mäntel, Muttis und meine guten Sachen und sonstige Wertgegenstände werden in den Kellern im Hause versteckt. Das große Modell des Schlachtschiffes "Scharnhorst", auf das ich so stolz war, kommt in den Keller unter dem Wohnzimmer. Dann werden die Keller vernagelt. Die mitzunehmenden Sachen bringe ich auf der Schubkarre zu Schröders. Ich hole schnell noch zwei Brote von Minks am Stadtrand. Dort wird erzählt, dass die Kaufleute am Markt Lebensmittel umsonst an die durchziehenden Treckleute abgeben. Da wir jedoch genügend Vorräte haben, fahre ich sofort wieder nach Hause. In der Pollnower Straße direkt vor der Eisenbahn-Unterführung habe ich eine Panzersperre bemerkt. Diese ist aus eingerammten Balken und Pflasterstein-Hinterfüllung errichtet.

Der Kanonendonner ist schwächer geworden und hat teilweise aufgehört. Hierdurch entsteht die trügerische Hoffnung, daß vielleicht der Russe zurückgeworfen wurde. Man sieht zwar auf allen umliegenden Straßen Trecks fahren, aber das Dorf beruhigt sich wieder etwas und wir gehen nach Hause. Das soll jedoch die letzte Nacht werden. In der Nacht trommelt es plötzlich an das Fenster. Wilhelm Hackbarth ruft: "Erna, Erna, mook up, wi fohre los!" Er hatte uns übrigens einige Tage vorher geraten, die Gemeindebücher (Papa war Gemeinde-Kassenverwalter und uns oblag auch das Zählerablesen, Einziehen des Lichtgeldes und aller Steuern der Gemeinde) zu vernichten. Mutti geht zum Fenster, wo Herr H. noch eilig mit ihr spricht. Es soll sehr früh am Morgen losgehen. Man hört wieder stärkeren Kanonendonner. Wir treffen die letzten Vorbereitungen. Die Kuh wird losgebunden und bekommt eine Menge Heu vorgeworfen. Unseren Hund Flock sperren wir in die Scheune mit einem Eimer Milch. Mehr können wir für das gute Tier nicht tun, da keine Hunde auf den Treck mitgenommen werden dürfen. Auch die Schweine bekommen einen Trog voll Futter, es waren noch zwei. Hühner und Katze müssen sich selbst etwas suchen. Ich ziehe Papas Stiefel an und nehme auch sein Fahrrad an die Hand. An radfahren ist nicht zu denken, da noch viel Schnee liegt und das Rad, um das Pferd zu schonen, schwer bepackt ist. Der Augenblick des Scheidens von Haus und Hof ist unvergesslich, man weiß nicht, ob man jemals zurück kommt. Die Wagen haben sich gesammelt und unser Treck setzt sich in Bewegung. Es ist praktisch nur ein Einfädeln in eine unabsehbare Schlange von Treckwagen. Das allgemeine Ziel scheint Rügenwalde oder Stolpmünde zu sein, jedenfalls strebt alles zur Küste. An dem Straßenabzweig am Quatzower Berg (Neu-Gut) ist ein deutsches leichtes Flackgeschütz in Stellung gegangen. Mit meinem Pimpfenverstand frage ich mich, warum gerade hier, wo der Feind ungesehen im Wald nahen kann und das Geschütz praktisch frei auf dem Acker steht?

Beim Durchzug durch Schlawe halten Mutti und ich Ausschau nach Papa, aber an der Panzersperre stehen nur einige ältere Männer mit Panzerfäusten. Am Stadtausgang, dicht

an unserer Schule, treffe ich zufällig meinen Schulfreund Gerhard Porchert. Er ist noch in HJ-Uniform und hat ein Fahrrad bei sich. Wir geben uns die Hand und ich sage, wir wollen sehen, was das Schicksal uns bringt. Das ist das letzte Mal, daß wir uns gesehen haben. Wir kommen durch Pustamin und in dem Moment ruft jemand: "Schlawe brennt schon!" Wir sehen dunkle Rauchwolken am Himmel, wo wir vor kurzem durchgefahren sind. Wie wir später hören, ist es das "Batallion", wo die Wehrmacht z. T. untergebracht ist und, wenn ich nicht irre, das Schützenhaus. Es soll Panzerbeschuß vom Quatzower Wald her gewesen sein. Ein Wehrmachtlastwagen überholt uns mit Soldaten darauf. An die Seitenwände ist geschrieben: "Tapfer und treu!"

In den Straßengraben liegen erschossene Hunde und eine Menge Sachen, die von den Flüchtenden weggeworfen wurden. Wir sind froh, unseren Flock zu Hause gelassen zu haben. An einer übersichtlichen Kreuzung ist zu beobachten, dass von Süden, Osten und Westen Trecks kommen und dann schubweise eine Straße nach Korden füllen. Es wird langsam dunkel und wir müssen an Wachtrast denken. Bei der Dunkelheit ist auf den verstopften Straßen sowieso kein Fahren. Jemand rät, auf jeden Fall von der Straße herunter. So fahren wir alle auf den Gutshof von Marsow. Das ganze Haus ist voller Flüchtender. Wir haben ein Lager auf dem Küchenfußboden. Es wird sogar warme Milch an die kleinen Kinder ausgegeben und einzelne Frauen können sich etwas warmmachen. An Schlaf ist allerdings nicht zu denken. Am nächsten Morgen denkt niemand mehr an die Weiterführung des Trecks. Die Schießereien sind immer näher gekommen und Vorausleute haben an der Küste erkundet, dass an ein Übersetzen über die Ostsee gar nicht zu denken ist. Wegen der Enge im Hause siedeln wir alle in einen leeren Schafstall über. Von der Front ist jetzt nichts mehr zu hören. Es ist dunstig an diesem Tage und nicht mehr so kalt wie an den Vortagen. Und ganz plötzlich wird es uns allen klar: Wir befinden uns im Niemandsland! Das Unfaßbare und Grauensvolle, was wir seit Wochen fürchten, steht unmittelbar bevor! In das bange Warten auf einmal ein Geräusch. Ein Rasseln und tiefes Brummen. Auf der gegen den Gutshof erhöhten Straße sieht man Panzer. Einer hinter dem anderen. Deutlich ist das Klappern der T 34-Plattenketten zu erkennen. Die Russen sind da! Es ist der 8. März 1945.

Alle in dem Schafstall durchsuchen ihre Taschen nach belastenden Papieren und dergl. und verkratzen diese in dem tiefen Dung bzw. Streu worauf wir liegen. Neben uns sitzt der Ortsgruppenleiter. Er duckt sich tief zwischen die Frauen. Viele weinen. Die jungen Frauen und Mädchen ziehen sich alte, zerrissene Kleidung an und binden schmutzige Kopftücher um. Ich sehe nochmals vor die Tür und bemerke auf der Straße jetzt lange Marschkolonnen. Ich gehe eilends zurück und teile dies den Leuten mit. Der Lehrer, Herr Rätzke, fährt mich an, ich solle endlich still sein. Alle sind aufs Äußerste gereizt und nervös. Man weiß nicht, wie sich die russischen Soldaten benehmen werden. Die schrecklichsten Gerüchte sind im Umlauf. So wirkt das Erscheinen der ersten Soldaten fast wie eine Erlösung. Plötzlich stehen einige Soldaten in Pelzmützen und den kurzen Maschinenpistolen im Stall und gehen zwischen unseren Leuten auf und ab. "Wo chir deutsche Soldatt?" Nachdem dies vielstimmig verneint wird, verschwinden sie wieder. Einige atmen sogar schon auf und meinen, die wären ja gar nicht so schlimm und alle klammern sich nur zu gern an diese Hoffnung. Wie trügerisch soll sich diese jedoch erweisen! Während des Durchzugs der kämpfenden Truppe im Laufe des Tages bleiben wir verhältnismäßig unbehelligt, von gelegentlichen Kontrollen nach deutschen Soldaten abgesehen.

Die Russen haben sich unter unseren im Hofe zwischen den Treckwagen stehenden Pferden umgesehen und einzelne Bauern beklagen den Verlust von guten Tieren. In der kommenden Nacht ist natürlich nicht an Schlaf zu denken. Ich versuche, mir über das Geschehene klar zu werden. Wir stehen ja nun "auf der anderen Seite". Alles, was uns

täglich gelenkt und kontrolliert hat ,HJ, Partei, ist plötzlich nicht mehr da. Wie ein Spuk verfliegen. Sind wir jetzt noch Deutsche? Ist das hier überhaupt noch Deutsch -land? Werden wir künftig mit Rubel etwas kaufen können?

Vom Hof ist das grässliche Röcheln eines offenbar angeschossenen Pferdes zu hören. Männer versuchen, das Pferd mit Äxten zu erschlagen, was jedoch nicht zum Erfolg führt und das Leiden nur noch erhöht. Gegen Morgen ist es endlich still. Herr Schröder hat noch ein Jagdgewehr im Wagen und bittet mich, es zu holen, hinter den Stall zu tragen und wegzuzwerfen. Auf Muttis Bedenken hin lehne ich ab. Alle Fremdarbeiter, Polen, Ukrainer und ein Russe, Michel, sind noch bei uns und wehren z. Teil die Russen ab, die in den Stall wollen. Nur Tadek, der bei Mienerts war, ist nicht zu trauen. Doch auch er verhält sich noch ruhig.

Der Bürgermeister und die Bauern beraten, was zu tun ist. Hier wollen wir nicht bleiben und so bald wie möglich zurückfahren nach Mariental. Sobald es auf der Straße oben etwas ruhiger geworden ist, soll es losgehen. Dann setzt sich der Marientaler Treck wieder in Bewegung. Wir kreuzen die Hauptstraße schnell und benutzen Feldwege, die den älteren Männern bekannt sind und von den Russen kaum benutzt werden. Jetzt begegnen uns plündernde Polengruppen. Zuerst muss ich Papas Stiefel ausziehen. Ich setze mich hin und strecke ihm die Beine hin. Zumindest soll der Polak sich selbst die Hände daran schmutzig machen. Ich sitze jetzt eine Zeit lang auf dem Wagen, ziehe dann aber ein Paar Halbschuhe von H. Schröder an und gehe wieder nebenher, um das Pferd zu schonen. Bösel's fahren nur mit einem ihrer schönen Grauschimmel, die einseitige Anspannung an der Deichsel ist dem Tier sehr lästig. Ein Wagen ist ganz ohne Pferde, er ist hinter einen anderen gehängt. Mir ist entfallen, um wen es sich hier handelt. Ich führe jetzt wieder Papas Fahrrad. Vor jeder uns entgegen kommenden Plünderergruppe verzieht man sich auf die andere Seite des Wagens. Trotzdem fordert nun ein Pole das Fahrrad, das einen neuen, gepflegten Eindruck macht. Ich mache ihn auf die schlechte, genährte Bereifung aufmerksam, doch er reißt es mir aus der Hand und gibt mir sein älteres, jedoch mit fast neuer Bereifung!

Wir kommen am "Hästerkaten" vorbei, der einen sehr geplünderten Eindruck macht. Vor der Straßenkreuzung in Alt-Warschow müssen wir längere Zeit warten, bis in den Kolonnen der Russen eine Lücke entsteht. Dann geht es schnell im Schutze der Rauchwolken, die ein nahe der Straße brennendes Haus ausstößt, über die Straße hinweg. Alle schaffen es. Dies ist das erste brennende Haus, das ich sehe, und es macht einen starken Eindruck auf mich. Die Nacht verbringen wir auf freiem Felde in der Nähe von Fischers Gehöft. Dort scheinen aber, wie sich herausstellt, Russen zu sein, so verhalten wir uns alle sehr still. Ich habe etwas geschlafen, da weckt mich Mutti und wir sehen alle ein grausames Schauspiel. Unser liebes Schlawe brennt! Das Städtchen, das Kindheit, Schule und soviel liebe Erinnerungen birgt. Die ganze Innenstadt ist ein Flammenmeer, wie sich später herausstellen soll, von plündernden Polen angesteckt. Wir sehen deutlich, wie auch die schöne, große Kirche Feuer fängt. Plötzlich fangen, wohl von der Hitze in Schwingung gebracht, die Glocken an zu läuten. Es ist wohl keine der Frauen dabei, die nicht weint und die Männer wenden sich ab. Dann ist Stille, die Glocken sind nach dem Abbrand des Glockenstuhls herabgestürzt. Die schaurige Beleuchtung der Nacht bleibt. Diese Nacht vergisst wohl niemand. Früh am nächsten Morgen gehen einige Männer in unser Dorf und berichten, dass noch alles steht und wir außerdem wohl unbehelligt zurückkehren können. Herr Kramp will sich noch einige Zeit hier bei Fischers, einem allein gelegenen Hof. verbergen. Wie sich später herausstellt, sind gerade einsame Höfe besonders gefährdet, von Plünderern und Soldateska aufgesucht zu werden. Die Brücke über die Wipper an der Schleuse ist gesprengt, jedoch so notdürftig, dass wir darüber fahren können. Alle fassen

in die Speichen um die einzelnen Wagen die jetzt schräg liegende Fahrbahn hinauf zu bekommen. Mutti und ich fahren mit zu Schröders, um nicht allein im Haus zu sein. Wir gehen nur vorsichtig nach Hause, um den angerichteten Schaden zu besehen und Ordnung zu schaffen. Im Hause sieht es grässlich aus. Alle Keller sind geöffnet bis auf den kleinsten in der Kammer, der allerdings die wertvollsten Sachen birgt. Im Küchenkeller liegt ein Schwein, offenbar auf der Suche nach Kartoffeln hineingefallen. Mit Hilfe eines Nachbarn bekommen wir es heraus. Bei W. Hackbarth soll sogar eins seiner Jungpferde im Keller gelegen haben. Die Russen haben Kleidung und Bettzeug im Wohnzimmerkeller durcheinander geworfen, darauf Reis geschüttet und Tinte darübergegossen. Unser Hund liegt erschossen vor seiner Hütte, wir begraben ihn gleich hinter dem Hofzäun auf dem Feld. Die Kuh wird wieder eingefangen. Das Fahrrad verstecken wir in der Scheune unter Roggengarben. Meine Flugzeug- und Panzermodelle sind alle zertrampelt. Um den "Tiger" tut es mir besonders leid. Dann gehen wir vorsichtig, um nicht von Russen gesehen zu werden, wieder zu Schröders. Hier liegt ein Treckwagen aus Quäsdow im Graben, die Sachen sind weit zerstreut. Wir bergen davon, was noch zu retten ist. Neben dem Haus liegt ein erschossener Mann, dem wohl das Fahrzeug gehörte und der hinter das Haus flüchten wollte. Er stammt aus Quäsdow und wird einige Tage später von Angehörigen abgeholt. Auf allen Wiesen und Feldern steht viel Vieh herrenlos umher. Zum Glück ist inzwischen der Schnee geschmolzen und etwas Futter zu finden.

In Schröders Haus haben sich Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen einquartiert. Mit Mühe kann Frau Schröder die Wohnstube für uns freibekommen. Hier verbrennen wir das letzte, was uns evtl. belastend ausgelegt werden könnte. Auch meine geliebten Flugzeugtypen-Bücher werden verbrannt. Die anderen Hauseinwohner, eine Frau Posekel aus Ostpreußen spricht fließend polnisch, sowie noch eine Frau, mit der sie zusammen gekommen ist. Eine Familie Weinrich aus Ostpreußen, die einen kleinen Jungen von 4-5 Jahren hat und mit angeblich mehreren Wagen auf den Treck gegangen ist. Jetzt hat er nur noch einen Wagen und zwei Pferde, darunter einen wunderbaren Kaltbluthengst, den er in einer zugenagelten Remise versteckt.

Mehrmals kommen Russen, die man glücklicherweise auf der Asphalt-Chaussee hören kann. Hört das Trappeln der Pferde vor dem Haus auf, so springen wir alle schnell durch das Hinterfenster auf den Misthaufen und laufen hinter die Scheune. Man hört von Vergewaltigungen, andere wieder verlangen nur Eier und Butter. Durch diese vielen Aufregungen werden wir sehr nervös und zucken bei jedem Schritt eines Anderen zusammen. Wir sind manchmal recht böse auf den Kleinen der Farn. W. der oft auf dem Hof herumläuft und spielt. Frau P. hält uns durch ihre Sprachkenntnisse die Russen sehr vom Leibe. Schlauer Familien sind auch zu uns nach Mariental hinausgeflüchtet weil das Leben hier noch erträglicher ist. In unserem Haus sind jetzt eine Frau Kuchaschewsky mit ihrer Mutter, Frau Becker sowie Tochter Sirena. Sie haben gründlich sauber gemacht, leider meine Zigarettenbilder-Sammlung "Schienenwunder", die ich von meiner Cousine Ingrid bekam, auf den Aschhaufen gekippt. Ich suche sie alle wieder heraus und reinige sie sorgfältig. Bei Schröders hat noch Frau Manske mit Tochter Inge aus Schlawe Unterkunft gefunden.

Ich verberge mich an den gefährlichsten Tageszeiten in einem ausgehöhlten Strohschober oder auch auf dem Heuboden. Die Familie Wegner aus Neu-Gut hat sich erschossen. Herr Schwuchow ist dort gewesen und hat es bestätigt. Auch ich bin dort gewesen und habe mir das Haus angesehen, das, wie vermutet wird, von Deutschen vollständig leer geräumt wurde. Gleich nach unserer Rückkunft ist Frau Saß mit Tochter, ihr Mann und Barzens in die Wipper gegangen, Herrn Saß haben allerdings vorüberkommende Russen herausge-

zogen und an einen Baum gebunden. Die anderen Leichen sind an der Schleuse angetrieben, darunter auch mehrere aus den weiter stromaufwärts gelegenen Dörfern.

Die Polen und Ukrainermädchen unseres Dorfes versorgen sich reichlich mit Vorräten und Wäsche ihrer früheren Dienstherrn und machen sich auf den Heimweg. Nur wenige bleiben, darunter der Russe Michel, der sich ebenfalls auf Böden und Schobern versteckt und Tadek, der überall herumspioniert. Die Russen haben die ersten Männer verschleppt, darunter Bösel und Pagel. Man hört oft Schießerei und Geschrei im Dorf. Aus diesen Gründen und, da es jetzt wärmer wird, gehen wir Jüngeren jetzt alle frühmorgens in den Wald. Erst spät abends, wenn wir ein beruhigendes Zeichen vom Hause erhalten, kommen wir herein. Das Essen wird von alten Frauen in den Wald gebracht. Zum Glück betritt nie ein Russe den Wald, der an dieser Stelle gar nicht so sehr groß ist. Höchstens wird von der Straße aus manchmal hineingeschossen. An einigen Stellen herrscht Verwesungsgeruch, hier liegt krepierendes Vieh. Während die Mädchen sich in undurchdringlichen Waldstücken verbergen, machen wir Jungens doch Erkundungsgänge. Hierbei wird Hans Messing, aus Ostpreußen (Deutschendorf)stammend, beim Überqueren der Straße von Russen geschnappt und nach der im Wald angeblich versteckten SS und dem „Werwolf“ befragt. Da er nicht darauf antworten kann, wird er sehr verprügelt. Dazu trägt auch seine Vorliebe für allerlei Soldatenkämpis bei, die er abwechselnd trägt. Wir stoßen später tatsächlich auf SS, aber nur ein Mann, der aus Schlawe stammt. Er trägt noch Uniform und die MP bei sich und hat noch mehrere Magazine Munition.

Er bekommt jetzt Zivilkleidung und kann vom nördl. Waldrand seine verbrannte Heimatstadt sehen. Eines Tages haben wir uns zu weit an den Waldrand am Exerzierplatz herangewagt und die Russen nicht bemerkt. Plötzliche "Stoi"- Rufe und Schüsse hinter uns. Wir laufen wie die Hasen und entkommen ins Dickicht. Dieser Zwischenfall hemmt unseren Erkundungsdrang beträchtlich.

Alles wird jetzt grün und manchmal fällt schwerer Regen. Ich baue für Inge Manske und mich zwei Unterstände aus Hartfaserplatten, die ein ostpreußischer Flüchtlingsjunge, der bei Westphals ist, abgibt. Der hat genug davon aus Schlawe besorgt. Die Wildtauben gurren den ganzen Tag und russische Schlachtflugzeuge IL-2 überfliegen uns.

So geht es einige Wochen. Der Bürgermeister W. Hackbarth sitzt bei seinem Bruder auf dem Boden versteckt. Als Russen nach dem Bürgermeister fragen, wagt er sich nicht hervor. So wird ein alter Mann zum Bürgermeister bestimmt. Den Russen geht es hauptsächlich darum, jemand zu haben, der die verlangten Arbeitskräfte zusammenholen kann. Da der alte Mewes das aber nicht schaffen kann, ruft sich einfach Johann, ein Ukrainer, der bei Schröders wohnt, zum Bürgermeister aus. Dadurch genießen wir manchen Schutz. Er veranlaßt unseren Bäcker Frenz, Brot zu backen von Korn, das dorthin gebracht wird. An Fleisch leiden wir keine Not, da noch viel Vieh auf den Weiden steht und wir davon bei Bedarf schlachten. Langsam wagen wir uns auch wieder in die Umgegend. Friedrich Kramp ist auch wieder aufgetaucht, mit einem riesigen Vollbart, um älter auszusehen. Auch Fritz Kramp ist plötzlich da, gibt sich aber als Holländer aus. Am Straßenknick bei Westphals, wo der Kleinbahndamm früher die Straße überquerte, steht eine verlassene guterhaltene Kutsche. Herr Schröder und ich schieben sie hinter das Haus. Hinter Schröders Scheune habe ich eine Schreibmaschine gefunden, leider fehlt der Wagen. Trotzdem versuche ich, sie gangbar zu machen. Ich trage jetzt kurze Hosen, um jünger zu erscheinen. Eines Tages suchen Frau Schröder und ich Holz. Da kommt uns(auf der Straße Mariental-Abzweig Quatzower Berg)viel Vieh entgegen. Da wir schon vorher von solchen Viehtrieben gehört haben, sind wir vorsichtig und verschwinden sofort im Wald. Wir sehen Jungen und Mädchen in meinem Alter, teils mir bekannt durch die Fahrten im Zug zur Schule, unter Bewachung von Russen das Vieh in Richtung Schlawe treiben.

Wir backen jetzt auch selbst Brot. Mutti und ich bringen von unserem Korn zu Schröders und in deren Ofen wird gebacken. Es ist sehr grob, aber es schmeckt wunderbar. H. Weinrich hat immer eine Harke oder sonstiges Werkzeug auf dem Rücken, wenn er vor die Tür geht. Falls er Russen oder Polen trifft, behauptet er, erginge "robota" und meint, so könne ihm nichts passieren. Mutti und ich sind nun umgezogen in eine Hinterstube von Schröders. Eines Nachts werden wir wach, es sind Russen im Haus. Einige sind in der Küche, so dass wir durch das rechte Vorderzimmer entkommen müssen. Zum Glück ist der Russe, der sich dort aufhält, mit der Gefährtin der Frau P. beschäftigt und beachtet uns nicht.

Eines Tages stehen wir vor dem Tor, da verlangt ein Russe nach Inge M. Diese läuft aber weg über das Feld von Westphals in Richtung Wald. Der Soldat, der neben uns steht, schießt mit der Kalaschnikoff hinterher, trifft zum Glück nicht. Welch ein Eindruck von diesen Menschen! Eben versuchten wir noch, uns mit ihm zu unterhalten, jetzt erklärt er kalt, jeder, der laufe, mache sich verdächtig!

Vom LS- Gebäude bei Wegner habe ich den Plan einer Bombe mitgebracht und bei Schröders hinter den Ofen gesteckt. Mir hat der technische Plan gefallen. Eines Tages ist Herr Schröder sehr aufgebracht und macht mir Vorwürfe. Russen sind gekommen und haben den Plan gefunden. Er hat dafür Ohrfeigen bekommen. Ich gebe an, ich habe den Plan als Einwickelpapier mitgebracht.

Eines Tages haben die Russen ein Kosakenpony, das leicht lahmt, stehengelassen. Wir (H. Messing und ich)vergnügen uns damit und ziehen es auch zu leichten Arbeiten heran. Es ist im Stall in einer Schweinebucht untergebracht und wiehert, wenn man hereinkommt. Bald hecken wir einen bösen Streich aus. Wir wollen die Mädchen ,die sich immer noch im Wald verstecken, erschrecken. Ich setze mich auf das Panje- Pferdchen und unter russischen Flüchen und Galopp, H. Messing läuft hinterher, rein in den Wald. Wie wir später hören, sind die Mädchen entsetzt zur anderen Waldseite hinausgeflüchtet und man wollte uns später, als entlarvte Übeltäter, dafür verprügeln.

Ende April wird seitens der Russen bekanntgemacht, alle, die sich noch verbergen, sollen herauskommen. Es werde niemand etwas geschehen, man werde lediglich zur Arbeit herangezogen und bekäme dann auch zu essen. Jeder, der sich weiterhin verstecke, mache sich verdächtig und werde bestraft. Da hauptsächlich die Flüchtlinge darauf angewiesen sind, sich etwas zum essen zu verschaffen, bleibt sowieso keine andere Wahl. Auch hat sich die allgemeine Lage etwas entspannt. Die Kampftruppen sind weitergezogen und die Besatzung, so weit ich mich erinnere, ist für Mariental die Kommandantur in Quatzow zuständig, sind meist ältere Soldaten. Diese werden zu Hilfe gerufen, sobald irgendwo plündernde Fremdarbeitertrupps auftauchen. In dieser Zeit taucht plötzlich ein Eisenbahnzug aus Richtung Quäsdow auf, vorsichtig fahrend mit einem Sicherheitswagen vorgekuppelt wegen evtl. Mienen. In Höhe unseres Hauses schießen Russen Leuchtpistolen ab, zum Glück gehen die Kugeln über das Haus hinweg.

Mutti und ich ziehen nun endgültig in unser Haus hinunter. Außer der Familie Becker sind noch zwei ostpreußische Familien im Hause. Die Pferde sind im hinteren großen Holzschuppen verborgen, werden aber eines Tages entdeckt und abgeholt. Ich richte mir vorsorglich noch einen Verschlag über dem Hühnerstall ein, um mich im besonderen Fall verstecken zu können. Zum Glück ist es nicht mehr nötig und hätte auch wohl nichts genützt, da ein Arbeitskräfte suchender Offizier mit einem Stock die zur Tarnung vorgeschichteten Staketendlatten umstößt. Ich bin aber nicht dahinter, sondern schon zur Arbeit geholt worden.

Morgens früh werden Arbeitskräfte zusammengestellt, auf einen Pferdewagen verladen und mit unbekanntem Ziel irgendwo hingefahren. Mein erster Einsatz erfolgt bei der De-

montage der Schlauer Stadtmühle. Vom Wagen kann man in die Fenster des Hotel Roggenbuck sehen. Gutgekleidete Leute sitzen an den Tischen und lesen die Zeitung, unbegreiflich! Nachdem wir durch das Kösliner Tor gefahren sind, umgibt uns der ekelhafte Brandgeruch der untergegangenen Stadt. Man sieht das zum ersten Mal, der Eindruck ist so entsetzlich, trotzdem nach der furchtbaren Trecknacht so etwas zu erwarten war. In der Mühle wird alles abgebaut, sogar die Förderschnecken. Wer soll das wieder zusammensetzen? In großen Kisten verpackt wird alles zum Güterbahnhof gebracht. Das dauert einige Tage, danach werde ich kurz bei der Demontage der Molkerei eingesetzt. Trotz der traurigen Lage muß man lachen, wenn man sieht, daß nach Abbruch der Außenwand sogar der eingemauerte große Flammrohrkessel herausgerissen wird. Ob er allerdings auch verladen wird, kann ich nicht sagen. Zwischendurch müssen unter Führung eines Sowjet-Offiziers einige Leute mit und aus einem Privathaus in der Gen.- Litzmann-Straße Möbel verladen.

Der nächste Demontage-Einsatz geht vom Gutshof Suckow aus. Es wird die Bahnstrecke Pollnow-Zollbrück abgebaut. Wir sind für den Abschnitt Krangen-Bussin bis Suckow zuständig. Bis auf die Schwellen wird alles aufgenommen. Die Schienen auf S-bzw. SS-Wagen verladen, alles per Hand natürlich. Die Schrauben, Klemm- und Unterlagsplatten werden mit einer Hebeldräse zurückgefahren, mit der wir auch morgens und abends an die Arbeitsstelle fahren. Mein Geburtstag wird in diesen Tagen ohne Kenntnisnahme begangen, ich werde 15 Jahre alt.

Am 8. Mai plötzlich ein großer Jubel unter der sowj. Wachmannschaft. "Hitler kaputt" wird uns zugerufen. Für uns ein schwerer Schlag, hofften doch alle noch, dass das Unbegreifliche nicht sein durfte, dass der Russe wieder zurückgeschlagen wird! Für diesen Tag jedenfalls gibt es vorzeitig Feierabend.

Nach einigen Tagen ist Suckow erreicht, der Schienenstrang verschwunden. Am Abend gibt mir ein junger Russe, mit dem ich mich öfter versucht habe zu unterhalten, eine Handvoll großer Werkzeugschlüssel in den Arm und flüstert mir zu: "Dawai damoi!" Eine gewisse Spannung lag in den letzten Tagen in der Luft, jetzt wird es zur Gewissheit, die Männer werden zurück gehalten! Sie werden mit den Schienen „auf die Reise geschickt“, sollen angeblich die Strecke irgendwo in Russland aufbauen. Leider sind mir keine Namen in Erinnerung, aber es sind wohl keine Marientaler dabei. Ich verberge mich hinter Frauenröcken auf dem Pferdewagen und komme glücklich nach Hause.

Wir haben uns einen neuen, ganz jungen Hund angeschafft, verschenken ihn aber bald wieder, weil wegen der andauernden Arbeitseinsätze doch niemand zu Hause ist.

Nachdem nun der Krieg aus ist, zeichnet sich eine gewisse Normalisierung ab, d. h. der Kolchosenbetrieb setzt ein. Das Quatzower Gut ist von den Russen übernommen und von dort erfolgt unser Arbeitseinsatz. Heu wird auf den Quatzower Wipperwiesen gemacht, es wird in der Pause Essen ausgegeben und einer der Soldaten holt die Ziehharmonika hervor. Ein Kreis wird gebildet und die Russen tanzen trotz des hohen Grases. Die Mädchen werden in Ruhe gelassen, zumal sich immer einzelne finden, denen die Sache anscheinend nichts ausmacht.

Eines Morgens werden uns jüngeren bestimmte Pferdegespanne zugeteilt und, nachdem die Wagen voller Frauen und Mädchen sind, geht die Fahrt ab. Ich bekomme das Gespann mit den schweren Belgiern des H. Weinert zugeteilt. Diese ziehen zwar alles weg, aber ich bin mit den Kaltblütern immer der Letzte, was den Unwillen des russischen Wachsoldaten erregt, der auf dem vordersten Wagen sitzt und gestikulierend sich dauernd zu mir umdreht. Die Fahrt geht anscheinend in die Gegend von Tychow-Notzkow. Unterwegs treffe ich Ernst Raddatz, ein Klassengefährte aus Alt-Warschow, auch auf einem Wagen sitzend. Es wird getrockneter Klee auf riesige Haufen zusammengefahren. Abends werden

auf einem Gutshof zuerst die Pferde versorgt, dann geht es zum Essen. Hier sitzen auf langen Bänken Deutsche, Russen, Polen und Ukrainer durcheinander. Es wird bereitwillig Platz gemacht, da die Gespannführer immer etwas später sind. Geschlafen wird auf dem Boden im Heu. Das dauert etwa 2-3 Tage.

In dieser Zeit, etwa Juni, werden die Flüchtlinge aus Ostpreußen aufgefordert, nach Hause zurückzukehren. Bei Heinrich Schwuchow ist ein Ostpreuße, der Stellmacher ist. Da nur noch ein kleiner Teil der Pferde da ist, macht dieser aus leichten Wagen zweirädrige Handkarren am laufenden Band. Und wirklich verlassen nun die Flüchtlinge Mariental, mit den Resten ihrer Habe. Ob sie jemals ankamen?

Großen Respekt haben wir immer vor den Kosaken, kenntlich an dem meist mongolischen Gesichtsausdruck, dem man nicht ansieht, was er denkt und was er vorhat, und dem Kreuz auf der Pelzmütze. Da diese aber immer Pferde benutzen, hat man schon ein Ohr dafür und hört schon von weitem, was los ist. Eines Tages jedoch, ich stehe am Hoftor und Mutti hinter mir, ist ein Mongole von hinten durch das Haus gekommen und steht hinter uns in der Haustür. Er verlangt nach Frau. Sie geht ins Haus. Während ich nun versuche mit ihm russisch zu sprechen und ihn abzulenke, springt sie schnell hinten durchs Fenster in den Garten und von dort ins Roggenfeld, der schon so hoch steht, dass sie sich verbergen kann. Das Schlitzauge verschwindet nun eilends über die Wipperwiesen. Gleich darauf erscheint ein sowjetischer Offizier und nachdem ich alles geschildert habe, erklärt dieser, es sei ein Deserteur, er suche ihn und meint: "Warum du Angst? Hau doch mit Stock vor Kopf!" Das schien mir ein schlechter Rat.

Eines Morgens sitze ich beim Frühstück, als ein älterer Soldat hereinkommt. Er sagt in gutem Deutsch, ich solle mit ihm kommen, er habe eine Arbeit. Als ich aufstehe, sagt er, ich solle erst essen und dann sollten wir eine Kuh nach Schlawe bringen. Das wird ein gemütlicher Gang, unterwegs zeigt er Bilder seiner Kinder und fragt nach Vater. Er bedauert, wieso es zum Krieg kommen muss und die Familien auseinander gerissen werden. Die Kuh wird in Schlawe gegenüber unserer Mittelschule auf einem großen Hof abgegeben und ich bin entlassen.

Immer wieder tauchen Gerüchte auf, die Russen müssten alles wieder räumen und die Amerikaner würden alles übernehmen. Es sollen sogar Amerikaner mit ihren Autos in Schlawe gesehen worden sein! Alles Gerüchte, aus Wünschen geboren, aus dem Unvermögen, sich das Ungeheuerliche vorzustellen, was uns noch bevorstehen soll.

Der Hans Messing weiß wieder etwas besonderes. Er hat eine Geldbörse mit einem SS-Totenkopf darauf und will sich einen Spaß damit machen, indem er einen Faden daran befestigt. Die Börse wird auf den Weg gelegt, wir hinter dem Zaun ziehen daran, sobald sich jemand danach bückt. Es klappt, aber es ist ausgerechnet Michel. Der fasst aber sehr schnell zu und hat die Börse. Nach langem Bitten gibt er die Geldbörse zurück, behält aber den Totenkopf.

Etwa im Juli tauchen die ersten Polen auf. Kommen die Deutschen von der Arbeit, hängen plötzlich an der Haustür rot-weiße Fähnchen und die Deutschen landen in der Waschküche. Blitzschnell reservieren sich auch die früheren Fremdarbeiter aus dem Dorf gute Höfe. Michel, der kleine Russe, ist nun Herr bei H. Schwuchow. Unser Haus bekommt Erika, eine junge Polin mit Krätze an den Händen, deren Eltern das Gehöft von Bernhard Ziemann (Neu-Gut) belegen. Das hat für uns den Vorteil, dass diese meist nicht da ist und Nachts sowieso bei ihren Eltern schläft. Ein neuer polnischer Bürgermeister wird eingesetzt, der bei Last wohnt. Außerdem kommt jetzt polnisches Militär ins Dorf, es quartiert sich in den Gasthof ein. Die Führung hat ein Leutnant mit sehr unangenehmen Auftreten, von dem man sagt, er sei Jude. Die Soldaten sind sehr umgänglich, besonders zwei Freunde, die beide Mietek heißen. Sie sprechen beide gutes deutsch, haben wohl unter

den Deutschen bei der Reichsbahn in Westpreußen gearbeitet. Der eine versucht die Bekanntschaft der jungen Sirene, die noch mit Mutter und Großmutter bei uns wohnt. Er meint, sie müsse Polin sein, wegen des polnischen Namens. Als er behauptet, sie heiße Kuchachewsky, er Kucharsky, verrät der zweite hinter vorgehaltener Hand: "Das stimmt gar nicht, der heißt Peçak" Als wir Jungen nun unsere Russisch-Kenntnisse anbringen, wird uns schnell klargemacht, das sei russisch und wir müssten nun polnisch lernen.

Die Russen haben nun auf die Marientaler keinen Einfluss mehr und bewirtschaften aber weiterhin (u. a.) das Gut Quatzow. Auch ein Teil der Deutschen, darunter W. Hackbarth ,gehen zu den Russen nach Quatzow, wo sie von der ersten Ausweisungswelle, von der noch zu berichten sein wird, nicht erfasst werden und noch viele Jahre dort bleiben.

Mutti und ich ziehen uns in unserem Hause in die Kammer zurück, die zwar der kleinste Raum ist, aber den zugenagelten Keller mit den wertvollsten Sachen birgt. Die Sparbücher jedoch und das Bargeld wird nachts in einer Blechbüchse an der Koppel vergraben, das gute Geschirr im Wecktopf im Garten. Weitere Sachen in einer Blechkiste im Hühnerstall. Das Kammerfenster vernagle ich von außen mit starken Brettern. Wir haben Glück, das die junge Polin meist nicht da ist, dürfen wir unsere Räume behalten und schließen auch ab, wenn wir zur Arbeit geholt werden.

Als wir unter polnischer Führung eines Tages Heu einfahren wollen, neben der Schlauer Siedlung oberhalb der Walkmühle, ist das ganze Heu schon weg, ob die Russen? Das Gefluhe ist groß.

Eine Zeit lang muss ich Arbeit bei den Polen auf dem Hof von Willi Pieper verrichten. Die Polenkinder beobachten mich meistens neugierig und so lernt man manch polnisches Wort. Beim Versuch der Vertiefung der Sprachkenntnisse gibt es auch Schwierigkeiten. Eines Tages, H. Messing war natürlich auch wieder dabei, üben wir hinter der Hecke zwischen W. Pieper und Neitzke lautstark polnische und russische Flüche. Plötzlich vor der Hecke auf dem Weg lautes Schimpfen: "Ich sage Bürgermeister, was du sagst zu polnische Frau!" Damit entfernt sich die von uns vorher nicht bemerkte schnell auf dem Fahrrad. Aus welchen Gründen auch immer, es hatte weiter keine Folgen.

Gerüchte halten sich immer noch. Einmal, bei der Feldarbeit an der Chaussee nach Schlawe, sehen wir, dass unser Marientaler Militär geschlossen nach Schlawe marschiert, der Leutnant zu Pferde vorneweg. Frau Schröder meint, nun ziehen sie doch ab. Aber Abends sind sie wieder da. Hin und wieder treibt uns auch Tadek bei der Arbeit an und fuchelt mit einer Pistole herum. Im September wird gedroschen. Ich bin, wohl durch Vermittlung von Erika, bei ihren Eltern auf dem Hof Ziemann(mit anderen)beschäftigt. Mittags werde ich von ihrer Mutter, einer gutmütigen Polin, im Wohnzimmer mit Speisen versorgt. Brot, einem Weißkäse, der, in einem Tuch gepresst, dann eine flachrunde Form annimmt und herrlich schmeckt, sowie Milch.

In den ersten Oktobertagen sagt Mutti, sie habe gehört, es gäbe bei der polnischen Eisenbahn die Möglichkeit zu arbeiten. Der Rottenführer wohnt in Marienthal im Eisenbahnerhaus, wo Strehlaus wohnten. Schnell ist alles perfekt, ich kann anfangen. Der Einsatz der Rotte erfolgt vom Quäsdower Bahnhof aus. Der Verdienst ist 10 zł pro Tag. Wir fangen früh um 7⁰⁰ Uhr an. Da es jetzt morgens noch lange dunkel ist, nicht ganz einfach, wenn man erst die 4 km laufen muss. Die Arbeit ist angenehm. Der Rottenführer, der kein deutsch spricht, bedient sich einer Dolmetscherin, die aus Ostpreußen stammt. Sonst besteht die Rotte nur aus Männern, die auch meist aus Ostpreußen kommen. Es ist weiter kein Marientaler dabei. Wir bessern Wasserdurchlässe aus, beschneiden die Sträucher am Bahndamm und legen die Kilometersteine frei. Als Hauptarbeit jedoch werden die Schienen systematisch nachgestopft. Allgemeiner Respekt herrscht vor dem Bahnrat, der aus Schlawe kommt und von Zeit zu Zeit unsere Arbeit inspiziert.

Eines Tages, es ist der 12. Oktober, komme ich von der Arbeit nach Hause. Es ist niemand da. Die erste Ausweisungswelle hat die meisten Deutschen erfasst, die in 10 Minuten mit Handgepäck zusammen getrieben und auf Wagen nach Schlawe gebracht werden. Hier stehen sie dann noch bis zum nächsten Tag in Güterwagen auf dem Bahnhof. Mutti hat auch für mich Sachen zum Anziehen mitgenommen, da sie annimmt, ich komme abends nach. Sie hat aber einen Schinkenknochen dagelassen, damit ich etwas zu essen finde. Erika wühlt in unseren Sachen herum, da der Kammerschlüssel stecken bleiben musste. Die Polin ist sehr überrascht, dass ich noch da bin und verschwindet schimpfend, nimmt jedoch den Schlüssel mit. Mietek kommt, um nachzusehen, ob die Familie K. noch da ist. Er ist sehr enttäuscht, dass auch diese ausgewiesen ist. Ich bin wütend und gehe zum Bürgermeister, um mich über Erika zu beschweren. Da mir zugestanden ist, als Arbeiter beim Staat einen Raum in unserem Hause zu bewohnen und auch abzuschließen, verlange ich die Herausgabe des Schlüssels. Das hätte Folgen für mich haben können, denn die Beschwerde eines Deutschen über eine Polin hätte eigentlich mit Prügel an dem Pfahl geahndet werden müssen, der vom Bürgermeister vor dem Gasthof errichtet wurde und einigen Deutschen, die unvorsichtige Äußerungen machten, zum Verhängnis wurde. Durch die Vermittlung meines Rottenführers, der sich für mich einsetzt, wird alles ausgeglichen. Man macht mir allerdings den Vorschlag, der Erika den Schlüssel zu belassen da es ja nur eine Kammer sei und ich- solle das gute vordere Wohnzimmer übernehmen. Ich denke an den wertvollen Keller und lehne ab. Wie es mir gelingt, im Dunklen früh aufzustehen und ganz ohne Uhr pünktlich in Quäsdow zu sein, weiß ich selbst nicht. Der Pole Liomko, der auf dem Hof von Frieda Fischer sitzt, fungiert als stellvertretender Bürgermeister. Er kümmert sich um mich und lädt mich ein, nach Feierabend zu ihm zum Essen zu kommen. Ich sitze mit den Polen am Tisch. Es steht eine große Schüssel in der Mitte des Tisches, jeder langt mit einem Löffel hinein. Für den nächsten Tag bekomme ich dann noch Brot und Butter mit. Allerdings stellt Stanislaw eine Bedingung. Ich soll ihm dafür mein, großes Holzmodell der "Scharnhorst" für seinen Sohn zum Geburtstag geben. Da es für mich inzwischen wertlos ist, willige ich natürlich ein. Die leichten Schäden an den Masten, die es im Keller erlitten hat, sind bald behoben.

Bei der Rottenarbeit ist es inzwischen recht kalt geworden. Es ist November 1945 und wir wärmen uns oft an einem Feuer am Bahndamm. Eines Tages steht unverhofft oben auf dem Bahndamm der Bahnrat und schimpft herunter: "Nun, was ist?" Wir sind nun nicht mehr so eingeschüchtert und einer erwidert: "Feuer ist!" Worauf der Bahnrat verschwindet. Inzwischen werde ich zum Streckenläufer ernannt. Mein Abschnitt ist von Quäsdow über Marienthal nach Schlawe (bis zum Einfahrtssignal) und zurück bis Marienthal, den ich mit Schlüssel und Hammer abgehe und durch anschlagen der Laschen die Festigkeit und Zustand der Schienen überprüfe. Ein fahrplanmäßiger Zugverkehr findet aber noch nicht statt. Damit ist für mich etwa um Mittag Feierabend. Als Arbeiter bei der PKP habe ich einen Ausweis und kann mich so unbehelligt bewegen. Das nutze ich, indem ich in Schlawe Schulfreunde besuche und für deren Familien einkaufe. Deutsch darf nicht mehr gesprochen werden. In der Stadt ist noch kein Schutt geräumt und der Brandgeruch ist immer noch spürbar.

Michel auf Schwuchows Hof fordert mich auf, bei ihm zu arbeiten. Mit Hinweis auf meine PKP-Arbeit lehne ich ab. Außer der Äußerung "Scheiß- Eisen- bahn" muss er sich zufrieden geben.

Von dem Bürgermeister ist bei einer Kontrolle festgestellt worden, dass unsere Kuh (nach Muttis Ausweisung) völlig abgemagert im Stall steht. Mich macht man nach Befragen dafür nicht verantwortlich und so wird die Kuh nach Fischers geholt. Weiteres Vieh ist nicht mehr da. Erika wird das Haus weggenommen.

Die nun folgenden Polen sind ein junges Pärchen, das sehr nett ist. Sie möchte immer für mich kochen, doch, nachdem sie im Garten einen großen Kürbis entdeckt hat, wird es immer nur Kürbissuppe. Da gehe ich doch lieber weiter zu Liomko. Als wir "Eisenbahner" einmal mit unserem alten Reichsbahn-Akku-Triebwagen nach Rügenwalde fahren, um dort eine Arbeit zu erledigen, werden wir von polnischen Fahrgästen beschimpft, wir sollten zu Fuß gehen. Das Vorzeigen unserer Ausweise besänftigt.

Inzwischen, mit dem Verschwinden von Erika, bin ich doch ins Vorderzimmer umgezogen. Auch einen Teil unserer Möbel habe ich noch dort. Die Kellerluke in der Kammer wird sorgfältig getarnt und auch nicht gefunden. Allerdings wird sie kurz nach meiner Abreise von einem Deutschen, der schon immer scharf auf mein gutes Spielzeug war, aufgebrochen! Den Namen will ich hier nicht nennen. Auf diesem Wege jedoch erreicht mich viel später mein Konfirmationsbild, das der Pole sichergestellt hat.

Inzwischen berichtet jemand aus Ujatzthal, dass man nach Berlin reisen kann. Da wir dort viel Verwandtschaft haben und ich des Alleinseins überdrüssig bin, bemühe ich mich um die Ausreise. Mein Rottenführer will mich zuerst nicht freigeben, willigt dann aber doch ein, unter der Bedingung, dass ich ihm ein Puder Roggen beschaffe. Er weiß wohl, daß wir unseren Roggen noch vor der Polenzeit geerntet und in der Scheune liegen haben. Ich organisiere einen Wagen und bei Nacht und Nebel wird der eigene Roggen gestohlen und ein Puder zu Strehlaus gebracht.

Nachdem der Rottenführer mir nochmals die Möglichkeit der Option für Polen erklärt, entlässt er mich dann doch, worauf ich am 5. Dezember nach Schlawe auf das ehemalige Kreishaus gehe, um eine Reisebescheinigung zu bekommen. Diese wird sofort ausgestellt und lautet auf Familien- Zusammen- führung nach Berlin.

Abends wird die Abreise vorbereitet. Das vergrabene Geld und die Sparbücher werden von der Koppel geholt und das Geld, längsgefaltet, in den Bund der Unterhose genäht. Meine Armbanduhr wird ohne Armband in die rechte(!) Stulpe der ehem. HJ-Winteruniform eingenäht, die ja breite, gesteppte Stulpen hat, wo eine flache Uhr nicht auffällt. Als Rucksack wird ein kleiner Jutesack genommen, der mit Stricken versehen wird. Es muss alles recht schäbig aussehen, da, wie man hört, unterwegs in den Zügen noch viel gestohlen wird und die Polen sehr scharf auf Reichsmark sind. 20 RM kommen lose in die Tasche. Am nächsten Tag ziehe ich recht viel an, ein paar schlechte Schuhe an die Füße und bessere in den Sack, sowie auch Unterwäsche. Ganz unten die Sparbücher sowie ein Silberbesteck- Messer. Dazu die alte Wollpudelmütze für alle Fälle. Oben drüber ein langer Mantel. Es ist kalt in diesem Winter. Zuvor hatte ich mich bei einigen Deutschen, so auch von Schröders, verabschiedet. Von Fischers bekomme ich noch ein Kalenderbuch, worin ich Adressen notiere. Auch die Polenfamilie wünscht mir alles Gute.

Zugegebenermaßen fällt der Abschied von der Heimat nicht allzu schwer. Die Eltern sind nicht da und alles andere ist durch die Fremdherrschaft sowieso vergällt. Außerdem nimmt die Überlegung, Organisation und Durchführung eines so endgültigen Entschlusses, bei dem niemand raten kann, einen 15-jährigen voll in Anspruch.

Kurz vor dem Bahnhof in Schlawe verlangt ein Pole, ich soll ihm meinen Mantel verkaufen. Bevor er ihn mir auch so nimmt, nehme ich die 100 Zloty die er bietet. Ich gehe daraufhin in die Stadt zurück und kaufe dafür eine Tafel Schokolade. Beim Auswickeln zeigt sich, dass es nur eine dünne Schokoladenschicht auf einer Waffel ist.

Nachdem ich lange auf dem Bahnhof gewartet habe, sagt man mir, dass an diesem Tage gar kein Zug in Richtung Westen gehe. So gehe ich spät abends nochmals nach Marienthal und übernachtete noch einmal in unserem Hause. Am nächsten Tag, es ist der 7. Dezember 1945, haben sich mehrere deutsche Familien auf dem Bahnhof eingefunden. Sie haben verhältnismäßig viel Gepäck dabei, auch große Bettenbündel und kommen aus

nördlicher Richtung von Schlawe. Es ist dunkel, als uns endlich ein Zug benannt wird, der nach Westen geht. Für Deutsche sind am Schluss gedeckte Güterwagen angehängt. Als ich einen Wagen besteigen will, wird mir von innen(!) die blaue Schirmmütze vom Kopf gerissen. Wie gut, dass ich noch den alten Wollpudel mitgenommen habe. Schnell gehe ich zu einem anderen Wagen, wo auch die anderen Familien einsteigen. Während der Nachtfahrt muss der Zug mehrmals halten. Bei fast jedem Halt steigen Räuberbanden in die Güterwagen und durchsuchen alles und nehmen mit, was gefällt. Dank meiner Voraussicht, recht schäbig auszusehen, wird mir nichts weggenommen. Als einer sehr dringlich nach Geld verlangt, gebe ich die 20 RM, die ich vorsorglich lose in der Tasche habe. So vermeide ich peinliches Weitersuchen.

Als wir endlich in Stettin-Scheune ankommen, sind die Familien mit dem großen Gepäck ihre gesamten Sachen los. Wir stehen auf dem Bahnsteig und warten auf den Weitertransport. Während dessen suchen Polen zwischen den Männern Arbeitskräfte heraus. Angeblich soll nur ein Schafstall entmistet werden. Auch ich bin dabei. Unter dem Vorwand, meinen Rucksack absetzen zu wollen, trete ich zurück und verschwinde in der Menge. Dann nehme ich die mitgebrachte graue Wehrmattsdecke über den Kopf und bin eine Frau. Endlich ist diese letzte Hürde überstanden und ein Güterzug mit nun offenen Wagen wird von der Sowjetzonenseite herangeschoben.

Unter langsamer Fahrt geht es endlich los und bald haben wir die Demarkationslinie überwunden. Nun sind wir zwar der polnischen Willkür entronnen, doch die große Erleichterung will sich nicht einstellen, sind wir ja immer noch im sowj. Machtbereich. Erst spät in der Nacht erreichen wir Angermünde, wo die Fahrt zu Ende ist. Die Umleitung erfolgt nach Binz /Rügen, wo eine 3-wöchige Quarantäne zu überstehen ist. Daran anschließend erfolgt die Auffindung von Mutter und Vater, was aber nicht mehr Inhalt dieses Berichtes sein soll.

Kurt Mielke¹⁹
Ein Schicksal von Millionen
Schlawe in Pommern 1945
Erlebnisbericht
aus Tagebuchaufzeichnungen

Zum Geleit

Der Vorstand der J.G. Herder-Bibliothek Siegerland e.V. kann hiermit den Band 26 der Schriftenreihe der Öffentlichkeit vorlegen. Er ist das Ergebnis der seit Jahren bewahrten Zusammenarbeit mit dem Heimatkreisausschuss Schlawe in Pommern, mit dem zusammen schon die Bandę 19 und 22 unserer Schriftenreihe erscheinen konnten. Betrafen jene Bandę die Geschichte zweier Kirchspiele des Kreises Schlawe (Wusterwitz und Quatzow) mit zusammen acht Dörfern, so dokumentiert der vorliegende Band ein dunkles Kapitel der Zeitgeschichte im Jahre 1945 am Beispiel Schlawe, das trotz zahlreicher Erinnerungs- und Dokumentationsbände noch nicht umfassend erforscht und dargestellt wurde und das noch langst nicht im historischen Bewusstsein von Deutschen und erst recht noch nicht von Polen gegenwärtig ist.

Möge die wahrheitsgemässe Erlebnisschilderung aus dem Kreis Schlawe der künftigen systematischen Erforschung eine wichtige Quelle sein; möge sie dem nicht aus der Erlebnisgeneration stammenden Leser helfen, das Schicksal und die Gefühle der deutschen Heimatvertriebenen besser zu verstehen, als das in der breiten Öffentlichkeit unserer Tage der Fall ist.

Hilchenbach, den 6. Juni 1991 Peter Worster

Vorwort

Im Rahmen der Dokumentationen über den ehemaligen Kreis Schlawe in Pommern legt der Heimatkreisausschuss Schlawe zur Erinnerung an sein langjähriges Mitglied Kurt Mielke, in Zusammenarbeit mit der Vereinigung ehemaliger Schuler/innen des Schlauer Gymnasiums bzw. der Oberschule und der Mittelschule, die Darstellung seiner persönlichen Erlebnisse im Schicksalsjahr 1945 vor.

Das Tagebuch dieses persönlichen Schicksals gibt einen ein-drucksvollen Einblick in die tatsächlichen Abläufe der Geschehnisse und in die subjektiven Gefühle von Beteiligten.

¹⁹ **Kurt Mielke** – geb. 1921, Sohn des Schlauer Zahnarztes Wilhelm Mielke und seiner Frau Maria geborene Klentz. Die Familie wohnte in Schlawe A.Hitlerstr.16 im Gebäude des heutigen Kindergartens. Seine Erinnerungen wurden 1991 veröffentlicht (aufgezeichnet 1946-47). K.M. arbeitete als Journalist, er war Mitglied der Gesellschaft ehemaliger Schüler des Schlauer Gymnasiums. Verstorben 1976 in Wiesbaden.

Damit erhält es einen exemplarisch - dokumentarischen Wert von besonderer Bedeutung.

In beschränkter Auflage wird das Buch im Einvernehmen mit der Familie des verstorbenen Autors zum Selbstkostenpreis "Freunden, Bekannten und Verwandten" und darüber hinaus wissenschaftlichen Bibliotheken und allen, die an der Geschichte des ehemals deutschen Ostpommern interessiert sind, zur Verfügung gestellt.

Die Herausgeber sind sehr dankbar, dass die Herderbibliothek Siegerland e.V. das Buch in ihre Schriftenreihe aufgenommen hat. Ihr Dank gilt auch allen, die an dem Zustandekommen dieser bedruckenden Dokumentation durch Subskription, durch Spenden und durch Zurverfügungstellung von Bildmaterial beteiligt gewesen sind.

Die Druckvorlage erstellte die Firma "Kunst & Kommerz", Volker Brüning, Amöneburg. Den Druck besorgte das Atelier für Graphik und Gestaltung, H. Will in Schöffengrund.

Siegen/Duisburg, im April 1991
gez.

Gosch, Vors. des HKA

Boll, Sprecher der Schulervereinigung

1. Einführung in Meinen Erlebnisbericht

Der Zweite Weltkrieg und seine unmittelbaren Folgen gehören zu den herausragenden Ereignissen (nicht nur) meiner Generation. - In der "Befreiung" durch die Rote Armee und der Polonisierung der deutschen Ostprovinzen durch die polnische Verwaltung erlebte ich die schmachvollste Epoche in der Geschichte meiner pommerschen Heimat aus unmittelbarer Anschauung.

Wie war es damals ... 1945?

Für Millionen Menschen war es das Jahr „Null“. Eine Zeit der Verzweiflung und der Hoffnungslosigkeit, ein Leben in Angst und Not mit schmerzlichen Überraschungen. Mitten im Leben stand man mitten im Tod.

Ich habe versucht, die Begebenheiten im letzten Abschnitt des Krieges und den nachfolgenden Monaten des Jahres 1945 zu rekapitulieren.

Gedanken und Erinnerungen (1946 in Ascheffel / Langstücken, Schleswig Holstein) zu ordnen, sie (1947 in Baden-Baden) in einen Zusammenhang zu bringen, fiel mir nicht schwer, denn mein Tagebuch konnte ich hinter einem Gipsverband retten. Für mich war es wertvoller als Gold und Silber, das mit anderem verloren ging.

Aus meinen Aufzeichnungen entstand dieser Erlebnisbericht. Er schildert mein persönliches Schicksal. Meine Erlebnisphäre war symptomatisch für fast alles, was 1945 „jenseits“ der Oder geschah. Mein Schicksal ist daher kein Einzelschicksal, sondern nur „Ein Schicksal von Millionen“.

Dieser Bericht erhebt keinen literarischen Anspruch. Er diente bisher nur einer Auswertung für die Zusammenstellung einer Dokumentation über die 'Provinz Pommern 1945'. Einmalige historische Ereignisse festzuhalten, hielt ich für meine Pflicht und für eine dokumentarische Notwendigkeit. Nicht nur von Deutschen wurden Greuel begangen, und nicht nur Deutsche verdunkelten das Bild der Vergangenheit. Der Sieger, der die deutschen Ostprovinzen eroberte, hinterließ schreckliche, aber wahrhafte Bilder. Sie werden niemals ausgelöscht werden können, und belasten ebenfalls die Bilanz des Bösen in dieser Welt.

Die mir selbst gestellte Aufgabe, diesen Bericht zu erstellen, war nicht nur mein eigener, brennender Wunsch, sondern entsprach auch der Bitte vieler Freunde, Bekannter und Verwandter, die miterlebten und nicht miterlebten. Namentlich genannte Personen sind Zeugen des Geschehens. Manche Namen werden taktvoll verschwiegen.

Einige Menschen wollen ungerne an jene Zeit erinnert oder mit ihr konfrontiert werden. Jeder aber, der das Leben bejaht, muss Eindrücke jeder Art aufnehmen und verarbeiten können, trotz der Fülle von Ablenkung in einer materiellen Welt.

Wir alle müssen lernen von denen, die vor uns waren, und von denen, die mit uns sind.

Das Erlebte im Jahre 1945 blieb im Bewusstsein verwurzelt. Was ich sah, hörte und empfunden habe, schrieb ich nieder. Die Gewissheit, dass hinter schattenwerfenden Dingen die Sonne scheint, gab mir Kraft und Energie zum Überleben. Das Wissen um jene Stunden der Angst und der Not, der Tränen und des Todes, gab mir den Impuls für die lebenden und die nachfolgenden Generationen ein glaubwürdiges Dokument zu schaffen, denn die Wirklichkeit schreibt wahre Geschichte; sie macht Gedanken, Worte und Taten sichtbar und unvergänglich und schafft so ein bleibendes und wahrheitsgetreues Bild.

Kurt Mielke, Wiesbaden - Dotzheim 1967-69

2. Einleitung

Nach einer glücklichen Jugendzeit in meinem Elternhaus, in meinem Freundeskreis und meiner pommerschen Heimatstadt Schlawe, wurde ich aus meinem Beruf heraus zum Wehrdienst einberufen (5.2.1941).

Nach kurzer Ausbildung im Pionier Btl. 12 in Schwedt/ Oder kam ich zur Fronttruppe (Infanterie Division 258). Zwei Sommer und zwei Winter war ich als Pionier an der Ost-Front. Zwei leichte Verwundungen

überstand ich mit Glück, das dritte Mal erwischte es mich auf einem Himmelfahrtskommando sehr schwer. Ich blutete aus vielen Wunden und war nach über einjähriger Lazarettzeit (Gshatsk - Wjasma - Krakau - Freudenstadt - Forbach - Rastatt - Stolp) nicht mehr frontverwendungsfähig.

Im September 1944 bekam ich von meiner Truppe einen sechsmonatigen Studienurlaub zum Besuch der Staatsbauschule. Im "Florenz des Ostens", der damals noch unzerstörten, herrlichen Stadt Dresden, konnte ich mich mit gutem Erfolg meiner weiteren Berufsausbildung widmen.

Nach der russischen Groß - Offensive im Januar 1945 stießen sowjetische Truppen in die deutschen Ostprovinzen vor. Die Stadt Dresden wurde von den Flüchtlingen aus Schlesien überflutet. Schulen wurden geschlossen, um die Menschenmassen ohne Hab und Gut aufzunehmen.

Meine Ausbildung wurde abermals unterbrochen. Ich kehrte von Dresden nach Schlawe zurück, denn auch von meiner Heimat waren die Russen nicht weit entfernt. Hier erlebte ich die letzte Phase des Zweiten Weltkriegs. Möglichkeiten zur Flucht in das menschenüberfüllte und ausgebombte Restdeutschland gab es noch, aber mit meinen Eltern, die sich - wie der größte Teil der Schlawer Bevölkerung - entschlossen hatten auszuharren, blieben auch meine Schwester und ich zu Hause. Was uns bevorstand wussten wir nicht. Mit dem Einmarsch der Roten Armee wurden aber unsere schlimmsten Befürchtungen übertroffen. Unsere "Befreier" brachten das Chaos.

Eine Mordwelle überrollte unsere Stadt. Es folgten Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen, betrunkene Horden steckten die Häuser in Brand, Männer und Frauen (meine Eltern)²⁰ wurden unschuldig verschleppt, Verlust von aller Habe, von Haus und Hof. Plünderungen, Einkerkierungen, Hunger und Epidemien, Aufregungen und Angst. Ein Weg des Grauens in eine ungewisse Zukunft.

Nach der ersten Epoche des Leides kam die Polonisierung des deutschen Ostens. Im August 1945 unterzeichneten die Siegermächte durch Truman (USA), Stalin (UdSSR) und Churchill, später Attlee (Großbritannien) das Potsdamer Abkommen. Es beinhaltete kurz: Nördlicher Teil von Ostpreußen (mit Königsberg): unter sowjetische Verwaltung, den Rest der estlichsten deutschen Provinz mit Schlesien und Pommern (einschließlich ganz Stettin): unter polnische Verwaltung - bis zur endgültigen Regelung durch einen Friedensvertrag. Die Vertreibung deutscher Bevölkerung wurde grundsätzlich gebilligt. Aus der sogenannten "Verwaltung" wurde eine absolute Vergewaltigung. Für ein normales Vorstellungsvermögen, begannen in Ausmaß und Auswirkung kaum denkbare Vorgänge. Von den Potsdamer Signataren heraufbeschworen, wurden sie dem ganzen deutschen Volke spürbar, insbesondere natürlich den Millionen Menschen aus Ostpreußen, Schlesien und Pommern, die den Untergang ihrer blühenden Provinzen mit Leib und Seele miterlebten. Für sie war es ihre Heimat - für Deutschland war es Lebensraum von besonderer kultureller Identität. Wie unter der russischen Besatzung war das Leben unter polnischer "Verwaltung" für uns Deutsche nichts anderes als ein sinnloses Dahin-vegetieren. Trostlos, rechtlos und gedemütigt durchwanderten wir die Gefängnisse, ohne Schuld, ohne Grund, ohne Hoffnung. Abgeschnitten vom "anderen" Deutschland jenseits der Oder, ohne jede Nachricht über nichts orientiert, nur von Gerüchten lebend, im Spätsommer 1945 noch keine Ahnung vom bereits im Mai vollzogenen Waffenstillstand. Wir harrten aus mit dem Mut verzweifelter Menschen. Mit starker seelischer Substanz und übermenschlicher Kraft versuchten wir zu überleben. Vergeblich stellten wir uns dem Unrecht entgegen. Im Bewusstsein ihrer Unschuld warteten viele auf den Großmut der Siegermächte. Aber über unser Land ergoss sich ein Strom von Rache, Vergeltung und Vernichtungswillen, ausgelöst durch die Konferenzen in Teheran 1943 und in Jalta, Februar 1945. Stalin, der Mann, der einst mit Hitler paktierte, bestand auf der sogenannten "Oder-Neiße-Linie" und wollte auch Ostpreußen. Der Zugang zur Ostsee war bereits seit dem Zarenreich ein Ziel russischer Expansion, den Sowjets passte es in die Pläne ihrer beabsichtigten Weltrevolution.

Roosevelt offerierte den Morgenthau-Plan²¹ und Winston Churchill versicherte im Dezember 1944 vor dem englischen Unterhaus u. a.:

"Die Vertreibung ist das befriedigendste und dauerhafteste Mittel!"

Alles kam, wie nach den Anzeichen nicht anders zu erwarten. Sehr schnell begann die Vertreibung der deutschen Bevölkerung, soweit sie nicht bereits vor ihren "Befreiern" geflohen war, oder durch die erdrückenden Lebensverhältnisse (keine Lebensmittel - kein Wasser - kein Geld) auf eigene Faust die Heimat verlassen hatte.

20 Kurt Mielke ist der 2. Sohn des Dentisten und Zahnarztes Wilhelm Mielke, *29.01.1897, oo Maria Klemz, Schlawe, Kösliner Vorstadt 40 (Adolf-Hitler-Strasse 16)

²¹ Plan des Finanzministers der USA Henry Morgenthau jr., der die Zurückentwicklung Deutschlands in ein Agrarland vorschlug und die Demontage von Fabrikanlagen in den ersten Nachkriegsjahren auslöste.

Die Brutalität dieser unmenschlichen Austreibungsaktion ist mit Worten kaum darstellbar. Säuglinge, Kinder, Greise und Kranke wurden als rechtlose Elemente geschlagen und getreten wie Vieh, in dreckigen und überfüllten Waggons zur "Grenze" gebracht. Eine mittellose Masse Elend wurde in das Restdeutschland hineingepumpt. Im Potsdamer Protokoll nannte man es "ordnungsgemäße und humane Umsiedlung aus den Ostgebieten". Eine „Umsiedlung“ von ca. 10 Millionen Menschen in das von der amerikanischen Luftwaffe und englischen Royal-Air-Force durch Bomben und Phosphorkanister zerstörte Deutschland.

Der furchtbare Krieg hat über viele Völker unsägliches Leid gebracht, aber was in der Nachkriegszeit geschah, hat keine Parallelen. Die Austreibung der ostdeutschen Bevölkerung ist in der europäischen Geschichte ein bisher beispielloser Vorgang und entbehrt völkerrechtlich jeder Grundlage.

Die deutsche Geschichte dieser Provinzen, die längst begonnen hatte, ehe Amerika entdeckt wurde, hatte ihr Ende gefunden!

3. Rückblick auf das Alte Jahr

3.1. Sylvester - 31.12.1944

Abschied vom alten Jahr - Sylvester. In meiner Heimat war dieser Tag schon immer etwas besonderes. Freunde fanden sich zusammen, oder man feierte bei Verwandten und Bekannten. Lokalitäten waren überfüllt, man ging gerne aus an diesem Tage, man kostümierte sich sogar wie beim Karneval am Rhein. Zur Mitternacht zog man lautstark zum Marktplatz. In die mit Spannung erwarteten zwölf Glockenschläge knallte es dann aus allen Rohren. Jeder war sein eigener Feuerwerker. Anschließend wurde dann weiter gefeiert, bis in die frühen Morgenstunden des neuen Jahres.

So war es im Frieden in meiner kleinen Heimatstadt.

An diesem Silvester 1944 wollten wir Abschied nehmen vom fünften Kriegsjahr. Meine Schwester Brigitte und ich waren zu einer kleinen Feier bei Familie Last²² eingeladen.

Traditioneller Sylvesterpunsch, gefüllte Berliner oder Krepel wie man hier sagt - Pfannkuchen, Raritäten in dieser Zeit - alles war vorhanden. In Friedenszeiten ließ man Pfannkuchen auf Sonderbestellung beim Konditor mit "Mostrich" (Senf) füllen, wer dann einen davon erwischte, war selber schuld. Solche Scherze wollte man sich im Kriege natürlich nicht erlauben. In dieser Nacht schaute man öfter auf die Uhr als sonst, man verfolgte die Zeiger bis zur Mitternacht. Bei der „Zwölf“ stand man an der Grenze zweier Jahre, das „alte“ kannte man, vom „neuen“ wusste man nicht, was es bringen würde. 365 Tage zogen in Gedanken an einem vorüber. Ich hatte z. Zt. Urlaub von meinem Truppenteil und kurze Festtagsferien von der Staatsbauschule in Dresden. Ich war glücklich, dass ich diese Tage daheim sein durfte. Nach meiner schweren Verwundung war der Krieg praktisch aus für mich.

Meine Gedanken in dieser Nacht eilten zurück zu meinen Kameraden an der Ostfront. Wie mochte es ihnen ergangen sein, wer lebte noch, wer war in der Zwischenzeit gefallen? Ich dachte an meinen Bruder, wo mochte er wohl stecken in dieser kalten und verschneiten Sylvesternacht? Seine Gedanken waren sicher auch zu Hause. Ich dachte an alle meine Freunde, wo waren sie, der Krieg hatte uns alle durcheinandergewirbelt. Im Radio läuteten die Glocken - es war 24.00 Uhr - man verkündete das neue Jahr: das Jahr 1945. Wir stießen an mit unseren Freunden, und dankten den Gastgebern für den netten

²² Willi Last, Dir. der Kreissparkasse, Stolper Vorstadt 21.

Abend. Telefonisch wünschten wir unseren Eltern einen „guten Rutsch“, sie waren mit der Großmutter (85) zu Hause geblieben, still und ruhig - der Zeit entsprechend. Wir alle wünschten uns für das neue Jahr 1945 Glück und Gesundheit - am sehnlichsten aber den Frieden, und mit diesem die Heimkehr all unsrer Lieben.

3.2. 1944 - Ein Ruckblick

Das vergangene Jahr 1944 war für mich persönlich reich an Ereignissen. Neben Verdruß und Arger hat es mir auch manche schöne Stunde gebracht. Bevor ich auf das Schicksalsjahr 1945 eingehe, blende ich auf die vergangenen 12 Monate zurück.

Januar 1944: 13 Monate Lazarettzeit mit fünf Operationen lagen hinter mir. Wohl oder übel musste ich im Januar 1944 zu meinem Ersatztruppenteil nach Schwedt/Oder zurück. Es folgten drei Monate Nichtstun mit ärztlicher Behandlung in der Genesungskompanie. Anfang Mai erfolgte ein Kommando auf den Truppenübungsplatz Altwarp in Vorpommern. Ich saß warm und trocken auf einem Geschäftszimmer und erlebte hier, wie man aus elsässischen Rekruten brauchbares Kanonenfutter machen wollte - eine schwere Aufgabe 1944.

Altwarp, ein schönes Fleckchen Erde direkt am Stettiner Haff gelegen, war landschaftlich etwas für unser Herz. Mein Stubenkamerad, Walter Bodę aus Warnemünde, war ein passionierter Segler, und ich verdanke ihm manche schöne Stunde auf dem Wasser. So war der Truppenübungsplatz für uns erträglich.

Ein freudiges Ereignis im schönen Monat Mai. war die Hochzeit meines Freundes Karl-Heinz Georg (Otsch)²³. Nach vorheriger Absprache erreichte mich folgendes Telegramm:

- Heirate am 6. Mai - Du Trauzeuge - Dein Bruder Georg -

Urlaub gab es auf dem Übungsplatz nur in Sonderfällen, auch für mich, der am Stock ging. Trauzeuge bei der Hochzeit des „Bruders“ - mein Kompanie-Chef konnte es auslegen, wie er wollte. Mein Glück, dass er aus Rügenwalde stammte, der Urlaub wurde genehmigt. Ich verschwieg natürlich, dass „Bruder Georg“ nicht mein Bruder, sondern mein Freund Karl-Heinz war. Es hatte geklappt und mir war es vergönnt, für 48 Stunden nach Hause zu fahren. Es war eine große Freude für mich, bei diesem Fest meines guten Freundes dabei zu sein. Acht Stunden Bahnfahrt nahm ich gern in Kauf.

Am Sonnabend Vormittag ging es mit den Brautleuten, sowie Vater Georg und mir als Trauzeugen, auf das Standesamt ins Schlauer Rathaus. Die kirchliche Trauung in der St. Marienkirche verlief schlicht und feierlich, und das große Fest im Hause Georg war fast eine Friedeshochzeit. Mutter Georg hatte ihre guten Beziehungen zur Agrarwirtschaft spielen lassen und hatte wie immer gut vorgesorgt. Soldatenherzen lachten!

Zu meiner rechten Seite hatte ich eine reizende Tischdame, die Freundin der jungen Frau Georg. Ich war der letzte Gast, der am hellen Morgen des 7. Mai 1944 das Hochzeitshaus verließ. Mit meinem Krückstock als treuem Begleiter, ging es mit schwerem „Rückenwind“ nach Hause. Polizeiwachtmeister Szebbin, der mich quer über den Schlauer Marktplatz "segeln" sah, meinte lächelnd, der Zapfenstreich wäre wohl überschritten. Was kümmerte mich der Zappen - ich war in Zivil. Mein Kompliment, dass er „Ostpommerns bester Polizist“ sei, quittierte der kleine, dicke Szebbin wieder mit freundlichem Lächeln.

²³ Karl-Heinz Georg, *Stolp 26.04.1921, + Hagen-Dahl 06.01. 1985, Zahnarzt, Sohn d. Kreiswiesenbaumeisters Reinhold Georg, Schlawe, Stolper Vorstadt 40a (langjähriges Mitglied d. Heimatkreisausschuss Schlawe als Heimatkreisbearbeiter, oo Schlawe 06.05.1944 Magdalena Mritz, *Bütow 26. 07.1922.

Zu unserem Bedauern vermissten wir unseren Freund Gunther (Papa) Raasch²⁴ auf der Hochzeit. Er studierte seinerzeit in Greifswald Medizin. Durch irgendwelche unglücklichen Umstände war er nicht, oder zu spät in den Besitz des Telegramms gekommen.

Das alte Sprichwort, das meine Großmutter oft anwandte: „Wer dient, der muss !“, galt nun für mich. Nach wenigen Stunden Schlaf musste ich zurück zur Truppe. Meine Tischdame leistete mir im Zuge bis Stettin Gesellschaft, so war die Fahrt nicht langweilig.

Mai 1944 erfolgte die Auflösung des Truppenübungsplatzes. Die Ausbilder, alles Kriegsversehrte, schickte man in Pflingsturlaub, die Elsässer wahrscheinlich an die Front. Ich konnte jetzt, was den Urlaub betraf, vieles nachholen, was mir als Frontsoldat vorenthalten war. So freute ich mich wieder auf die Tage im Elternhaus. Sie wurden verschont durch den Besuch von unserer lieben und immer lustigen Tante Lotte und ihrem Mann aus Berlin. Mit Temperament und Witz brachte sie Stimmung in die Bude und möbelte die Hinterpommern aus ihrer Geburtsstadt Schlawe tüchtig auf. Am 2. Pfingstfeiertag verbrachten wir alle zusammen einen netten Nachmittag im Garten der uns befreundeten Familie H.M. Boldt²⁵. Onkel Max servierte uns eine Mai-Bowle von bester Güte und hier am Ufer unserer lieben Wipper konnte man vergessen, dass die Welt in Aufruhr war.

Für unsere Berliner, die von ständigen Luftangriffen zermürbt waren, bereits auch ausgebombt, waren diese ruhigen Tage besonders erholsam. Ich musste nach diesem Kurzurlaub wieder in die Garnison nach Schwedt zurück. Auf dem Geschäftszimmer der Personalabteilung einer Kompanie verblieb ich vom Monat Mai bis September 1944. Wenig Lichtblicke in dieser Tätigkeit. Ende September 1944 gab es für mich eine freudige Überraschung. Mein Antrag für einen sechsmonatigen Studienurlaub wurde vom Kommandeur des Pionier-Ers. Btl. 12 genehmigt. Ein Schritt nach vorne - der für mein späteres Leben so bedeutend sein konnte, aber nicht entscheidend war. Im sechsten Kriegsjahr sechs Monate Studienurlaub, das rief viele Neider auf den Plan. Besonders meinen Spieß, der sich nach fast 40 jähriger Dienstzeit zum Stabsfeldwebel hochgedient hatte. Nun, ob es ihm schmeckte oder nicht, Mielke wurde zum Kommandeur bestellt. Ich trat ein und erschrak. Vor mir stand Hauptmann Händiges (Drogistensohn aus Wuppertal). Er war an der Ostfront mein Zug- und Kompaniechef gewesen. Wir kannten uns daher sehr gut, aus schweren Tagen und Nächten an der russischen Front. Keiner wusste besser als er, dass ich als Frontsoldat stets meine Pflicht getan hatte. Wir hatten uns durch unsere Verwundungen aus den Augen verloren. Jetzt standen wir uns hier überraschend gegenüber, als alte Freunde, die manchen schweren Sturm gemeinsam erlebt hatten. Mein großes Glück, dass mein Urlaubsgesuch gerade in seine Hände kam, denn erst wenige Tage vorher hatte er den Posten des Kommandeurs angetreten. Seine Unterschrift galt jetzt, mein Urlaub war genehmigt. Zähneknirschend musste der Spieß mir auch noch eine Zivilgenehmigung ausstellen. Ein herrliches Gefühl, als ich am 29.09.1944 für sechs Monate das Kasernengelände verlassen konnte. Für die Neider blieb zum Abschied nur das Götz-Zitat auf meinen Lippen.

Ich fuhr zunächst nach Hause. In dieser Zeit, oder überhaupt, lernte man das Elternhaus und seine Heimatstadt immer mehr zu schätzen. Man hatte sie ja auch nie so vermisst wie gerade in den letzten Jahren. Ein Glücksgefühl, wenn es gen Heimat ging. Nach

²⁴ Gunther Raasch, Sohn des Krankenpflegers am Schlauer Krankenhaus Max Raasch aus Alt Warschow.

²⁴ Max Boldt, Inhaber des Bekleidungsgeschäftes H.M.Boldt, Kosliner Str. 28

Stettin wurde mir das Abteil zu eng, nervös lief ich im Zuggang hin und her, je näher der Heimatbahnhof heranrückte, umso schlimmer wurde es.

Am 1. Oktober musste ich zurück nach Stettin und mich auf der Staatsbauschule für Hoch- und Tiefbau einer Aufnahmeprüfung unterziehen. Nach siebenstündiger Dauer ging alles glatt. Meine Aufnahme war gesichert. Ich hatte Stettin gewählt, da die Staatsbauschule einen guten Ruf hatte. Und Schlawe war nicht allzu weit !

Einen Tag vor Semesterbeginn scheiterte ganz plötzlich alles. Es gab Heizungsschwierigkeiten, da die Staatsbauschule durch Bomben beschädigt war. Der Hauptgrund aber war wohl der, dass das 1. Semester nur mit fünf Mann belegt war. So hatte sich die Direktion entschlossen, nicht zu eröffnen. Guter Rat war teuer – „Was tun“, sprach Zeus? Schnell handeln war entscheidend, wenn ich nicht zurück in die Kaserne wollte - und ich wollte nicht. Sofort nach Schlawe, zur Rücksprache mit meinem Vater. Als meine Schwester mir die Türe öffnete, dachte sie im ersten Moment, ich wäre in Stettin durchgefallen. Ich eilte ins Sprechzimmer und überbrachte meinem alten Herrn die „freudige“ Nachricht aus Stettin. Wieder stand das Glück auf meiner Seite. Ein Patient (Soldat), der gerade zur Behandlung auf dem Stuhl saß, hörte von meinem Pech und schaltete sich in unser Gespräch ein. Zufällig war dies ein sachsischer Architekt, der mir gleich den Rat gab, mich sofort an die Staatsbauschule Dresden zu wenden. Er habe sie selbst besucht und könne sie nur empfehlen. Ein Telefonat Schlawe - Dresden wurde erfolgreich abgeschlossen.

3.2.1. Dresden

Am 6. Oktober trat ich die Reise an, und bekam durch Vermittlung meiner Cousine Ursel Klemz, die in den früheren Jahren in Dresden in einem Pensionat gewesen war, noch ein Zimmer im „Hotel Schiller“. Es war das letzterbaute Hotel in Dresden, modern und mit allem Komfort. In dem wunderschönen Zimmer, mit Bad und Balkon, fühlte ich mich sehr wohl. Am nächsten Tage begann bereits die „Budensuche“, denn ich wollte das Portemonnaie meines Vaters nicht zu arg strapazieren. Meine Bemühungen wurden am 07.10., ich wohnte gerade 24 Stunden in Dresden, durch den ersten Fliegerangriff auf diese noch vollkommen heile Stadt unterbrochen. Meine gute Stimmung sank. Von dieser Stadt war man schon nach kurzer Zeit begeistert. Deutschlands einzige, unbeschädigte Großstadt - wollte man auch sie jetzt in Schutt und Asche legen? Es war nur ein „kleiner“ Angriff gewesen, der Stadtteil Friedrichsstadt hatte etwas abbekommen. Ich saß in einem Bunker am Neustädter Bahnhof, wurde kurz und kräftig durch ein paar fallende Bomben durchgerüttelt, mehr passierte zum Glück nicht. Die Bevölkerung stand Kopf. Die sonst so ruhigen Sachsen wurden aufgeregt und nervös.

Sollte diese wunderschöne Stadt jetzt ihr Schicksal mit anderen deutschen Städten teilen? Die Einwohner konnten und wollten es nicht glauben. Die beschädigten Strassen, die Toten in den getroffenen Häusern, waren denen eine Mahnung, die noch glaubten, der immer furchtbarer werdende Luftkrieg mache ausgerechnet vor den Toren Dresdens halt.

Dieser erste Schreck war überstanden, es ging weiter auf Budensuche. Meine Bemühungen wurden durch die gut organisierte Fürsorge des Studentenbundes sehr erleichtert. Ein nettes Zimmer bei Frau Winkler, Dresden-Neustadt, Villierstr. 19, war nun meine zukünftige Bleibe. Meine Wirtin war eine nette, ruhige Dame mit viel Verständnis für junge Menschen. Als Witwe eines Dresdner Baumeisters hatte sie natürlich eine besondere Zuneigung für „Leute vom Bau“. Meine „Diplomatenwohnung“ im Hotel Schiller gab ich nun auf. Aus meinem Fenster blickte ich auf das Stammhaus des Zirkus Sarasanni, der in dieser Stadt zu Haus war. Dresden war zu dieser Zeit eine Soldaten- und Lazarettstadt, demzufolge lief bei Sarrasanni auch ein volles Programm erstklassiger

Artistik. Dank Frau Winklers guter familiärer Beziehungen zur Direktion bekam ich oft Freikarten.

Für mich begann jetzt eine schöne, aber auch schwere Zeit. Nach 44monatigem, mehr oder weniger sturem Soldatenleben, konnte man jetzt frei atmen. Ich war zwar nur Urlauber, aber ich war Zivilist. Man hatte die Gewissheit, was man jetzt tat, tat man für sich.

Unser erstes Semester war mit 16 Mann belegt, acht Kriegsversehrte, acht jüngere Kollegen, die noch nicht den grauen Rock getragen hatten. Sie kamen direkt aus der Praxis auf die Schulbank. Die Kameradschaft war gut, besonders natürlich unter uns "alten Kriegern". Die Herren Dozenten waren zu uns freundlich, zuvorkommend und gerecht. Das Lehrer-Schüler-Verhältnis konnte nicht besser sein. Wochen vergingen, um sich nach der langen Soldatenzeit aus der „geistigen Umnachtung“ zu lösen. Langsam musste man sich in das Neue eingewöhnen. Als diese Phase überwunden war, machte die Arbeit viel Spaß. Der Tag reichte oft nicht aus, um Arbeiten und Zeichnungen fertigzustellen. Schwierigkeiten tauchten immer wieder auf. Lehr- und Zeichenmaterial waren stark rationiert. Fach- und Lehrbücher waren schwierig zu bekommen. Trotz aller Widerwärtigkeiten war es unser fester Wille, das Semester zu schaffen. Mit Kollege Dubeck, einem Oberschenkel-Amputierten aus Aussig, saß ich oft zusammen in meiner nicht immer warmen Bude und gemeinsam lösten wir schwierige Aufgaben. Wir wollten es wissen und waren auch mit uns zufrieden.

An sportlichen und kulturellen Veranstaltungen bot das unzerstörte Dresden noch sehr viel. Das Wochenende in dieser Stadt war für uns immer eine Atempause. Ein Höhepunkt stand dann auf dem Programm. Öfter traf ich mich auch mit meiner Bekannten Rotraut von Krieger in Leipzig. Ich revanchierte mich so für ihre Besuche in Schlawe und Schwedt an der Oder. Sonntags ging ich oft ins Ostragehege, dies war die Sportstätte des bekannten DSC (Dresdner-Sport-Club). Viele bekannte Sportler waren aus diesem Verein hervorgegangen. Unvergesslich der deutsche Meisterläufer Rudolf Harbig, die Sprinterin Kate Krauß, der DSC war 1943 und 1944 Deutscher Fußballmeister, Willibald Krefß, Helmut Schön und nicht zu vergessen der große Kanonier Richard Hofmann.

Ich habe "König Richard" 1944 noch spielen sehen. Es gab noch viel Abwechslung in dieser Stadt. Kinos und Theater spielten volles Programm und waren meist überfüllt. Die berühmte Dresdner Oper (Maria Cebotari) war leider geschlossen. Ein herrliches Ausflugsziel war der "Weiße Hirsch", den man mit der Drahtseilbahn erreichte. Im „Luisenhof“ fühlte man sich wohl und konnte auch noch gut essen (auf Marken!). Von der Veranda herab sah man unter sich die Elbe fließen, Dresden lag dann in seiner ganzen Pracht zu Füßen. Von diesem Augenblick musste man begeistert sein. Hier weilte ich sehr oft und sehr gerne. Ein Spaziergang in einer freien Stunde war in dieser Stadt schon eine Genugtuung. Herrliche Bauwerke in so einer Fülle und in so einer Vollendung, wie sie kaum eine andere deutsche Stadt zu bieten hatte. Wir besuchten sie mit unseren Bauherren, den Zwinger, die Staatsoper, das Schloss und die Frauenkirche. Es sind nur die bekanntesten Barockschöpfungen von August dem Starken (Balthasar Neumann). Dresden hat von diesem einst so gewaltigen Herrscher viel profitiert und fast jeder Bürger dieser Stadt wusste eine kleine Geschichte zu erzählen. Manche Anekdote machte die Runde und viele wollten wissen, dass er alleine in Dresden mindestens dreihundert uneheliche Nachkommen hinterlassen hätte.

In meinem Zimmer lag ein Brief der Dresdner Standortkommandantur. Was war los? Ein Schreck durchfuhr meine Glieder. Meine Befürchtungen waren unbegründet. Von meinem Ersatztruppenteil in Schwedt a. d. Oder war eine Beförderung und eine Auszeich-

nung eingetroffen. Zur Verleihung wurde ich in die Kommandantur gebeten. Meine Uniform hing zwar im Schrank, aber ich hatte mich schon so an das Zivil gewöhnt, und wollte es auch zu diesem Stelldichein nicht ablegen. So marschierte ich nun mit Krückstock, Hut und Mantel zum Stadtkommandanten. Soldaten aller Dienstgrade waren erschienen, außer mir aber nur noch ein Zivilist. Für uns etwas komisch, aber kein böser Blick, und trotz Schlips und Kragen beförderte man mich zum Unteroffizier. Das Eiserne Kreuz, lange verdient, hatte mich durch die völlige Aufreibung meiner alten Einheit sehr verspätet nun hier in Dresden erreicht. Es konnte sein, dass Hauptmann Händiges, z. Zt. Kommandeur in Schwedt, etwas Dampf gemacht hatte.

Die Tage in Dresden vergingen wie im Fluge. Woche für Woche blieb hinter uns. Wir waren verbissen in unsere Arbeit. Es lief gut, es ging voran. Mein Wirken wurde eines Tages plötzlich unterbrochen.

Die Verwundung an meinem Unterschenkel brach auf, ich musste ins Bett. Seit der Lazarettzeit war es das erstmal, dass mir dieses passierte. Große Schmerzen und Fieber kamen hinzu. Ich humpelte wieder an zwei Stöcken und wollte nach Hause. Fräulein Winkler brachte mich an den Frühzug und abends war ich bereits in Schlawe. Meine Eltern hatte ich telegrafisch verständigt, dass ich komme, aber nicht, wie ich komme. Erstaunt und besorgt empfangen sie mich mit zwei Freunden, die gerade Heimaturlaub hatten, auf dem Bahnhof. Ich war froh, dass ich zu Hause war. Am nächsten Tage ging es sofort ins Städtische Krankenhaus. Unser alter Hausarzt, Dr. Schmidt²⁶, behandelte mich. Er gab mir auch zu verstehen, dass mir diese Geschichte noch oft zusetzen werde. Für drei Wochen musste ich jedenfalls ins Bett.

Dann ging es nach Dresden zurück. Bis zum Semesterschluss waren es noch drei Monate. Ich hatte allerhand versäumt, wichtig war es, alles schnell nachzuholen. Am laufenden Band wurden Nachtschichten eingelegt. Frau Winkler braute einen guten Kaffee (in Sachsen kann man das!), und einige Nächte wurde bis zum Morgengrauen hart gearbeitet.

Kurz vor Weihnachten war es geschafft. Wir bekamen zehn Tage Ferien, natürlich ging es wieder nach Hause, und ich verlebte hier das Weihnachtsfest. Es unterschied sich von den Friedensfesten nur dadurch, dass mein Bruder nicht unter uns weilte. Er war dort, wo Millionen andere auch waren im sechsten Kriegsjahr. Mir war es vergönnt, mit meinen Angehörigen, Freunden und Bekannten schöne Weihnachten zu erleben. Auch der schon traditionelle Kirchengang am Heilig Abend mit der befreundeten Familie H.M. Boldt in unsere Marienkirche blieb nicht aus.

Wer von uns ahnte damals, dass wenige Monate später diese Kirche, die fünf Jahrhunderte überlebt hatte, in der Schlussphase des Krieges noch von den Flammen erfasst werden würde? Wer ahnte damals, dass dieses das letzte Weihnachtsfest in unserer Heimat, in unserem Hause und unserem Familienkreis sein würde? Wer ahnte damals, dass die Eroberung und "Befreiung" der Provinz Pommern in solchen Ausmaßen geschehen würde? Es konnte keiner ahnen!

Als in der Sylvesternacht des Jahres 1944 die Glocken der alten, ehrwürdigen, gotischen Backsteinkirche das Jahr 1945 einläuteten, wussten wir noch nicht, dass dieses Jahr unser aller Schicksalsjahr werden sollte. Ein furchtbares Jahr für mich und meine Familie, meine Verwandten und Bekannten, für viele Freunde. Das Schicksalsjahr meiner Hei-

²⁶ Dr. Erich Schmidt praktischer Arzt, Stolper Vorstadt 31, zugleich Chirurg am Städtischen Krankenhaus.

matstadt und der ganzen Provinz Pommern mit seiner Bevölkerung, die in diesem Lande seit uralten Tagen ansässig gewesen war.

1945 wurde unserer Provinz mit ihren blühenden und kultivierten Dörfern und Städten das Antlitz zerstört.

1945 war das Schicksalsjahr des deutschen Ostens und des ganzen deutschen Volkes.

4. Das Schicksalsjahr 1945

4.1. Januar - Russische Winteroffensive

So gut das alte Jahr sein Ende fand, so gut begann das Jahr 1945.

Am 2. Januar waren meine Weihnachtsferien zu Ende. Ich fuhr nach Dresden zurück. Mit neuer Kraft und neuem Mut ging es am 03.01. wieder an die Arbeit. Ziemlich schnell war man wieder im alten Rhythmus. Die letzte Runde hatte begonnen -Ende Februar war Semesterschluss. Am 06.01. besuchte mich ganz überraschend Rotraut von Krieger, die von Schwerin aus dem Weihnachtsurlaub über Dresden nach Leipzig zurückkehrte. Bei einem Zusammensein mit meiner Bekannten gab es immer politische Debatten. Sie war realistisch vorausschauend, und neigte immer zu Pessimismus dem derzeitigen Regime gegenüber. Bis jetzt hatte sie mit ihren Prognosen Recht behalten. Es war schwer zu begreifen, was jetzt alles geschah, und niemand wagte es, seinen geheimen Befürchtungen offen Ausdruck zu geben. Nur unter vier Augen konnte man seinen Gedanken freien Lauf lassen, Unbehagen schwelte im Unterbewusstsein. Es war noch etwas Ungreifbares, was unsere Seele bewegte, das man nicht konkretisieren konnte, weil es noch keine Gestalt angenommen hatte. Unter diesem Aspekt stand mein letztes Zusammensein mit Rotraut — wir sahen uns nicht wieder.

Jeder Deutsche verfolgte die politische Lage unserer Nation mit großer Besorgnis. Ganz besonders die Lage unserer Front im Osten gab zu größter Sorge Anlass. Die gefürchtete Winteroffensive der Russen wurde allgemein erwartet, noch war Ruhe vor dem Sturm, aber wann kam sie? Ich kannte diese Offensiven, die ich zwei Winter miterlebt hatte. Ich kannte auch die zahlenmäßige Überlegenheit der russischen Truppen aus eigener Erfahrung.

Mein Semester wurde abermals unterbrochen. Wegen Kohlenmangels schlossen sämtliche Dresdner Schulen für eine Woche. Am 13.01.²⁷ fuhr ich wieder nach Schlawe. Zu Hause war man erstaunt, als ich schon wieder da war. Inzwischen hatte der Rundfunk bereits verkündet: „Der Russe auf der gesamten Ostfront im Angriff“.

Wenige waren sich der Bedeutung dieses einen Satzes bewusst. Das war die erwartete und gefürchtete große Offensive. War es unseren deutschen Armeen möglich, den Vormarsch aufzuhalten? Am 16. Januar 1945 war es mir noch vergönnt, den 56. Geburtstag meines Onkels mitzufeiern. Unser guter „Onkel Alla“ (Klemz²⁸), ein Bruder meiner Mutter, wir mochten ihn alle immer ganz besonders gern, und sein Geburtstag war in unserer Familie von je her ein kleiner Höhepunkt. So war es auch noch in diesem Jahr. Zahlreiche Gäste, der Herren-Stammtisch, alles war erschienen. Die gute Stimmung der früheren Jahre kam nicht auf, sie konnte nicht aufkommen, denn wenn man aus dem Fenster schaute, sah man die ersten Trecks, die schon tagelang in eisiger Kälte aus Ost- und Westpreußen unterwegs waren. Sie zogen gen Westen mit ihrem wenigen Hab und

²⁷Am 12.01.1945 begann der Großangriff der Roten Armee aus dem Baranow-Brückenkopf.

²⁸Albert Klemz, Inhaber der Drogerie und des Feinkostgeschäftes in der Kösliner Str. 6.

Gut, sie waren schon heimatlos. Der Sturm war schon mit roher Gewalt über sie herein-
gebrochen.

Teile von Ostpreußen hatten die Russen schon in ein Flammenmeer verwandelt.

Wir feierten noch Geburtstag, die hervorragende Erdbeerbowle, die meine Tante ange-
setzt hatte, versetzte uns wenigstens noch für ein paar Stunden in eine andere Welt nach
dem Motto: „Genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich!“ Es war das letzte Fest in
diesem Hause, das letzte Fest in unserer Familie. Mit schlimmen Befürchtungen im Un-
terbewusstsein verging auch dieser schöne Tag.

Das Ringen an der Ostfront wurde von Tag zu Tag unerbittlicher. Der Russe war weiter
im Vormarsch. Mit großer Spannung erwarteten wir die täglichen Wehrmachtsberichte
im Radio. Sie waren leider immer „umschrieben“ und sagten nicht die Wahrheit. Uns
fehlte daher ein klares Bild der gesamten Lage. Durch den Rundfunk erfuhr ich auch,
dass während meiner Abwesenheit von Dresden dort wieder ein kleinerer Fliegerangriff
gewesen war, und zwar am 16. Januar. Vier Tage später kehrte ich wieder zurück und
fand alles so vor, wie ich es vor meiner Abreise nach Schlawe verlassen hatte. Dieses
Mal bin ich mit gemischten Gefühlen nach Dresden zurückgefahren. Ich wusste, dass der
Russe nur wenige hundert Kilometer von meiner Heimat entfernt war, ich wusste auch,
wie ernst die ganze Lage war. Ich war mir der großen Gefahr voll bewusst.

In Schlesien war der Feind bereits einmarschiert. Schlesiische Flüchtlinge überfluteten
das Sachsenland. Dresden glich einem Ameisenhaufen. Hunderttausende waren auf dem
Weg in den rettenden Westen und hielten sich nun in den Mauern der noch sicheren
Stadt auf. Die Tage nach meiner Rückkehr waren nicht mehr schön. Im Semester verlief
die Zeit mit fruchtlosen Debatten über die derzeitige Lage. Keiner hatte mehr Lust zum
Lernen. Lehrer und Schüler ließen die Köpfe hängen. Die Initiative war gebrochen.

Jeder sah die russische Dampfwalze näherrücken. Der Untergang des deutschen Ostens
zeichnete sich ab und schien nicht mehr aufhaltbar. Das Gerücht, dass alle Dresdner
Schulen und Hochschulen geschlossen werden sollten, wurde Wirklichkeit. Es mussten
Unterkünfte für die in die Stadt eindringenden Massen der flüchtenden Menschen ge-
schaffen werden. Bestimmte Kreise innerhalb der Studentenschaft meuterten über diese
Anordnungen. Sie konnten sich noch nicht vorstellen, dass sie selbst in aller Kürze auch
von diesem Oststurm erfasst werden würden, der ihnen Haus und Hof wegfegen und sie
genauso auf die Straße werfen würde.

Inzwischen hatten die Russen die Provinz Pommern erreicht. Ich saß in Dresden wie auf
heißen Kohlen und hatte keine Ruhe mehr. Alle gut gemeinten Worte und Ratschläge
von den Damen Winkler, sie waren beide noch in gutem Glauben an das "große Wun-
der", verfehlten ihre Wirkung bei mir. Ich sah jetzt ganz klar, die letzten Kartenhäuser
der Verblendung brachen zusammen. Am 25. Januar, ich weilte noch zwei Stunden im
Semester, begab ich mich zum Direktor der Staatsbauschule, Professor Dr. Rauda, und
schüttete ihm mein Herz aus. Er zeigte volles Verständnis, unsere Schule würde in aller
Kürze geschlossen, es sei nicht mehr aufzuhalten, die Lage sehr ernst: „Herr Mielke,
fahren Sie mit Gott, und meine besten Wünsche begleiten Sie, ich hoffe, dass wir uns
wiedersehen werden!“.

Diese Worte des Dr. Rauda gingen unter die Haut. Die Sachen in der Schule übergab ich
meinem Kollegen Dubeck, aber auch er wollte Dresden in den nächsten Tagen verlassen.
Andere Kollegen hatten denselben Entschluss gefasst. Unser Semester flog auf - die
ganze Staatsbauschule war im Aufbruch. Wieder hatte ein wichtiger Abschnitt meines
Lebens, der mich in meiner Berufsausbildung weiterbringen sollte, ein schnelles und
nicht vorhergesehenes Ende gefunden.

Frau Winkler war traurig über meinen Entschluss, aber sie konnte mich gut verstehen. Treuherzig meinten sie: "Herr Mielke, wenn wir uns jetzt verabschieden, sehen wir uns nicht mehr wieder!"

Zum letzten Mal ging ich in mein Stammlokal, das „Narrenhäusel“, und nahm meine Dresdner Henkersmahlzeit ein. Sämtliche Sachen, Anzüge und Uniformen usw. ließ ich bei meiner Wirtin zurück.

Zwei schön geräucherte, pommersche Gänsebrüste wanderten zum Andenken an einen ruhigen Mieter in die Speisekammer von Frau Winkler. Dann gab es einen herzlichen Abschied mit viel Tränen. Nur mit einer Aktentasche unter dem Arm eilte ich zum Hauptbahnhof. Ich fuhr mit der Absicht nach Hause, beim Näherrücken der russischen Front an meine Heimatstadt, vorerst meine Angehörigen mit nach Dresden zu nehmen, von hier dann ein weiteres Ziel anzuvisieren (Ich war doch noch Illusionist!). Frau Winkler war so freundlich und reservierte mir ihr größtes Zimmer!

Der D-Zug aus Richtung Prag hatte 8 Stunden Verspätung. Er war so voll, dass auf dem Dresdner Hauptbahnhof keiner mehr zusteigen durfte. Nur mit Hilfe und letztem Einsatz einer Rot-Kreuz-Schwester bekam ich noch Platz in einem Versehrtenabteil, ein Glück, dass ich kein Gepäck dabei hatte, denn auch die Gänge waren voll wie eine Wursthaut. Um 18:00 Uhr war der Zug in Berlin, soweit ging alles glatt. Den Aufenthalt bis 22:00 Uhr benutzte ich zu einem kurzen Besuch bei unserer Tante Lotte und Onkel Erich Storbeck in Berlin-Adlershof. Sie machten große Augen, als ich vor der Türe stand. Tante Lotte räumte natürlich wieder ihre Speisekammer, selbstlos wie immer, um mir - gegen meinen Willen - ein anständiges Abendbrot auf den Tisch zu stellen. Wie knapp war damals schon alles in Berlin - mir blieb nur eins, mich von Schlawe aus zu revanchieren, wobei mir meine Mutter sehr behilflich war. Schnell gings wieder zum Stettiner Bahnhof. Kaum saß ich im Zug, er war wieder brechend voll, wie in dieser Zeit des allgemeinen Aufbruchs alle Züge, gab es Fliegeralarm. Das gehörte in Berlin schon dazu. Raus aus dem Zug - rein in den Keller - raus aus dem Keller - rein in den Zug! Der Alarm dauerte nicht lange, wir konnten abfahren. Mit sieben Stunden Verspätung traf ich am 26. Januar 1945 in Schlawe ein.

Die russischen Truppen hatten sich inzwischen bedenklich genähert, von Polen aus stießen sie in die Grenzmark vor, in Richtung Frankfurt/Oder. Bei Neustettin und Schlochau tobten schwere Kämpfe. Der Feind stieß im Grenzland nur auf schwachen Widerstand. Ich war erstaunt über die Ruhe in meiner Familie und bei den Schlauer Bürgern. In Dresden und Berlin war damals die Bevölkerung viel aufgeklärter.

Glaubte man hier auch noch an das große Wunder? Meinte man, es wäre unseren schwer angeschlagenen Armeen noch möglich, den Vormarsch zu stoppen, die Offensive aufzuhalten? Es geschah kein Wunder mehr!

Meine Angehörigen wollten die Heimat nicht verlassen. Mein Vorschlag, Eltern, Großmutter und Schwester mit nach Dresden zu nehmen, konnte ich nicht durchsetzen. Der Entschluss, auf einmal alles im Stich zu lassen, war zu schwer. Ich konnte es verstehen. Täglich sah man das Elend auf den Straßen. Es schneite, die Tage waren dunkel und das Thermometer zeigte 20 Grad unter Null. Wie Geisterbilder rollten die Trecks Tag und Nacht auf den verstopften Straßen bis nach Stettin und noch weiter gen Westen. Im Südosten Deutschlands das gleiche Bild von Oberschlesien bis nach Dresden. Städte und Dörfer am Wege waren vollgepreßt mit Menschen, Endlos waren die Kolonnen des Elends. Größer und größer wurde die Not für die Menschen, die sich in dieser Winterkälte auf die Flucht begeben mussten. Wer den Strapazen nicht gewachsen war, alte Leute und Säuglinge, starb unterwegs. Die Erde war zu hartgefroren, um sie zu beerdigen, so blieben sie im Schnee liegen! Dramatische Szenen schilderten uns die Ostpreußen, die bis

Schlawe durchgekommen waren. Sie machten in unseren Häusern Quartier, wärmten sich auf und empfingen ein warmes Essen. Der kürzeste und sicherste Weg für die Ostpreußen war der Weg über die Nehrung gewesen. Das Eis auf dem Frischen Haff jedoch trug oft nicht die schwere Last der Bauernwagen. Ungezählte erreichten die rettende Nehrung nicht, und versanken mit Pferd und Wagen in der eisigen Tiefe des Haffs. Niemand wird jemals die wahre Zahl derer schätzen können, die hier auf dem Frischen Haff untergegangen sind. Diese Völkerwanderung auf dem Wege des Grauens und des Elends soll eines Tages als eines der traurigsten Ereignisse der deutschen Geschichte registriert werden.

Jeder Tag voll Not, Leid und Jammer. Nicht nur auf den Straßen, sondern auch auf den Bahnhöfen ähnliche Bilder. Meine Eltern hatten sich entschlossen, auch beim Einmarsch der Rususener Küste. Bis hier waren die Sowjets noch nicht vorgedrungen und viele Schlawer Landsleute erreichten diese Häfen noch.

Am 30. Januar verließ das einst so stolze KdF-Flaggschiff „Wilhelm Gustloff“²⁹ Gotenhafen mit Kurs West. Circa 6.000 Menschen hatten Tage und Nächte auf diese große Chance gewartet, in der Mehrzahl Frauen und Kinder sowie Schwerverletzte aus den Lazaretten der Umgebung. Völlig überbelegt dampfte dieses Schiff durch die Ostsee. Als die Nacht hereinbrach, ungefähr 12 Seemeilen vor Stolpmünde, wartete der Tod. Russische U-Boote lagen auf der Lauer, sie hatten von gleicher Stelle schon andere deutsche Schiffe beschossen. Gegen 21.00 Uhr zischten drei Torpedos durch die Nacht und die wogende See. Sie trafen voll. Die „Wilhelm Gustloff“ wurde in die Tiefe gerissen und mit ihr sanken ca. 5.000 Menschen in die eiskalte See. Die Ostsee wurde ihr Schicksal und ihr Grab, 900 konnten von umliegenden Schiffen gerettet werden.

Das grauenhafte Geschick dieser Unglücklichen, konnte jedoch die Menschen nicht zurückhalten, der Sturm auf die Häfen hielt weiter an. Die Nerven waren überspannt, die Angst wurde immer größer.

Erika Maatz³⁰, eine Freundin meiner Schwester, musste sich in Thüringen einer Wehrmachtseinheit stellen. Ich hörte hiervon, und fasste den schnellen Entschluss mitzufahren. Meine Gedanken gingen nach Dresden. Ich hatte ja noch einen Koffer dort, mit Seligkeiten aus vergangenen Zeiten. Es war ein Entschluss der Unvernunft. Warum hing man jetzt noch so an seiner persönlichen Habe, wo doch nur das nackte Leben etwas wert war?

Ein Bekannter von Erika nahm uns in einem Wehrmachtsauto bis Stettin mit, am Hauptbahnhof setzte er uns ab. Noch waren wir Optimisten und guter Dinge, denn bis hier hatte es gut geklappt. Der Bahnhofs-Lautsprecher verkündete am laufenden Band: „Die Reisenden in Richtung Berlin usw. werden gebeten ...“ Diese Bitte umfasste alles, um was man auch nur auf dem Bahnsteig einer Großstadt, die jetzt zum Umschlagplatz zwischen Ost und West geworden war, gebeten werden konnte. Ca. tausend Menschen warteten auf die Züge in Richtung Berlin, auch Erika Maatz und ich. Man wurde gebeten, Disziplin zu halten - nicht diesen, sondern den nächsten Zug zu nehmen - beim Einlaufen des Zuges zurückzutreten - die Menschen erst aussteigen zu lassen - nicht durch die Fenster zu steigen usw., usw. Stundenlang warteten wir beide auf den Zug, der aus Richtung Stargard kommen sollte. Disziplin wurde nicht gehalten, alle wollten in diesen Zug und nicht in einen anderen, der Zug lief ein, der Sturm brach los. Hals über Kopf, ohne

²⁹ Kraft durch Freude: Maßnahme der NS-Regierung „Parteigenossen“ und minderbemittelten „Volksgenossen“ Urlaubsreisen zu ermöglichen.

³⁰ Tochter des Rudolf Maatz, Inhaber des Geschäftes für Eisenwaren, Werkzeuge, Baubedarf, Haushaltseinrichtung usw., Markt 14/15

Rücksicht wurden Fenster und Türen blockiert. Chaotische Zustände - bevor dieser Zug den Hauptbahnhof Stettin wieder verließ, es war der einzige fahrplanmäßige Zug auf dem Weg nach Berlin. Normal eine Zwei-Stundenfahrt, jetzt - laut Bahnofsansage - musste mit 17 bis 18 Stunden gerechnet werden. Erika wurde mit allen Kräften in das Menschenknäuel hineingedrückt, ich musste verzichten, diese Strapaze konnte ich meinem rechten Unterschenkel nicht zumuten. Es war der 22. Februar. Ich blieb die Nacht in Stettin, und versuchte mein Glück am nächsten Tage noch einmal. Es war wieder vergebens. Die Züge kamen bereits total überfüllt mit Flüchtlingen aus dem Raume Stargard; diese Stadt an der Hauptstraße Danzig - Stettin lag bereits unter dem Beschuss der russischen Artillerie.

Meine „Irrfahrt“ hatte hier in Stettin ihr Ende gefunden, wie kam ich wieder nach Hause? Es waren nur noch Nebenstrecken befahrbar, und hier fuhren sehr wenige Züge. Ich erwischte einen Güterzug, dies spielte jetzt keine Rolle mehr, wenn man nur vorwärts kam, und landete abends in Kolberg. Es war eine Tagesreise geworden. Wohin jetzt in der Nacht, der Wartesaal war überfüllt. Alle Menschen waren im Aufbruch. Hotels und Gaststätten überbelegt. Kolberg machte einen unheimlichen Eindruck auf mich in dieser eiskalten Februarnacht. Ich hatte dieses schöne Ostseebad aus guten Zeiten in besserer Erinnerung. Als Junge war es mir früher zu feudal, wir liebten die kleinen, idyllischen Bäder ohne den Komfort der großen Welt. Sie waren urwüchsiger und man konnte sich freier bewegen. Ziellos irrte ich in dieser Nacht in den Straßen herum in der Hoffnung, doch noch eine Bleibe zu finden. Eine der zahlreichen Militärstreifen verwies mich in das Soldatenheim. Hier war ich in die Höhle des Löwen geraten. Ein Kommen, ein Gehen, die ganze Nacht hindurch. Irgendwo fand ich auf der Erde noch ein Plätzchen, an Schlaf war natürlich nicht zu denken. Immer wieder durchkämmten Streifen die Räume und furchtbare Szenen spielten sich hier ab. Die Landser an meiner rechten und linken Seite munkelten davon, dass Kolberg wahrscheinlich zur Festung erklärt werden sollte. Man wartete auf den Führerbefehl. In Berlin hatte man wahrscheinlich an den Siebenjährigen Krieg gedacht, in dem die Stadt Kolberg dreimal von den Russen belagert und 1761 eingenommen wurde. Spielte man den Helden Nettelbeck, den großen Sohn dieser Stadt, absichtlich hoch?

Man sprach jetzt viel von diesem preußischen Patrioten, einem gebürtigen Kolberger, der zusammen mit dem preußischen Heerführer Gneisenau im Jahre 1807 Kolberg erfolgreich gegen Napoleon verteidigt hatte. Mir kamen diese Gedanken beim nächtlichen Gang durch die Stadt, als ich an einem Kino vorbeikam; dort lief durchgehend von morgens bis abends der Film „Kolberg“ (in der Hauptrolle unser Stettiner Landsmann Heinrich George, Bruder eines Dentisten mit Namen Schulz).

Für mich war es zu spät, mir diesen Film noch anzuschauen, im wahrsten Sinne des Wortes, einmal zeitlich, und zum anderen konnten zu dieser Zeit auch noch so gute Leinwandhelden meinen Patriotismus nicht mehr anheizen. Diese Karte stach nicht mehr!

Die Nähe der Front brachte Nervosität in die von Soldaten überfüllte Stadt. Hier im Soldatenheim herrschte eine hektische Atmosphäre. Der "Heldenklau" ging um, d.h. eine Sonderstreife ging durch die Räume und kontrollierte sämtliche Insassen. Einige Landser, mit einem Urlaubsschein in der Tasche, wurden in die Kasernen zurückgerufen, anderen, die ihren Urlaub noch künstlich verlängern wollten, ging es genauso. Ich war froh, als der Morgen graute. Nach einem Teller mit warmer Suppe begab ich mich sofort zum Bahnhof. In der Frühe sollte ein Güterzug nach Belgard fahren; ich musste mit, egal wie. Als Soldat in Zivil fasste ich sogar noch Marschverpflegung. Man war großzügig in den letzten Tagen dieser noch lebenden Stadt. Die Zigaretten waren für mich sehr wichtig, ich brauchte sie eventuell für die Bahnbeamten, warum sollten sie nichts nehmen für

ihre Hilfe? Der Güterzug, der lebenswichtige Sachen in die Stadt Kolberg gebracht hatte, fuhr nach einigen Stunden zurück. Ich sagte mir 'lieber im Mief ersticken, als in der Kälte erfrieren', und hatte mich im überfüllten Wartesaal gut durchgewärmt. Ich konnte es gut gebrauchen, denn ich bekam in diesem Güterzug mein Sonder-Abteil und zwar im Bremser-Häuschen. Hart und kalt, im Februar kein Vergnügen, aber es ging wenigstens weiter in Richtung Heimat, wo man mich schon vermisst hatte. Belgard war erreicht, der Zug wartete bis die Strecke frei war, das passierte unterwegs noch öfter. Durch Köslin fuhr er langsam durch, in Zanow wurde er zum Teil neu beladen, kurz vor Schlawe hielt er nochmal, und durch Schlawe fuhr er wieder durch. Ich war bitter enttäuscht.

Unter der Unterführung sah ich die Pollnower-Straße liegen, links die Nr. 20, wo meine Jugendliebe wohnte. Es ging weiter über die Holzgrabenbrücke ... schön langsam, das Abspringen wäre früher kein Problem gewesen, aber mit meinem Bein konnte ich nichts riskieren. Rechts sah ich die Badeanstalt am Holzgraben, das neue Schwimmbad (Moorbad), links lag unser Sportplatz, der „Neue“, der nach der Planung zu einem kleinen Stadion ausgebaut werden sollte, dahinter die neue Schule mit der einmalig schönen, modernen Turnhalle.

Dann kam der alte Sportplatz, er nannte sich „Stadtschulspielplatz“. Das war da, wo wir gekämpft hatten, Fuß- und Handball im tiefen Sand. Erst nach acht Regentagen war der Platz gut bespielbar, aber es blieb "unser Platz" und jeder Gegner hatte es hier schwer.

Am Rande unter den Bäumen am Weg zum Schützenhaus standen damals die alten Post-Pensionäre Luhff³¹ und Radtke³², Viehkaufmann Schwichtenberg³³ und vor allem die "Spedis" (so nannte man die Spediteure von Raddatz³⁴); sie feuerten als Zuschauer uns lautstark an, feierten mit uns die Siege, trösteten uns nach Niederlagen.

Dahinter sah ich unseren Tennisplatz, wo ich kurz vor dem Kriege mit meinem Freund Otsch so manches Match ausgefochten hatte. Im Wäldchen lag die "Penne" mit der Turnhalle, das Casino (jetzt: Landwirtschaftsschule), links die Badeanstalt an der Wipper und bei der Fahrt über die Eisenbahnbrücke blieb rechts auch die alte Wipperbrücke aus Holz hinter mir liegen, über diese Brücke fuhr unser Freund Günther Raasch aus Alt-Warschow täglich zur Schule.

An einem Sommertag, es war lange vor Kriegsbeginn, über das Geländer der Wipperbrücke gelehnt, den Lauf des fließenden Wassers der zur Ostsee strebenden Wipper verfolgend, wurden einmal große Worte gelassen ausgesprochen. Papa Rasch philosophierte mit unserem Freund Otsch. Sie hatten scheinbar nichts anderes zu tun. Das Ergebnis dieses philosophischen Denkens waren die pathetischen Worte: „Otsch, wir leben doch in einer großen Zeit!“ Diese Emotion unseres Freundes war schon lange in unserem Herzen erloschen.

Es waren ein paar schnelle Gedanken zurück in eine glückliche Jugendzeit.

Mein Zug fuhr aber weiter - ich war steif gefroren in meinem Bremser-Häuschen. Rechts erblickte ich unser Schützenwäldchen mit dem Schützenhaus. Gustav Tilgner hatte es mit und für seine Gilde gebaut. Kunstmaler Dankert hatte die Schlauer Schützengilde fast lebensgroß an den Wänden des Saales verewigt. Im Wäldchen kannten wir Baum und Strauch und Dank wie unsere Westentasche. Schulfeste mit Vogelwerfen usw.

³¹ Julius Luhff, Oberpostschaffner, Kirchstr. 11.

³² Pranz Radtke, Angestellter, Stolper Vorstadt 41

³³ August Schwichtenberg, Händler, Mauerstr. 5.

³⁴ Gerhard Raddatz, Spediteur, Adolf-Hitler-Str. 42.

An der Straße nach Stolp waren die Schranken heruntergelassen. Links das kleine Haus von Bahnwärter Höpner³⁵, rechts wohnte Papa Raasch. Langsam fuhren wir durch den Hästerkathen, dieses schöne Ausflugsziel für Spaziergänger und Schulklassen, war mit dem Namen Steinhorst³⁶ eng verbunden.

"Räder müssen rollen für den Sieg!" stand auf unserer Lokomotive in großen weißen Lettern. Der Traum vom Sieg war wohl aus, wenn die Räder auch noch rollten. Wir durchfuhren den Bahnhof Freetz, nach Stolp wären es noch 30 Minuten gewesen. In Alt Reblin kam der so sehnlichst erwartete Stop. Hungrig, durstig und verfroren entstieg ich meinem Sonderabteil 5. Klasse. Wie kam ich jetzt wieder nach Schlawe zurück? Ungefähr 20 Kilometer. Der Gegenzug, meine große Hoffnung, fuhr durch. Ich telefonierte nach Hause, denn meine Eltern waren schon in großer Sorge um mich. Erst zu Fuß, später mit Pferd und Wagen kam ich abends bis Altwarschow, und war dann bald zu Hause. Die Reise Stettin-Schlawe, normal drei D-Zug-Stunden, hatte 48 Stunden gedauert. Das "Unternehmen Dresden" war gescheitert, ich beugte mich höherer Gewalt, und sah diese Stadt nicht mehr wieder: Elb-Florenz hatte ich in mein Herz geschlossen.

Es sollte nicht sein, fast ein Jahr später erfuhr ich erst, dass am 13. und 14. Februar 1945 diese herrliche Stadt dem Erdboden gleichgemacht worden ist. Der Wehrmachtsbericht lautete am 15.02.1945 ganz kurz und auf keinen Fall dieser Katastrophe entsprechend:

„Die Briten richteten in der vergangenen Nacht Terror angriffe gegen das Stadtgebiet von Dresden.“

Wir hatten zu Hause diese Nachricht, wahrscheinlich wegen ihrer Kürze, bagatellisiert. Das Schicksal war mir also gnädig gewesen, was hätte mich in Dresden erwartet: verbrannte Erde!

Britische Bomber in erster, amerikanische in der zweiten Welle, hatten in der Nacht vom 13. auf den 14. Februar Dresden in eine Hölle verwandelt.

Eine dritte Welle anfliegender Bomber, die das grausame Werk fortsetzen wollten, mussten wegen des Feuersturms über der Stadt abdrehen. Dresden hatte aufgehört, eine Stadt zu sein, es war ein Trümmerhaufen und für Hunderttausende ein Friedhof, über die genaue Zahl der Menschen, die bei diesen Angriffen verbrannten, erstickten, unter einstürzenden Mauern begraben wurden, wird man nie die letzte Klarheit gewinnen. Die Angriffe auf Dresden gehörten damals in das „strategisch-politische Programm“ der von dem britischen Luftmarschall Harris befürworteten Terror angriffe auf deutsche Städte. Sie sollten die Zivilbevölkerung zermürben, Furcht und Schrecken verbreiten. In der Zerstörung Dresdens fand diese Kriegsmaßnahme ihren schaurigsten Ausdruck. Sie war militärisch völlig sinnlos.

Nicht in Hiroshima und nicht in Nagasaki - in Dresden hat das furchtbarste Gemetzel stattgefunden, das je binnen 24 Stunden von Menschen an Menschen veranstaltet wurde. Die Frage nach Sinn und Unsinn dieser Vernichtungsaktion, nach der politischen Verantwortung und der moralischen Schuld wird noch zu stellen sein.

Gerhart HAUPTMANN sagte Ende Februar 1945:

Wer das Weinen verlernt hat,
der lernt es wieder beim Untergang Dresdens.
Dieser heitere Morgenstern der Jugend
hat bisher der Welt geleuchtet.

³⁵ Karl Höpner, Weichenwärter, Stolper Chaussee.

³⁶ Paul Steinhorst, Bauernhof und Ausflugslokal, Alt Warschow.

Ich weine.

Man stoße sich nicht an dem Wort weinen,
die größten Helden des Altertums
haben sich seiner nicht geschämt.

Nun kam eine tote Zeit, tatenlos saß man zu Hause und sah, wie das Unglück immer näher kam. Viele Leute verließen in dieser Zeit trotz allem die Stadt, teils mit der Bahn, mit Schiffen oder Lastwagen der Wehrmacht. Personen in verantwortungsvollen Positionen (Geschäftsleute, Ärzte, Stadtwerke usw.) durften die Stadt nicht vor dem offiziellen Räumungsbefehl verlassen. Mein Vater fiel in diese Kategorie. Gerüchte am laufenden Band durchheilten unsere Stadt.

Neue Armeen und SS-Divisionen sollten eingesetzt werden, um die Provinz Pommern zu befreien bzw. zu verteidigen. Nichts entsprach der Wahrheit.

Unverantwortlich ließ die Obrigkeit das Volk im Dunkeln. Man konnte annehmen, dass die sogenannte Führung auch nicht viel wusste, deshalb das 'Schweigen im Walde'. Unsere Stunden waren gezählt, alles andere war Illusion!

Alt und Jung bemühten sich nach besten Kräften, dem Iwan möglichst wenig zu hinterlassen.

Vorräte jeder Art waren aber überall noch so reichlich vorhanden, dass es schwerfiel, sich an diesen Vorsatz zu halten. Wir lebten jetzt ein etwas loses Leben. Im Kreise von Freunden und Bekannten wurde für "weingeistige" Betreuung gesorgt. Überall und jeden Abend fand man sich zusammen. Die letzten Stunden des Frohsinns in unserer Heimatstadt - sie konnten morgen zu Ende sein!

25. Februar

Magda Georg kam aus Stettin nach Hause, ich brachte sie am nächsten Tag zum Bahnhof. Sie fuhr nach Bütow zu ihrer Mutter.

26. Februar

Heinz-Günther Jürs, der Mann meiner Cousine Ursel Klemz kam als frischgebackener Leutnant von der Kriegsschule aus Brunn in Urlaub. Er brachte viel Optimismus mit.

Wir waren zwar erstaunt, aber ohne jede Hoffnung. Die rauhe Wirklichkeit sah anders aus, und auch Heinz-Günther musste seine Meinung in den nächsten 48 Stunden revidieren.

Der Russe marschierte weiter. An diesem Tage fiel Pollnow in seine Hand, die südlichste Stadt des Kreises Schlawe. Die Bevölkerung hatte die Stadt zum größten Teil zu Fuß verlassen, und kam die ca. 30 Kilometer mit ihrem Handgepäck nach Schlawe.

Der sogenannte „Ostwall“³⁷ (im Gegensatz zum „Westwall“), in mühsamer Arbeit von Frauen, Mädchen und älteren Männern errichtet, wurde von russischen Truppen vom Westen her im Spaziergang genommen. Ja, es gab hier noch nicht einmal etwas zu nehmen. Es war kaum ein Hindernis.

28. Februar

In Schlawe fing man doch an, Panzergräben auszuschachten, Barrikaden wurden errichtet, von Leuten, die weder Ahnung, noch Erfahrung hatten. Als ausgebildeter Pionier blieb mir nur ein Kopfschütteln, sagen durfte ich nichts. Dafür war unser Bür-

³⁷ Oder Pommernwall Ein Graben- und Bunkersystem, das vom Buckower See entlang der Grabow das Kreisgebiet Richtung Osten sichern sollte.

germeister³⁸ da, der „noch“ hoch zu Ross durch die Stadt ritt und die Stellen inspizierte. Im Hotel „Plagentz“ war eine Volksversammlung einberufen. Das Stadtoberhaupt erklärte hier wörtlich: „Wenn wir keine Gewehre mehr haben, verteidigen wir unsere Stadt mit Forken und Spaten!“ Diese großen Worte musste er sicher irgendwo gehört haben. Wo war er aber bei der "Verteidigung" seiner Stadt? Ich habe ihn nie wieder gesehen. Leider, das muss ich sagen, gab es an mancher "führenden Persönlichkeit" etwas auszusetzen.

Es wurde viel geschoben, es gab Autobesitzer, die Benzinscheine bekamen, es gab auch Autobesitzer, die keine bekamen. Verantwortliche Männer der Organisation Todt³⁹ feierten Nacht für Nacht Orgien im Hotel „Prahlow“, das Hotel war von den Bonzen beschlagnahmt, der Besitzer wurde nicht mehr gefragt. Keiner hätte etwas dagegen gehabt, wenn nicht gleichzeitig brave alte Männer und Frauen mit Kindern die Schaufel am „Ostwall“ schwingen mussten!

Diese betrübnlichen Tatsachen, die meine eigenen Augen sahen, fallen in die letzten Stunden meiner Heimatstadt. Gerade jetzt hätte unsere vom Tod bedrohte Stadt eine wahre Persönlichkeit nötig gebraucht, die mit ruhiger, führender und starker Hand Ruhe vor dem Chaos des Zusammenbruches in die Bevölkerung gebracht hätte, damit die Panik nicht noch größer würde.

29. Februar

Der letzte Tag in diesem Monat!

Uns gegenüber, im zweiten Hause von Schmiedemeister Lemm, wohnte Kate Block, an sie musste ich unwillkürlich denken, denn sie feierte nur alle vier Jahre Geburtstag, weil sie an einem 29. Februar geboren war.

Bald hieß es Abschied nehmen von unserer lieben Heimatstadt.

Abschied wohin und wie lange? Oft hatte ich Heimweh nach meiner Stadt gehabt, in der ich geboren wurde, zur Schule ging, meine Freunde hatte, die ersten Prügel bezog, Erwin Schaar⁴⁰ mich das Radfahren lehrte, mit Fritz Boldt⁴¹ wo ich die erste Zigarre rauchte, die erste Liebe hatte, jede Straße, jede Ecke, jeden Stein und bald jedes Gesicht meiner 10.000 Mitbürger kannte.

Es war kalt an diesem letzten Februartag, trockene, gesunde Kälte ohne Schnee. Ich lief durch die Straßen der Stadt, um bewusst noch viele Eindrücke in mich aufzunehmen, um sie tief in meinem Herzen zu vergraben. Am Nachmittag traf ich Max Hasenbusch⁴². Wir hatten uns zu dieser Zeit angefreundet, Freunde in der Not. Max war zu Hause, vom Schuldienst in Berlin befreit, da es ihm gesundheitlich nicht gut

³⁸ Es dürfte sich um einen Repräsentanten der Partei gehandelt haben, denn der zuständige Bürgermeister Willi Stübs war 1943 zum Wehrdienst eingezogen worden.

³⁹ NS-Organisation, benannt nach Dr. Fritz Todt, zuständig für alle Bauten an Straßen-, Befestigungs- und Verteidigungsanlagen, ebenso für alle Partei- und Staatsbaumaßnahmen.

⁴⁰ Friedrich Schaar, Fahrradhändler Adolf-Hitler-Str 12, Vater des genannten.

⁴¹ Ältester Sohn des Max Boldt, Inhaber des Bekleidungshauses H. M. Boldt.

⁴² Ältester Sohn des Tischlermeisters Otto Hasenbusch. Er war Lehrer an einer Volksschule in Berlin und gehörte in den Kreis künstlerisch engagierter junger Leute, die der offiziellen NS-Kunst kritisch gegenüberstanden, *Schlawe 15.12.1912.

ging. Wie konnte es anders sein, wir sprachen auch von „unserm“ Ostseebad Jershöft und vielen schönen Ferientagen dort.

Sie waren noch allzu lebhaft in unserer Erinnerung. Wir gingen zu ihm nach Hause und tranken Kaffee und viel Schnaps. Max zeigte mir seine selbstgemalten Bilder, Aquarelle, viele Bleistift-Skizzen, die noch unfertig waren, mit wunderschönen Motiven unserer kleinen Stadt. Viele Wege am Holzgraben, immer wieder eine Fundgrube für Fotografen und Maler, die schon besprochene Wipperbrücke, Silhouetten aus allen Richtungen, die engen Straßen um unsere Kirche, den Marktplatz zu alten Zeiten mit Bäumen und Brunnen usw. Man konnte sich

mit ihm so wunderbar unterhalten, er war ein begeisterter und begabter Maler, wollte aber von dieser Kunst alleine nicht leben. Ich glaube, dass er auch ein guter Pädagoge war, denn er sprach gerne von seiner Schule in Berlin und seinen Schülern. Wir hatten uns beide an diesem Nachmittag ganz schön die Nase begossen, denn so war alles leichter zu ertragen. Max Hasenbusch hatte viele Pläne ... wenn alles vorbei war: Er wusste wohl selbst nicht, wie krank er war.

Nachts hörte man jetzt erstmals das Grollen der russischen Artillerie. Pollnow war in Feindes Hand. Unser beliebtes Ausflugsziel mit dem Aussichtsturm und der Walkmühle, einer sehr beliebten schönen Kampfbahn, in der ich einmal, von einigen jungen Damen angefeuert, Günter Kunert⁴³ und Martin Siedler im 100-m-Lauf besiegte. Die Heimatstadt von Kurt Österreich, der bei meinem Vater gelernt hatte und später noch einige Jahre als Techniker bei uns tätig war. Ein Allerweltskerl, ein Haudegen. Wir trafen uns in Russland und mussten feststellen, dass wir in einer Division waren, Infanterist und Pionier. Beide wurden wir schwer verwundet.

Die Frontlinie lag jetzt bei Jannewitz, man sprach von schweren Kämpfen.

4.3. März - Die Katastrophe

1. März. Donnerstag

Heute wurde ein verzweifelter Versuch unternommen, unsere Frauen und Kinder aus der Stadt herauszubringen. Barchert, Kutscher und Hausmeister meines Onkels Klemz, machte den großen, gummibereiteten Vier-Tonnen-Pferdewagen starklar. Meine Cousine Ursel Jürs, geb. Klemz, mit Tochter Gudrun und Mann, Frau Kunkel⁴⁴ mit Marianne und Gundolf sowie meine Schwester, fuhren am Vormittag aus der Stadt in Richtung Köslin. Meine Warnung wurde nicht beachtet, sie wollten in Köslin noch einen Zug oder ein Auto erreichen. Auf die vielen Gerüchte durfte man nicht mehr hereinfallen. Ich glaube, unser frisch gebackener Leutnant, Heinz-Günter Jürs, ritt hier eine Attacke, die leider oder Gott sei Dank, bei dem Dorf Karwitz⁴⁵ schon beendet war. Wegen starken Artilleriebeschußes war diese Straße bereits gesperrt. Am Nachmittag waren alle wieder gesund zu Hause. Ein Ende mit Schrecken blieb allen Beteiligten erspart.

Das Dröhnen der Geschütze hörte man nun immer deutlicher. Wir wussten aber nicht, ob es die eigenen oder die russischen waren. Für Frontsoldaten ein vertrautes Geräusch, aber was bedeutete es für Frauen und Kinder? Die Nervosität unter der Bevölkerung wurde immer größer. Der Ortsgruppenleiter unserer Stadt, Werner Pomplun⁴⁶, hielt am Abend des 1. März auf dem Marktplatz eine Ansprache „an das Volk“. Die

⁴³Schüler des Gymnasiums und guter Sportler.

⁴⁴Karoline Kunkel, Pollnow Str. 6.

⁴⁵Am 01.03. hatte eine russische Panzer-Vorausabteilung die Straße bei Nemitz und den Grabow-Übergang, von Pollnow kommend, gesperrt.

⁴⁶Sohn des Sägewerksbesitzers Hermann Pomplun, Kösliner Vorstadt 86

öffentliche Meinung der Bürger hatte ihn wahrscheinlich dazu gezwungen. Was wir erfahren war nichts. Am Ende seiner Ausführungen bemerkte er, wir könnten beruhigt nach Hause gehen, die Gefahr wäre „fürs Erste“ gebannt. Wir gingen alle nach Hause, aber keiner war beruhigt. In dieser Situation musste ein aufrichtiger Mensch und Parteiführer ein offenes und ehrliches Wort sprechen, er hätte Farbe bekennen müssen, und wenn er, wie die Bürger dieser Stadt, nichts Genaues wusste, wäre zu dieser Stunde die Parole "Rette sich, wer kann" wohl angebracht gewesen. Diese Worte auf eigene Faust hätten alle Schlawer sehr gut verstanden. Hirngespinnste, Parolen, Phrasen oder gar bewusste Lügen der Bevölkerung zu erzählen, war verantwortungslos.

Verhängnisvoll wurden sie für viele, die schönen Worten Glauben schenkten, denn die Gefahr war nicht gebannt, sie war zum Greifen nahe.

Der ersehnte Befehl zur Freigabe von Lebensmitteln kam nicht, Kaufleute, Fleischer, Bäcker usw. hatten ihn vergeblich erwartet. Ein Wahnsinn in höchster Potenz, jetzt noch Lebensmittel auf Marken zu verkaufen. Alle, die unsere Stadt verließen, um sich in den umliegenden Dörfern zu verkriechen, konnten sich nicht einmal mit dem allernotwendigsten Vorrat eindecken. Es war überall alles reichlich vorhanden. Wo waren die Verantwortlichen oder wer waren die Verantwortlichen, die für diese dringende Notwendigkeit das längst überfällige Startzeichen hätten geben müssen?

Meine Mutter sagte oft zu mir, ich sollte für alle Fälle unseren großen Ziehwagen in Ordnung bringen, falls wir doch noch die Stadt verlassen müssten. Ich fasste dies als Spaß auf. Wenn ich den großen Ziehwagen sah, dachte ich immer an Guste Abel, sie war früher „eine der besten Waschfrauen Schlawes“, jahrelang zog sie auch unseren Wagen vollbeladen mit Wäsche auf den Trockenplatz am Gemeindehaus. Nun, meine Mutter sollte Recht behalten. Mir wäre zwar unser Opel lieber gewesen, er stand aber nicht mehr in unserer Garage, man hatte ihn „eingezogen“.

In der Nacht vom 1. zum 2. März wurde das nie Geglaubte grausame Wirklichkeit. In Anbetracht des näherrückenden Artilleriefeuers beratschlagten wir mit Familie Klemz und kamen zu dem Entschluss, Frauen und Kinder aus der Stadt herauszubringen. Der große Vier-Tonnen-Pferdewagen meines Onkels trat abermals in Aktion und wurde noch nachts beladen. Unsere Sachen waren mit einkalkuliert, es war aber eine Fehlspekulation. Der Wagen war schnell überfüllt. Man hatte in aller Aufregung vergessen, dass es auf die Flucht ging und nicht auf eine Wochenendfahrt oder einen Betriebsausflug. Jeder wollte am liebsten alles mitnehmen, sicher war es schwer, sich innerhalb weniger Stunden von seinen liebgewonnenen Habseligkeiten zu trennen. So war es auch verständlich, dass die Unvernunft Blüten trieb. Alles Bitten, nur das Notwendigste zu greifen, war vergebens. Harte Worte fielen, denn die Vernunft musste siegen! Nach dem strengen Reglement durfte jedes Familienmitglied einen Koffer mitnehmen. Lebensmittel und Menschen mussten auf den Wagon, d.h. alte Frauen und kleine Kinder. Tante Missen Klemz hatte für alle gut vorgesorgt, in den ersten Tagen war keine Not zu befürchten. Zusätzlich musste nun doch unser Ziehwagen aktiv werden.

2. März 1945, Freitag

Meine Schwester Brigitte, unsere tapfere Oma, Mutter meines Vaters, mit ihren 83 Jahren, unsere Köchin Erna Sill, die schon 14 Jahre bei uns tätig war, und meine Mutter gehörten nun zu dem Treck, der in den frühen Morgenstunden des 2. März die Stadt verließ. Ida Last, unsere zweite Hausangestellte, die auch schon neun Jahre mit uns Freud und Leid getragen hatte, blieb nicht bei uns, da Eltern und Geschwister in Alt-Warschau auf sie warteten.

Ein schwerer Schritt für uns alle. Vom Geborgensein im eigenen Haus in fast drei Jahrzehnten jetzt der Abschied zum schwersten Gang des bisherigen Lebens, ohne Ziel, mit

unvorstellbaren körperlichen und seelischen Anforderungen und der Gefahr für Leib und Leben.

Meine Mutter war tapfer wie immer, als sie "ihr Haus" vielleicht für immer verließ. Wer aber kennt nicht das Gesicht seiner Mutter, um zu beurteilen, was in diesen Momenten in ihr vorging.

Mutter - Deine Wege,
Die Du gehst sind schwer.
Unsere Herzens-Schläge
gehen in Gedanken vor Dir her.

Mutter - Deine Liebe
War uns mehr als Glück,
Wenn uns nichts mehr bliebe.
Ist es doch Dein Blick.

Dein Haus soll uns bald wieder Obdach sein.
Wenn es gibt ein Wiedergeben;
Dann wollen wir in hellem Sonnenschein
Unsere Heimat neu erleben!

Zwei starke braune Pferde stampften davon und zogen eine schwere Last. Es war kalt an diesem Morgen und wir hatten unsere alten Frauen und die Kinder in warme Decken gehüllt. Circa 25 Mann stark war dieser Treck. Außer der Familie meines Onkels, vielen seiner Angestellten und zu unserer Familie, gesellte sich noch Frieda Fenske, eine gebürtige Schlawerin aus Berlin, wo sie dem Bombenterror entronnen war. Sie war die Schwester von Leo Kämmerer⁴⁷ aus München und eine gute Freundin unserer Familie.

Den Untergang ihrer Geburtsstadt erlebte sie nun in unserem Familienkreis. Das erste Ziel unseres Trecks war das Jagdhaus in unserem Schlauer Stadtwald, sieben Kilometer - gegenüber vom Stadtförster Scharnweber - zur linken Seite auf dem Wege nach Jershöft.

Die Verwalter dieses Hauses, Familie Karsten, hatte hier für uns alle Quartier gemacht. Für jede Familie war ein Raum vorgesehen. Ja, hier hätte man es noch ausgehalten, hier war noch Ruhe. Fern der hektischen Atmosphäre in der Stadt und aller Gerüchte. Ich hatte unsere Lieben mit dem Fahrrad begleitet, fuhr am Nachmittag aber wieder in die Stadt zurück. Mein Vater und unser französischer Techniker Camille (Kriegsgefangener), der bei uns wie ein Kind im Hause war, hielten weiterhin die Stellung in Haus und Stadt. Wir drei waren jetzt ganz allein - Männerwirtschaft! Essen gingen wir zu meiner Cousine Ursel Jürs, die mit ihrem Mann Heinz-Günther und wenigen Angestellten in ihrem Hause und ihrem Geschäft geblieben waren. Meine Tante kam jeden Tag aus dem Jagdhaus zurück in die Stadt, denn das Geschäft lief ja noch auf vollen Touren. Auch mein Vater behandelte nach wie vor die letzten, unentwegten Patienten. Camille leistete treu und brav Hilfestellung. Wie mag ihm und seinen Kameraden wohl zu Mute gewesen sein? Sie waren ja noch immer Kriegsgefangene. Ihre Befreiung durch die russischen Truppen stand kurz bevor. Waren sie hierüber glücklich, dass sie bald

⁴⁷ Oberregierungsrat, Verfasser des Buches „Aus der Heimat“ zusammen mit dem Lehrer Walter Poepel, Hindenburgstr. 24, Gießen 1962.

nach Hause konnten, oder hatten auch sie sich alles anders vorgestellt? Die Angst auf das, was auf uns und sie zukam, hatte alle französischen Kriegsgefangenen in den Bann gezogen. Was sie aber in Wirklichkeit dachten, konnte keiner ergründen.

Ich versorgte meinen Vater und Camille mit allem, was das Haus Mielke noch zu bieten hatte und was speziell der Keller noch hergab. Statt Morgenkaffee gab es einen guten Tropfen von der Mosel, Alkohol betäubte den Magen und beruhigte die Nerven. Einge-machtes Obst war noch reichlich vorhanden und die Russen hätten nichts damit anzu-fangen gewusst. Mein Ehrgeiz war es, unseren "Befreier" nichts zu hinterlassen. Ich habe es nicht ganz geschafft!

Das Radio lief unentwegt, gespannt verfolgten wir die Nachrichten - Stunde um Stunde. Bald musste Schlawe ja auch erwähnt werden.

Telefonisch gaben wir jede Meldung weiter ins Jagdhaus zu unseren Angehörigen. Alle Achtung, die Telefonistinnen auf dem Amt hielten auch noch ihre Stellungen! Am 2. März 1945 in den Nachmittagsstunden meldete der Wehrmachtsbericht:

„Feindliche Panzerspitzen drangen auf schmalem Raum weiter nach Norden vor, und erreichten die Straße Köslin - Schlawe!“

Diese Meldung, original wiedergegeben, war die allerletzte, die wir in unserem Haus noch hören konnten. Unsere allerletzte Hoffnung zerbrach, der bewußte Strohalm schwamm dahin.

Mit Beginn der sowjetischen März-Offensive waren die Tage Hinterpommerns gezählt. Marschall Schukows Divisionen überrollten unsere Städte und Dörfer, die Armeen Rokossowskis stießen in die Danziger Bucht vor. Schlawes Nachbarstädte Neustettin, Rummelsburg, Pollnow, Zanow, Köslin usw. hatten die Sowjets schon eingenommen.

3. März 1945, Samstag

Am 3.3. erreichte Madga Georg mit ihrer Mutter in einem Auto aus Bütow noch Schlawe. Das Schicksal der Frau meines Freundes Otsch lag mir sehr am Herzen. Wieviele schöne Stunden hatten wir gemeinsam verlebt. Ich war mit vielen anderen Schlawer Freunden dabei, als die beiden sich kennenlernten, wir verbrachten gemeinsame Urlaubstage im Seebad Jershöft, wir sahen uns öfter in Stettin, ich war noch im Mai 1944 Trauzeuge als beide heirateten, und nun in den letzten Stunden blieben uns noch wenigstens ein paar Worte des gegenseitigen Trostes für ein gutes Überleben. Unsere Gedanken eilten auch zu ihrem Mann, meinem Freund. Ihm mussten, wo er auch zur Zeit weilte, die Ohren klingen. Sicher waren auch seine Gedanken in der Heimat, die jetzt ihren letzten Stunden entgegen ging. Noch waren wir da, noch lebten alle, aber noch stand uns das Schlimmste bevor. Karl-Heinz suchte sicher in Gedanken seine Frau, seine Eltern und vielleicht dachte er auch ein wenig an mich, seinen guten Freund Pietje, der nach allem Kriegs-Schlamassel nun abermals in größten Nöten war. In den Dörfern, ca. 15 km südwestlich von Schlawe, tobten schwere Kämpfe. zusammengewürfelte Kampfgruppen, abgekämpfte Reste deutscher Einheiten, nicht ausgebildete Volkssturmlaute ohne festen Zusammenhalt, sie waren einem massierten feindlichen Ansturm nicht gewachsen.

An Schlaf war bei uns nicht mehr zu denken. Nächtelang lagen wir halbangezogen und fielen nur in Halbschlummer. Alle Sachen standen griffbereit. Fortgesetzt schellte das Telefon, unsere Angehörigen im Stadtwald warteten auf uns. Bekannte riefen an, mit neuen Meldungen, Gerüchten, Halbwahrheiten und Tatsachen. Auf der Straße draußen rollten unaufhörlich die Trecks. Es waren jetzt keine Ost- und Westpreußen mehr, unsere engsten Landsleute aus umliegenden Dörfern waren nun auf den Beinen. Die typischen, großen Leiterwagen waren hochbeladen. Ich lief oft auf die Straße, um zu erfahren aus welchen Dörfern sie kamen. Ein jammervolles Bild, da es sich meistens um ältere Leute

handelte. Ich fragte die alten Männer und die verummten Mütterchen, wo sie herkämen: sie kamen aus Quäsdow, Suckow, Hohenzollerndorf, später aus Malchow, Karwitz, Bewersdorf, Marienthal usw. Hörte ich Soltikow, so fragte ich nach den Brüdern Machals, unseren Verwandten: keiner wusste etwas.

Fragte man diese Menschen: "Wo wollt ihr hin?" so waren Schluchzen und Tränen die Antwort. Zusammengekauert saßen sie in der Kälte auf ihren Wagen und lenkten die Zügel ins Ungewisse. Der treue Haushund lief neben seinem Herrn und wollte auch nicht dem Iwan in die Hände fallen. Unser brauner Kurzhaardackel "Lump der Dritte" hatte sich schon einige Zeit vorher "abgesetzt", hoffentlich erfolgreich. Vermutlich hatte er bei einer durchziehenden deutschen Wehrmachtseinheit Anschluss gefunden.

So irrte alles planlos auf den Landstraßen hin und her. Im Westen war jetzt der Russe, nur der Osten bis Danzig war noch frei. Von Osten hatte man die russischen Truppen erwartet. Von Süden und Westen marschierten sie nun auf unsere Stadt zu. Diese sogenannten Kesselschlachten hatten die russischen Generäle von der deutschen Heeresleitung gelernt, sie konnten sie jetzt erfolgreich praktizieren und taten das auch. In der Nacht vom 3. zum 4. März ließ ein kleiner russischer Aufklärer, an der Ostfront unter dem Namen "Kaffeemühle" bekannt, drei Bomben in der Nähe des Schlauer Bahnhofs fallen. Sollte etwa ein Bombenangriff der Anfang vom Ende sein? Bomben auf eine so kleine Stadt, die fast schon menschenleer war? Es war eigentlich nicht denkbar, aber diese Gedanken beschäftigten uns. Schlawe war natürlich immer noch ein kleiner Kontenpunkt.

5. März 1945, Montag

Eine der ganz wenigen Familien in unserer Stadt, die nicht nervös waren und bis zuletzt Ruhe bewahrten, war die Familie Dahnz⁴⁸. Am Abend des 5. März wurde mein Vater mit mir von seinem Freund Otto eingeladen. Er wusste, wir waren alleine und bat uns zum Abendbrot. Gemeinsam holten wir die letzten guten Tropfen aus dem Keller und suchten gegenseitig Ermunterung. Natürlich endete jedes Gespräch immer beim gleichen Thema. Mutter und Vater Dahnz waren beruhigt, dass sie ihre drei Töchter noch auf die große Reise geschickt hatten. Sie vermuteten Kate, Hanna und Eka in Sicherheit, obwohl sie noch ohne jede Nachricht waren. Von ihrem Sohn Werner wussten sie natürlich auch nichts. Oft tranken wir in dieser Nacht auf das Wohl ihrer Kinder. Otto Dahnz führte uns in dieser Nacht noch durch sein Geschäft und seine Lagerräume, als wollte er sagen: „Schaut her, für alles musste man sich lange mühen, dies Geschäft haben wir uns in Jahrzehnten auf- und ausgebaut, schon morgen kann alles vorbei sein!“ Wir öffneten die Dachluke auf dem Boden und sahen südlich von Schlawe einen feuerroten Himmel. Welches Dorf das Brandopfer war, konnten wir nicht feststellen.

Es wurde wieder spät in dieser Nacht, Vater und ich gingen nach Hause, ohne dass wir richtige Ruhe fanden.

Knappe 48 Stunden später lebte Familie Dahnz nicht mehr. Sie wurden kurz nach dem Einmarsch der russischen Truppen in die Stadt Schlawe am 7. März von den "Befreiern" ermordet. Mit dem Ehepaar Dahnz starben auch die Eltern von Mutter Dahnz. Im Glauben an das Gute mussten diese Menschen ihr Leben lassen. Sie hatten nach dem Einmarsch an eine normale Besatzung geglaubt, deshalb die Ruhe vorher und das Verblei-

⁴⁸ Otto Dahnz, Inhaber des Geschäftes für Eisenwaren, Baubedarf, Feuerung, Haushaltswaren usw., Kösliner Str. 19/ 20, oo Frieda Carpus aus einer ursprünglich Rügenwalder Familie.

ben in Stadt und Haus. Dieser Irrtum war tödlich. Als eine der ersten Schlauer Einwohner mussten diese unschuldigen Menschen ihr Leben lassen.

Den alten Freunden meines

Elternhauses An dieser Stelle ein ehrendes Gedenken !

Wer sie so gut kannte und noch die letzten

Stunden mit ihnen zusammen war, wird sie

Nie vergessen !

6. März 1945. Dienstag

Der 6. März ist der Schicksalstag meiner Heimatstadt. Dieser Dienstag war ein trockener, kalter und klarer Märztag. Am frühen Morgen traf ich mit Magda Georg zusammen, beide hatten wir noch einige Einkäufe zu tätigen. Magda war noch Ende Februar aus Stettin gekommen, um ihre Mutter aus Bütow herauszuholen. Sie kamen aber nicht mehr fort und blieben nun bei den Schwiegereltern in Schlawe. Bei unserem Einkauf erlebten wir die letzten Wehen einer immer noch überspannten Organisation, die aber trotzdem nicht zu funktionieren schien.

Wir kauften das letzte Mal unsere gute „pommersche Wurst“. 30 Im Fleischerladen Sielaff⁴⁹ in der Marktstraße wollte man noch Marken von uns haben!! Die Angst vor der Obrigkeit war auch in diesen letzten Stunden noch groß. Dabei sah man niemand mehr von diesen „Herren“.

Ich verabschiedete mich von Magda mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen“. Bald wäre es nicht mehr dazu gekommen. Ich eilte in das Geschäft meines Onkels Klemz und wollte meine Tante bitten, die Lebensmittel an die Bevölkerung zu verteilen. Der Aufbruch stand unmittelbar bevor. Gegen 10:00 Uhr war ich Zeuge eines Telefonats zwischen meiner Tante und dem Wirtschaftsamt. Diese Behörde wäre für diese Aktion zuständig gewesen. Der Gesprächspartner ist nicht mehr bekannt. Jedenfalls wurde die Freigabe abgelehnt. Man wollte den Räumungsbefehl abwarten. Welcher Mensch hätte dann noch Zeit, Lust und Ruhe zum Einkaufen gehabt? Guter Rat war teuer, wir waren uns einig und griffen kurzentschlossen zur Selbsthilfe. Ein großer Teil der Lebensmittel auf dem Lager meines Onkels waren vom Wirtschaftsamt plombiert. Frauen und Kinder stürmten in den Laden, sie wollten dieses und jenes, vor allem natürlich Lebensmittel. In allen Familien und Häusern war man zum Verlassen der Stadt vorbereitet. Verzweifelt baten die Hausfrauen um die Notwendigkeiten, die man für die nächsten Stunden und Tage dringend benötigte. Herzerreißende Szenen, man wollte und konnte, durfte aber nicht helfen, man wusste, dass vielleicht in einer Stunde alles vorbei war. Wo waren die Verantwortlichen, wer war überhaupt verantwortlich? Keinen sah man, keiner war da. Einige treue Angestellte meines Onkels, die bis zur letzten Stunde hinter dem Ladentisch standen, der junge Drews, Gastwirtssohn aus Kannin, meine Cousine Ursel und ihr Mann in Uniform und ich ergriffen in eigener Verantwortung die Initiative. Wir schlepten die Butter und Schmalzfässer aus dem Keller und von den Speichern in den Laden. Mit beiden Armen bis zu den Ellbogen im Fett, verteilten wir es an die wartenden Frauen. Wir schufteten, was in unseren Kräften stand. Es sprach sich herum, immer mehr Frauen kamen, holten, gingen und kamen wieder.

Meine Tante hatte Angst um uns, was wir taten war verboten, wir entfernten die Plomben von Paketen und Säcken mit Mehl und Hülsenfrüchten. Der ganze Laden stand voller Menschen. Wir gaben aus, was wir nur geben konnten. Ohne Befehl, ohne Genehmigung!

⁴⁹ Franz Otto Sielaff, Fleischermeister

Mitten in unsere so gut laufende Selbsthilfe-Aktion vernahmen wir das Läuten unserer Glocken. Lauter und lauter wurde ihr Klang, man empfand es jedenfalls so. Niemals zuvor erschien das Geläut so vernehmbar wie in diesen Minuten. Glockenklang in unserer kleinen Stadt, das war bisher ein Wohlempfinden — gegenwärtig war es Mahnung, Appell und zugleich Aufforderung an alle Bewohner dieser Stadt, sie umgehend zu verlassen. Es war der 6. März 1945 - 11:00 Uhr - . Der Schicksalstag, die Schicksalsstunde meiner Vaterstadt: Ich habe sie miterlebt!

Unser Gewissen war etwas erleichtert, weil wir wenigstens noch im letzten Augenblick sehr vielen Menschen geholfen hatten.

Nun schloss auch dieses Geschäft, das einen großen Teil der Schlauer Bevölkerung einige Jahrzehnte mit Drogerieerzeugnissen und Lebensmitteln bestens versorgt hatte, seine Türen. Was alleine in diesem Betrieb, der in seiner Branche führend in unserer Stadt war, an lebensnotwendigen Gütern nicht mehr zur Ausgabe gelangte, ist kaum zu schildern. Unmengen von Lebensmitteln und Gebrauchsgütern fielen den "Befreiern" in die Hände und der Feuersbrunst zum Opfer.

Ich eilte noch schnell in die Stolper-Vorstadt, um mich von Familie Georg zu verabschieden. Die Eltern und die Frau meines Freundes mit ihrer Mutter standen zur Abfahrt bereit. Ich drückte den Eltern die Hände und wünschte ihnen Kraft und Gesundheit, um alles zu überstehen, was auf sie zukam. Sie versprachen tapfer durchzuhalten, ihr einziger, großer Wunsch: Ihre Kinder wiederzusehen. Ruth Georg im Dienste des Deutschen Roten Kreuzes, Uli und Karl-Heinz Georg im grauen Rock. Beim Abschied von der tapferen Frau meines Freundes standen uns beiden Tränen in den Augen. Viele schöne Stunden hatten wir gemeinsam in unserer Heimat verlebt. Jetzt in dieser Stunde musste jeder sein eigenes Päckchen auf den Rücken und sein eigenes Schicksal in die Hand nehmen. Alle Wege trennten sich und keiner wusste und konnte voraussagen, wo sie endeten. Beim letzten Händedruck wussten wir nicht, ist es ein Abschied für immer oder nur für kurze Zeit? Magda hatte sich zur Flucht entschlossen. Für junge Frauen war es nun einmal der bessere Weg, wenn es noch eine Möglichkeit gab.

Beim Erreichen der deutschen Reichsgrenzen hatte der bekannte Sowjet-Literat Ilja Ehrenburg seinen berüchtigten Aufruf an alle Soldaten der russischen Armeen verkündet. Durch Parolen, Ansprachen, Zeitungen und Soldatensender wurde er verbreitet:

„Rotarmisten! Ihr betretet jetzt die Höhle der blonden Bestie! Tötet! Tötet! Tötet! Brecht den Hochmut der germanischen Frauen. Sie sind Eure rechtmäßige Beute!“

Ich musste immer wieder an die Flüchtlinge aus Ostpreußen denken, sie hatten uns geschildert, was sich dort abgespielt hatte. In den östlichsten deutschen Orten, Goldap und Nemmersdorf, hatte bereits im Oktober 1944 die Jagd von russischen Soldaten auf deutsche Frauen begonnen.

Flugzettel mit besagtem Aufruf lagen auch in den Straßen unserer Stadt. Wahrscheinlich hatte der nächtliche Aufklärer sie fallen gelassen.

Magda Georg nahm Abschied von Mutter und Schwiegereltern. Das Lebewohl war sicher eines der schwersten ihres Lebens. Grau wie der Himmel stand vor ihr die Welt. Sie war gut beraten, als sie sich zur Flucht entschlossen hatte. Manchmal entscheidet ein Augenblick oder ein plötzlicher Entschluss über das weitere Schicksal. Tapfer wagte Magda einen abenteuerlichen Weg, von nun an alleine auf sich gestellt. Ein Wehrmachtsauto nahm sie mit nach Gotenhafen. Hier erreichte sie ein Torpedoboot, das morgens um 5:00 Uhr im Geleit von drei anderen Booten den Hafen verließ. Endlich an Bord eines ersehnten Schiffes. Glück, großes Glück, aber noch keine endgültige Rettung für alle die, die von diesen Booten aufgenommen wurden. Auch die Ostsee war jetzt zu einem gnadenlosen Kriegsschauplatz geworden. Glück und Unglück liegen oft dicht

beisammen. Gegen 7:00 Uhr, auf der Höhe von Heia, wurde dieses Geleit beschossen. Das Torpedo-Boot von Magda wurde getroffen. Die Panik kann man sich vorstellen. Innerhalb von sieben Minuten versank das Boot nach dem schweren Treffer in der wogenden See. Die drei Begleitschiffe kamen zur Hilfe und nahmen die Schiffbrüchigen an Bord. Magda wurde gerettet. Beinahe wäre auch ihr die Ostsee zum Schicksal geworden. Die Fahrt ging weiter nach Dänemark. Hier verbrachte Magda 18 Monate hinter Stacheldraht, bis sie im Oktober 1946 aus dem Internierungslager nach Deutschland entlassen wurde. Wir nahmen sie in Lübeck in Empfang.

Mein Vater wartete auf mich zu Hause voller Ungeduld. Den Entschluss, in der Stadt zu bleiben, hatten wir noch nicht aufgegeben. Am Nachmittag dieses 6. März setzte der Beschuss auf unsere Stadt ein, etwa aus Richtung Quatzower Wald. Unheimlicher wurde es, als die ersten Granaten in unserer Strasse einschlugen, zwischen dem Hospital⁵⁰ und dem Weidemann'schen Haus⁵¹.

Die noch in der Stadt weilenden Frauen und Kinder waren natürlich vollkommen kopflos geworden. Eine alte Patientin meines Vaters bat um eine Dosis Schlaftabletten, sie wollte mit ihrem Kinde aus dem Leben scheiden. Es war nur ein Beispiel von vielen, und zeigte die Nervenverfassung der Menschen. Mein Vater brachte es nicht über sein Herz und verweigerte das Medikament.

Die Einschläge russischer Granaten wurden stärker. Am Stadtrand gab es die ersten Toten durch den feindlichen Beschuss. Telefonisch erreichten wir unsere Lieben immer noch, auch sie hatten draußen im Walde das Donnern der Kanonen gehört, und warteten voller Ungeduld auf uns. Für meinen Vater, unseren französischen Techniker und mich, kam nun der Aufbruch. Ein Schneesturm hatte unsere Stadt zum Abschied in ein weißes Kleid gehüllt, die Straßen waren glatt. Unsere Fahrräder standen bereit, wir verließen unser Haus. Ich muss ehrlich gestehen, es war ein furchtbarer Augenblick. Für mich und ganz besonders für meinen Vater. Camille und ich standen schon auf der Straße und warteten auf ihn. Er war noch im Garten und hatte zum letzten Male seine Brieftauben gefüttert. Dann verließ auch er sein Haus, wie ein Kapitän, der als Letzter sein Schiff verlässt, wenn es zu sinken droht. Er war nicht ganz schlüssig, ob er die Haustüre abschließen oder offen lassen sollte. Es wäre egal gewesen, gefühlsmäßig verschloss er sie. Unserm Franzosen kullerten die Tränen, ich musste mit mir kämpfen, denn ich wusste, was dieser Augenblick für meinen Vater bedeutete, und was in seiner Seele vorging. Er konnte nicht ahnen, dass er seine Haustüre zum letzten Male verschlossen hatte, und daß er sein Haus nie wieder betreten würde. 34 Jahre hatte er mit Erfolg in seinem Beruf gearbeitet. In dieser Zeit hatte er es zu einem guten Wohlstand gebracht. Vielen Menschen hatte er geholfen und sie während dreier Jahrzehnte von Schmerzen befreit. Sein Haus mit dem großen, dahinterliegenden Garten hatte er im Jahre 1919 von dem Sanitätsrat Dr. Mulert gekauft. In diesem Augenblick musste er es einem Ungewissen Schicksal überlassen. Schweren Herzens schwangen wir uns auf die Räder und fuhren in Richtung Schlauer Stadtwald/Jagdhaus.

Wir holten meine Cousine Ursel ab, und versorgten uns noch mit Rauchwaren aus dem Tabaklager meines Onkels. Heinz-Günther Jürs durfte als Offizier die Stadt nicht verlassen, und musste sich dem Standortkommandanten zur Verfügung stellen. Die Fahrt auf der verschneiten Straße, dazu ein tolles Schneegestöber machte uns allen zu schaffen. Wir hatten zu tun, dass wir uns auf unseren Rädern hielten, immer wieder rutschte einer

⁵⁰ Städtisches St. Georgen Hospital, Adolf-Hitler-Str. 30/32.

⁵¹ Margarete Weidemann (Tante Grete),Schülerpension, Adolf- Hitler - Str. 26.

aus. Gesprochen wurde nicht viel, die Gedanken meines Vaters waren noch ganz woanders. Die vielen glücklichen Stunden, die er in seinem Hause und seiner Familie im Laufe der Jahrzehnte erlebt hatte, zogen im Fluge an ihm vorüber.

Höhepunkte waren der Oktober 1937, sein 25jähriges Praxis-Jubiläum und ein Jahr später, am 14. Oktober 1938, die Silberne Hochzeit meiner Eltern, auch uns Kindern sind diese Feiertage unvergessen und werden immer in unserer Erinnerung weiterleben. Sicher dachte er auch an die vielen von verantwortungsvoller Arbeit erfüllten Stunden in seiner Praxis und seinem Labor. Bis zur letzten Stunde stand er seinen Patienten zur Verfügung.

Eine Detonation - eine Granate schlug nicht weit von meinem Vater ein, der als erster radelte. Beinahe hätte es uns erwischt! Wir nahmen volle Deckung im Straßengraben. Camille, ein guter Kerl obwohl kein Held, wurde ängstlich, mir reichte mein Eisen im Körper auch. Der Schreck war uns allen in die Glieder gefahren. Wir schoben unsere Fahrräder jetzt bis zum Waldrand, dann waren wir in Deckung, anscheinend konnte man uns sehen, oder man hatte die deutschen Artilleristen gemeint, die gerade ihre Geschütze in Stellung brachten. Etwas später hörten wir noch, wie sie ihre kargen Bestände an Munition verschossen. An das Getöse musste man sich nun wieder gewöhnen.

Unsere Angehörigen standen vor dem Jagdhaus schon zum Abmarsch bereit. Das immer stärker werdende Artilleriefeuer hatte sie dazu veranlasst. Einen Schluck heißen Kaffee mit Streuselkuchen, den unsere Erna versalzen hatte, sie hatte statt in den Zuckerbeute] in den Salznopf gegriffen, dann ging es weiter, der Ungewissheit entgegen. Unser Treck, mit unserm Vier- Tonner mit zwei kräftigen Pferden und dem Ziehwagen, war nun vollzählig. Frau Fenske hatte das Jagdhaus vorher verlassen. Sie hatte sich in den Hästerkaten durchgeschlagen und glaubte, hier etwas außerhalb der Stadt bei der befreundeten Familie Steinhorst in AH Warschow einen sicheren Unterschlupf zu finden, der Treck war ihr zu strapaziös. Es sollte später ihr Unglück sein. So ging unsere Flucht vor der drohenden Gefahr weiter durch unseren Schlauer Stadtwald in Richtung AH Krakow - Kannin. Der Weg durch Eis und Schnee war beschwerlich für Menschen und Tiere. In der verlassenen Oberförsterei an der Straße war unsere erste Rast. Haus und Ställe waren leer.

Ein größerer Trupp französischer Kriegsgefangener kam die Straße entlang, sie wollten dorthin, wo wir herkamen, in die Stadt. Für sie kam nun die Befreiung. Nach jahrelanger Kriegsgefangenschaft wollten sie nach Hause. Verständlich, dass unser Camille den Wunsch hatte, sich jetzt seinen Landsleuten anzuschließen. Wir nahmen es ihm nicht übel. Schweren

Herzens verabschiedete er sich von uns. Einige Jahre war er in unserem Haus gewesen, und hatte zur Zufriedenheit meines Vaters gearbeitet. Er hatte an unserem ganzen Familienleben teilgenommen und profitierte natürlich auch vom guten Herzen meiner Mutter. Nun kam der Abschied nach einer so langen Zeit. Seine und unsere Wege gingen nun ins Ungewisse. Wir alle wünschten ihm von ganzem Herzen Gesundheit und Glück, und daß er seine Familie in St. Etienne bald wiedersehen möge.

Wir mussten weiter, wohin eigentlich? Genau wussten wir es selbst nicht. Unterwegs trafen wir Otto Granzow, unseren Verwandten aus Schlawin. Auch er war mit einem Treck unterwegs. Der Schneesturm wurde immer heftiger. Da es eisig kalt war, wärmten wir uns noch bei Gastwirt Drews in Kannin etwas auf. Ganz plötzlich stand Heinz-Günther Jürs vor uns. In Schlawe hatten sich die letzten Formationen der Wehrmacht aufgelöst. Er war uns nachgeeil und wollte sich weiter mit uns durchschlagen. Sein Ziel war seine alte Einheit an der Kurlandfront. Unser Ziel sollte der Ostseehafen Stolpmün-

de sein, weiter ging es ja nicht, unser Tagesziel war Pustamin. Wir hofften auf ein warmes Quartier bei der befreundeten Familie Trapp.

Es war nicht leicht, ca. 25 Personen unterzubringen. Die Dörfer an den Straßen zur Ostseeküste waren überlaufen. Ich fuhr mit meiner Cousine und ihrem Mann voraus, um unser Quartier bei Trapps vorzubereiten. Es war eine furchtbare Fahrt. Eisiger Schneesturm peitschte uns um die Ohren, die Straße war spiegelglatt und völlig verstopft. Treckwagen standen kreuz und quer und versperrten den Weg. Die Fahrräder rutschten, und jeden Augenblick lag einer von uns auf der Nase. Wir waren erschöpft, als wir in Pustamin ankamen. Für unseren nachfolgenden Treck war es noch schwerer gewesen, zum Schneesturm und der Eisglätte kam noch die Dunkelheit. Die Pferde konnten sich kaum auf den Beinen halten. Kutscher Borchart hatte eine große Verantwortung. Unsere Alten und die Kinder auf dem Wagen waren sehr geduldig und trotzten den Gewalten der Natur. Meine Großmutter mit ihren 83 Jahren, sowie Tante Klemz und meine Mutter, gingen allen mit gutem Beispiel voran. Die älteren Herren waren schon ungeduldiger. Spät abends landeten wir in Pustamin und Mutter Trapp nahm uns in Empfang. Die Zimmer wurden verteilt und für das leibliche Wohl war auch gesorgt. Uns ging es nun so, wie Millionen anderen deutschen Menschen aus den Ostprovinzen unseres Reiches. Haus und Hof verlassen, waren wir auf der Flucht. Jedes Gebäude war bis unter das Dach belegt. Menschen aus Schlawe und dem ganzen Kreis drängten sich hier zusammen. Der 6. März 1945, der erste Tag mit großen Strapazen, hatte hier in Pustamin sein Ende gefunden. Wir beruhigten unsere aufgepeitschten Nerven mit einem französischen "Benediktiner". Diese edle Flasche gehörte meinem Bruder. Unsere Mutter hatte sie wie ein Kleinod gehütet, für den nächsten "Heimaturlaub". 'Bis hierher und nicht weiter, sagten wir uns, jetzt musste sie daran glauben. Der Russe hätte diesen guten Tropfen doch nicht zu schätzen gewusst. Todmüde sanken wir alle auf unser hartes, aber warmes Lager.

7. März, Mittwoch

Für uns verlief die Nacht ruhig, man hörte nur die nicht abreißen Trecks und die letzten, versprengten Wehrmachtseinheiten draußen auf der Straße. Am Morgen versuchten wir nochmals, unsere jungen Frauen und Kinder die 18 Kilometer nach Stolpmünde auf den Weg zu bringen. Ohne Erfolg, die Straße war restlos blockiert. Nur höhere Militärs und Parteiführer wussten, dass die Marine noch pausenlos Tag und Nacht im Einsatz war, um die Flüchtlinge aufzunehmen. Von dieser Tatsache wurde hier im Dorf nur gemunkelt. Dem "Volk" wurde es verschwiegen, um eine Panik zu vermeiden. Stolpmünde wäre gestürmt worden. Es war ein offenes Geheimnis, daß "maßgebliche Leute" ganz still und heimlich verschwanden, und natürlich noch die rettenden Schiffe erreichten. Eigennutz ging vor Gemeinnutz, nicht umgekehrt, wie es lange gepredigt wurde. In dieser Beziehung gab es wenig schöne Begebenheiten.

H.-G. Jürs musste sich hier endgültig von uns verabschieden, er nahm Abschied von seiner Frau und seiner kleinen Tochter Gudrun, es war ein Abschied für immer. Ursel Jürs, geb. Klemz, wurde ein Opfer dieser wilden Zeit. Ihrem Mann gelang es, sich nach Danzig-Gotenhafen durchzuschlagen. Hier wurde er verwundet und kam per Schiff nach Dänemark. Im Juni 1945 wurde er nach Flensburg entlassen. Diese Stadt, und die Schwester meiner Tante, Frau Anni Lühr, waren unser Ziel, falls wir unsere Heimat ganz verlassen mussten, bzw. im Falle eine Verschleppung oder Versprengung. Jeder von uns hatte diese Anschrift im Kopf. Unsere zweite Not-Adresse war der alte Freund unserer Familie, Leo Kämmerer in München-Gräfelting. Auch diese Anschrift saß jedem von uns fest im Gedächtnis. Dorthin erwarteten wir auch eine Nachricht meines Bruders, wenn er noch lebte. Wir vermuteten ihn in russischer Gefangenschaft. So ging der 7.

März 1945 zu Ende und wir verbrachten die zweite Nacht in unserem Massenquartier. Auf der Straße war jetzt Ruhe. Wir hörten in der Ferne, Richtung Schlawe, Gewehrfeuer und das Knattern von Maschinengewehren. Brände flammten auf und erhellten den nächtlichen Himmel. Mit bangem Herzen dachten wir an unsere Stadt. Hier tobte jetzt sicher die russische Soldateska! An Schlaf war nicht zu denken, die Gedanken kreisten ruhelos. Vereinzelt deutsche Landser, die versuchten, sich in Zivil in Sicherheit zu bringen, berichteten uns, dass russische Truppen bereits in Schlawe einmarschiert seien. Unser großer Wagen stand auf der Straße vor dem Hause. Den Ziehwagen mit unseren Koffern hatte ich auf den Hof gestellt. „Doppelposten“, die sich alle zwei Stunden ablösten, bewachten beide Wagen. Mein Vater hatte plötzlich in der Nacht Alarm geschlagen, er wollte durch das Fenster russische Reiter auf der Dorfstraße gesehen haben. Waren es die Nerven, oder hatte er Recht? Keiner wollte es glauben, erst später stellte sich heraus: Die Beobachtung war richtig. In der Dunkelheit hatten reitende russische Vorposten unser Dorf erreicht und bereits hinter sich gelassen. Von wenigen gesehen - von wenigen gehört. Unsere Wagenwache war verblüfft. Tante und Cousine hatten wohl Reiter vernommen, aber nicht geahnt, dass es Russen waren.

8. März, Donnerstag

Morgengrauen, 04:15.

Es war soweit: die "Befreier" waren da!

Alles war wach und angezogen. Unzählige Male war es mir als Soldat gelungen, der russischen Gefangenschaft zu entgehen. Nun, als Zivilist und Urlauber wurde ich gezwungen, mich zu ergeben, mit Flaut und Haaren. Durch das offene Fenster drang lautes Stimmengewirr. Ich schaute hinaus, sah ein dunkles Menschenknäuel auf der Dorfstraße, das sich auf uns zu bewegte. Ich vernahm die ersten russischen Laute. Im Hause wartete alles mit höchster Spannung. Als die ersten Gewehrkolben die Haustür bearbeiteten und eine laute Meute sich gewaltsam Eintritt verschaffte, stand auf unseren Gesichtern der Ausdruck von Schrecken und Angst. Frau Künkel mit beiden Kindern, meine Schwester Brigitte und ich standen ganz dicht beieinander, unsere Eltern kamen zu uns ins Zimmer. Keiner sprach ein Wort, wir wechselten nur Blicke, die kleinen Kinder weinten.

Unten im Laden waren die Russen schon eingedrungen. Mit großem Krach und Gepolter wurde alles durcheinander gewühlt und auf den Kopf gestellt. Die Plünderer! war in vollem Gange, man suchte vor allem nach „Schnaaaaaaps“. Vielleicht war es ganz gut so, dadurch wurden sie von uns etwas abgelenkt. Ein russischer Offizier mit seinem Burschen polterte die Treppe hinauf. Die Türe wurde aufgerissen und wir blickten in die Läufe geladener Pistolen. „Hände hoch! Hände vorgestreckt!“ Blitzschnell wechselten Uhren und Ringe ihre Besitzer, und ganz schnell waren die beiden wieder verschwunden. Sie gehörten zur Kampftruppe, die sehr eilig der nahen Ostseeküste entgegenstrebte. Dann kam eine Weile garnichts, und was dann kam, war vom Übel. Die Formationen, die jetzt nachrückten, waren disziplinlose, meistens betrunkene Plünderer, Frauenjäger und Uhrendiebe. Wir hatten noch großes Glück, denn zwei ältere, sehr vernünftige russische Soldaten waren abkommandiert, unser Haus, das größte Lebensmittelgeschäft in Pustamin, zu bewachen. Es waren rühmliche Ausnahmen des Mobs, der jetzt hier im Dorfe sein Unwesen trieb. Zwei Männer, die zu Hause auch Frauen und Kinder hatten, über die das furchtbare Kriegsgeschehen hinweggebraust war. Sie konnten natürlich nicht verhindern, dass immer wieder höhere Dienstgrade, vor allem Offiziere, uns im Maus belästigten. Uhren, Uhren, Uhren, immer wieder Uhren wurden von uns verlangt. Das berühmte „Uri, Uri!“ wurde zu einem Begriff, und klang uns dauernd in den Ohren. Tausend Stück wäre man losgeworden, die Gier der Russen nach diesem Artikel war

unersättlich. In erster Linie Armbanduhren, aber auch Wand-, Stand- und Taschenuhren. Alles, was „Tick-Tack“ machte, wurde eingeheimst.

Unser großer Wagen vor der Tür wurde lautstark geplündert, was man nicht gebrauchen konnte, schmiss man in den Straßendreck. Hunger hatten diese Burschen nicht, denn Lebensmittel zertrampelte man auf dem Boden. Unser Ziehwagen auf dem Hof war nicht so interessant, man zerstückte mit Bajonetten lediglich die Koffer.

Der Inhalt war zur Zeit noch nicht beachtenswert. Meinem Vater nahm man die Brieftasche, die Geldscheine wurden zerissen und ihm in das Gesicht geworfen: „Kapitalistenschwein!“ Meine Uhr hatte man natürlich auch, in der Aufregung hatte ich vergessen, sie verschwinden zu lassen: Es wäre doch nutzlos gewesen!

Ein besonderes Stück in Gold drückte ich in die Erde eines Blumentopfes, dieses Stück wäre mir sonst zum Verhängnis geworden. Alles, was um uns russisch war, taumelte hin und her. Ein halbvoller „Iwan“ holte eine Flasche Rotwein aus der Tasche, misstrauisch mussten erst alle deutschen Männer einen Schluck trinken. Als er sah, daß keiner tot umfiel, schüttete er den eiskalten Inhalt wie ein durstiges Tier in sich hinunter. Später lag er fast besinnungslos vor der Haustür. Ein junger Offizier durchsuchte meinen Onkel, die Beute war eine goldene Taschenuhr, ein Erbstück seines Vaters. Alles ging dahin; wer sein Leben behalten wollte, musste viel Geduld aufbringen und mit geballter Faust in der Tasche Ruhe bewahren. Bis jetzt hatten wir in unserem Haus keine Toten zu beklagen, und das war ja wohl das Wichtigste. Bisher war auch keine unserer Frauen vergewaltigt worden. Es waren bislang nur irdische Güter, von denen wir „befreit“ wurden. Von größerem Unheil blieben wir dank unserer Posten verschont.

Im Hause nebenan hatte man an diesem Vormittag des 8. März den Ortsbauernführer erschossen. Wir hörten Menschen schreien, die furchtbar geschlagen wurden. Aus Ställen und Scheunen holte man deutsche Landser heraus, die sich dort versteckt hatten. In den Häusern gegenüber trieb man Frauen zusammen, sperrte sie in Keller, um sie nachts zu vergewaltigen. Ehemalige polnische Landarbeiterinnen durchstößten unseren großen Wagen, sie nahmen mit, was sie tragen konnten. Zwei unserer Frauen vertrieben dieses Gesindel. Angelockt von diesem Palaver, kam ein russischer Offizier hinzu, der die Polinnen in Schutz nahm. Von diesen Frauen aufgehetzt, stürmte er wutentbrannt in unser Haus. Er suchte unsere zwei Frauen und wollte sie erschießen, sie hatten sich versteckt, und kamen Gott sei Dank mit dem Schrecken davon. Unser Haus stand jetzt auf der Schwarzen Liste. Wer für diesen Zwischenfall büßen musste, war ich. Derselbe Offizier griff mich heraus und trieb mich mit Peitschenhieben auf die Straße. Hier standen schon ca. 30 Deutsche, ältere Männer zum Abmarsch bereit. Zwei voll trunkene Soldaten führten uns ab und „bewachten“ uns. Wurde ich das erste Opfer unseres Trecks? Es war kein schönes Gefühl, verschleppt zu werden, auch kam es in diesen Stunden um eine Liquidierung mehr oder weniger nicht an. Ich hatte mich zwar mit meinem Los abgefunden, aber merkwürdig schnell fand ich meine Fassung wieder. In dieser Situation bewegte mich nur ein Gedanke: Flucht! Die einzige Befürchtung, dass es mir nicht gelingen würde, war mein Bein, denn ich ging ja am Stock und die Verwundung machte mir immer noch Kummer. Ach, hätte ich nur meine gesunden Glieder, mit mir hätten sie es nicht so leicht gehabt, aber so war Vorsicht am Platze.

Man trieb uns ab wie eine Herde Vieh. Das Gewehr mit dem aufgefanzten Bajonett in der Hand, torkelten die betrunkenen Russen als Bewacher neben uns her. Man durfte trotzdem diese Burschen nicht unterschätzen, in dem Zustand waren sie unberechenbar. Wohin trieb man uns nun? Die letzten Häuser von Pustamin hatten wir erreicht. Die Soldaten verprügelten gerade einen Deutschen und schlugen mit den Gewehrkolben auf ihn ein. Ich nahm an, er hatte die gleichen Absichten wie ich und war dabei erwischt

worden. Als Jüngster in dieser Herde nutzte ich diese Gelegenheit geistesgegenwärtig aus. Ich lief links aus der Kolonne heraus und stand auf dem Hof eines Bauernhauses. Die prügelnden Bewacher hatten nichts gemerkt. Meine Erregung war groß, ich zitterte am ganzen Körper. Meine erste Flucht war mir geglückt, noch viele sollten folgen. Meine Leidensgenossen in der großen Herde marschierten nun ab. Wohin? Kein Mensch wusste es. Der Bauer hatte am Fenster alles beobachtet. Ich wollte in sein Haus bis die größte Gefahr vorbei war. Er ließ mich aber nicht hinein, die Angst war zu groß.

Vielleicht hätte ich auch die vielen Menschen gefährdet, die hier in dem Haus Zuflucht gesucht hatten. Über schneebedeckte Felder, Gärten und Zäune schlug ich mich zu meinen Angehörigen durch.

Meine Mutter schloss mich glücklich in die Arme und war froh, dass ich wieder bei ihr war. Der ersten Verschleppung war ich entgangen, aber die Gefahr weiterer Verhaftungen bestand immer. Die nächste Hürde ließ auch nicht lange auf sich warten. Zwei Offiziere erschienen, man suchte Opfer, das Hauptaugenmerk lag natürlich auf jungen Leuten. Ich war 24 Jahre alt und meine schwere Beinverwundung sah mir ja keiner äußerlich an. Als sie in unser Zimmer traten, lag ich angezogen auf dem Bett. Mit ein paar russischen Brocken versuchte ich ihnen klar zu machen, dass ich ein schlimmes Bein hatte. Sie sahen meinen Stock und tuschelten miteinander. Ich entnahm der Unterhaltung das Wort „Prothese“. Sie waren also der Meinung, ich hätte ein künstliches Bein. Somit war ich für sie uninteressant und vor allem „ungefährlich“. Sie verschwanden, Eltern und Schwester atmeten auf.

Eine Aufregung löste die andere ab. Die „Befreier“ befreiten uns nicht nur vom Faschismus, sie spielten jetzt alle ihre Trümpfe aus. Belästigungen folgten am laufenden Band. Betrunkene Gruppen zogen von Haus zu Haus, sie fuchtelten mit Pistolen und Gewehren herum, räuberten und plünderten nach Herzenslust. Nur Mut und eiserne Ruhe konnten uns vor dem Schlimmsten bewahren. Einer unserer tapfersten Frauen versagten die Nerven. Sie hatte Schlaftabletten genommen, die wir für den schlimmsten Fall alle bei uns hatten. Nur durch festes Zugreifen und schneller Hilfe einer anderen Frau wurde Schlimmeres verhütet. Mein Vater plagte sich mit Magenkrämpfen, auch er hatte von dem Gift genommen, aber zur rechten Zeit kam auch hier Hilfe. Alles Nervensache, aber gerade jetzt hätte ein Opfer in unserer Gemeinschaft den anderen das Los nicht leichter gemacht. Mein Vater gab mir das Versprechen durchzuhalten, er war aber von der Aussichtslosigkeit des Weiterlebens schon in diesen Stunden überzeugt. Vielleicht hat er geahnt, was ihm noch bevorstand.

Auf der Straße draußen vollzog sich der russische Vormarsch. Truppen aller Waffengattungen zogen vor unseren Augen vorüber. Ich entsann mich einer Verlautbarung, die im Winter 1941/42 an der Ostfront verlesen wurde und lautete:

„Soldaten der Ostfront! Die russischen Armeen sind zerschlagen, ihr kämpft nur noch gegen Greise und Kinder!“

Nun, im März 1945 marschierten die „Greise und Kinder“ hier an uns vorüber. Nicht nur ich war erstaunt über das gute Menschenmaterial, das wir in den Reihen der russischen Armee bewundern konnten. Die Greise hatte man inzwischen ausrangiert, und die Kinder waren zu Kämpfern herangewachsen. Nach Angst und vielen Aufregungen, nach allem Erlebten, gab es eine schlaflose Nacht, der noch viele folgen sollten.

9. März, Freitag

Es wäre unklug gewesen, weiterhin in Pustamin zu bleiben, denn das Dorf lag jetzt an einer Vormarschstraße zur Küste. Wir entschlossen uns, nach Schlawe zurückzukehren. Unsere Pferde und sogar die Räder waren noch vorhanden. Unser bester Gaul wurde kurz hinter dem Dorf von Soldaten in einen schlechten umgetauscht. Vor Stemnitz

mussten wir eine gesprengte Brücke passieren. Um ein Haar wäre unser großer Wagen in die Wipper gestürzt. Unsere Oma und die kleinen Kinder mussten ein Stück zu Fuß laufen. Wir bewunderten unsere Großmutter, die trotz ihrer 83 Jahre alle Strapazen mit einer geradezu bewundernswerten Ruhe und Tapferkeit überwand. Allen Teilnehmern dieses Trecks, jung und alt, war sie ein leuchtendes Vorbild.

Durch das Dorf Stemnitz gab es für uns einen Spießrutenlauf. Die Straße war von ehemaligen polnischen Landarbeitern übervölkert. Sie trugen weiß-rote Armbinden, als äußeres Zeichen ihrer Befreiung. Unter russischem Schutz hatten sie Narrenfreiheit im Umgang mit allem, was deutsch war. Wo sich eine Gelegenheit bot, wurde dem aufgespeicherten Hass Ausdruck gegeben. Rachedurstig stürmten sie die Bauernhäuser und alle anderen Gebäude und plünderten sie aus. Treckwagen der durchziehenden Flüchtlinge wurden angehalten, durchstöbert, und was nicht niet- und nagelfest war, ging mit. Hier wurde nur ab- und mitgenommen, auch unsere Fahrräder wurden wir los. Als wir dieses Dorf hinter uns hatten, waren wir froh. Die Straße war immer noch eisglatt, die Pferde und wir hatten zu tun, uns auf den Beinen zu halten. Frauen und Mädchen hatten sich in große schwarze Tücher vermommt, sie wollten absichtlich aussehen wie alte Großmütter. Die vorbeiziehenden Russen dachten sicher auch, hier wäre ein Altersheim auf der Flucht. Der Glücksstern strahlte noch über uns, bis jetzt war von unserem Treck noch keine Frau vergewaltigt worden. Nach langem Marsch in der Kälte kamen wir nach Altschlawe, von diesem Dorf waren es bis zur Stadt noch drei Kilometer. Viele Trecks waren auf dem Wege nach Hause, nach Schlawe und in die Dörfer, die von hier aus hinter der Stadt lagen. Man traf einige Bekannte unterwegs. Fast alle mit gleichen Ergebnissen, wie wir sie gehabt hatten. Einige Familien beklagten bereits Verluste. Die Männer waren verschleppt, und die Frauen hatten arg zu leiden gehabt.

Auch hier in Altschlawe trieben Russen und Polen ihr grausames Spiel. Uns zog es daher zurück in unsere Stadt, wir wollten wieder in unser Haus, wo wir hingehörten. Viele Wagen kamen aber wieder zurück aus Richtung Schlawe. Am Stadtrand hatte man sie gewarnt, noch nicht in und durch die Stadt zu fahren, der Aufruhr hatte sich noch nicht gelegt. Unser zweites Pferd wurde von polnischen Zivilisten ausgetauscht, auch wir kehrten wieder um, und blieben in Altschlawe. Auf dem Bauernhof eines Kunden meines Onkels bekamen wir Quartier. Die Bauersleute waren auch gerade von der Flucht zurückgekommen. Sie nahmen uns sehr herzlich auf, denn sie wussten wie es uns allen erging - aus eigener Erfahrung. Von allen Seiten hörte man, dass es noch zu früh war, in die Stadt zurückzukehren. In Schlawe war der Teufel los. Noch mehrere Menschen kamen ins Haus, in dem wir die Nacht zum Sonnabend, den 10. März, verbrachten. Eine unruhige Nacht, die unheimlich wurde. Die Bauern, die polnische Landarbeiter beschäftigt hatten, wurden jetzt von diesen verfolgt. Die Gejagten liefen nachts von Hof zu Hof und suchten Schutz. Das Rufen und Klopfen ließ uns nicht zur Ruhe kommen. In dieser Nacht wurde meine Mutter noch dazu von hohem Fieber befallen, anscheinend hatte sie sich in den letzten Tagen doch zuviel zugemutet. Die psychische Last, die meine Mutter hier zu tragen hatte, wog schwerer als die physischen Belastungen. Berechtigte Sorgen um meine Schwester Brigitte und alle anderen Familienmitglieder zehrten an der nervlichen Substanz einer immer besorgten Mutter.

10. März, Sonnabend

Wir blieben diesen Sonnabend in Altschlawe. Am Abend sahen wir über Schlawe einen hellen Feuerschein. Deutlich erkannte man, dass immer wieder neue Brände aufflammten. Eine logische Erklärung hatten wir nicht, denn die Kämpfe, sofern man überhaupt von Kämpfen sprechen konnte, waren seit Tagen

vorbei. Brannte unsere Stadt noch oder erneut? Nach dem Feuermeer zu urteilen, konnte vom Schlauer Stadtkern nicht mehr viel übriggeblieben sein.

In dieser Nacht fanden wir keine Ruhe, oft gingen wir vor die Tür und schauten zu unserer Stadt, die ja nur drei Kilometer von uns entfernt war. Nachts sahen wir das helle Feuer und morgens dunkle Rauchschwaden. Schauerliche Eindrücke einer ruhelosen Nacht.

11. März, Sonntag

Morgens waren wir früh auf den Beinen und sahen bereits einige Treckwagen in Richtung Schlawe fahren. Da es unserer Mutter besser ging, setzten auch wir unsere Fahrt fort. Die Mutter wollte in ihr Haus zurück, sollte es abgebrannt sein, wollten wir mit dem Keller vorlieb nehmen und mit neuem Mut anfangen, es wieder aufzubauen. Oft äußerte die Mutter diesen bescheidenen Wunsch. Die seelische Belastung, anderen Menschen auf der Pelle zu liegen, war für sie besonders groß. Ja, in aller Welt: Flüchtling sein, heißt geduldet sein! Kaum hatten wir Altschlawe hinter uns gelassen, da sahen wir auch schon die erste Heldentat der Befreier. Das Wahrzeichen unserer kleinen Stadt, die weithin sichtbare St. Marienkirche, war zu einer Ruine degradiert worden. Es fehlte die Turmspitze, mehr konnten wir im Moment nicht sehen, und wussten auch nicht, ob es durch Beschuss oder Brand geschehen war.

Rechts und links der Landstraße lagen viele Tote, meistens ältere Männer. Wem hatten diese wehrlosen Menschen etwas getan? Warum hatte man sie wohl erschossen? Kein Mensch konnte eine Antwort geben. Niemand wagte es, sich um die Leichen zu kümmern, wo sollte man mit den Toten denn auch hin in dieser Situation? Russische ange-trunkene Soldaten und polnische Halbzivilisten belebten die Straße. Die Finger am Ab-zug ihrer Gewehre und Pistolen: Jeder von uns hatte den Tod im Nacken.

Schlawe rückte näher, die ersten Häuser waren schon total verwüstet. Fensterscheiben zertrümmert, Betten lagen auf der Straße, Möbel waren zu Kleinholz verarbeitet usw. Voll innerer Spannung, aber auch mit sehr viel Angst fuhren wir in die Stadt hinein. Die erste Station war das Kreiskrankenhaus. Oberschwester Maria Möller, die graue Eminenz dieser Anstalt, hatte uns kommen sehen. Tränen der Wiedersehensfreude kullerten. Kurz schilderte sie uns den Einmarsch der Russen, den sie aber nur aus der Krankenhaus-Perspektive beurteilen konnte. Aber auch diese paar Sätze genügten uns. Aus erster Hand erfuhren wir von der Oberschwester die furchtbare Tragödie unseres sehr verehrten Chefarztes Dr. Schmidt und seiner Familie. Über 30 Jahre war er unser Hausarzt und Patient meines Vaters gewesen. Wir Kinder waren dem "Onkel Doktor" eng ans Herz gewachsen. Auf das Tiefste erschüttert, hörten wir nun von seinem schaurigen Schicksal. Seine Tochter Eva (wie Hanna Reitsch Rekordfliegerin im Segelflug) wurde unzählige Male von einem russischen Soldaten vergewaltigt. Als sie sich endlich zur Wehr setzte, wurde sie kaltblütig erschossen. Von dieser grauenhaften und feigen Tat beeindruckt, verlor Dr. Schmidt seine sonst so eisernen Nerven, die als Operateur oft strapaziert wurden, er gab seiner Frau, den kleinen Enkelkindern und zuletzt sich selbst eine tödliche Spritze. In den Mauern des Schlauer Krankenhausgeländes, seiner jahrzehntelangen Wirkungsstätte, verlöschte das Leben dieser verehrten Schlauer Arztfamilie. Dr. Schmidt und seine Angehörigen folgten beiden Söhnen Klaus und Jochen, die ihr junges Leben bereits auf dem Schlachtfeld verloren hatten. Als einziges Familienmitglied überlebte Tochter Grete diese Katastrophe.

Ein stilles Gedenken für diesen Arzt und
Menschen, Dr. Erich Schmidt, für seine Familie,
für unsere Freunde, Klaus (Klusa) und Jochen (Pit)!

Wir konnten und durften uns leider nicht länger hier im Krankenhaus aufhalten. Das ständige Kommen und Gehen von russischen Soldaten und Flintenweibern war beängstigend. Von einer Bekannten erfuhren wir, dass unser Haus und das Geschäft meines Onkels abgebrannt seien. Wir hatten mit allem gerechnet, und uns mit allem abgefunden. Bis jetzt hatten wir noch unser Leben und dies war mehr wert als aller Besitz. Wir fuhren weiter. Oberschwester Maria, diese mutige Frau, die trotz allem ihren wichtigen Platz im Krankenhaus nie verlassen hatte, gab uns den dringenden Rat, nicht durch die Innenstadt zu fahren und uns auch nicht in der Stadt aufzuhalten.

Schwester Maria wusste mehr, als sie uns in diesen paar Minuten sagen konnte. In unserer Stadt waren furchtbare Dinge geschehen, die vielen Abscheulichkeiten kann ich nicht näher schildern. Wir fuhren außen herum, denn fast die ganze Innenstadt brannte und schwelte noch. Vom Krankenhaus die Winterfeldstraße hinunter und rechts in die Thomasstraße, am Schweinemarkt vorbei in die Hindenburgstraße, hier hatte sich unser Kreis geschlossen, denn vor ein paar Tagen verließen wir hier die Stadt. Jetzt sahen wir die ersten ausgebrannten Häuser. Am Rosengarten wurden wir von russischen Soldaten angehalten. Auf dem Sportplatz nebenan mussten wir mit anderen Männern ein Flak-Geschütz aufstellen helfen. Für uns unverständlich, denn wir waren ja im Glauben, der Krieg müsste so gut wie beendet sein. Wir irrten!

Von hier bis zu unserem Grundstück waren es ca. 250 Meter. Verständlich, dass wir darauf brannten unser Haus zu sehen! Wir wollten doch wenigstens noch in den Keller ziehen. Wir dachten an die Mahnung der Oberschwester, aber Tante Missen und unsere Erna fassten Mut und wagten sich in die Schützenstraße vor. Sie hofften von dort aus etwas sehen zu können. Dieser Spähtrupp wäre beinahe ins Auge gegangen. Aus den nahen Häusern verfolgten sie zwei russische Soldaten: "Frau komm!" Kreidebleich und den Schreck in den Gliedern, waren sie wieder schnell bei uns, ohne etwas genau gesehen zu haben. Was uns blieb, war die Ungewissheit. Es ging weiter, alles war so ungeheuerlich, aus jedem Haus, das noch erhalten war, witterte man Gefahr. Am Lietzowdamm brannte es lichterloh, viele Anwesen lagen in Schutt und Asche. Aus dem Finanzamt schlugen uns noch Flammen entgegen, es musste kurz vorher in Brand gesteckt worden sein. Für uns alle ein furchtbarer Anblick, unsere kleine Stadt so brennen zu sehen. Wie mochte es wohl in der Innenstadt aussehen? Zur Rechten blieb der Bahnhof liegen, scheinbar unversehrt. Am Bahnhofshotel vorbei - wir dachten an unsere Freunde, die Wirts-Familie Zoske, wo mochten sie wohl in diesem Moment sein? - in die Kösliner Vorstadt, durch die Unterführung und links in die Straße an der Gärtnerei Lorenz vorbei, auf das Sägewerk Kusanke zu (meine alte Wirkungsstätte) in die Pollnowerstraße. Durch die Pollnower Siedlung kamen wir auf die Straße zum Quatzower Berg.

An uns vorüber zogen unaufhörlich die Nachschubkolonnen der Roten Armee. Aus den Autos schauten asiatische Gesichter zu unseren Frauen. Ein Glück für uns, daß sie keine Zeit hatten, denn für sie ging es noch voran.

Als wir das Stadtende erreicht hatten, waren wir froh. Ein unheimlicher Eindruck blieb in uns zurück.

Unser Nahziel hieß jetzt Marienthal, hier hofften wir wieder auf eine Unterkunft bei bekannten Bauern. Man freute sich schon auf eine warme Stube, vielleicht auf einen Teller Suppe oder ein warmes Getränk. Der lange Marsch auf den schlammigen Straßen, die Aufregungen und Ängste, die Eindrücke in unserer brennenden Stadt hatten uns abgestumpft. Das Dorf Marienthal, früher ein sehr beliebter Ausflugsort für viele Schlauer (Gasthaus Moews „Zur Filzlaus“), hier wurde im Winter gerodelt und bis hier auf dem Holzgraben mit Schlittschuhen gelaufen, hier hatten wir oft unseren Schulfreund

Jürgen Rätzke⁵² besucht, jetzt mussten diese schönen Bilder schauerlichen Impressionen weichen. Fast jedes Gehöft stand leer. Das noch lebende Viehzeug der Bauern irrte herrenlos umher. Viele Tiere, meistens Kühe, lagen tot in den Ställen. Die Marienthaler, die ihr Dorf nicht verlassen hatten, mussten grauenhafte Stunden hinter sich gehabt haben⁵³. Auf einigen Höfen lagen noch die Toten. Eine Kundin meines Onkels kam auf uns zu und schilderte uns, wie ihr kranker Sohn von einem Russen angeschossen wurde, und wie derselbe Soldat Sekunden später vor ihren Augen ihre einzige Tochter vergewaltigte und vieles andere mehr. Es war grässlich, was wir hier sahen und hörten. Diese Mutter hatte uns unter vielen Tränen die Wahrheit gesagt. Ein kleiner Bruchteil von Abscheulichkeiten, die sich in diesem einen Dorf nahe unserer Stadt abgespielt hatten.

Es war gut, dass wir weiterfuhren, hier konnten wir nicht bleiben, alle unsere Treck-Teilnehmer waren aufs Tiefste erschüttert. Wir benutzten nun die Straße nach Quäsdow. Weit und breit war auf dieser Nebenstraße kein Russe zu sehen, beruhigend nach dieser Pause in Marienthal. Unsere Ersatzpferde hatten Prächtiges geleistet. Nach verhältnismäßig guter Fahrt erreichten wir am Spätnachmittag dieses Sonntags das Dorf Quäsdow. Bei einer bekannten Bauersfrau baten wir um ein warmes Getränk. Zwischen der Küche eines deutschen Bauernhauses und einem Müllhaufen gab es keinen Unterschied mehr. In der Quäsdower Siedlung, etwas außerhalb des Dorfes in Richtung Suckow, verteilten wir unseren Treck auf zwei Gehöfte. Diese lagen mit etwa fünf anderen Häusern abseits der Straße. Unsere Familie wohnte auf der einen, Familie Klemz mit ganzem Anhang gegenüber auf der anderen Seite. Ein paar Stunden vor uns war die Bäuerin und ihre Mutter mit ihrem Treck wieder auf den Hof zurückgekehrt. Obwohl wir ihr keine Unbekannten waren, verfinsterte sich ihr Antlitz, als sie hörte, dass wir bei ihr einkehren wollten. Es blieb ihr aber nichts anderes übrig, als uns aufzunehmen. Todmüde bereiteten wir in der kleinen Dachstube unser Lager und fanden die verdiente Nachtruhe.

Wir wussten noch nicht, dass für Wochen und Monate dieses Siedlungshaus unser Zwangsaufenthalt bleiben würde. Wer glaubte, wir hätten bis hierher das Schlimmste überstanden, irrte sich. Wir ahnten natürlich auch nicht, dass dieser Ort einmal zum Ausgangspunkt unserer Familientragödie werden sollte.

Die süßsaure Miene unserer Bauersfrau, als wir höflich um Aufnahme gebeten hatten, gab uns zu denken. Wo sollten wir aber hin, in der Stadt zu bleiben, wäre unmöglich gewesen und die Dunkelheit war angebrochen und die kleinen Kinder und alten Leute unseres Trecks konnten in der Kälte nicht draußen kampieren. Die Bäuerin selbst war wenige Tage und Stunden vorher in der gleichen Lage gewesen, und musste auf ihrer Flucht auch andere Menschen in Anspruch genommen haben. Jetzt konnte sie sich glücklich schätzen, dass sie auf ihren eigenen Besitz zurückkehren durfte. Auch dieses kleine bäuerliche Anwesen war zwar nicht von Plünderungen verschont geblieben, aber im Vergleich mit anderen Dörfern und den Häusern in der Stadt war nichts besonderes passiert. Diese Frau wusste das große Glück nicht zu schätzen. Wir zwängten uns in den kleinsten Raum auf dem Boden und waren sehr dankbar, ein Dach über dem Kopf zu haben. Sie hatte ihr Bett, ihr Viehzeug fast noch vollzählig, versteckte Vorräte in reichem Maße, ich möchte sagen: soviel, dass unsere Familie (Vater, Mutter, Oma, Brigit-

⁵² Sohn des Lehrers Ernst Rätzke.

⁵³ Siehe dazu: MICHAELIS, E.H. v., Kirchspiel Quatzow, Kr. Schlawe in Pommern, Siegen 1990, dort ist das Dorf eingehend beschrieben.

te, Erna und ich) mit sechs Personen auch noch satt geworden wäre. Unser Vorrat an Lebensmitteln ging zur Neige. Der klägliche Rest wurde sehr langgestreckt. Wir waren zu bescheiden, vielleicht auch noch zu stolz, die Bäuerin und ihre Mutter um dieses oder jenes zu bitten. Die Bettelei lag uns nicht, und als unser Brot zu Ende ging, blieben uns nur die Kartoffeln. Auch um diese mussten wir noch eifrig feilschen. Wir stipten sie ins Salznaf und aßen uns satt. Morgens - mittags - abends. Bauersfrau und Mutter waren sehr "fromme" Menschen. Ihre Religiosität stand leider in paradoxem Gegensatz zu ihrem Leben. Die Erfahrung hat gezeigt, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen Frömmigkeit und Güte besteht. Das Verhältnis eines Menschen zu Gott hängt nicht davon ab, wieviele Choräle er am Tage singt, oder wieviele Gebete er spricht. Hier in diesem Hause wurde zuviel gesungen und gebetet. Darf man vor und nach jeder Mahlzeit den Allmächtigen anrufen, ihn um Schutz und Hilfe vor den bösen Menschen bitten, wenn man sich selbst an einen gefüllten Tisch setzt und seelenruhig zuschaut, wie im gleichen Raum sechs Menschen trockene Kartoffeln in Salz tunken? Darf man stundenlang lautstark in der Bibel lesen und den vielgepriesenen Spruch über die Nächstenliebe außer acht lassen: "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst (2. Mos. 19,18)!"? Ich bin nicht fromm und glaube auch nicht an den Moses-Spruch, aber uns bluteten manchmal unsere Herzen, wenn man uns Kleinigkeiten verwehrte, wir aber zusehen mussten, wenn der tägliche Besuch unerbetener Gäste in Gestalt russischer Mannsbilder mit Schinken, Würsten, Schmalztöpfen usw. das Grundstück wieder verließ. Mutter und Tochter, noch Besitzerin dieses Hofes, waren aus Holz geschnitzt, und dieses Holz war hart.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,

Die das Leben vergänglich zieren.

Wer besitzt, der lerne verlieren!

Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

12. - 16. März, Montag - Freitag

Hier in Quäsdow verlief ein Tag wie der andere. Sorgen machten uns nach wie vor die Russen und die Mühe um das tägliche Brot. Je größer die Not, je näher die Rettung. Ich machte mich so gut ich es konnte auf dem Hofe nützlich, Holzhacken, Ställe säubern usw., an Arbeit fehlte es nicht, auch mein Vater half tüchtig mit. Als Anerkennung hofften wir für uns ein paar Kartoffeln, sie waren reichlich vorhanden. In vielen Schlupfwinkeln stieß ich auf versteckte Lebensmittel.

Die Bauersfrau wusste nicht mehr, wo sie alles verborgen hatte. Hier lag Speck unter dem Holz, und dort Marmelade unter dem Unrat, Wurst im Stroh und Weckgläser unter Briketts und Kohlen. Ich witterte jetzt überall diese Kostbarkeiten, die für uns jetzt lebenswichtig waren. Mit Mühe und Not hielten wir uns über Wasser.

17. März, Sonnabend

Am 17. März verlebten wir in unserem kleinen, stillen Kämmerlein den 54 jährigen Geburtstag meiner Mutter. Ein trauriger Geburtstag, aber wir ertrugen ihn mit Fassung. Ich hatte lediglich eine kleine Sonderration „organisiert“, die wir heimlich in unserem Zimmer verzehrten. Ja, sonst war der Ehrentag unserer lieben Mutter nicht ein Tag wie jeder andere, aber hier hatte jeder Tag seine eigene Plage. Man konnte ihn wirklich erst am Abend loben, denn morgens wussten wir noch nicht, was uns bevorstand. Mit der Zeit hatten die russischen Soldaten in der Umgebung auch unsere Gehöfte abseits der Straße entdeckt. In alten Kutschwagen machten sie die ganze Gegend unsicher und stöberten alle Häuser durch. Sie stahlen, was an den schmutzigen Händen kleben blieb, egal, ob sie es gebrauchen konnten oder nicht. Nach den Plünderungen peitschten und schlugen

sie auf alles, was ihnen gerade in den Weg kam. Frauen trieb man zusammen und nahm sie mit in russische Unterkünfte, hier vergewaltigte man sie und ließ sie wieder laufen. So ging es Tag für Tag. Nachts hatten wir bis jetzt noch Ruhe, denn die Russen hatten immer noch Angst vor versprengten deutschen Soldaten, die vereinzelt in den Wäldern vegetierten. Bei manchen Bauern klopfen sie nachts und baten um Essen.

Unser größtes Augenmerk galt natürlich unseren Frauen. Wir paar Männer mussten sie schützen und ihnen helfen. Wir alle waren in einem dauernden Alarmzustand. Schon ganz früh morgens hieß es: „Augen auf!“ Unser Signalsystem funktionierte ausgezeichnet. Von einem kleinen Dachfenster konnte man Straße und Gelände einsehen. Hier saß unsere Großmutter und hielt Ausschau, den gleichen Posten im Hause gegenüber hatte „Onkel Alla“ übernommen. Sowie sich in der Ferne etwas regte oder verdächtig näherte, gaben unsere Wachtposten sofort Alarm. Die Kutschwagen konnte man leicht erkennen, und mit solchem Gefährt kam nie etwas Gutes. Sofort verschwanden alle jungen Frauen in ihre Verstecke. Diese waren von uns vorher gut vorbereitet und jeder wusste, wo er hinzulaufen hatte. Gegenüber vom Wohnhaus war die große Scheune, unter dem Schweinestall war mit Bohlen verdeckt ein kleiner Keller- kaum zu sehen, denn auf den Holzbelag hatten wir schon alles mögliche hingestellt. Im Feld, ca. 50 Meter hinter dem Haus, war eine unterirdische Höhle, die sonst zum Einlagern von Zuckerrüben benutzt wurde, auch dieses Versteck war kaum sichtbar.

Unsere Alarmposten waren einmalig, sie wussten sehr gut, was von ihrer Aufmerksamkeit abhing. Wenn Gefahr drohte, musste alles sehr, sehr schnell gehen. Unsere Manöver klappten, waren aber begleitet von ständiger Angst.

In wilder Fahrt kamen die Russen auf den Hof, fast immer waren sie angetrunken, sie schossen wie die Verrückten mit Pistolen und Gewehren um sich, sie waren in ihrem Rausch unberechenbar, das war für uns die große Gefahr. Unsere rechtlosen Frauen wurden von ihnen, zum Freiwild degradiert, gejagt. Jeder Sowjet-Soldat hatte den Jagdschein in seiner Tasche und konnte uneingeschränkten Gebrauch davon machen, wann und wie er es wollte. Es gab keine russische Obrigkeit, die hier eingriff, und alle diese bestialischen Abscheulichkeiten untersagte. Um Überraschungen aus dem Wege zu gehen, verschwand auch ich in einem guten Versteck. Ich hatte mir meine Skepsis bewahrt und fuhr gut dabei. Ich musste misstrauisch sein und bleiben, denn ich war in dieser Zeit einer der jüngsten Männer, die überhaupt hier herumliefen.

Ganz überraschend gab es Alarm. In schnellem Tempo näherte sich eine Kutsche. Gerade noch gelang es unseren Frauen zu verschwinden. Sie waren gegenüber in die Scheune gelaufen und hatten sich hinter dicken Strohbällen versteckt. Vier Russen betraten den Hof, was wollten sie? Sie suchten Frauen! Angeblich zum „Kartoffelschälen“. Das Haus wurde durchwühlt, sie kamen auf den Boden, ich lag ein paar Zentimeter unter dem Dach hinter einem Schornstein, am liebsten wäre ich in ihn hineingekrochen. Ich glaubte, sie hörten mein Herz schlagen, denn sie waren ganz still und horchten. Sehen konnten sie mich nicht, wo ich lag war es dunkel und der Schornstein versperrte die Sicht. Sie verschwanden, ich atmete auf. Hätte man mich gefunden, in den Augen dieser brutalen Frauenjäger wäre ich ein deutscher Soldat, ein Nazi oder gar ein „SS-Schwein“ gewesen. Das Gegenteil hätte ich nicht beweisen können und was man mit mir gemacht hätte, weiß ich nicht. Auf jeden Fall nichts Gutes.

Jetzt suchten sie draußen die Ställe ab, den Keller, den ganzen Hof und noch einmal das Haus. Ungläubig, dass hier nur „alte Leute“ waren aber keine junge Frau zu finden war. Diese Burschen gaben nicht nach. Jetzt ging es in die Scheune. Meine Eltern und die Oma konnten vom Küchenfenster alles beobachten. Mit gefalteten Händen und klopfenden Herzen bangten sie um meine Schwester, um meine Cousine, um Frau Künkel und

die anderen Frauen. Ich konnte von oben durch ein kleines Dachfenster alles mit ansehen. Die Soldaten kamen wieder heraus aus der Scheune, was passierte jetzt? Hatten sie drinnen etwas bemerkt? Sie pflanzten ihre Bajonette auf die Gewehre und gingen abermals hinein. Es fielen Schüsse, drei oder vier. Das Scheunentor war geschlossen, wir konnten nicht mehr sehen, was sich dort abspielte. Ich wurde beinahe wahnsinnig vor Erregung. Meine Schwester und ihre Leidensgefährtinnen in akuter Lebensgefahr, man musste zusehen und konnte nicht helfen. Naßgeschwitzt krabbelte ich aus meinem Versteck und wagte mich hinunter in die Küche zu meinen Eltern. Alle Augen starrten auf das Scheunentor, kein Wort fiel. Meine Mutter und die alte Oma weinten, auch sie durften das Haus nicht verlassen, ein Russe stand vor der Tür und passte auf. Bange Minuten vergingen. Was geschah in der Scheune? Auch von drüben aus dem Haus wurde alles beobachtet, denn auch Tante und Onkel sorgten sich um ihre Tochter und die miteinander geschlossenen Frauen. Nach ca. 15 Minuten löste sich die entsetzliche Spannung. Das Scheunentor öffnete sich, die drei Russen traten heraus. Wütend gestikulierend bestiegen sie "ihre" Droschke und in wildem Galopp, wie sie gekommen waren, verschwanden sie. Sie rasten zum nächsten Hof oder zum übernächsten, gerade wie es ihnen passte und wie die "Herren" Lust hatten, dieses grausame Spiel zu wiederholen. Erst viele Minuten später, als wir uns überzeugt hatten, dass die Luft wieder rein war, befreiten wir unsere Frauen aus ihrer Zwangslage. Ganz tief nach unten, so dass sie beinahe erstickt wären, hatten sie sich ins Stroh gewühlt. Wir hatten Mühe, sie herauszuholen. Sie waren in Schweiß gebadet, furchterfüllt und sprachlos, der Ausdruck von Angst und Schrecken stand in ihren Gesichtern, sie weinten. Tränen spülten das Leid fort, genau wie eine herzliche Umarmung der Mutter, die meine Schwester glücklich in die Arme schloss. Glückselig war auch die Oma, dass ihrem Enkelkind Unheil erspart geblieben war. Drüben auf dem Hof dieselben Szenen der Freude. Was hatte sich in diesen Minuten in der Scheune abgespielt?

Unsere Frauen hatten sich hinter dicken Strohbällen tief hinuntergelassen. Die Schüsse hatten ihr Ziel verfehlt. Der Wunsch der Russen, hiermit die Frauen eingeschüchtert zu haben, ging Gott sei Dank nicht in Erfüllung. Mit den spitzen Bajonetten stachen diese Banditen systematisch die Strohbälle ab. Die scharfen Waffen zerschnitten das Stroh und glitten haarscharf an den Frauenkörpern vorbei. Es stockte allen der Atem, die letzte Beherrschung erstickte alle Regungen und ohne die Fassung zu verlieren, wurden diese schrecklichen Minuten überwunden. Um ein scheußliches Erlebnis reicher, waren wir froh, dass diese Schreckgespenster ihre Absichten nicht verwirklichen konnten. Ein kleines Beispiel dafür, was unsere "Befreier" alles anstellten, um ein paar deutsche Frauen zum „Kartoffelschälen“ zu bewegen.

Kaum hatten wir uns von diesem Schreck erholt, gaben unsere Posten schon wieder Alarm. In der Ferne tauchte wieder ein Kutschwagen auf. Großmutter rannte treppauf, treppab, die stete Sorge um uns alle und besonders um ihr Enkelkind ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Nach den letzten Schreckminuten mieden wir dieses Mal die Scheune. Wir suchten Zuflucht im Kartoffelkeller unter dem Schweinestall. Ich war mit von der Partie. Vater und Mutter halfen tatkräftig beim Verstecken. Es musste an alles gedacht werden. Schnell wurde mit den Bohlen alles zugedeckt, und die Säcke und Unrat darauf verteilt. Es dauerte nicht lange, da hörten wir über uns auch schon die Schritte der russischen Soldatenstiefel. Sie suchten wieder, wie die Ratten in allen Winkeln. Uns fand man auch dieses Mal nicht. Noch oft mußten wir in dies Kellerloch flüchten, noch oft hörten wir über uns russische Laute und Tritte. So ging es nun Tag für Tag von früh bis spät. So war es nicht nur hier in Quäsdow, so war es in allen Dörfern und Städten unserer Heimat. Die Jagd war auf: Wir waren Freiwild!

19. März, Montag

Meine Mutter, Tante Missen und noch ein paar beherzte Frauen fassten den mutigen Entschluss, einen „Spähtrupp“ in die Stadt zu unternehmen. Wahrlich, hierzu gehörte Courage! Mir brannten auch die Sohlen, und furchtbar gerne wäre ich mitmarschiert, aber für mich und unsere jungen Frauen war das Risiko zu diesem Zeitpunkt noch zu groß. Auf Umwegen gelangten die Tapferen in die Stadt. Durch das Dorf Marienthal, das seinerzeit so einen unheimlichen Eindruck auf uns hinterlassen hatte, mussten sie auf jeden Fall. Hinter dem Dorf hatten sie den Weg am Holzgraben gewählt, dieser war geschützt und nicht so gut einzusehen, er mündete auf der Holzgrabenbrücke beim Hotel Roggenbuck, d.h. unmittelbar unserem Haus gegenüber. Es hatte alles ganz gut geklappt. Meine Mutter erlebte eine freudige Überraschung, denn sie sah unser Haus, das wir ja alle in Schutt und Asche vermuteten, unversehrt vor sich stehen. Sie wagte sich auch ganz kurz hinein, da verschlug es ihr allerdings die Sprache. Um jeder Gefahr aus dem Wege zu gehen, hielten sie sich nicht länger auf. Meine Tante Klemz musste sich leider mit der bitteren Tatsache abfinden, dass ihr Geschäft (Köslinerstraße), sowie der gesamte Speicherraum⁵⁴ (Husarenstraße), bis auf die Grundmauern niedergebrannt waren. Auf der einen Seite Freud, auf der anderen Leid, beides wieder einmal dicht beieinander. Tante Missen war niedergeschlagen, weinend stand sie vor den Trümmern ihres Hauses und mußte diese erschütternde Nachricht nun meinem Onkel mit nach Quäsdow bringen. Auch sie hatte in den letzten Tagen das „Leiden ohne zu klagen“ gelernt. Mit diesen Nachrichten kamen unsere beherzten Frauen von dem kühnen Unternehmen zurück. Mit großer Bravour hatten sie diesen sich selbst gestellten Auftrag erfolgreich erfüllt. Sie waren froh, als sie die Stadt wieder verlassen hatten. Für unseren Onkel Alla war es eine furchtbare Nachricht. Sein Lebenswerk war durch sinnlose Zerstörungswut vernichtet, das Geschäft, ein Lebensnerv unserer Stadt, in einer Nacht niedergebrannt. Was er befürchtet hatte, als wir von Altschlawe die Feuersglut am Himmel sahen, war Wirklichkeit geworden. Onkel Alla war gebrochen, die Narbe blieb, wenn auch die Wunden heilten.

Nur kurze Zeit weilten die Frauen in der Stadt, aber viele neue und furchtbare Eindrücke brachten sie mit zurück. Was ihre Augen gesehen hatten, waren makabre Szenen als Folge des hereingebrochenen Chaos, das unsere Stadt über sich ergehen lassen mußte. Die Bürger, die in den Mauern der Stadt weilten, waren damit beschäftigt, die vielen Toten auf Leiterwagen zu laden und auf den Friedhof zu bringen. Hier wurden unsere durch Freitod aus dem Leben geschiedene Freunde und Bekannte in Massengräbern verscharrt.

Franz Krüger, Ober im Cafe Zöbisch⁵⁵, war zu diesem schaurigen Kommando abgestellt. Leider war es mir nicht vergönnt, ihn wiederzusehen und zu sprechen. Ich hätte ihm noch gerne Dank gesagt für viele Freundlichkeiten uns jungen Menschen gegenüber. Franz hatte immer ein Herz für die Jugend und die Jugend für ihn. Wenn man sich im Kriege mit Freunden oder Bräuten mal „bei Zöbisch“ traf, servierte uns Franz ohne Aufforderung immer etwas Besonderes, natürlich in der Kaffeetasse, „damit es nicht so auffällt!“. Ein Augenzwinkern war unser Dank, manchmal auch ein zu Hause „abgestaubtes Fläschchen“.

⁵⁴ Leider scheinen keine Aufnahmen mehr von den Liegenschaften der Familie Klemz zu existieren

⁵⁵ Franz Krüger, Oberkellner, Litzowdamm 36

Jetzt musste er unter der Aufsicht alter Schlauer KPD-Leute diese furchtbare Arbeit verrichten. Armer Franz !

Die Zahl der Toten war hoch, nicht minder die Zahl derer, die freiwillig aus dem Leben geschieden waren. Das Krankenhaus war überfüllt, nicht nur von Kranken, sondern auch von vielen Frauen, die vergewaltigt worden waren, oder denen der Selbstmord nicht gelungen war (geöffnete Pulsadern). Erst nach und nach erfuhren wir, was sich alles zugetragen hatte. Langsam drang die Kunde von den vielen Toten auch zu uns nach Quäsdow. Der grausame Mord an der Familie Dahnz, die Tragödie der Familie Dr. Schmidt hatten eine Selbstmordepidemie in der Stadt ausgelöst. Drei Lehrer unserer Mittelschule hatten freiwillig den Tod gesucht. Lehrerin Erna Müller, die schon meine Mutter unterrichtet hatte, mit ihrer Freundin und Kollegin Elisabeth Krebs; Erna Sche-we, eine Verwandte von Eka Maatz, zusammen mit ihrem alten Vater; Lehrer Zedler, ein guter Pädagoge, wurde von Russen in seiner Wohnung erschossen, als er seine Frau verteidigte, die vergewaltigt werden sollte. Es war eine lange Reihe von Toten, die den Einmarsch der "Befreier" in der Stadt Schlawe mit- aber nicht überlebten!

Eine Bestätigung für uns, dass wir richtig gehandelt hatten, als wir die Stadt verließen. Max Hasenbusch, mein guter Freund in den letzten Stunden unserer Heimatstadt, hatte in seinem Haus in der Kettenhagenstraße seine Schwägerin verteidigt, als auch sie von russischen Soldaten vergewaltigt werden sollte. Die Kugel der Pistole traf ihn ausgerechnet in die kranke Lunge. Sein Leiden wurde dadurch so verschlimmert, daß er im Krankenhaus mit dem Tode rang.

Weiter hörten wir vom Tod der gesamten Familie Tierarzt Dr. Schwarz.⁵⁶ Ja, auch Eva und Ursula, prächtige Mädels und gute Kameraden, hatten nicht überlebt. Auch hier wurde eine ganze Familie buchstäblich ausgerottet. Die Wirklichkeit schrieb wahre, blutige Geschichte! Ida Last aus Altwarschow, neun Jahre in unserem Haus tätig, wählte mit ihrer Familie den Freitod in der Wipper. Dieser Fluss, der nach Rügenwalde zur Ostsee strebt, hatte viele Menschen, die dem Unheil aus dem Wege gehen wollten, in sich aufgenommen. Ich kann sie nicht alle namentlich aufzählen und belasse es nur bei Freunden und Bekannten. Eine Tragödie löste die andere ab. Auch Frau Fenske aus Berlin (Schwester von Leo Kämmerer, München), eine alte Freundin unserer Familie, die mit uns auf den Treck ging und seinerzeit im Stadtwald, von innerer Angst getrieben, zur Familie Steinhorst in den Hästerkatzen wechselte, starb hier den Freitod. Vielleicht hätte sie mit uns überlebt?

Selbst hier hatte es viele Tote gegeben. Uns gegenüber wohnte Schmiedemeister Hermann Lemm, ein angesehener, ehrsamer Bürger unserer Stadt, ein fleißiger und strebsamer Handwerksmeister, der keinem Menschen etwas zu Leide getan hatte. Er war beim Einmarsch der Russen zu seinen Verwandten nach Waldhof ausgewichen. Eines Tages kam er in die Stadt, um nach dem Rechten zu sehen. Vor seiner Haustür wurde er erschossen aufgefunden.

Meine Schilderung schöpft nicht die ganze Tragweite der Vorgänge aus, die sich in der Stadt abspielten. Ich war nicht unmittelbar dabei, und ich möchte sagen: Gott sei Dank! Nur die markantesten Begebenheiten sind in meiner Erinnerung haften geblieben, weil ich mich mit vielen Augenzeugen über diese Ereignisse eingehend unterhalten habe.

⁵⁶ Dr. Hermann Schwarz, Hindenburgstr. 34.

20. - 21. März, Dienstag und Mittwoch

Aus Quäsdow fuhr jetzt ab und zu ein Wagen mit Schwerkranken in die Stadt. Das Krankenhaus, total überfüllt, war der einzige Betrieb, in dem eine Tätigkeit ausgeübt wurde. Nach dem Tode von Dr. Schmidt bemühten sich zwei oder drei deutsche Ärzte gleichermaßen um Russen und die vielen Deutschen. Frau Dr. Narius ist mir noch in guter Erinnerung, dazu die Oberschwester Maria Möller mit einigen ihrer treuen Helferinnen. Die Vorräte an Medikamenten und Seren waren fast aufgezehrt, und gerade das Fehlen von Arzneien gegen Infektionskrankheiten sollte sich noch verheerend auswirken. Bekannte, die aus dem Bereich des Krankenhauses in unser Dorf zurückkehrten, berichteten meinem Vater, dass die russische Kommandatur in Schlawe für das Krankenhaus einen Zahnarzt suchte. Der Name Mielke fiel, weil man wusste, dass mein Vater irgendwo im Umkreis der Stadt sein musste. Dieses sinnlose Dasein sollte nun aufhören, denn gerne wollte er wieder in seinem Beruf arbeiten, wenn auch wohl unter nicht idealen Verhältnissen. Nach reiflicher Überlegung hatten wir uns entschlossen, doch in die Stadt umzusiedeln, vorerst natürlich nur teilweise. Über die Schwierigkeiten waren wir uns bewusst. Es gab in der Stadt keinerlei Lebensmittel, weder Brot noch Kartoffeln. Selbst das Trinkwasser war eine Rarität. In unserem Hause hätten wir sowieso nichts wiedergefunden, und selbst besaßen wir nichts mehr. Von unserer Bauersfrau hatten wir nichts zu erwarten, sie ließ sich das Viehzeug lieber von den Russen fortholen. „Wenn die Not am größten ...“, der Bauer vom Nachbargehöft verkaufte uns ein Schwein von 170 Pfund. Wir hatten das liebe Tierchen jetzt auf unserem Hof, aber keiner war dort, der es schlachten konnte und wollte. Mein Vater passte („Lieber 50 Zähne ziehen“), Onkel Alla war Sohn eines Viehhändlers, aber Blut konnte er nicht sehen. Ich sah es auch nicht gerne, aber aller Augen warteten auf mich. Noch nie in meinem Leben hatte ich ein Tier getötet, außer in Russland Flöhe, Wanzen und Fliegen. Von allen Seiten sprach man mir Mut zu, „... halb so schlimm“, „Letzte Rettung“, „... müssen ja was zu essen haben“, „Muss geschlachtet werden, sonst holt es der Russe“, usw. usw. Mein Ehrgeiz wurde angestachelt. Ein Pfund Mut ist mehr wert, als eine Tonne Glück, und wenn man erst den Mut verliert, verliert man auch die Kraft. Mir blieb nichts erspart, Hunger tut weh, und das Magenknurren all meiner Lieben nötigte mich, die harten Schläge zu tun. Unsere Erna, ein Mädchen vom Lande, stand mir mit Rat und Tat zur Seite. Jeden Schlag und jeden Griff, den ich bei dieser blutigen Exekution machen musste, wurde vorher von ihr angesagt. Dies waren Minuten in meinem Leben, in denen ich aus einer großen Not heraus über meinen eigenen Schatten sprang. Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Ich hatte zwar Schweiß auf der Stirn, aber es war alles gelungen, ich hatte mich hier wirklich selbst übertroffen und es sei mir gestattet, dass ich an dieser Stelle ein Eigenlob ausspreche. Es ging alles ziemlich schnell, denn die Faust saß uns im Nacken. Unsere Frauen packten alle zu, sie verstanden etwas davon, denn es war ja üblich, dass früher "im Hause" geschlachtet wurde. Zwischendurch gab es einige Male Alarm, Russen erschienen und die Arbeiten an unserem Schwein mussten oft unterbrochen werden.

22. März, Donnerstag

Wir sattelten unseren Ziehwagen. Das „Fleischpaket“ wurde sorgfältig verpackt. Ein Teil unserer Sachen verstaubt, und der Marsch zurück ging los. Sicherheitshalber ließen wir meine Schwester Brigitte, unsere Oma, meinen Onkel mit der kleinen Gudrun und Karoline Künkel mit Gundolf und Marianne in Quäsdow zurück. Wir mussten uns erst einmal orientieren, denn Vorsicht war immer noch geboten.

Die leise Hoffnung, in unser Haus zu kommen, der Gedanke, dass mein Vater wieder in seinem Beruf arbeiten könnte, beflügelte uns auf diesem Marsch. Zahlreiche Russendroschken überholten uns, sie nahmen kaum Notiz und ließen uns ruhig weiterziehen. Wir bangten um unser Schwein, das für uns in dieser Lage lebenswichtig war. Bis Marienthal ging alles gut. Dieses Dorf strahlte immer noch etwas Unheimliches aus. Hinter dem Ort wählten wir wieder den Sandweg am Holzgraben, den unsere Frauen erst vor ein paar Tagen gegangen waren. Die Hauptstraße wäre zu riskant gewesen. Mein Vater und ich zogen schwer an unserem Wagen. Noch eine halbe Stunde, dann hätten wir Schlawe erreicht, die ersten Häuser waren bereits zu sehen. Ganz plötzlich durchkreuzte das Schicksal alle unsere Hoffnungen und Pläne. Heimliche Wünsche verwehten im Winde. Auf dem Parallelweg jenseits des Holzgrabens, an der Bahnstrecke Schlawe - Zollbrück, kamen aus Richtung Schlawe drei russische Soldaten mit Maschinenpistolen bewaffnet auf uns zu. Sie gaben uns das Zeichen zum Halten. Ein Russe mit Dolmetscher kam an das gegenüberliegende Ufer und deutete an, dass wir zurück ins Dorf (Marienthal) kommen sollten. Wir ahnten nichts Böses, hatten nur ein etwas schlechtes Gewissen wegen unseres Schweines, aber wir hatten es ja rechtmäßig erworben. Wir folgten dem Befehl. Ein Soldat bewachte uns, der andere durchstöberte mit seinem Dolmetscher die Gehöfte des Dorfes. Fast aus allen Häusern holten sie Menschen heraus. Männer und Frauen jeden Alters gesellten sich zu uns.

Viele waren nur auf der Durchreise, und hatten die leeren Häuser vorübergehend als Raststätte aufgesucht. Es kamen Jungen und Mädels, Mütter wurden von ihren Kindern gerissen und unser Häuflein Menschen wurde immer größer. Wir wussten nicht, was man mit uns vorhatte, ungeduldig warteten wir. Nach einer Stunde kam das Fangkommando zurück. Einigen Deutschen war es noch gelungen, sich im Wald zu verstecken. Unser junger Posten sah die Flüchtenden und jagte ein paar Schüsse hinterher, als liefen dort Hasen oder Rehe über die kahlen Felder. Gott sei Dank: die Schüsse trafen nicht. Wie eine Herde Vieh trieb man uns auf die Hauptstraße. Vater und ich zogen treu und brav unseren Ziehwagen mit dem Schweinchen, von dem man überhaupt keine Notiz nahm. Es ging nach Schlawe. Von weitem sahen wir schon, dass die ersten Häuser am Stadtrand mit Menschen vollgestopft waren. Sie hingen an den Fenstern, um zu beobachten, wer neu dazukam. Wir hatten immer noch keine Erklärung dafür, was dieses alles zu bedeuten hatte, aber bald sollten wir es erfahren. Vor einem Haus auf dem Walkmühlendamm blieben wir stehen. Mit lautem Gebrüll, Fußtritten und Kolbenschlägen wurden die 20 Mann unseres Trupps in den Keller gestoßen. Die Türen wurden verriegelt, wir waren gefangen. Der Raum war zur Hälfte mit alten Kartoffeln gefüllt, wir konnten nur in gebückter Haltung sitzen, und nicht einmal die Beine ausstrecken. Durch ein kleines Fenster konnten wir die Straße sehen. Unser Ziehwagen stand noch draußen und wartete auf uns. Dieser Donnerstag war für uns ein Unglückstag, er näherte sich seinem Ende. Die Nacht brach an, eine furchtbare Nacht in dieser Enge. Uns quälte Hunger und Durst. Meine Mutter verteilte unter allen unseren Leidensgenossen den letzten Kanten Brot, jeder bekam nur eine Scheibe.

Zusammengekauert hockten wir auf den Kartoffeln. Mit mir meine Eltern, Tante Klemz und Ursel sowie alle anderen, die wir kaum kannten. Vor uns lag die dunkle Nacht und die große Ungewissheit. Unsere Notdurft mussten wir nachts im gleichen Raum verrichten.

23. März, Freitag

Am Tage wurden wir alle gleichzeitig herausgeführt, unter Bewachung durften wir dann den sogenannten „Donnerbalken“ benutzen, der im Garten aufgestellt war. Unsere Bewacher hatten ihre höllische Freude an diesem „Schauspiel“, aber: „die Kultur, die alle

Welt beleckt, hat auf den Teufel sich erstreckt!“ Demut ist der erste Schritt zur Niederträchtigkeit, und diese Burschen, jung an Jahren und das erste Mal in der Fremde, in einem kultivierten Land, benutzten uns jetzt als Spuknapf. Gott sei Dank kann ein Kultivierter Demütigungen geistig ungebrochen überstehen. An Schlaf war nicht zu denken, wir waren zu eingeeengt, es war kalt und über uns tanzten und gröhlten betrunkene Russen nach den Weisen einer gestohlenen Ziehharmonika. Unwillkürlich dachte ich an das Wolga-Lied: „Mein Herz ist schwer und trüb mein Sinn - ich sitz im goldnen Käfig d'rin!“, nur dass unser Käfig nicht golden war. Man organisierte Frauen und Mädels aus Haus und Keller, auch unser Raum musste daran glauben. Eifersüchtige russische und polnische uniformierte Weiber brachten die Mädels Gott sei Dank bald wieder zu uns zurück.

Der Donnerbalken wurde von allen sehr oft frequentiert und der Aufenthalt immer ausgedehnt, denn an dieser Stelle traf man sich mit den Insassen der anderen Häuser, man traf Bekannte aus unserer Stadt, aber auch aus den Dörfern der Umgebung. Alle waren hier auf die gleiche Art und Weise diesen Menschenjägern ins Netz gelaufen. Keiner von den 500 - 600 zusammengetriebenen Deutschen wusste, was diese Menschenjagd zu bedeuten hatte. Eine Frau unseres Kellers musste auf dem Hof in einem großen Kessel Essen kochen. Viele Menschen, die schon länger hier saßen als wir, hatten vor Hunger rebelliert. Die Russen holten aus den Dörfern Rindvieh zusammen und inhaftierte Fleischer mussten es schlachten. Es gab Fleisch in großen Mengen, nichts anderes, nur ganz frisches Fleisch von Rindern, dazu eine sehr fette Brühe. Keine Kartoffel, keine Scheibe Brot, nur pures Fleisch, morgens, mittags und abends. Unser ausgezehrter Körper konnte diese fette Kost nicht mehr vertragen. Eine Katastrophe bahnte sich an. Schon am nächsten Tag hatten viele Durchfall. Wir glaubten sogar an eine Absicht bei dieser Aktion. Ich musste der Kochfrau helfen und schnappte dadurch wenigstens etwas frische Luft. Ich schielte öfter zu unserem Ziehwagen, der noch immer an gleicher Stelle stand. Das Schwein hatte man zwar entdeckt, aber im Moment war es uninteressant, denn man hatte mehr als genug zu essen. Unsere Sachen in den Koffern waren z. Zt. interessanter. Ein Russe trug stolz meine Lederjacke, eine Polin, die hier als Dolmetscherin fungierte, erfreute sich an den guten Sachen aus dem Lederkoffer meiner Schwester. Aufgeputzt wie die Pfingstochsen auf dem Jahrmarkt, aus jedem Köfferchen etwas und erhaben wie ein Pfau im Zoo, stolzierten diese Frauenzimmer an uns vorbei. Zu retten gab's hier nichts mehr: lass fahren dahin!

Gut verloren - etwas verloren

Ehre verloren - viel verloren

Mut verloren - alles verloren

Da war's besser - nicht geboren!

Ich hatte mich nach Fluchtmöglichkeiten umgesehen, schließlich kannte ich mich auch in diesem Stadteil gut aus, und der Wald war nicht weit. Ich konnte meine Eltern aber nicht hier in der Ungewissheit dieser Misere alleine zurücklassen. Auch dieser Freitag verging. Noch eine Nacht in diesem furchtbaren Keller. Über unser Schicksal war immer noch nicht entschieden. Übliche Parolen machten natürlich schnell wieder die Runde.

Auch in dieser Nacht gab es keinen Schlaf. Plötzlich holte mich ein betrunkenere Russe heraus, ein weiterer Insasse musste auch noch mitkommen. Wir befürchteten das Schlimmste, aber die Sache verlief harmlos. Oben in der Küche musste eine deutsche Frau für die Russen etwas kochen. Wir durften Kartoffeln schälen und mussten Speck schneiden bis zum frühen Morgen. Ich aß gleich auf Vorrat und steckte mir noch die Taschen voll. Mein Kollege war vom Dauerdurchfall zermürbt und konnte Essen nicht mehr sehen.

Meine Eltern waren froh, als ich in den Morgenstunden wieder bei ihnen war. So wachten wir in den nächsten Tag hinein.

24. März, Sonnabend

An diesem Tag sollte ein sogenanntes Verhör stattfinden. Wir durften am Vormittag auf den Hof. Die warme Märzsonne bekam uns gut nach den Tagen und Nächten im dunklen Keller. Die Verhöre begannen wirklich. Warum? Hatten wir etwas verbochen? Nein, wir waren „deutsche Schweine“, dieses allein genügte: Wehe den Besiegten!

In der Parterre-Wohnung des Hauses saßen in zwei Zimmern zwei russische Offiziere mit je einer polnischen „Dolmetscherin“. Diese Frauen sah man später auch in Zivil, d.h. in kreuz und quer zusammengewürfeltem Putz aus den verschiedensten deutschen Koffern. Hier wurden wir einzeln vorgeführt. Jedes Verhör dauerte ca. 10 Minuten. Geistig überfordert folgte dann eine Zigarettenpause. In irgendeiner Ecke mussten dann Frauen mit diversen Russen „auf Liebe machen“, bis dann die nächsten Opfer hineingerufen wurden. Die russischen Offiziere, ständig unter Einfluss von Alkohol, waren sonderbar ruhig und ziemlich gleichgültig. Gefährlich wurden sie, wenn die „Damen“ sie aufhetzten.

Das „Verhör“ bestand aus folgenden Standard-Fragen: „Wie alt?“ – „Beruf?“ (war man kein Arbeiter, war man „Kapitalist“) – „Waren Sie in der Partei?“ – „Seit wann?“ – „Waren Sie Soldat?“ – „Wann und wo?“ – „Haben Sie zu Hause Polen beschäftigt?“ - usw. Die letzte Frage wurde immer eigenmächtig von den polnischen Mädchen gestellt. Viele Frauen und Männer kamen mit blutunterlaufenen Augen aus diesem Verhör heraus. Man hatte sie fürchterlich verprügelt. Jetzt kamen wir an die Reihe. Mein Vater und ich gingen zusammen hinein, jeder musste in einen anderen Raum. Unsere Frauen kamen erst später. Weiblich und männlich wurde getrennt vernommen. Ich humpelte wie eh und jeh an meinem Stock. Er war mir zu einem Talisman geworden, der mich in der ganzen letzten Zeit oft behütet und mich vor vielen Gefahren bewahrt hatte. Mein stiller Wunsch war, daß er es auch weiterhin tun möge. Als ich den Raum betrat, traute ich meinen Augen nicht: Zwischen Russen und Polen saß eine bekannte Schlawerin. Eine rote Armbinde zierte die schwarze Bluse. Ich erkannte sie sofort. Sie gehörte dem Kreis der kleinen Schlauer KPD an und war eine alte, fanatische rote Genossin. Jetzt saß sie hier unter ihren Freunden, die sie und ihre Parteifreunde lange herbeigesehnt hatten. Die verhängnisvolle Rolle, die sie hier spielte, war offensichtlich die der Denunziation ihrer deutschen Landsleute. Ein junger russischer Offizier stellte folgende Fragen an mich: „Wie alt?“, „23 Jahre“, „Von welchem Jahre an Mitglied in der H.J.?“ (Ob überhaupt Mitglied wurde gar nicht erst gefragt), Hier wurde gelogen, ohne rot zu werden. „Waren Sie Soldat?“, „Ja“, „Wo?“, „In Russland“, „Wieviele russische Soldaten haben Sie erschossen?“

Ich zuckte mit den Achseln und musste unwillkürlich lachen: Eine Antwort hatte man wohl auch gar nicht erwartet. „Warum sind Sie nicht mehr Soldat?, meine kurze Antwort: „Bein kaputt!“

Der Russe konnte keinen Entschluss fassen, er blickte zur Dolmetscherin, sie sollte entscheiden. Die schaute mich wieder an. Sekundenlang wurde geschwiegen. Es gibt Gefahren, denen zu entfliehen keine Feigheit ist. Ich war mir vollkommen bewusst, die Entscheidungen, die hier im Raum und von diesen Menschen getroffen wurden, bedeuteten Leben oder Tod. Die Polin musterte mich von Kopf bis Fuß. Ein alter Trick erneut angewandt, stach wie eine Trumpfkarte. Die Tiefe meines schmachtenden Blickes, von der Polin scheinbar mit Sympathie aufgefangen, beeinflusste ihr Urteil über meine Person. Ich hatte sie zum Schweigen gebracht, sie konnte nichts erwidern und machte nur eine lächelnde Handbewegung, die wohl heißen sollte: „Den lassen wir laufen!“ Es war

gut, dass sie meine wahren Gedanken nicht lesen konnte. Der Russe schlug mit seinem Stock auf den Tisch und rief nur: „Nach Hause!“ Ich war also hier entlassen. Was bedeutet das schon? Durch die Posten, die mir noch meine Schuhe klauten, kam ich auf die Straße. Ich war frei, wer weiß wie lange noch? Meine Gedanken waren bei meinen Eltern, vielleicht hatten sie auch ein bisschen Glück!

Ich wollte noch auf meinen Vater warten, er musste auch gleich fertig sein. Er kam nicht, ihn behielt man dort. Er musste sich zu dem großen Haufen Männer gesellen, die alle nicht freigelassen wurden. Sie mussten weiterhin auf ihr ungewisses Schicksal warten. Dieser Gefahrenzone wollte ich schnell entweichen, denn es konnte passieren, dass man aus einem Haus entlassen wurde und am nächsten wieder eingefangen wurde. Bei „Iwan, dem Schrecklichen“ war alles möglich. Meine Tante und Cousine Ursel waren inzwischen auch frei. Das Verhör bei den Frauen war ganz ähnlich gewesen. Die gleichen Fragen, die gleiche Behandlung durch die Dolmetscherinnen. Passte denen eine Frau nicht, bekam sie Schläge. Hier herrschten Willkür und rauhe Sitten. Mein Gott, was waren wir doch für brave Soldaten gewesen; nie habe ich erlebt, dass Polen oder Russen von uns geschlagen wurden. Von einer Belästigung der Frauen ganz zu schweigen. Diese Zeilen zu schreiben, ist nicht sehr populär, sie passen nicht in die Schablone, die manche Literaten dem deutschen Soldaten anzulegen belieben!

Was hatten sich unsere Lieben, die in Quäsdow zurückgeblieben waren, wohl für Gedanken gemacht, denn sie wussten ja noch nicht, was in den vergangenen Tagen alles geschehen war. Tante Missen und Ursel begaben sich auf schnellstem Wege nach Quäsdow zurück. Ursel Jürs kam zu ihrer kleinen Gudrun und Tante Missen zu Onkel All a. Meine Schwester und unsere tapfere Oma mussten sich noch gedulden, aber sie hörten nun alles aus erster Hand. Ich war noch unschlüssig, sollte ich in Schlawe bleiben, oder auch zurück nach Quäsdow marschieren? Trotz der großen Gefahr entschied ich mich für die Stadt. Ich wollte das Geschick meiner Eltern verfolgen und beeinflussen mit allen Kräften, die mir zur Verfügung standen. So zog ich mit meinem Ziehwagen von der Pollnower-Siedlung in die Innenstadt. Ich besaß nur das, was ich auf dem Leibe hatte und auf meinem Wagen unser Schweinchen. Ob es noch essbar war, musste sich natürlich erst herausstellen. Bei der Maschinenfabrik Segler hörte ich Rufe aus einem Fenster: "Hallo - Kurt Mielke!" Ich stoppte. Verängstigt und verschüchtert durch viele Suchaktionen, denen sie bis jetzt erfolgreich entgehen konnten, kamen „Tambour- Schröder⁵⁷ und Kaufmann Alfred Schumann⁵⁸ auf mich zu. Ich konnte sie nur warnen und erzählte ganz kurz, wo ich herkam. Sie hatten Hunger, schnell schnitten wir ein Stück vom Schwein ab und mit vielem Dank ließen sie mich weiterziehen. Mir taten diese beiden älteren Herren leid, hoffentlich konnten sie den Häschern entgehen.

Immer noch war es Sonnabend, der 24. März. Ein langer, ereignisreicher Tag. Ein Tag, der unauslöschbar in meinem Gedankenbild dieses Schicksals- Jahres 1945 ist, unvorstellbar, aber doch ausschlaggebend für das Leben meiner Eltern. An diesem Tage in der Mittagsstunde sah ich Schlawe wieder, 19 Tage nachdem ich es mit meinem Vater und Camille verlassen hatte. Die Stadt war menschenleer und strahlte etwas Unheimliches aus, das man mit Worten nicht beschreiben kann. Ich landete mit meinem Ziehwagen auf dem Hof von Schmiedemeister Lemm, gerade unserer Haus gegenüber. Ich hatte gehört, dass Frau Lemm zu Hause war und traf sie auch zum Glück an. Sie bat mich, bei ihr zu bleiben, denn sie war ganz alleine auf ihrem Grundstück. Diese tapfere Frau hatte mit wenigen Bekannten den Einzug der "Befreier" in unsere Stadt miterlebt und über-

⁵⁷ Schröder, Erwin, Stolper Str. 9/10.

⁵⁸ Schumann, Alfred, Markt 22.

standen. Sie hatte ihrem toten Mann, der vor der eigenen Haustür erschossen wurde, selbst das Grab geschaufelt und ihn auf dem Schlauer Friedhof beerdigt. Ich blieb nun bei Frau Lemm, und sie sorgte für mich wie eine Mutter. Das Schwein hatten wir im kühlen Keller gut untergebracht, hoffentlich holten es die Russen nicht fort. Wir gingen öfter in ihren Garten und kümmerten uns um die Bienen. Die Ziege gab Milch und die Hühner ein paar Eier, so kamen wir über die Runden. Etwas später als ich traf auch Erna bei uns ein. Auch sie war in die Freiheit entlassen worden, und brachte mir allerdings die erschütternde Nachricht mit, dass man meine Mutter dort behalten hatte. Wir hatten den Ernst der Lage trotz allem noch nicht erfasst. Die Willkür, mit der man vorging, war unglaublich. Während mein Vater (59) mit sehr vielen Altersgenossen zusammen war, musste meine Mutter (54) mit jüngeren Leidensgenossinnen ihr Schicksal teilen. Inzwischen hatte ich erfahren, dass diese Häuser in der Pollnower-Siedlung ein Sammellager waren und den Russen dazu dienten, die Arbeitsfähigen unter den Inhaftierten auszusuchen, um sie in Arbeitslager in der Sowjet-Union bis nach Sibirien zu transportieren. Ich eilte nachmittags zur russischen Stadtkommandantur und verlangte ganz frech den Kommandanten. Da dieser wegen Volltrunkenheit nicht zu sprechen war, mußte ich mit der Dolmetscherin verhandeln. Eine Frau von gleicher Qualität, wie bereits geschildert. Sie hörte mich an und zeigte sogar großes Interesse. Es war ja ein spezieller Fall, denn ich erklärte ihr, dass mein Vater sich beim Kommandant melden wollte, um im Krankenhaus oder in seiner Praxis die Zahnbehandlung zu übernehmen. Ich schilderte ihr weiter, wie wir von einer besonderen Patrouille aufgefangen worden waren. Sie bewegte den Vertreter des Kommandanten, mir eine betreffende Bescheinigung zu geben, um hiermit die Freilassung meiner Eltern zu bewirken. Mit diesem „Dokument“ in der Tasche marschierte ich eilig zur Siedlung hinaus. Ich war ganz stolz, dass mir alles so gut gelungen war und fest im Glauben, meine Bemühungen müssten von Erfolg gekrönt werden. Als ich mich den Häusern näherte, in denen ich selbst im dunklen Keller gesessen hatte, überkam mich ein komisches Gefühl, denn leicht hätte man mich wieder verhaften können. Hier warteten immer noch Hunderte von Menschen auf ihre Freiheit. Bekannte winkten mir von weitem zu und gaben mir durch ihre Gesten zu verstehen, ich sollte nicht näherkommen, die Gefahr sei zu groß. Mir war es in diesem Augenblick völlig egal, hier ging es um die Freiheit und das Leben meiner lieben Eltern. Sollte man mich erneut hier einsperren, wollte ich gerne das Los mit meinen Eltern teilen. Hätte man wenigstens meine Mutter freigelassen, ich hätte mich gerne freiwillig zur Verfügung gestellt. Keine Bange vor den russischen Posten, ich wollte zu dem Offizier, der für dieses Lager verantwortlich war. Vor dem Haus stand ein etwa 18jähriger Posten. Ich zeigte ihm mein Dokument vom Stadtkommandanten. Er tat so, als läse er es, ließ eine Schimpfkanonade los und zerriss das wichtige Papier in tausend Fetzen. Ich hätte in diesem Moment weinen können, aber meine geballte Faust musste in der Tasche bleiben. Fußtritte und Kolbenschläge, die mein Körper zu spüren bekam, die Aufforderung zu verschwinden, beendeten diesen hoffnungsvollen Gang. Vom Hof des Nachbarhauses hatten meine Eltern zugeschaut, wie man mich drangsaliert hatte. Eine große Hoffnung war für mich zerschlagen. Meinen Eltern rief ich noch zu, dass ich mich weiter um sie bemühen würde. Im Eilschritt humpelte ich zurück zur Kommandantur. Die Dolmetscherin konnte nur mit dem Kopf schütteln. Sie besorgte mir aber tatsächlich eine zweite Bescheinigung. Gegen Abend ging es noch einmal zur Siedlung. Dieses Mal war ich schlauer und kam ungehindert in das Zimmer des wachhabenden Offiziers. Mit ein paar russischen Brocken versuchte ich, ihm alles klar zu machen. Stolz und hoffnungsvoll zeigte ich mein bewusstes Dokument. Es wurde gelesen, der Offizier stellte noch ein paar Fragen und notierte sich die Namen meiner Eltern. Er ließ sich auch das Haus und

den Keller beschreiben, in dem sie eingesperrt waren. Mich fragte er, warum ich am Stock ginge, ich zeigte ihm mein Bein und sah, wie er nur seine Augenbrauen hochschob. Als Antwort auf meine bittende Geste sagte er sehr freundlich: „Saftra!“ (d.h.: „Morgen“). Mein Herz schlug höher. Morgen sollten sie freigelassen werden. Ich sprach anschließend noch mit meinen Eltern am Zaun, als es langsam dunkel wurde trennte uns der russische Posten. Meine Eltern gingen voll großer Hoffnung in den nächsten Tag. Frau Lemm und Erna warteten schon ungeduldig und hatten mir die Daumen gedrückt. Ich konnte nun nichts mehr unternehmen, die z. Zt. höchste Instanz in der Stadt hatte ich konsultiert und musste nun abwarten. Von dem bisschen, was wir drei hatten, machte uns Mutter Lemm ein Abendbrot und todmüde von den Strapazen und Aufregungen sanken wir aufs Lager.

25. März, Sonntag

Ich war früh wach, denn für diesen Sonntag hatte ich mir etwas vorgenommen, worauf ich schon lange brannte. Aus dem Fenster von Lemms Wohnzimmer schaute ich genau auf unser Haus gegenüber. Hier wollte ich heute hinein. Frau Lemm hatte Angst und warnte mich, denn es war verboten, wenn man nicht „angemeldet“ war und keine Genehmigung hatte. Ich hatte beides nicht, aber trotzdem, hier gab's kein Halten mehr! Ich wagte diesen Schritt, denn ich wollte nun endlich sehen, was im Hause geschehen war.

Der Anblick war erschütternd. Ich musste gleich an meine Eltern denken, wie gut, daß ihnen dieses erspart blieb. Was sich meinen Augen hier bot, ist wirklich mit Worten schwer zu schildern.

Sodom und Gomorra konnten nicht schlimmer gewesen sein. Wenn es einen Superlativ für "fürchterlich" gäbe, man könnte ihn hier anwenden. 'Kraut und Rüben' ist harmlos, 'Drunter und Drüber' ist geschmeichelt, was man hier sah, war: Chaos! Es wäre zum Beispiel wert gewesen, diese Wirrnis auf einen Film zu bannen. So hatte man ja nicht alleine im Hause Mielke gehaust. Jetzt konnte man ermessen, was die Leute, die im Vertrauen auf die russische Menschlichkeit in der Stadt geblieben waren, mitgemacht hatten. Wer weiteres gesehen hatte, hat eine Erklärung dafür, dass eine so große Zahl von Frauen im Grauen dieses Erlebens Selbstmord begangen hatten. Kein Winkel, und war er noch so klein, war verschont geblieben. Hier hatte der Rote Sturm aus dem Osten erbarungslos gewütet. Hier wurde ein maßgebender Befehl für die sowjetischen Streitkräfte mit brutaler Gewalt ausgeführt: "Vernichtet alles, Menschen, Häuser und Vieh!" Hier wurde ein kultiviertes Haus, wie so viele andere, in einen Saustall verwandelt. Was nach oben gehörte, lag unten, zerschmettert und zertrampelt. Die gesamte Praxis auseinandergerissen, die Instrumente gestohlen. Die menschlichen Bedürfnisse hatte man in fast allen Zimmern verrichtet, und hier auf Tischen und Stühlen, Waschoiletten usw. Mit dem dafür bestimmten Ort wusste man nichts anzufangen. Man hatte es entweder davor, oder daneben erledigt, aber nicht hinein. Auch vor unseren Kleiderschränken hatte man nicht Halt gemacht. Wein- und Weckkeller waren hoch mit Scherben bedeckt, mit den dort noch lagernden Vorräten wusste man offenbar nichts anzufangen, denn Fusel fand man dort nicht. Der einst so gepflegte Parkettfußboden war zugedeckt mit Papier, zerschlagenem Porzellan, Glasscherben usw. Zwischendurch immer „große Haufen“, es ekelte mich an. Selbst beim Schreiben dieser Zeilen würgt es mich noch im Halse. Mein einziger Zeuge, der dieses alles gesehen hat, ist unsere Erna. Sie konnte nur hervorstammeln: „Dieses hätte Frau Mielke und der Chef sehen sollen!“ Die Ledergarnitur im Herrenzimmer war mit Bajonetten durchstoßen, es hingen nur noch Fetzen herunter. Die Ölgemälde (einige von Leo Kämmerer) waren zerschnitten. Das Klavier, auf dem mein Bruder Werner oft und gerne gespielt hatte, und das von meiner Mutter immer besonders gepflegt worden war, war fort. Auch die gute, alte Standuhr fehlte. Ich wühlte

mich von Zimmer zu Zimmer und zählte im ganzen Hause sieben Brandstellen. Auf dem Boden fand ich noch ein Häufchen mit Papier, Holz und Stoffresten so zurecht gemacht, dass man es nur anzustecken brauchte. Wahrscheinlich hatte man es vor all den schönen Sachen, die man fand, vergessen. Ein Stückchen weiter war der Fußboden bis zur Balkenlage durchgebrannt. Es sollte einfach nicht abbrennen! So sah es in allen Häusern aus, die von der Feuersbrunst verschont geblieben waren.

Wie schon oft in dieser wilden Zeit kamen mir immer wieder die Gedanken, an die ich mich gut erinnern kann. Solche fatalen Zustände wurden weder von mir noch von allen meinen Kriegskameraden jemals in Russland durch unsere Hände herbeigeführt. Mit soviel Schmutz und Dreck haben wir unser Gewissen nicht beladen. Weder im Angriffs- noch im Stellungskrieg, weder im Vormarsch noch im Rückzug. Deshalb gerade waren diese, mir im eigenen Hause dargebotenen Bilder, erschütternd und unbegreiflich. Ich konnte es nicht fassen, wie sich Menschen so furchtbar an toten Gegenständen vergreifen können.

Am Nachmittag dieses Sonntags war mein erster Gang zu meinen Eltern. Frau Lemm und Erna hatten mir ein Stückchen vom Schwein zubereitet und für sie mitgegeben. Immer noch die vielen Menschen in den bewussten Häusern am Walkmühlendamm in der Pollnower Siedlung. Durch die dichte Postenkette schlängelte ich mich gut durch und humpelte absichtlich etwas übertrieben an meinem Stock. So beobachtete man mich kaum. Meine Eltern hatten schon lange nach mir Ausschau gehalten, und freuten sich, als sie mich sahen. Am Zaun konnten wir wieder zusammen sprechen. Ich erfuhr nun folgendes: Der Offizier, den ich gesprochen hatte, hatte veranlasst, dass meine Eltern aus dem Keller herauskamen und ihnen zusammen ein kleines Zimmer angewiesen worden war. Ich fand es gut, dass erstmal überhaupt etwas geschehen war, man sah einen kleinen Fortschritt. Der kleine Funken Hoffnung glühte weiter. Guten Mutes kehrte ich in die Stadt zurück. Hier tobte jetzt die Willkür. Menschenjagden waren immer noch in vollem Gange. Auch der letzte deutsche Bürger sollte gestellt, und wenn es irgendwie ging, zur Zwangsarbeit deportiert werden. Frauen waren nach wie vor ein begehrter „Artikel“, trieb man sie auf, wurden sie vergewaltigt. Ein Glück, dass meine Schwester in Qäsdow geblieben war; die Oma war ihr Schutzengel und behütete sie. Dort konnte man auch viel schneller in unsere bewährten Verstecke verschwinden. Hier in unserer Stadt wurde weiter gebranntschätzt und geplündert. Wo man hinschaute, ganz besonders zwischen den beiden Toren und um den Marktplatz herum. Auf dem Wege zur „Kommandantur“ (im Kreishaus) hatte ich alles genau beobachtet, jedes Haus in der Kösliner Straße, auf dem Markt und in der Stolper Straße hatte ich mir genau eingeprägt, und lange, in meiner Erinnerung behalten. Die Häuser der Familie Dahnz standen noch, ebenso die ganze Front hinter dem Kösliner Tor bis zur Ravenstraße. H .M. Boldt war bis auf die Grundmauern ausgebrannt, ebenfalls gegenüber das Haus meines Onkels Albert Klemz. Es war schon ein furchtbarer Anblick.

Alles kohlte und qualmte noch, über der ganzen Innenstadt lag ein besonderer Dunst. Das waren die ersten Eindrücke, die ich schnell, aber ganz genau in mich aufnahm. Ich durfte jetzt mein Schicksal nicht herausfordern und musste vorsichtig sein. In jeder Minute drohte hier Gefahr, und wenn man erst in den Klauen dieser Häscher war, dauerte es lange, wieder aus ihnen herauszukommen. Ich tauchte unter, entweder im Hause und in den Stallungen bei Frau Lemm oder drüben in unserem Hause. Wenn Gefahr drohte, verschwand ich auf dem Dach, diesen Schlupfwinkel vergaß man bei den Suchaktionen. Leider konnte ich unter diesen Umständen am Montag, dem 26. März, nicht zu meinen Eltern herausgehen. Vergebens hatte ich gehofft, dass sie plötzlich vor mir standen und frei wären.

27. März, Dienstag

An diesem Tage hielt mich nichts mehr, trotz des großen Risikos wagte ich wieder den Weg zur Siedlung. Meine Eltern sahen mich wieder von weitem kommen und erwarteten mich wie immer am Zaun. Frau Lemm hatte mir etwas Fleisch, Brot und sogar ein paar Eier mitgegeben. Diese gute Frau zeigte in der Not, wer sie war und was sie konnte: „Wer da kennt die Not, teilt sein letztes Stückchen Brot, wer von Not nichts weiß, den macht Not nicht heiß!“

Für meinen Vater hatte sie sogar ein wenig zu Rauchen, wo sie diese Kostbarkeit noch aufgetrieben hatte, weiß ich nicht mehr. Nach einer Kontrolle durch die Posten, durfte ich diese Sachen meinen Eltern über den Zaun reichen. Weinend nahmen sie es entgegen und waren gerührt, dass noch liebe Menschen an sie dachten. über ihre Freilassung war bisher nichts entschieden. Unsere Stimmung sank auf den Nullpunkt. Mein Vater war ja von Anfang an ein Pessimist, aber auch meiner Mutter sank der Mut. Ich war glücklich, dass ich doch noch in Schlawe geblieben war, wenn auch meine Schwester auf mich in Quäsdow wartete. Hier konnte ich doch immer noch etwas für unsere Eltern tun.

Über das große „Warum?“ dieser Einkerkung zerbrachen sich alle den Kopf. Wem hatten meine Eltern etwas zu Leide getan, wem? Auch alle anderen Menschen, die hier saßen, waren unschuldig. Hier gab es keine Kläger und keine Richter, hier herrschte die blinde Willkür. Man ließ sich nicht in die Karten schauen, die bereits gemischt waren.

Von uns aus gesehen, diesseits der Oder, waren wir von der Welt abgeschnitten. Kein Mensch wusste, was eigentlich los war, keine Nachricht drang an unser Ohr. Jenseits der Oder erfuhr niemand etwas von uns. Das übrige Deutschland ahnte nicht, was sich hier abgespielt hatte und sich immer noch abspielte. Dort verlief das Leben, natürlich den Verhältnissen entsprechend, einigermaßen normal. Im sowjetischen Machtbereich, von uns diesseits der neugeschaffenen „Oder-Neiße-Grenze“, also in den deutschen Ostprovinzen Ostpreußen, Pommern und Schlesien, war noch alles anders. Hier bewegte man sich nicht wie ein Mensch, man wurde gejagt wie Wild, man lebte nicht, man vegetierte. Wer frei herumlief, war alt oder krank, aber die Krankheit musste äußerlich erkennbar sein. Hier wurde man verfolgt, gedemütigt, geschlagen und gestoßen. Hier wurde vergewaltigt und verschleppt, Frauen und Männer, Mädels und Jungen trieb man in den Tod. Es war ein Leben voller Angst und Gefahr, vor den laufenden Willkürakten konnte man sich nicht schützen. Man litt Hunger und war durch die körperlichen und seelischen Strapazen bald am Ende seiner Kraft. Der Selbsterhaltungstrieb wurde zu einem Martyrium. Unsere Heimat war ein blutendes Land geworden, für uns eine Hölle, aus der es vorerst kein Entrinnen gab. War der Krieg beendet oder wurde noch gekämpft? Parolen kursierten. Die Helden von Kurland, meistens pommersche Divisionen, sollten ihre Heimat freikämpfen. Weit entfernt hörte man russische Artillerie donnern, sie beschoss deutsche Schiffe in der Ostsee. Gerüchte, Gerüchte, nichts ging in Erfüllung.

Zurück zu meinen Eltern: Die Posten jagten mich fort, aber ich ging immer wieder an den Zaun. Mir war jetzt vieles egal. Die Eltern erkundigten sich nach unserem Haus, sie wollten wissen, wie alles aussah. Ich sagte nicht die Wahrheit, um ihnen das Herz nicht noch schwerer zu machen. Sie fragten nach Freunden und Bekannten, und wir sprachen über Großmutter und Brigitte, die sicher in Quäsdow auf uns alle warteten. Wir sprachen auch über meinen Bruder, wo war er, unsere Gedanken waren oft bei ihm.

Wo mochte er wohl stecken? Ob er noch am Leben war? Wir vermuteten ihn in russischer Gefangenschaft, meine Mutter sprach oft von dieser Version. Wir sprachen an diesem Dienstag ziemlich lange über alles. Für alle Fälle gab mein Vater mir noch einmal die Adressen seiner Versicherungen, als Freiberuflicher war er relativ hoch versichert. Man gab mir Grüße mit für die Oma und Brigitte, für Frau Lemm mit Dank für die

Lebensmittel, für Familie Klemz und unsere Erna; meine Eltern fragten nach ihren Freunden, der Familie U.M. Boldt; sie waren vor dem Einmarsch nach Waldhof zu Verwandten ausgewichen, seitdem hatten wir nichts mehr von ihnen gehört. So sprach man von diesem und jenem.

Inzwischen wurden auf der Straße ca. 300 Männer und Frauen zusammengestellt. Etwas später setzte sich dieser Zug unter starker Bewachung in Richtung Stadt in Bewegung. Wie ich später hörte, wurden diese Menschen über Altwarschow weiter nach Stolp getrieben. Die ersten Häuser waren nun geräumt, wann kamen die nächsten dran? Man wusste nichts, bei diesem Sonderkommando war alles unberechenbar. Nicht einmal das Dokument des Stadtkommandanten galt hier etwas, so konnte man annehmen, dass es sich hierbei um ein spezielles, politisches Kommando handelte. Man hörte die ersten Worte von der sogenannten „Verschleppung“, ein Wort, das bisher nur im Sprachschatz der Nazi-Propaganda zu finden war. Diese hatte uns oft. getäuscht, in diesem Punkte und noch einigen anderen hatte sie Recht gehabt.

Auf Bitten meiner Eltern musste ich gehen. Sie bangten um mich. ich bangte um sie. Wir verabschiedeten uns, der Abschied wurde uns von Tag zu Tag schwerer, aber an diesem Dienstag ganz besonders. Wir drückten uns lange die Hände und ich ahnte nicht, daß es der letzte Händedruck meines lieben Vaters war. An diesem 27. März sahen wir uns das letzte Mal in die Augen. Wie tapfer hatte meine Mutter bis hier durchgehalten, trotz der festen Überzeugung meines Vaters, dass es nicht gut gehe und sich nichts zum Besten wende. Ich bat sie, im Falle einer Verschleppung nach Russland, nicht den Mut zu verlieren. Wir würden uns alle einmal wiedersehen. Ich versprach, am nächsten Tage wiederzukommen, wenn es nur in meiner Macht stünde. Sie baten mich sehr, es nicht zu tun, weil sie Angst hatten, die Willkür oder die vielleicht schlechte Laune eines Offiziers oder Wachtposten könne auch mein Unglück sein. Der sehnlichste Wunsch meiner Eltern war es, dass ich zurückging und für Großmutter und Schwester sorgte.

Selten gibt es Augenblicke im Leben, die einem sehr wichtig erscheinen, weil man in ihnen das Gefühl hat, dass sie sich nicht wiederholen. Wir mussten uns losreißen, die Eltern mussten in das Haus zurück, ich humpelte in die Stadt. Noch lange winkten wir uns zu, bis wir uns aus den Augen verloren. Träumend ging ich meinen Weg, ohne hinzuschauen. Die weinenden Eltern hinter dem trennenden Zaun, vor ihnen russische Posten mit aufgepflanztem Bajonett, war ein Bild, das sich tief in meine Seele gegraben hat und nicht mehr auszulöschen ist.

Zwei betrunkene Russen torkelten mir entgegen und rissen mich aus meinem Traum. Ich konnte in der Pollnower Straße noch gerade in das zweite Haus meines Onkels flüchten (Zwischen Zimmermeister Hans Suhr und Tischlermeister Max Kusanke, Pollnower Str. 6). Hier stand alles unversehrt, innen sah es natürlich aus wie bei uns und überall. Die Speicher waren restlos ausgeräubert. Vorhandene Lebensmittel, die das Wirtschaftsamt hier gelagert hatte, waren abtransportiert (u. a. 120 Doppelzentner Zucker). Mitten auf dem Hof lag ein Sack mit irgend etwas darin. Misstrauisch schaute ich nach. Ich schüttelte Glasscherben heraus und zum Schluss, ich traute meinen Augen kaum, kamen drei Flaschen Mosel zum Vorschein („Zeller schwarze Katz“), es konnte nicht wahr sein! Mir fielen gleich die betrunkenen Russen ein, nur die konnten den Sack verloren haben. Es war nicht zu fassen, ich war im Besitz von drei Flaschen Wein! Die Strahlen der letzten Märzsonne hatten es heute gut gemeint, aber der Durst stellte sich jetzt ganz automatisch ein. Ich fand in diesem Durcheinander sogar noch einen Korkenzieher in der Küche von Familie Kunkel. Es war kaum zu glauben, aber auch ein einziges Glas hatte überlebt, dieses war für mich bestimmt. Hastig und sehr aufgeregt entkorkte ich eine Flasche mit dem kostbaren Nass, die anderen wurden gut versteckt. Ob die Nüssen wohl zurück-

kamen, um den Sack zu suchen? Vor bösen Überraschungen war man nicht sicher. Ich sagte selbst "Prost" zu mir und schlürfte diesen guten Tropfen, der sogar aus einem schmutzigen Glas noch schmeckte. "Zeller schwarze Katz" - das war die Hausmarke meines Onkels gewesen, also stammten die Flaschen hier wohl von seinem Anwesen. Leider konnte ich diesen Fall nicht näher untersuchen. Meine Gedanken waren immer noch bei meinen Eltern, könnte ich ihnen ein paar Schlückchen bringen, so musste ich nun meinen seelischen Kummer alleine ertränken.

Ganz plötzlich durchfuhr ein Schreck meine Glieder. Bald wäre mir meine Pulle aus der Hand gefallen. In der Tür, zehn Meter von mir, stand ein alter Mann. Ein schwarzer Vollbart „schmückte“ seinen wackelnden Kopf. Die schwarzen Lumpen hingen ihm vom Leib, auf einen Stock gestützt, murmelte er in seinen Bart. Ich hatte in der Aufregung kein Wort verstanden.

Mir zitterten die Glieder. Wer war das? Was wollte dieser unheimliche „Rasputin“⁵⁹ von mir? Langsam kam er auf mich zu, ich ging ihm entgegen. Für alle Fälle hatte ich in der rechten Hand die halbe Flasche Wein. Diese Szene, sie könnte aus einem Kriminalfilm stammen, endete abrupt in einem lauten Freudenschrei. Es folgte eine stürmische Umarmung und wir lagen beide im größten Dreck auf dem Boden. Der gute (oder besser gut getarnte) Greis war der beste Freund meines Vaters: U.M. Boldt! Ja vor Freude hatten wir uns umgerissen. Hier im Hause von Onkel Alla ein so plötzliches Wiedersehen mit dem ältesten Freund meiner Eltern. Wie sahen wir aus? Ich war ein Landstreicher und er Rasputin. Eine natürliche, meisterhafte Maske. Circa drei Wochen waren es her, wo unsere Familien sich trennen mussten, um eigene Wege zu gehen. Was war alles in diesen Wochen über uns hereingebrochen, was hatten wir erlebt und wer hatte bis jetzt überlebt? - und - die letzte Kunde war noch nicht eingeläutet. Vor einer Stunde hatte ich mit meinen Eltern über die Familie Boldt gesprochen, ich sollte Grüße bestellen, jetzt saßen wir hier auf den Treppenstufen in der Pollnower Straße Nr. 6 und Onkel Max erzählte. Als wir mit der Familie Klemz vor dem Einmarsch ins Jagdhaus gezogen waren, hatte er mit seiner Frau das Gehöft seines Vetters in Waldhof aufgesucht. Dieser Bauernhof lag abseits von allen Hauptstraßen am Schlauer Stadtwald. Vor dem Iwan blieb aber nichts verschont. Kurz bevor er auch diese Höfe in Waldhof aufsuchte, versagten die Nerven der Frau Boldt. Sie zog es vor, freiwillig aus dem Leben zu scheiden und durch ein gutes Mittel blieb dieser Mutter von drei Söhnen, die alle im Felde standen, viel Leid erspart. Als Onkel Max mir dies erzählte, kullerten uns die Tränen. Unsere Familien hatten gemeinsam schöne Stunden verlebt. Wir Kinder wurden zusammen von unseren Müttern im Kinderwagen um die Promenade geschaukelt. Wir waren zusammen aufgewachsen und oft nahmen Bekannte an, dass unsere Familien ein Verwandtschaftsverhältnis verbände. Onkel Boldt hatte es durch seine äußerliche Veränderung verstanden, sich der allgemeinen Aufgreifung und der damit verbundenen Verschleppung zu entziehen. Als „alter Mann“ (ein Jahr älter als mein Vater!) wurde er sogar von irgendwelchen Russen für die paar Gehöfte in Waldhof als „Bürgermeister“ eingesetzt. In dieser Aufmachung hatte er sich nun in die Stadt gewagt, ohne Gefahr zu laufen, eingefangen zu werden, denn „Greise“ ließ man laufen. Hoffentlich würde er nicht von deutschen KPD-Leuten denunziert. Seine kurze Visite in der Stadt galt allen Bekannten und Freunden, um nach ihnen zu suchen und von ihnen zu hören, so gut es ging, und natürlich seinem Haus. So sah man sich nun wieder und ich konnte sogar einen Tropfen kredenzen! Mit meinem Mosel lag ich bei Onkel Max richtig, denn er war ein spezieller Weintrin-

⁵⁹ Russischer Mönch und berühmt-berühmter Wunderheiler und Ratgeber am letzten Zarenhof, 1876 - 1916.

ker und -Kenner. Auf der Treppe leerten wir ein paar Gläschen und stellten beide fest, dieser originelle Fund war wirklich ein Pfund! Wir erzählten immer noch, draußen auf der Straße war Gott sei Dank „Kampfpause“. Frau Boldt war vielen Grausamkeiten entgangen. Sein Bruder Werner⁶⁰ hatte mit seiner Frau (einer guten Turnerin) ebenfalls den freiwilligen Tod gesucht, der - wie mir später erzählt wurde - sehr tragisch verlief. Das Geschäftshaus der Firma H.M. Boldt lag in Schutt und Asche. Die Hoffnung, seine drei Söhne Hans, Fritz und Karl gesund wiederzusehen, hielt Onkel Max aufrecht und sie gab ihm den festen Willen durchzuhalten. Nach diesem netten und originellen Wiedersehen verabschiedeten wir uns sehr herzlich, er marschierte zurück in den Stadtwald, ich begab mich zu Frau Lemm.

28. März, Mittwoch

Erna und ich machten uns in unserem Haus zu schaffen. Man konnte dieses Chaos einfach nicht mehr sehen. Plötzlich besuchte uns der neue „Bürgermeister“ von Schlawe. Er kam aus leisen Sohlen und stand auf einmal vor uns. Peter Krusch⁶¹, als russischer Kriegsgefangener aus dem Ersten Weltkrieg in Deutschland geblieben, entdeckte jetzt wieder die alte Liebe zu seinen Landsleuten. Fast 30 Jahre war es ihm gutgegangen in unserem Lande, er hatte seine stete Arbeit bei Baumeister Suhr in der Pollnower Straße gehabt, nun aber, zu diesem Zeitpunkt, wurde er vom „roten Rausch“ erfasst und hielt seine große Stunde für gekommen. Die Russen störte es nicht, dass Peter Krusch mit dem Schreiben und dem Lesen nichts im Sinne hatte, er verstand noch seine Muttersprache und sprach auch ganz gut deutsch, das genügte, ihn für dieses Amt zu nominieren. Ausgerüstet mit Pferd und Kutsche führte er aus, was von seinen jetzigen Herren gewünscht wurde. Wir erhielten den offiziellen Auftrag von ihm, unser Haus zu säubern, es war für irgendetwas vorgesehen. Ich bat ihn sofort, sich beim Stadtkommandanten für die Freilassung meiner Eltern einzusetzen. Er tat es, wie ich viel später erfahren habe, leider ohne Erfolg! Das Fangkommando hatte sicher Vollmachten, die von anderen russischen Stellen nicht zu durchbrechen waren. Peter Krusch war jahrzehntelang bei meinem Vater Patient gewesen, der ihm bei seinen Rechnungen immer einen guten Rabatt eingeräumt hatte. Für meinen Vater hätte er alles getan, nur mich konnte er nicht leiden, warum weiß ich nicht, ich kannte ihn wenig und hatte ihm wissentlich nie etwas zu Leide getan. Alles, was sich jetzt auf der Straße sehen ließ, wurde aufgegriffen und zu allen möglichen Arbeiten herangezogen. Die Herren von der KPD, mit roten Armbinden verziert, hatten die Aufsicht, sie gaben sich gegenüber ihren Befreiern und angesichts der verängstigten deutschen Frauen und Männer loyal und pflichtbewusst. Kein Mensch wusste, wo die alten Rot-Front-Kämpfer plötzlich wieder hergekommen waren, sie sammelten ihre bewährten Freunde, um Herr zu werden in dem Chaos, das ihre herbeigesehnten russischen Spielkameraden hier bei uns und überall im deutschen Osten angeordnet hatten. Die deutschen Genossen waren aber doch recht kleinlaut und peinlich berührt von alledem, was in den letzten Tagen geschehen war. Man hatte sich alles „anders vorgestellt“ und schämte sich sichtlich der vielen unschuldigen Opfer der „Befreiung“.

Erna und ich durften in unserem Haus bleiben, wir wurden vom "Bürgermeister" persönlich kontrolliert. Arbeit hätte es hier für Wochen gegeben, selbst der Genösse konnte ein Kopfschütteln nicht verbergen. Wir hielten uns nun an unserer Arbeit fest. Für mich ganz besonders war äußerste Vorsicht am Platze. Ich wusste nicht, wie die KPD-Männer

⁶⁰ Werner Boldt, Sparkassenkassierer, Schultestr. 12.

⁶¹ Arbeiter, Winterfeldstr. 13

auf meine Person reagierten, ich wusste aber, dass Peter Krusch auf mich ein Auge hatte, er ließ es mich auch spüren. Ein Gang zur Siedlung war an diesem Tage leider unmöglich: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um“!

29. März, Donnerstag

Es war der Gründonnerstag. Laut Kommandanturbefehl musste sich jedermann, der sich in der Stadt aufhielt, registrieren lassen. Erna, die treue Seele, die schon 14 Jahre in unserem Hause war, folgte dem Befehl. Ich war - wie immer - skeptisch. Erna kam nicht mehr zurück. Anscheinend hatte man wieder eine neue Methode gefunden, auch noch die letzten Menschen in dieser Stadt einzufangen. Wer sich ahnungslos anmeldete, kam nicht mehr zurück und wurde irgendwo eingesperrt. Meinen Informationen nach war sie mit vielen anderen Menschen im Gemeindehaus inhaftiert. Nun stand ich alleine da. Auch Frau Lemm war sprachlos, als Erna am Abend immer noch nicht bei uns war. Zu meinen Eltern kam ich auch an diesem Tage nicht. Wenn man mich noch einmal eingekerkert hätte, wäre es für alle noch komplizierter geworden, denn solange ich frei war, konnte ich immer noch agieren. Dort saßen Mutter und Vater in der Pollnower Straße, und in Quäsdow warteten Großmutter und Schwester auf mich. Ich musste also auf der Hut sein.

Am Nachmittag zog wieder ein langer Zug mit ca. 200 Menschen an unserem Haus vorbei. Mich plagte eine innere Unruhe und meine Gedanken quälten mich von früh bis spät. Ich riss das Fenster auf, und wollte sehen, ob meine Eltern dabei wären. Die Begleitposten machten dumme Gesichter als ich herauschaute. Viele Frauen und Männer winkten mir zu, ich sah viele bekannte Gesichter, meine Eltern sah ich nicht. So ging es Tag für Tag, wo trieb man diese Menschen hin? Abends verschwand ich aus unserem Haus und lief herüber zu Frau Lemm.

30. März, Freitag

Trotz aller Wirren, aller Aufregungen und Ängste, die man ausstehen musste, dachte man daran, dass dieser Tag der Karfreitag war. An diesem hohen Feiertag der Christenheit schwiegen ganz früher die Glocken und Orgeln in den Gotteshäusern, die Kreuze wurden mit schwarzen Tüchern verhängt (Karfreitag von „kara“ (griech.) = schwarz). Unsere St. Marienkirche hatte zwar nach vielen Jahrhunderten dem Roten Sturm auf unsere Stadt standgehalten, war aber doch innen und außen schwer beschädigt worden. Die Glocken und Orgeln mussten auch hier schweigen, denn die Bolschewisten hätten sowieso nichts mit diesem Feiertag anzufangen gewusst. Mit dem Karfreitag stand das Osterfest vor der Tür, so unvergessen, wie dieses schöne Fest in unserer Kindheit war, so unvergessen blieb dieser Karfreitag des Jahres 1945. Am frühen Morgen entlud sich über Schlawe ein furchtbarer Wolkenbruch. Es war gewissermaßen die Ouvertüre zu diesem schicksalhaften Tag. Für mich unmöglich, meine Eltern am Vormittag - wie ich es vorhatte — aufzusuchen. Der strömende Regen hielt auch am Nachmittag an, aber meine Unruhe trieb mich hinaus. Frau Lemm hatte mir ein paar Pellkartoffeln und ein Stückchen Fleisch mitgegeben. In meinen Hosentaschen hatte ich zwei Bierflaschen, gefüllt mit dem gefundenen Wein. Es sollte eine besondere Freude für meine Eltern sein. Um ganz sicher zu gehen, mied ich absichtlich die Pollnower Straße, wo sich immer viele Russen herumtrieben. Ich schlängelte mich an diesem Tage auf Umwegen zur Siedlung und kam auch ungehindert zu den bewussten Häusern. Die Posten empfangen mich, sie kannten mich schon und kontrollierten. Sie nahmen mir nichts weg, den Wein in der Bierflasche hatten sie allerdings nicht bemerkt. Ich schaute nach meinen Eltern, konnte sie aber nirgends entdecken, sie wussten ja auch nie, wann ich kam. Ich stand am Zaun, an dem wir uns in den vergangenen Tagen immer unterhalten hatten. Ein Schreck

durchfuhr meine Glieder, das Haus war leer. - Die Fenster waren alle geöffnet, kein Mensch schaute hinaus. Mein Gott, wo waren meine Eltern?

Das Haus nebenan war noch voll belegt. Aus einem Fenster winkte mir Herr Böckmann zu, der letzte Pächter vom „Deutschen Hof“, unser Nachbar sah meine verzweifelten Blicke und rief mir zu: „Herr Mielke, ihre Eltern sind vor zehn Minuten abmarschiert!“

In diesem Augenblick war mir zu Mute, als hätte ich einen Schlag bekommen. Ausgerechnet an diesem Tage hatte ich einen Umweg zur Siedlung gewählt und der lange Zug mit meinen Eltern marschierte die Pollnower Straße entlang. Ich lief zurück, so gut ich laufen konnte, aber vergebens, mein steifes Fußgelenk machte nicht mit, ich konnte den Trupp nicht mehr einholen. Ich sollte meine Eltern auf ihrem Leidensmarsch in die Verschleppung nicht mehr sehen. Aufgelöst kam ich zu Frau Lemm zurück. Sie hatte die vorbeiziehenden Frauen und Männer gesehen und beobachtet, dass ein Mann einen Koffer auf den Boden warf: Es war mein Vater gewesen. Blitzschnell war er aus Reih und Glied gesprungen und hatte sich von unnötigem Ballast befreit. Im Weitermarschieren hatte er Frau Lemm noch zugewunken. Sicher hoffte er, so wie meine Mutter, die weiter vorne marschierte, mich noch zu erblicken, aber leider war es uns nicht vergönnt. Was mag wohl in meinen Eltern vorgegangen sein, als sie in diesen Minuten an ihrem Haus vorbeizogen auf dem beschwerlichen Weg in die Verbannung, der für die meisten unschuldigen Frauen und Männer ein Marsch in den Tod war!

In mir klangen noch lange die Worte: „Ihre Eltern sind vor zehn Minuten abmarschiert!“ Für mich war es ein furchtbarer Karfreitag.

Erna war noch im Gemeindehaus eingesperrt, Frau Lemm und ich waren nun allein. Wir trösteten uns gegenseitig, denn auch sie hatte ihr Päckchen zu tragen. Ihren Mann und Ernährer hatte man völlig grundlos erschossen, ein Haus lag in Schutt und Asche und ihre beiden Töchter hatte sie auch nicht bei sich. Sie hoffte wenigstens, dass es ihnen gut ginge.

31. März, Sonnabend

Morgens zog wieder ein langer Menschenzug auf der Straße vorbei. Ich stand am offenen Fenster in unserem Hause und winkte vielen Bekannten zu. In meiner Erinnerung sind Frau Marg (Kaufmann, Markt 13), Klemzens Köchin Frieda, Lehrer Niete, ein guter Bekannter von uns, und jetzt hatte es auch Herrn Böckmann erwischt.

Richard Mallwitz⁶², nicht einer der gesündesten Männer, war auch in diesem Zug. Er rief mir noch im Vorbeigehen zu: „Grüße Rudi, wenn Du ihn mal treffen solltest!“ Es war sein ältester Sohn und ein Schulkamerad von mir, jetzt irgendwo im grauen Rock. Herr Mallwitz ahnte sicher, was ihm bevorstand. Im Herbst des Jahres 1946 konnte ich die Grüße an Rudi Mallwitz übermitteln, der Vater war längst tot.

Einem berittenen russischen Wachtposten missfiel mein Winken. Er sprang vom Pferd und wollte mich herausholen. Mein Glück war es, dass ich die Haustür von innen verbarrikadiert hatte. Er gab auf und ritt weiter. Dies waren Gefahrenmomente, die nie einzukalkulieren waren.

So wurden Tausende deportiert, ganz vereinzelt kehrte jemand zurück. Ich hatte es meiner Beinverwundung zu verdanken, dass ich bisher verschont blieb. Mein Ausweis von der Kommandantur trug den Vermerk „Invalide“, somit war ich „ungefährlich“. Auch Erna hatte Glück gehabt, sie war an diesem Ostersonntag entlassen worden und kehrte freudig zu uns zurück .

⁶² Bote, Richtigfenstr. 16.

4.3. April - In Quäsdow

1. April. Sonntag

Am ersten April, in diesem Jahr auch zugleich Ostersonntag, der erste Osterfeiertag, riskierte ich trotz vieler Warnungen den Marsch nach Quäsdow. Ich war etwas leichtsinnig geworden, denn was hatte man eigentlich noch zu verlieren? Sein Leben, sonst nichts mehr.

Es brannte auf meiner Seele, die Verschleppung meiner Eltern meiner Schwester und Großmutter mitzuteilen. Ich marschierte wie gewöhnlich den alten „Liebespfad“ am Holzgraben entlang. Leider musste ich immer durch das gefährliche Marienthal. Unbehelligt war ich am späten Abend bei meinen Lieben. Die Freude über mein Kommen wurde abgelöst durch Tränen über die schlechte Nachricht, die ich aus Schlawe mitbrachte. Man konnte es nicht fassen, dass die Eltern in ihrem Alter dies noch über sich ergehen lassen mussten.

Alle, die in Quäsdow zu dieser Zeit zurückgeblieben waren, hatten auch schwere Stunden hinter sich. Tage und Nächte die gleichen Aufregungen wie wir in der Stadt. Die Verfolgung unserer Frauen war nach wie vor an der Tagesordnung. Wann sollte endlich Ruhe einkehren, wir waren doch gestraft genug! Es war Ostern, wir wussten es, aber wir empfanden es nicht. Unsere Gedanken weilten woanders.

2. April, Ostermontag

Zweiter Osterfeiertag. Ein furchtbarer Sturm mit heftigen Regengüssen tobte über unser Land. Der April hielt seinen zünftigen Einzug. Ich musste nach Schlawe zurück. Vorerst war zusammen mit Erna der Auftrag des sogenannten Bürgermeisters in unserem Hause zu erfüllen. Nach dem Abmarsch meiner Eltern hatte ich an den Aufräumungsarbeiten kein Interesse mehr, schon gar nicht, als Peter Krusch mir erklärte, er wolle in Kürze unser Haus beziehen. Von Stund an krümmte ich keinen Finger mehr, sollte er den Dreck seiner Landsleute doch selbst fortschaffen. Er bemerkte meine Passivität und ich hatte das Gefühl, als warte er auf eine günstige Gelegenheit, mich „abzuschießen“.

Fast eine Woche blieb ich in der Stadt und bewohnte in unserem Haus ein Zimmer mit Fenster zur Straße. Man vegetierte sinnlos dahin, direkten Hunger litt man noch nicht, drüben in Frau Lemms Keller lagerte unser Schwein und Kartoffeln fand man in jedem Hause. Im Holzgebälk unseres Daches fiel mir zufällig eine 24er Packung "Overstolz" in die Hände; ich hatte längst vergessen, dass ich sie dort vor einigen Wochen versteckt hatte. Ich wollte sie mit nach Quäsdow nehmen, um meinem Onkel nach langer Zeit etwas Gutes anzubieten, denn die verschiedenen Teesorten, die jetzt geraucht wurden, hatte man langsam satt.

7. April, Sonnabend

Ich tippelte nach Quäsdow, um mir ein paar Lebensmittel zu erbetteln (Brot) und um zu berichten. Am Ende des Dorfes Marienthal, schon auf der Straße nach Quäsdow, kam mir eine Russenkutsche entgegen. Ich hatte ein komisches Gefühl und sollte mich nicht getäuscht haben. Unter dem Vorwand nach Waffen zu suchen, bestürmten mich vier junge russische Soldaten und nehmen bei mir eine Leibesvisitation vor. Ich stand im Hemd auf der Straße, und die Burschen hatten ihren Spaß. Meine Augen blickten in zwei Gewehrläufe, trotzdem sah ich aber, dass meine Schachtel Overstolz den Besitzer wechselte. Höhnisch lächelnd rauchte man mir etwas vor, ich schmachtete; als ich mich wieder anzog, lachten die Russen; dies alles war für sie eine große Gaudi. Mit ein paar russischen Worten versuchte ich ein Gespräch und bat um eine „Papirossa“. Ich bekam sie, noch eine für Papa, und noch eine für die Mama, aber mehr war nicht mehr herauszuho-

len. Guter Laune bestiegen sie ihre Kutsche und rasten weiter, ich kam nach diesem kleinen Zwischenfall gut nach Quäsdow.

Gott sei Dank, hier hatte sich nichts Besonderes ereignet. Wir wunderten uns oft, dass ein ostpreußischer Tischlermeister in einem Nachbargehöft immer sehr gut über die gesamte Lage informiert war. Kein Strom, kein Radio - für uns ein Rätsel. Eines Tages lüftete er uns das große Geheimnis. Er besuchte öfter heimlich einen abgelegenen Bauernhof und hatte hier einen alten Batterieempfänger in Gang gebracht. Meine Cousine, Brigitte und ich fanden uns abends bei ihm in der Wohnung ein und hörten die neuesten Meldungen. Ich nahm die authentischen Nachrichten des damaligen "Deutschlandsenders" mit in die Stadt, wo man für diese Worte aus zuverlässiger Quelle offene Ohren hatte. Ein kleiner Blick in die Welt, in eine andere Welt, war uns nur kurze Zeit gewährt. Es war aber ein Lichtblick, denn wir wussten jetzt, der Krieg war noch nicht beendet. In Mitteldeutschland, Städte wie Eisenach und andere Orte in Thüringen wurden damals genannt, wurde noch gekämpft. Leider versiegte diese Quelle allzu schnell, die Batterie war erschöpft und nicht mehr zu ersetzen. Wer weiß, wozu es gut war, denn dieses „Verbrechen“, das wir begangen hatten, wurde damals mit dem Tode bestraft, schon allein der Besitz eines solchen Gerätes hätte genügt.

8. April, Sonntag

Mit meiner Cousine besuchte ich an diesem Tage die Familie des Revierförstern Kiesler in Klein-Quäsdow (am Bahnhof). Sie wohnten noch in ihrer Försterei und hatten das Haus gerade von den Verwüstungen gesäubert. Für uns war es ein schönes Gefühl, in eine gemütliche Wohnung zu kommen, noch dazu die nette Aufnahme bei gastfreundlichen Menschen. Die Stunden vergingen zu schnell, vor Dunkelheit mussten wir wieder in unserem Dachstübchen sein.

9. April, Montag

Guter Heimweg nach Schlawe. Ich benötigte für die Strecke immer ca. zwei Stunden ohne Umwege, die sehr oft nötig waren. Manchmal strengte es mein Bein sehr an, besonders wenn Gefahr drohte und man auf unwegsamem Gelände marschieren musste. Auf diesem landschaftlich schönen Weg durch Wald, Feld und Wiesen hatte man viel Zeit, um nachzudenken. Ich war mir meiner derzeitigen Freiheit sehr bewusst, aber schon morgen konnte sie beendet sein. Mit meinen Gedanken war ich oft bei meinen Eltern. Mussten sie sich quälen, verzehrte sich die Mutter in Sorge um uns, konnte sie die Leiden der Verschleppung ertragen? Hoffentlich reichten die Kräfte, um durchzuhalten und zu überstehen.

Ich kehrte durch unseren Garten in unser Haus zurück, die Haustür hatte ich „kolbenschier“ verschlossen. Familie Kiesler hatte mir etwas Brot mitgegeben, es wurde geteilt mit Frau Lemm und Erna. Ich spürte nicht, was mir am Abend bevorstand. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit rüttelte jemand an der eichenen Haustür. Ich witterte Gefahr und lief an das Fenster, um nachzuschauen. Auf der Straße standen Frauen und Männer in Reih und Glied. Ich wusste sofort, es war ein neues Menschenfangkommando. Vier Russen öffneten mit Gewalt die Haustüre. Blitzschnell überlegte ich, sollte ich durch den Garten fliehen oder sollte ich mich stellen? Es ging alles so schnell, da standen die Russen schon vor mir. Mein Dokument vom Stadtkommandanten wurde wieder nach typischer Manier in Fetzen gerissen. Mit Fußtritten und Kolbenhieben, die immer sehr weh taten, wurde ich auf die Straße expediert. Hier stand alles, was an Deutschen in der Nachbarschaft und in der ganzen Straße vertreten war. Von drüben hatte man es beobachtet, so war es Frau Lemm und Erna gelungen zu fliehen, ich weiß nicht mehr wohin, wahrscheinlich in die Trümmer des abgebrannten Hauses. Ich war gefangen. Man

trieb uns in die Hindenburgstraße, und zwar in den Neubau des Kaufmannes Pieper (Nr. 23). Eine Flucht auf dem Wege war unmöglich, die Bewachung war zu stark. Mir nahm man oft meinen Stock fort und schlug mich damit. Mit zehn Männern wurde ich in einen Raum gesperrt. Der älteste Insasse war 75 Jahre alt, ich war wie immer der jüngste Inhaftierte. Außer ganz wenigen Kriegsversehrten waren meine Jahrgänge überhaupt nicht vertreten. Wie gut wäre es gewesen, wenn man hier einen guten Kumpel gehabt hätte.

10. April, Dienstag

Die erste Nacht in Haft war vorüber. Mir taten die alten Männer leid, aber Gott sei Dank wurden sie am Morgen aussortiert und konnten nach Hause gehen. Meine Hoffnung war vergebens, was wollten sie von mir? An diesem Tage gesellten sich weit über 100 Frauen und Männer aus Schlawe und der ganzen Umgebung zu uns. Am Vormittag begannen auch wieder die üblichen Verhöre wie seinerzeit in der Pollnower Siedlung. Sie wurden geführt von einem jungen jüdischen Offizier mit sonderbaren Rangabzeichen. Ich nahm an, dass es sich um sogenannte politische Offiziere handelte, die diesem Spezial-Kommando vorstanden. Es waren wieder die gleichen Fragen wie schon einmal geschildert. Alles, was wir bei uns hatten, wurde uns abgenommen, wir sahen nichts mehr wieder. Meiner Brieftasche, dem Kamm, dem Hausschlüssel usw. sagte ich „Ade“. Mein Postsparbuch mit einem guten Betrag zerriss der Offizier vor meinen Augen, nur ein paar Fotos von meinen (nicht zahlreichen) Freundinnen steckte er ein. Schläge blieben mir hier erspart, während meine Leidensgenossen oft mit blau-grünen Augen aus dem Verhör herauskamen. Durch den Zustrom der vielen Menschen wurden die Zimmer der Wohnungen zu klein. Wir siedelten in die Keller um. Übermütig konnte keiner werden, dafür war Sorge getragen. Zweimal am Tage Kartoffelsuppe mit einer Scheibe Brot. Stündlich kamen mehr Frauen und Männer hinzu.

11. April, Mittwoch

An diesem Tag erschien der Förster Kiesler aus Quäsdow. Soweit reichte der Arm dieses politischen Sonderkommandos. Polen hatten das Versteck von Herrn Kiesler verraten, und ihn dem Fangkommando ausgeliefert. Ich musste unwillkürlich an Peter Krusch denken. Ob er mich verraten hatte?

Eingezwängt wie Heringe in einer Tonne saßen jetzt ca. 500 Menschen in diesem einen Haus. Fast keine Gelegenheit zum Waschen, die Toiletten waren verstopft, es waren furchtbare Zustände, die täglich unerträglicher wurden. Die Rationen waren so knapp, dass keiner satt werden konnte. Kinder von Inhaftierten wurden vorgeschickt, um nach Vater und Mutter zu schauen, die irgendwo aufgefangen und nicht mehr nach Hause gekommen waren. Aus allen Fenstern ertönten die Hufe: „Bringt uns was zu essen!“ Oft hatten die Angehörigen den Mut und kamen selbst. Das mitgebrachte Essen wurde ihnen von den Posten abgenommen, dazu gab es noch Hiebe. Zehn Tage saßen wir in diesem Keller. Mein Schlafnachbar teilte mir im Vertrauen mit, dass er fliehen wollte. Sehr gerne hätte er mich mitgenommen, denn er wusste, dass ich mich in der Stadt gut auskannte, und unser Haus hätte uns erstmal als Unterschlupf für eine Nacht gute Dienste geleistet. Im Gegensatz zu mir, war er gut zu Fuß. Ich konnte schnelle Spurts, die bestimmt nötig waren, mit meinem Bein nicht mitmachen. So musste ich leider ablehnen, obwohl es kribbelte, von hier zu fliehen.

16. April, Montag

In der Nacht zum 17.4. wurden wir durch mehrere Schüsse aus dem Schlaf geweckt. Ich stellte gleich fest: mein Nachbar war fort. Die Knallerei galt ihm, aber die Kugeln trafen in der Dunkelheit nicht. Er war schneller gewesen und die Posten hatten es scheinbar zu spät gemerkt. Mit der Nachtruhe war es natürlich aus.

Wutentbrannt stürmten die russischen Posten unsere Zimmer und peitschten blindlings auf uns los. Dann begann die Zählerei, es wurde gezählt, gezählt, immer wieder gezählt. Jedes Mal kam wahrscheinlich eine andere Summe heraus. Es nutzte alles nichts, die Flucht des Bauern aus Altbewersdorf war anscheinend gelungen. Wenn er den Weg, den ich ihm genau beschrieben hatte, gelaufen war, schlief er in unserem Haus, denn nachts war ein Weiterkommen in der Stadt unmöglich. Es wurde bei geringstem Verdacht scharfgeschossen.

Mein neuer Schlafnachbar war mein ehemaliger Chef bei der Firma Kusanke⁶³, Ernst Aschenbrenner, wir nannten ihn früher „Papa“, da er der Vertraute von Emil Kusanke, Berlin, für das Schlauer Werk war. Durch den Ablauf der letzten Ereignisse war er sehr deprimiert. Es bedurfte vieler Worte, ihn aufzumuntern.

Heute kam die ganze Belegschaft der Firma Zypries in unser Verlies in der Hindenburgstraße, einschließlich des Seniorchefs unserer bekannten Schlauer Wurstfabrik, Willi Zypries. Welches Kuriosum in der russischen Verwaltung. Die Fabrik arbeitet inzwischen mit allen ihr zur Verfügung stehenden Arbeitskräften unter russischer Verwaltung. Das Polit-Kommando setzte sich über alles hinweg, räumte die Fabrik von ihren Arbeitern und sperrte sie mit ihrem führenden Kopf hier in die Keller ein. So wusste eine rote Hand nicht, was die andere tat.

19. April, Donnerstag

Im Morgengrauen hätte ein plötzlicher Feuersbruch in diesem Hause uns allen beinahe das Leben gekostet. In einem Zimmer war ein Kleiderschrank in Brand geraten. Die starke Rauchentwicklung scheuchte 500 Menschen aus dem Schlaf. In einer panischen Angst stürmte alles zur Haustür, aber sämtliche Ausgänge waren verschlossen. Mit Gewalt drückten wir die Türfüllungen ein, die Posten, in diesem Moment hilflos, gaben Schreckschüsse ab. Immer mehr Menschen stürmten heraus. Auf den oberen Stockwerken ertönten Hilferufe und aus den Fenstern sprangen Frauen und Männer auf die Straße. Die Nüssen liefen davon und holten Verstärkung. Diese Augenblicke benutzten viele zur Flucht. Ich blieb, und hatte Recht behalten. Andere russische Posten, irgendwo in der Stadt, hatten die Fliehenden aufgefangen und zurückgebracht. Man sperrte sie in einen Keller und erbärmliche Schläge beendeten dieses Unternehmen. Die inzwischen angerückte Verstärkung riegelte das ganze Gelände ab. Das Feuer wurde gelöscht und als es langsam hell wurde, waren alle wieder im Hause. Gegen 7:00 Uhr früh wurden wir wieder „registriert“, d.h. namentlich aufgerufen und nach typischer russischer Gewohnheit auch wieder gezählt. Einige Kameraden hatten doch das Weite gesucht. Wir mussten uns auf der Straße in Reih und Glied aufstellen und die Posten zählten, jeder auf seine Weise, der eine laut, der andere leise. Wir standen und standen und wussten nicht, was man mit uns vorhatte. Die Russen revanchierten sich für die turbulente Nacht, die von uns nicht einmal inszeniert war. Ohne Essen ließ man uns stehen bis mittags um zwölf. Das Haus durfte von uns nicht mehr betreten werden. Plötzlich setzte man uns in Marsch, kein Mensch wusste, wo hin die Reise ging. Wir waren ca. 400 Menschen, ungefähr 100 blieben in Schlawa zurück. Durch die Lindenpromenade ging es in die Stolper-Vorstadt über Alt Warschow in Richtung Stolp. Wie schon Tausende vor mir, und drei Wochen nach meinen Eltern, war ich nun auch dabei. Jetzt, da es ernst wurde, wäre ich gerne geflohen, aber die berittene Wache ließ es nicht zu. Ich humpelte mit auf der Straße ins Ungewisse. Zwei Beinamputierte und ich, alle drei mit unseren Krückstöcken bewaffnet,

⁶³ Sägewerk, Pollnower Str. 35.

hielten die ersten 15 Kilometer gut Schritt. Dann wurden wir zusehends langsamer und die Posten ungeduldiger. Meinen beiden Kameraden drückten die Prothesen, mir schmerzte das Bein. Die Wachen trieben uns an. Die lauten Schimpfworte und dauernden Kolbenschläge zermürbten langsam unsere Courage. Die Prothesenträger verlor man auf einen Wagen, ich hielt tapfer durch bis kurz vor Stolp. Vor den Toren der Stadt brach ich zusammen. Zwei Männer schlepten mich bis in die Innenstadt. Während ich vor Schmerzen meinen rechten Fuß nicht mehr aufsetzen konnte, bekam ich unzählige Fußtritte. Man schlug auf mich ein und immer wieder diese verflucht schmerzenden Kolbenschläge. Die Stolper Oberrealschule war das vorläufige Ziel unseres Marsches. Man sperrte uns in die Aula dieser Schule. Die Frauen quartierte man in die umliegenden Häuser ein. Hier durften wir nun hausen. Dem Dreck nach zu urteilen, hatten hier schon sehr viele vor uns gelegen.

Morgens brachte man uns einen Waschkessel mit Wasser, in dem sich ca. 100 Mann waschen mussten. Vormittags gab es pro Person eine Tasse dünne „Suppe“ und zwei Scheiben Brot. Abends die gleiche Ration noch einmal. Die Russen belästigten uns hier nicht, ab und zu wurden wir noch gefilzt, sonst ließ man uns ganz stur dahindämmern. Bei jeder Essensverteilung tauchte ein Pole auf, der mit seinem Stock wie ein Wahnsinniger in unsere Reihen schlug. Jedem von uns schmerzten die Beulen auf dem Kopf und die blauen Flecke auf dem Körper. Wir brannten vor Zorn, konnten diesem Brutaling aber nicht an den Kragen, da die Russen ihn schützten. In vollkommener Missachtung menschlicher Würde ließ man uns hier tagelang verwahrlosen. Die große Katastrophe war wie immer das Verrichten der Notdurft. Ich war schon allerhand von meiner ersten und zweiten Schlauer Haft her gewöhnt; hier war es noch schlimmer. Auf Befehl brachte uns die Wache morgens in das große Bibliothekszimmer dieser angesehenen Stolper Oberschule. Hier musste dann jeder, gleich ob er konnte oder nicht. „Schnell, schnell“, ertönten die Rufe der Posten und die Aktion war vorbei. Viele landeten oben in der Aula unverrichteter Dinge. Bei meinen älteren Leidensgenossen stellten sich nach kurzer Zeit schon arge Leibscherzen ein. Zehn Tage saß ich hier nun schon mit meinen Schlauer Landsleuten. Wir hatten uns in eine Ecke dieses Raumes verkrochen. Ich war wieder der Jüngste in diesem Kreise. Meine Mithäftlinge hätten meine Väter sein können. Wir verstanden uns alle gut und hielten zusammen. Wir wehrten uns mit allen Mitteln gegen den furchtbaren Stumpfsinn, der durch das zwangsweise Nichtstun um sich griff. Zu einen Leidensgenossen gehörten Tischlermeister Papenfuß⁶⁴ (Firma Kusanke), Bezirksschornsteinfeger Otto Dittbrenner⁶⁵, Mühlenbesitzer Wilhelm Drawehn aus Alt Warschow (Kuckucksmühle), auch Förster Kiesler aus Klein-Quäsdow gesellte sich zu uns und, „last, but not least“, Karl Marquardt⁶⁶, genannt „Der Kleine“ oder „Menelik“. Otto Dittbrenner war unsere Stimmungskanone und sein trockener Humor war Balsam für unsere gereizten Nerven. Wir sprachen beide oft von seinen Söhnen, denn Heinz und Ete waren gute Sportkameraden von mir. Herr Papenfuß frische mit mir gemeinsam viele Erinnerungen an die Firma Kusanke auf. Drawehn, mit seiner Neigung zum Sonderling, erzählte aus seiner Schlauer Sturm- und Drangzeit. Bekannt waren ja seine Motorrad-Eskapaden (Opel). Herr Marquardt, weit über Schlawes Grenzen hinaus eine Kapazität auf dem Gebiete der Botanik, hielt uns interessante Vorträge.

⁶⁴ Bahnhofstr. 36.

⁶⁵ Lietzowdamm 19.

⁶⁶ Katastertechniker, Bogislawstr. 18.

Er sprach mit uns über sein Lebenswerk, den Schlauer botanischen Garten und seine Erläuterungen über sein Spezialgebiet der Fauna und Flora lockten Zuhörer aus allen Ecken der Aula zu uns. Wir vergaßen den Trübsinn und manchmal auch Hunger und Durst. Ein ostpreußischer Flüchtling setzte sich auf unseren Wunsch oft an das Klavier, das sonderbarerweise noch vorhanden war, und spielte Weisen für jedes Gemüt, von Beethoven über Mozart bis Peter Kreuder. So bekämpften wir die Langeweile und schlugen die Zeit tot. Eine Pfeife mit gerettetem Pfefferminztee machte die Runde und vertrieb zu bestimmten Zeiten unseren Kohldampf. Leider ging auch der Tee mal zu Ende. Hunger und Schmutz waren die großen Feinde hier im Lager, gegen die man nicht ankämpfen konnte. „Was hatte man mit uns vor?“, „Trieb man uns weiter nach Osten?“ das waren Fragen, die uns ständig quälten und zunehmend zermürbten.

Meine Verwundung, die nach diesem für mich langen Marsch von Schlawe nach Stolp (27 km), aufgebrochen war, eiterte und blutete, heilte langsam ganz von selbst wieder zu. Vergebens hatte ich oft nach ärztlicher Hilfe gerufen und gehofft, dass ein Mediziner hier im Lager sei, aber leider! Es war sehr viel auf einmal, was an unseren psychischen und seelischen Kräften zehrte. Leiden ertragen, sind Unglück und Schule zugleich. Man lernte leiden, ohne zu klagen, jede Stunde, jeden Tag in dieser Zeit. Auch das Nervenkostüm unseres „kleinen Marquardt“ war brüchig geworden. Eines Abends, bevor wir einschliefen verabschiedete er sich von uns. In seiner Tasche trug er ständig ein kleines Fläschchen mit tödlichem Gift, das er selbst aus irgendeiner Pflanze des Botanischen Gartens gewonnen hatte. Er war bereit, es einzunehmen und seinem Leben ein Ende zu machen. Wir waren alle sprachlos und versuchten mit aller Redekunst, ihn davon abzubringen. Ohne jeden Erfolg, sein „Auf Wiedersehen“ war anscheinend unabwendbar. Nervlich strapaziert gingen wir einer unruhigen Nacht entgegen. Beim frühen Erwachen, im ersten Tageslicht, gingen unsere Blicke zuerst zu Herrn Marquardt. Der Hunger trieb unseren Freund als ersten an die magere Krippe, die uns eine Tasse Wassersuppe und zwei Scheiben Brot bescherte. Dieses Theater wiederholte sich jetzt jeden Abend und jeden Morgen gab es ein Wiedersehen. Als jüngster Leidensgenosse nahm ich mir meinen Schlafnachbarn ins Gebet. Ich verwies Herrn Marquardt auf seine tapfere Frau, die auch hier in den Nachbarhäusern inhaftiert war. Ich erinnerte ihn an seinen kleinen Sohn, der in Schlawe bei fremden Leuten auf Mutter und Vater wartete. Mein Einspruch hatte, Gott sei Dank, Erfolg, das Giftfläschchen wurde nicht geöffnet. „Menelik“ überstand diese Nervenkrise. An einem Nachmittag kam ein russischer Offizier mit mehreren Soldaten zu uns. Es wurde „sortiert“. Etwa die Hälfte der Insassen wurde abgeführt. Man brachte sie in das Stolper Gerichtsgefängnis. Hier befanden sich bereits etwa 1.000 Frauen und Männer. Diese Menschen lebten noch unter weit schwierigeren Verhältnissen als wir in der Oberrealschule. Der Russe musterte uns drei Kriegsversehrte sehr kritisch, meine beiden Kameraden klopfte er ab und überzeugte sich davon, dass sei Prothesenträger waren, bei mir setzte er es voraus, ich ließ ihn natürlich in dem Glauben. Wir durften jedenfalls hier in der Schule bleiben, während die anderen in das Gefängnis geführt wurden. Weitere vier Tage blieben wir in gewohnter Umgebung. Durch die fatalen hygienischen Zustände stellten sich bei uns die ersten „Parasiten“ ein. Was ich immer befürchtet hatte, war eingetroffen. Die Alpträume eines Landsers in Russland wurden wieder wach. Ich war wieder ein "Lausejunge"! In diesem Dreckstall hatten wir uns alle nun im wahrsten Sinne des Wortes "die Laus in den Pelz gesetzt". Ich sah buchstäblich schwarz, und dies nicht nur beim Anblick meiner Unterwäsche - Der Leser dieser Zeilen, ich weiß es, „wendet sich mit Grausen“. Aber, „... ein edler Mensch zieht edle Tiere an und weiß sie festzuhalten“ (Goethe: "Tasso").

28. April, Sonnabend

Heute kam ein Sergeant und führte uns Prothesenträger, ich zählte mich frech dazu, vor einen höheren Offizier, natürlich auch wieder ein Kommandant. Viele Fragen mussten wieder beantwortet werden, alle drei hatten wir in Russland gekämpft und waren auch dort verwundet worden. Russen hatten wir nicht erschossen und als wir unsere Unschuld lautstark beteuert hatten, erhielten wir unsere sogenannten Entlassungspapiere, einen einfachen Papierwisch mit Unterschrift und Stempel. Man öffnete uns die Tür: Wir waren frei! Mit uns wurden ca. 20 Frauen aus Schlawe und Umgebung entlassen. Zusammen traten wir den Heimweg an, ich war stolzer Herr über zwanzig Damen und diese waren froh, dass sie einen männlichen Begleiter hatten. Wir sahen jetzt Stolp wieder! Unser „Klein Paris“, die Großstadt Ostpommerns, fünfmal so groß wie Schlawe. Eine lebenslustige, pulsierende und sportliche Stadt, die wir alle geliebt und immer gern besucht hatten. Jetzt teilte Stolp sein Schicksal mit meiner Heimatstadt und anderen pommerschen Städten. Die Innenstadt war ebenfalls niedergebrannt. Wir eilten nach Hause, machten aber die Rechnung ohne den Wirt. Am Stadtausgang von Stolp wurden wir erneut aufgefangen. Die „Entlassungspapiere“ zerriss man wie üblich vor unseren Augen. Eine knappe Stunde Freiheit, das war schon zuviel. Wir waren erneut gefangen. Schlag auf Schlag, hart und härter, dieses Leben war wirklich ein Kampf. In Gedanken sah ich mich schon in Schlawe und in unserem Hause. Vielleicht auch bei Frau Lemm oder bei meinen Angehörigen in Quäsdow. Sie wussten überhaupt nicht, wo ich seit meinem letzten Besuch vor etlichen Wochen geblieben war. Gewalt geht vor Recht, wir mussten uns beugen. Das Haus, in das ich mit den Frauen einzog, lag direkt an der Schlauer Straße in Nähe des Flugplatzes. Durch das Fenster sahen wir, wie mehrere ehemalige Mithäftlinge von uns draußen vorbeizogen in Richtung Schlawe.

Sie passierten die Kontrollen ungehindert, wir waren ein Opfer russischer Willkür. Ich hatte den festen Willen, mich hier nicht länger aufzuhalten und peilte gleich nach eventuellen Fluchtmöglichkeiten. Endlich wollte ich nach Hause, ich hatte Hunger und wollte mich mal sattessen, einmal richtig waschen und das Ungeziefer loswerden.

Mit Herrn Marquardt hatte ich besprochen, was wir alles in unserem Garten anpflanzen wollten. Kartoffeln auf die früheren Rasenflächen, denn jedes freie Fleckchen sollte mit lebenswichtigen Erzeugnissen ausgenutzt werden. Für Gemüse usw. wäre viel Platz gewesen. Ich hatte zwar von allem keine Ahnung, aber Marquardt hätte es mir schnell beigebracht. Auch für viele Tiere hätten wir im Garten Platz gehabt. Unser Haus hätte mit seinen vierzehn Räumen vielen Menschen, die kein Zuhause mehr hatten, Unterkunft geboten. Es sollte ein neuer Anfang sein, nach diesem Drama der „Befreiung“, nach diesem Chaos, das man uns brachte. Diese Gedanken, ohne Rücksicht auf ihre Anwendbarkeit, schmiedeten wir als Gefangene in der Stolper Oberrealschule. Wir hofften damals, sie einmal gemeinsam realisieren zu können.

Mein Entschluss zu fliehen, stand fest. Fast eine Stunde beobachtete ich genau die zwei Posten, die dieses Haus bewachten. Ich studierte die Gewohnheiten auf ihren Rundgängen und wußte auch, wann die Ablösung war. Trotz allem, sehr viel Glück war notwendig, wenn es gelingen sollte. Mein „Harem“ war über alles informiert, unterstützte mich, und drückte mir die Daumen.

Mit mehreren Insassen dieses Hauses, meistens Frauen, meldete ich mich zum „Austreten“ in den Garten. Er lag hinter dem Hause. Ein Posten brachte uns heraus, drehte aber weiter sei ne Runden. Ich saß im Gebüsch, die Hose pro forma herunter. Lieselotte Ber-

gann⁶⁷, die Schwester meines alten Freundes Heinz, war Zeuge und meine große Hilfe zugleich bei diesem Unternehmen. Sie schaute aus einem Fenster und gab mir Zeichen, wenn der russische Posten vorbeikam. Sie dirigierte alles wunderbar und inszenierte kleine Ablenkungsmanöver. Mit gutem Erfolg, denn der junge Posten ließ sich davon beeinflussen. Hinter meinem Gebüsch konnte ich alles beobachten. Ich ging ein paar Schritte zurück, wenn der Posten nach mir schaute, saß ich wieder. Meter für Meter wurde gewonnen, ich kam schrittweise meinem Ziel näher. Als der Russe auf seinem Rundgang hinter dem Hause war, winkte Lieselotte mir zu. Das war das Zeichen zum Sturm. Hose hoch und die Beine in die Hand. Schnell ging es über den nicht sehr hohen Zaun und schon war ich in einem Haus. Das frische Grün an Bäumen und Sträuchern war mir eine große Hilfe, denn es versperrte die Sicht. Hier in diesem Hause, unmittelbar am Flugplatz, wohnte zum Glück noch eine deutsche Frau mit vielen Kindern. Sie waren vollkommen verängstigt, als ich so stürmisch hereinkam. Ich war außer Atem und musste ein Weilchen pausieren. Ob mein kleines Husarenstückchen gelungen war? Mein Herz klopfte noch, die ganze Aktion spielte sich in wenigen Minuten ab. Am Rande des Stolper Flugplatzes wimmelte es von Russen. Ich schlug mich auf Umwegen zur Hauptstraße durch, und marschierte in Richtung Schlawe weiter.

Auf der Straße traf ich viele Frauen, die aus Sicherheitsgründen in größeren Trupps marschierten und eiligen Schrittes nach Hause strebten. Die Männer, die nach mir noch aus der Oberrealschule entlassen worden waren, benutzten vorsorglich Feld und Wiesenwege, tippelten nachts durch Wälder und schwammen durch Flüsse, um nur heil nach Hause zu kommen. Meines Beines wegen musste ich leider die Straße mit ihren tausend Gefahren wählen. Fortuna meinte es an diesem Tage gut mit mir. In wilder Fahrt kamen zwei Polen mit weiß-roten Armbinden auf einer Kutsche aus Richtung Schlawe angebraust. Sie fragten mich, ob am Stadteingang russische Posten stünden. Ich bejahte die Frage und bemerkte, dass diese Burschen irgendwie ein schlechtes Gewissen hatten. Sie wagten nicht, die Postenkette zu durchfahren, ließen Pferde und Wagen stehen. Durch die Felder versuchten sie, auf Umwegen in die Stadt zu kommen. Wie gewonnen - so zerronnen! Ohne auch nur lange zu überlegen, stand ich auf dem Wagen und hatte Zügel und Peitsche in der Hand. Zurück ging's jetzt in Richtung Heimat. Unterwegs nahm ich viele Frauen auf. Bald war „mein Wage voll gelade“. Auf der Straße fuhren wir an langen, marschierenden russischen Kolonnen vorbei. Ich bangte um mein Gespann, das uns so schnell nach Hause brachte. Auch dieser Tag, der 28.04. neigte sich langsam seinem Ende zu und wir wollten unter allen Umständen vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein. Mir tat es in der Seele weh, aber oft klatschte die Peitsche auf die naßgeschwitzten Pferderücken. Die beiden Braunen gaben her, was sie konnten, und ich fuhr, was der Wagen hielt. Wir rasten aus langer Haft in unsere Freiheit. Wie mochte sie wohl aussehen? Kurz vor völliger Dunkelheit erreichten wir Schlawe. Ich wäre am liebsten gleich nach Quäsdow durchgefahren, unsere Bäuerin hätte die Pferde sicher gut gebrauchen können, aber die Freude hätte ja auch nicht lange gedauert. So blieb ich ersteinmal in Schlawe und überließ Pferd und Wagen den Frauen und Mädels, die noch nach Hause auf die Dörfer wollten. In der Stadt stellte ich fest, dass sämtliche deutschen Bewohner aus ihren Häusern entfernt worden waren, Straßen und Häuser waren leer, es war ein unheimlicher Eindruck. Ich suchte Frau Lemm und fand sie nicht, auch unsere Erna war verschwunden. Trotz Verbot, die Häuser zu betreten, offiziell wusste ich ja von nichts,

⁶⁷ Adolf Hitlerstr. 17.

ging ich in mein Elternhaus. Aufgeräumt hatte ich es verlassen, damals bei meiner Verhaftung, ein Chaos fand ich wieder. Dieses Mal ließ mich alles ziemlich kalt. Meine frischgewonnene Freiheit war mir lieber. Was war dieser 28. April wieder für ein Tag gewesen, ereignisreich, voll Spannung und Aufregung. Todmüde legte ich mich in unserem Hause schlafen, mich störte niemand.

29. April, Sonnabend

Drei Russen betraten unser Haus, zwei Offiziere und ein Dolmetscher, der sehr gut deutsch sprach. Sie waren sehr erstaunt, mich hier vorzufinden und gaben mir zu verstehen, dass ich das Haus und die Innenstadt verlassen müsste. Ich war gerade in der Küche beim Waschen mit Holzgrabenwasser, nach vielen Tagen das erste Mal: Ein Hochgenuss! Auf dem Küchenherd kochte meine schwarze Wäsche. Ich sagte dem Dolmetscher, wo ich herkam, und dass ich „unser“ Haus heute noch verlassen würde. Bei meiner Arbeit ließ ich mich gar nicht stören und gab mir alle Mühe, „meine kleinen Tiere“ loszuwerden. Die Russen grinsten und schauten mir zu. Sie wollten viel wissen, ob es unser Haus wäre, ob mein Vater Kapitalist wäre, ob ich noch Schnaps hätte usw., usw. Durch das Küchenfenster blickte ich in unseren Garten. Das einst so gepflegte Stückchen Erde, das Hobby meiner Mutter, war unordentlich und verwildert, genau wie die Häuser und die Menschen. Zwei fette „Flintenweiber“ gingen im Garten spazieren und pflückten die ersten Frühlingsblumen. Auf dem Taubenschlag saß ein weißes Pärchen in der angenehmen, warmen Frühlingssonne. Es waren anscheinend die letzten von ca. 50 Brieftauben, Liebhaberei und Stolz meines Vaters, einige Preise hatten sie für ihn geholt. Hungerig und verängstigt, genau wie wir, flatterten sie umher. Ab und zu fiel ein Schuss aus einer Pistole. Russische Soldaten schossen aus den Fenstern des „Deutschen Hof“ zum Spaß auf die Tiere. Plötzlich hörte ich Schritte. Schon wieder kam jemand ins Haus. Vor mir stand eine Blondine in russischer Uniform. Ich traute meinen Augen nicht, es konnte nicht wahr sein ... vor mir stand die älteste Tochter eines Schlawer Beamten. Vor Schreck fehlten mir die Worte. Mein Gott, was war in dieses Mädels gefahren! Die Gerüchte, dass sie in Uniform herumliefe und mit russischen Offizieren wild verwegene Kutschfahrten unternähme, kursierten schon länger. Es wurde sogar davon gesprochen, dass sie sich auch an der Jagd auf deutsches „Freiwild“ beteiligt habe. Ich konnte all diese Dinge nie glauben. Und jetzt stand dieses Mädchen vor mir im „Ehrenkleid“ der Roten Armee. Da ich nicht wusste, ob draußen auf der Straße vielleicht die bewusste Kutsche stand, musste ich meine nervliche Erregung mit Gewalt zügeln, um mich nicht an diesem Flintenweib im Waffenrock zu vergreifen. Ich dachte an das schöne Sprichwort: „Wer Dreck anfasst, besudelt sich!“ Dieser Zwischenfall bewegte mich noch lange, nur durch ein lautes Magenknurren wurde ich daran erinnert, dass ich Hunger hatte. Im Feuerloch des Waschküchenherdes hatte ich einen großen Schnalztopf versteckt, zu meinem Glück hatte ihn niemand dort gefunden. Es war das Einzige, was ich von unserem Schwein wiederfand. Nachdem auch Frau Lernm ihr Haus verlassen musste, hatte man dort alles ausgeräubert. Ich bereitete mir in der Küche ein paar allzufette Bratkartoffeln und marschierte mit vollem Magen dann am Abend des 29.4. nach Quäsdow. Bevor ich unser Haus verließ, erlebte ich noch einen kleinen Zwischenfall. Dieser war originell und nicht so deprimierend wie das Wiedersehen mit dem „deutschen“ Flintenweib. Ein russischer Soldat kam mit einer dicken Backe in unser Haus gelaufen. Ihm hatte sicher jemand gesagt, dass hier ein Zahnarzt wohnte, gewohnt hatte. Meine Wäsche trocknete noch, ich trug einen weißen zerschissenen Kittel meines Vaters. Der Russe flehte mich an und stöhnte: „Doktor, Bolli-Bolli!“ (d.h. Schmerzen). Es gelang mir nicht, ihm klarzumachen, dass ich nicht derjenige sei, den er suche. Er fasste mich an der Hand, ging die Treppe hinauf, und schon saß er auf einem Stuhl im Sprechzimmer. Er gab mir mit

allen seine Gesten zu verstehen, dass ich jetzt unbedingt den schlimmen Zahn ziehen sollte. Ich suchte verzweifelt nach einer Zange - vergeblich! Kein Instrument war mehr zu finden. Ich sagte ihm klar und deutlich: „Russische Soldaten alles Zappzerapp“, er verstand es sehr gut. Der Iwan saß auf dem Stuhl und winselte, versprach mir Schnaps und Zigaretten und noch andere Dinge. Hätte ich eine Zange gefunden, wäre dies mein erster Zahn gewesen, den ich in meinem Leben gezogen hätte. Es hätte nicht schlimmer sein können, wie seinerzeit das Schwein zu schlachten, und ich glaube, ich hätte meinem Vater alle Ehre gemacht. In meiner Verzweiflung zeichnete ich eine Zange auf ein Stück Papier, zeigte dies dem Russen und sagte immer wieder: „Nix instrumental“. Wie von einer Tarantel gestochen, sprang mein Patient hoch und raste hinunter auf die Straße, um eine Zange zu holen. Ich beobachtete ihn aus dem Fenster und sah, dass er im Handwerkskasten seines Autos wühlte. Da verließ mich mein Mut. Blitzschnell entzog ich mich dieser peinlichen Situation durch eine Flucht in den Garten. Etwas später holte ich meine nasse Wäsche aus dem Hause und trat den Weg nach Quäsdow an.

Die ganze Landschaft hatte inzwischen ein zartes Grün angelegt. Der Frühling war ins Land gekommen, er kam oft spät zu uns nach Ostpommern. Gerade in diesem Jahre hatte sich der Winter lange behauptet und uns arg zugesetzt mit Schnee und Frost, aber auch mit einem scharfen "Ostwind", im doppelten Sinne. Marienthal sah so friedlich aus, der Schein trügte, ich schlich mich wieder durch dieses Dorf, und als ich gut durchgekommen war, fiel mir ein Stein vom Herzen. Es war und blieb ein Alpdruck für mich. Hinter dem Ort kamen ein paar Kilometer flaches Land, man sah weit über die Wiesen und Felder, auf denen ein grüner Schimmer lag. Die Weiden blühten, für mich waren es in diesem Jahre Trauerweiden. Die Haselsträucher bekamen einen goldenen Schein. Neues Leben auf Schritt und Tritt. Die junge Zeit dieses schweren Jahres 1945 war angebrochen. Dieser Gang durch die erwachende Natur in diesem Frühjahr hat sich mir besonders eingepägt, über die Landschaft rollte alles hinweg, den Charakter der Natur konnte diese wirre Zeit nicht verändern. Hier war alles erhalten geblieben.

Als einsamer Wanderer erreichte ich bald den Quäsdower Wald, aber auch der Zauber dieser schönen Stunde konnte meine Sorgen des jetzigen Daseins nicht vertreiben. Man sah keine Menschen weit und breit, das Wild war verscheucht und außer ein paar krächzender Krähen in den Baumwipfeln fehlte auch die singende Vogelwelt. In des Waldes Einsamkeit spielten meine Gedanken und spannten den Bogen vom „Heute“ zum „Gestern“ und weiter zum „Morgen“. Vergangenheit und Gegenwart wurden lebendig, die Zukunft war trist und verhangen. So kam ich, wie nun schon so oft auf meinen Wegen von Schlawe, am Bahnhof Klein-Quäsdow aus dem Walde heraus. Zu meiner Linken lag das Sägewerk von Familie Hecht, die alten Patienten meines Vaters saßen noch auf ihrem Anwesen. Zu meiner Rechten lag der kleine Bahnhof, nicht in Betrieb und verlassen. Dann kam das idyllische Försterhaus. Mich interessierte sehr, ob Herr Kiesler bereits aus der Stolper Haft zurückgekehrt war. Am Morgen war er gerade nach Hause gekommen, so konnte ich meinen Mithäftling herzlich begrüßen. Mutter Kiesler bereitete mir ein Nacht Mahl, dann ging es weiter zu den Siedlungshäusern. Meine Lieben ahnten nicht, dass ich sie abends mit meinem Kommen überraschen würde. Mit Freudentränen wurde ich von meiner Schwester, der alten Oma und Klemzens empfangen.

30. April, Montag

Drei Wochen waren vergangen, seit ich zuletzt hier gewesen war. Zwar hatte man vermutet, dass man mich gefangen hätte, auch an eine Verschleppung dachte man, aber Genaues wusste man nicht. Bis spät in die Nacht wurde erzählt, und am nächsten Tage wurde weiter berichtet. Hier in den Häusern der Siedlung hatte man auch wieder allherd durchgemacht. Für mich war es eine große Genugtuung, dass meine Schwester,

Cousine und alle anderen Frauen, von Vergewaltigungen und anderen Begleiterscheinungen verschont geblieben waren. Während ich in Schlawe inhaftiert war, hatte das Menschenfangkommando auch in Quäsdow gewütet. Onkel Alla hatte Glück gehabt, genau wie Tante Missen und Ursel. Meine Schwester war in höchster Gefahr gewesen. Russen waren in das Haus gekommen und suchten Frauen. Sie sahen nur „alte Leute“ sie stürmten in die Bodenkammer, rissen die Tür auf und schauten hinein. Meine Schwester saß zusammengesunken auf einem Stuhl und hatte meine Großmutter auf dem Schoß. Die Oma hatte ihr schwarzes Tuch ausgebreitet und erwies sich in diesem gefährvollen Augenblick als wahrer Schutzengel: Die Russen hatten Brigitte übersehen.

Auch an diesem 30. April kamen noch des öfteren russische Soldaten auf den Hof. Um keine neuen Überraschungen zu erleben, suchten wir unsere bewährten Verstecke auf, in denen uns bisher niemand gefunden hatte. Vereinzelt gingen die Bauern an, ihre Felder zu bestellen. Auf unserem Hof halfen wir alle mit, das Essen mussten wir uns verdienen. Dafür durften wir auch „mit am Tisch“ essen. Ich zerkleinerte viel Holz und machte mich nützlich, wo ich nur konnte. Oft besuchte ich Familie Kiesler im Försterhaus, wir hatten einen guten Kontakt, und es waren für mich immer nette Stunden in diesem Familienkreis.

4.5. Mai - Heimkehr der Mutter

1. Mai, Dienstag

Am höchsten sowjetischen Feiertag machten wir uns auf allerhand gefasst. Unsere Häuser waren in Alarmbereitschaft, aber wider Erwarten blieb alles ruhig. In der Ferne hörten wir abends das Grölen der Russen, es klang aus dem Dorfe Suckow zu uns hinüber. An diesem Feiertag hatte es sicher Sonderzuteilungen von Schnaps gegeben. Auf der Straße galoppierten die Pferde mit russischen Soldaten in ehemaligen Gutsdroschken hin und her. Etwas besonderes geschah an diesem Tage nicht. Wir hofften ja auch, dass die Russen endlich einmal ruhiger würden.

5. Mai, Sonnabend

Heute hatte Tante Missen Geburtstag. Wir zehrten von den Erinnerungen vergangener Jahre.

6. Mai, Sonntag

An diesem Tag dachte ich an den einjährigen Hochzeitstag meines Freundes Karl-Heinz und seiner Magda. Mit Wehmut gingen meine Gedanken ein Jahr zurück. Klängen meinen Freunden die Ohren? Wo stockte Heinz, wo war wohl Magda geblieben?

Keiner wusste vom anderen, nicht einmal, ob sie noch am Leben waren.

8. Mai, Dienstag

Heute wurde ich krank, hatte hohes Fieber mit Halsschmerzen. Ich zog zu meiner Tante in das Haus gegenüber, denn sie hatte noch Reste von Medikamenten. Sie reichten, um die Nachwehen der Kellerhaft einzudämmen. Nach ein paar Schwitzpackungen war ich bald wieder fit. Krankheit konnte man jetzt auch nicht gebrauchen.

11. Mai, Freitag

Meine Tante war morgens nach Schlawe marschiert, um in ihr zweites Haus in der Pollnower Straße Nr. 6 zu schauen. Bei einer eventuellen Rückkehr in die Stadt wollten wir uns alle dort einnisten. Ferner hoffte sie, im Krankenhaus noch ein paar Medikamente zu bekommen. An diesem Tage war ich erstmalig fieberfrei, blieb aber noch im Bett. Am Nachmittag dieses 11. Mai hörte ich gegen 17:00 Uhr plötzlich lauten Jubel vor unserem Hause. Ich schaute aus dem Fenster und erblickte meine Mutter. Ich weiß nicht mehr, wie ich die Treppe hinunter gekommen bin, mit einem Schläge war ich gesund. Sekunden später lag ich in den Armen unserer Mutter. Mein Gott, sie war es wirklich, die Mut-

ter war wieder bei uns. Brigitte und Oma kamen gelaufen, alle anderen kamen hinzu. Das Drücken und Umarmen nahm kein Ende. Vor Rührung und Freude bekam keiner ein Wort heraus. Dies unverhoffte Wiedersehen mit meiner Mutter war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens. Ich hatte im Stillen das Schlimmste befürchtet, nun aber war sie zu uns zurückgekehrt. Das Schicksal hatte uns die Mutter wiedergegeben! Viele Freudentränen rollten, aus allen Nachbarhäusern kamen die Leute gelaufen und freuten sich mit uns über die überraschende Heimkehr aus der russischen Verschleppung. In Begleitung meiner Mutter befanden sich Frau Scharfetter aus Memel, eine Flüchtlingsfrau, die schon einige Zeit bei uns in Schlawe gewohnt hatte. Ferner Fräulein Mittag (18 Jahre) aus Stettin. Sie war in Schlawe berufstätig, und hatte sich bei der Flucht der Familie Klemz angeschlossen, hatte also, wie auch Frau Scharfetter, zu unserem Treck gehört. Beide Frauen waren in der ganzen Zeit mit meiner Mutter zusammen gewesen. Tausend Fragen lagen natürlich auf unseren Lippen, wir kamen vorerst nicht dazu, sie zu stellen. Tante Missen war inzwischen aus Schlawe zurückgekommen, erneut gab es eine freudige Begrüßung. Spät am Abend, in unserem kleinen Kämmerlein, erfuhren wir Näheres aus dem Munde unserer Mutter. Sie berichtete uns in erster Linie von unserem Vater. In der Wiedersehensfreude hatte man alles übersehen, aber langsam erkannten meine Schwester und ich, in welchem bedauerlichen körperlichen und seelischen Zustand sie sich befand. Sie brauchte Ruhe und unsere vielen Fragen, so brennend sie waren, mussten wir sehr behutsam anbringen, bzw. bis auf weiteres zurückstellen.

12. Mai, Sonnabend

Es wurde eine fast schlaflose Nacht für uns. Zuviel war auf uns eingestürmt in den letzten Stunden. Das vergräunte, aschfahle, von Strapazen und Hunger entstellte Gesicht unserer lieben Mutter berichtete darüber, was sie uns nie erzählt hatte. Ihr Körper war völlig entkräftet und so abgemagert, dass man sich bei ihrem Anblick an die Bilder in früheren Illustrierten „Hungersnot in Indien“ erinnerte. Die Wäsche auf dem Leib, die sie fast 50 Tage lang nicht mehr hatte wechseln können, war rabenschwarz und bewegte sich vor Ungeziefer. In diesem bedauernswerten Zustand hatte sie in elf Tagen 300 Kilometer Fußmarsch zurückgelegt (Graudenz - Schlawe - Quäsdow). Ihre Füße waren durchgelaufen und voller Blasen, die Schuhe verschlissen. So kam meine Mutter mit 54 Jahren nach 43 Tagen aus russischer Verschleppung zurück. Wir waren erschüttert über unser Häufchen Elend und doch so froh und übergücklich, dass sie wieder bei uns war. Unsere Fürsorge galt nun der Heimkehrerin, sie sollte recht bald in unserer Obhut ihr seelisches Gleichgewicht wiederfinden. Viele Fragen zu stellen unterließen wir, denn wir merkten sehr deutlich, dass sie nicht gerne an die vergangenen Tage und Wochen erinnert werden wollte. Meine Mutter war ein Mensch, der keine Klagelieder singen konnte. Es tat uns immer weh, wenn wir uns beim Fragen ertappten: Es geschah ja nicht aus purer Neugier, wir wollten wissen, wo, wie und warum man unschuldige Menschen so zugerichtet hatte. So blieb meiner Schwester und mir doch vieles verschlossen, was wir über diese schwerste Zeit unserer Mutter noch gerne gewusst hätten.

Erst nach und nach war es möglich, sich von diesem Geschehen ein Gesamtbild zu machen. Am Karfreitag, dem 30. März trieb man diesen Menschenzug bei strömendem Regen 27 Kilometer nach Stolp. Müde und völlig durchgenässt wurden sie in ein Massenlager gestopft. Ostern wurde ein Transport zusammengestellt, die Menschen in dreckige Viehwagen verladen und in Richtung Osten transportiert. Wohin es ging, war nicht bekannt. Die Russen kannten die Reiseroute sicher selbst nicht. Einige Transporte landeten im Ural (Schuhmachermeister Block), andere im Räume Moskau, in der Ukraine, am

Schwarzen Meer und im Kaukasus. Schwer, fast unmöglich zu begreifen, warum man wehrlose Menschen auf diese Art und Weise demoralisierte.

Was für ein Hohn, wenn das Oberkommando der Roten Armee mit seinem Obersten Befehlshaber Stalin verlauten ließ:

„Die Rote Armee bringt den Frieden für alle Deutschen!“,

„Die Rote Armee hat sich nicht die Aufgabe gestellt, das deutsche Volk auszurotten!“,

„Der Zivilbevölkerung, der von der Roten Armee besetzten Gebiete, droht keinerlei Gefahr“ oder

„Die Rote Armee verfolgt die Naziverbrecher, einfache Mitglieder der Partei werden, wenn sie sich den Sowjettruppen gegenüber loyal verhalten, nicht verfolgt werden“.

Welch ein Spott in der Geschichte Europas, wenn ein Massenmörder einen anderen Massenmörder verurteilt! Genosse Stalin, auch Du bekommst eines Tages Deine verdiente Strafe! Das Meer von Blut, das Du vergossen hast, kann auf die Dauer nicht verschwiegen werden.

Wann verurteilt ein internationales Weltgericht die sinnlose Zerstörung blühender und kultivierter Provinzen, die Morde, Verschleppungen und schändlichen Gewalttaten an Frauen, Kindern und Greisen in den deutschen Ostgebieten? Welches internationale Gericht verurteilt die unrechtmäßige Austreibung von Millionen Menschen aus ihren angestammten Gebieten? Man sprach früher viel, und heute wieder, vom Ende der abendländischen Kultur: Dieser grausame Akt ist ein Schulbeispiel für diese These!

Welch ein Ironie des Schicksals, einer der Hauptankläger im Nürnberger Prozess, der russische General H.A. Rudenko, schämte sich nicht, vor diesem internationalen Militärgerichtshof für die "Wahrung der Menschenrechte" zu plädieren. Unsere Väter und Mütter haben keine Russen umgebracht, keine Juden ermordet und keine Kriegsgefangenen oder Fremdarbeiter getötet. Die Verantwortlichen dieser Verschleppungsaktion, die Qualen, Epidemien und Tod brachten, praktizierten Rache, Hass und Vergeltung; getroffen wurden Unschuldige.

Der Transport meiner Eltern ging von Stolp über Danzig nach Graudenz.

Als der Zug mit vielen Hundert Menschen bei Dirschau über die gesprengte und notdürftig wieder hergestellte Weichselbrücke fuhr, die in allen Fugen krachte und schaukelte, glaubten viele, ein Opfer dieses Stromes zu werden. Vielen Männern gelang es trotz starker Bewachung, nachts vom fahrenden Zug zu springen und zu fliehen. Graudenz war anscheinend für diesen Transport das Endziel. Die Weiterbeförderung nach Russland stieß auf technische Schwierigkeiten, da die Waggonen für vorerst wichtige Güter benötigt wurden, wie Möbel, landwirtschaftliche Maschinen, Viehzeug und vieles mehr, was man aus unserem Lande herauschleppte. So blieb der große Teil der Menschen in dieser alten westpreußischen Stadt an der Weichsel, während einige Landsleute ins Innere Russlands verschleppt wurden. Dieses Lager hatte ca. 6.000 Insassen. Meine Eltern waren in einem Komplex eines zerschossenen Schulhauses untergebracht. Vor- und nachmittags, beim sogenannten „Spaziergang“ der Häftlinge, je eine halbe Stunde, sahen sich meine Eltern auf dem Hof und konnten auch ab und zu miteinander sprechen. Hier gelang es meiner Mutter öfter, meinem Vater noch irgend etwas Essbares zuzustecken. Der Hunger ging so weit, dass die Männer die Kartoffeln schon in rohem Zustand verzehrten. Gefundene Knochen wurden aufgesammelt und nocheinmal ausgekocht, um den leeren Magen zu füllen.

Die Frauen besorgten sich Sonderrationen von Kartoffelschalen, nur dadurch hatten sie etwas mehr zu essen und darum konnte meine Mutter von der geringen Zuteilung noch etwas abgeben. Schon nach wenigen Tagen waren die Insassen dieses Lagers durch Hunger und Ungeziefer zermürbt. Russische Bewachungsmannschaften agierten nur im

Hintergrund. Die ebengenannten Qualen hielten die Menschen in Schach. Die Mühlen des Russen mahlten langsam. Tage, Wochen, für viele auch Monate, bis zur Erlösung, der Freiheit oder dem Tod. Typhus und Fleckfieber, diese schleichenden Seuchen, hervorgerufen durch die katastrophalen hygienischen Zustände in diesen Lagern, hielten in Graudenz ihren „siegreichen“ Einzug. Hunger und Dreck förderten die schnelle Verbreitung. Der Russe wurde nicht mehr Herr der Lage. Wenn er das Wort „Seuche“ hörte, verlor er den Kopf und war ratlos. Hilfsuchend griff er auf die bösen Deutschen zurück, die er hier eingesperrt hatte. Deutsche Kriegsgefangene wurden als Sanitäter eingesetzt. Inhaftierte Ärzte wurden zu Hilfeleistungen herangezogen. Mein Vater wurde zu den Sanitätern beordert und half, wo er nur helfen konnte. Was nützte diese Unterstützung, es gab keine Medikamente mehr, um besonders der Typhus-Epidemie Einhalt zu gebieten. Der Tod fragt nicht nach Nationalität, er wütete unter der russischen Bewachung genauso, wie unter den deutschen Häftlingen. Die Angst ging um, eines Tages wurde ganz plötzlich das Frauenlager geräumt. Alle, die noch nicht von der Krankheit befallen worden waren, wurden überraschend nach Hause geschickt. Meine Mutter war unter diesen glücklichen Frauen. Am 30. April verließ sie mit Frau Scharfetter und Fräulein Mittag das Lager in Graudenz. Die Männer wurden dort behalten. Mein Vater war noch gesund und sollte, wie er erfahren hatte, bald entlassen werden. Meine Mutter war frei und trat den Heimmarsch an. Auf der Straße erblickte sie meinen Vater in einem offenen Fenster des Gebäudes, mit wehmutsvollen Blicken winkte er und rief der Mutter zu: „Gehe man vor, ich komme bald nach!“ Diese Worte brachte uns die Mutter als letzten Gruß unseres Vaters aus Graudenz mit zurück. Wir hörten sie noch oft aus ihrem Munde.

Graudenz - Schlawe: ca. 300 Kilometer.

Drei Frauen von mehr als Tausend, hatten bis jetzt Hunger und Elend überstanden. Not und Strapazen gemeinsam ertragen, das ließ sie zusammenhalten wie Pech und Schwefel, Jetzt tippelten sie durch ein völlig unbekanntes Gebiet, mit jedem Schritt kamen sie der Heimat näher. Der mühsame Weg durch die Tucheler Heide blieb ihnen nicht erspart. Diese dünnbesiedelte Gegend war der schwerste Teil, der vorher nicht festgelegten Marschrouten. Vor wenigen Wochen saßen hier in Westpreußen noch deutsche Bauern auf ihren Höfen, jetzt hörte man nur polnische und russische Laute. Die Nächte verbrachten die tapferen Frauen in Ställen und Scheunen. Am Tage wurde marschiert. Unterwegs bettelten sie um Kartoffeln und etwas zu trinken. Man sah ihnen an, wo sie her kamen. Von vielen Leuten wurden sie auf ihrem langen Weg gut behandelt, oft erhielten sie mehr als sie erbeten hatten. Der Name Graudenz war inzwischen berüchtigt und hatte sich herumgesprochen. Endlos schien den Frauen dieser Marsch nach Hause - jeden Tag mussten sie um ihr Leben kämpfen.

Weiter ging es, immer weiter, durch Felder und Wälder, vorbei an vielen Seen, wo sie sich die Füße kühlten, durch viele Dörfer. Über den pommerschen Höhenrücken, etwa zwischen Rummelsburg und Bütow, erreichten sie heimatliche Gefilde. Am 11. Mai traf unsere Mutter mit ihren Begleiterinnen in Schlawe ein. Sie hatte uns hier vermutet und war enttäuscht, als sie uns nicht in der Stadt und in unserem Hause vorfand. Fast leer und in einem furchtbaren Zustand sah sie ihr Haus wieder, durcheilte nochmal alle Räume und war erschüttert. Erschöpft und sehr deprimiert trat sie dann die letzte Etappe ihres langen Marsches an, den Weg von Schlawe nach Quäsdow. Der Gedanke, uns alle wiederzusehen und endlich am ersehnten Ziel zu sein, gab ihr nochmals Kraft für den Zwei-Stunden-Marsch. Mit offenen Armen und Herzen wurde sie bei uns empfangen. Das war die Schilderung der Verschleppung, wie wir sie aus dem Munde unserer Mutter erfahren haben. Schon einmal in unserer Familiengeschichte stand der Name Graudenz

in einem traurigen Mittelpunkt. Im Ersten Weltkrieg, am 8. August 1914, zog der Bruder meiner Mutter, Werner Klemz, mit dem 129. Infanterie-Regiment von Graudenz an die russische Front, ein paar Tage später war er einer der ersten Gefallenen der Stadt Schlawe.

1945 war diese Stadt abermals der Ausgangspunkt zu traurigen Anlässen in unserer Familie. Wir warteten auf unseren Vater, aber sein Schicksal blieb ungewiß, auch bis zum Schreiben dieser Zeilen. Über sein Verbleiben zogen wir nach den erforschten Begebenheiten folgende Schlüsse:

- Eine Verschleppung nach Inner- Russland oder gar nach Sibirien (wie es Schuhmachermeister Block geschah), da im Lager Graudenz bekannt wurde, dass er „Subnoi-Wratsch“ (Zahnarzt) war. Dieser Beruf stand bei den Russen hoch im Kurs.

- Als er beim Abschied der Mutter die bereits zitierten Worte: „Geh man vor, ich komme bald nach!“ zurief, hoffte er auf baldige Entlassung. Zeugen berichteten, dass er dann auf Grund seines Berufes als Sanitäter eingesetzt wurde. Unsere Vermutung: er sei durch eine Infektion im Lager Graudenz gestorben.

Alle bisherigen Nachforschungen blieben nur Teilerfolge. Es waren ca. 120 Männer aus Schlawe, die nach Graudenz und weiter verschleppt worden waren. Höher war die Zahl der Verschleppten aus den umliegenden Dörfern.

Im Oktober 1945 kehrten vier Männer nach Schlawe zurück. Artur Röske (Kantinenpächter), Stolper Vorstadt 21/22, Kurt Harder (Krankenkasse, Nikolai Str. 3), Paul Christoffer (Einund Verkaufsverein, Kösliner Vorstadt 41) und Friedrich Domröse (Gasanstalt, Kösliner Vorstadt 79). Zwei von den Rückkehrern (Röske und Harder) suchte ich auf, um Näheres über meinen Vater zu erfahren. Ich bat die Männer, mir die Wahrheit zu sagen, man war hart geworden und konnte sie vertragen. Einstimmig sagten beide aus, daß sie meinen Vater irgendwann im Monat Mai zum letzten Mal gesehen hätten, er war als Sanitäter beschäftigt, die morgens die Toten herauszogen, die nachts gestorben waren. Dann plötzlich hat man ihn nie mehr gesehen.

Das war in kurzen Worten die übereinstimmende, voneinander unabhängige Schilderung der Rückkehrer Röske und Harder. Die Herren Christoffer und Domröse teilten mir ihre Vermutung schriftlich mit, dass mein Vater wahrscheinlich ebenfalls krank wurde und zusammen mit vielen anderen Schlawern die Entlassung aus dem Lager nicht mehr überlebt habe. Keiner der Befragten hatte ihn als Leiche gesehen. Bei dem Massensterben, es waren täglich ca. 60 - 70 Menschen, die im Lager von Thyphus und anderen Seuchen hingerafft wurden, verloren die noch lebenden Insassen die Übersicht. Keiner wusste genau, wer noch lebte, und wer nicht mehr am Leben war. Die Toten trug man morgens auf den Hof dieser ehemaligen Schule und verscharrte sie. Es waren wohl Tausende, die in Graudenz ihr Leben ließen.

Meine Schwester, Großmutter, Tante Klemz und alle Mitmenschen waren rührend um das Wohl unserer Mutter besorgt, nur die „fromme“ Bauersfrau ließ auch jetzt noch nicht ihr hartes Herz erweichen. Sie ließ es kalt, dass die Mutter nur aus Haut und Knochen bestand.

Wichtig war jetzt, die gründliche Reinigung von Schmutz und Ungeziefer. Es war schwierig, ohne chemische Mittel und ohne Seife. Für das tägliche Brot sorgte ich, jetzt rigoros. 25 Hühner legten noch ihre Eier. Wenn die Russen kamen, oft ausgehungert wie die Löwen, verdrückten sie zu zweit 20 Stück aus der Pfanne. Kein einziges Ei für eine todkranke Frau! Der bitteren Not gehorchend und nicht dem inneren Triebe, kämpfte ich jetzt mit harten Bandagen. Ich wusste, was ich zu tun hatte. Ab sofort wurde das Notwendigste, was jeder hier auf dem Hofe zum Leben brauchte, gerecht geteilt.

In den nächsten Tagen wagte ich mich in das größere Nachbardorf Suckow. Hier saß die russische Kommandantur für die ganze Umgebung. Ich suchte Familie Bahr, und fand sie auch wohlbehalten auf ihrer kleinen Wirtschaft. Frau B. war vor vielen Jahren mal bei uns im Haushalt gewesen. Sie hatte von meiner Mutter viel Gutes erfahren, als ich ihr nun unser Schicksal erzählte, war sie sofort zu tätiger Hilfe bereit. Sie bot uns gleich ein Zimmer in ihrem kleinen Häuschen an, und half uns wo sie nur helfen konnte, gleichfalls der gute Herr Bahr und beide Töchter (mindestens vier Söhne waren Soldat). Dieses bescheidene Glück, dass ich diese lieben Menschen gefunden hatte, diese Art und Weise, in der sie mir ihre Hilfe anboten, war für mich im Augenblick so überwältigend, dass ich freudestrahlend zu meinen Lieben zurückeilte und ihnen hiervon berichtete. Diese guten Menschen, selbst in einer schlechten Lebenslage, zeigten uns in diesen Tagen, dass selbst die Dornen Rosen tragen. In dieser Zeit noch Freude zu empfinden, wenn man anderen helfen kann, das zeugt von großem Edelmut.

Unsere "fromme Helene" aus Quäsdow hätte sich schämen müssen, aber:

"Es trägt der rechte Christ den Glauben nicht am Rocke, und hängt die Frömmigkeit nicht an die große Glocke!"

Meine Mutter freute sich, dass Frau Bahr sie nicht vergessen hatte. Es war ihr Wunsch, einmal selbst nach Suckow zu marschieren und diese lieben Menschen wiederzusehen. Wir hatten den Eindruck, dass unser Sorgenkind sich bei unserer und fremder Pflege gut erholte. Nach einigen Ruhetagen kam langsam der Unternehmungsgeist und am 16. Mai, Mittwoch, marschierte ich mit Brigitte und meiner Mutter auf Feldwegen nach Suckow. Frau Bahr erschrak, als sie meine Mutter sah. Nach ein paar netten Stunden hieß es wieder Abschied nehmen.

Auf dem Rückweg nach Quäsdow machten wir Haet im frischen Grün, und verzehrten ein paar kräftige Butterstullen von Mutter Bahr. Es war eine herrliche Stunde für uns drei. Manchmal erschien es uns, als käme der trockene Humor, der die Mutter immer beseelt hatte, zurück. Sie erzählte von frohen Stunden und ein paar Minuten schwelgten wir in alten Erinnerungen. Keine Klage, kein Wort über die schwere Zeit, die hinter ihr lag, hörten wir aus ihrem Munde. Meine Schwester und ich hatten wieder Zuversicht.

19. Mai, Sonnabend

Es war der Pfingstsonnabend, Mutter klagte das erste Mal über Unwohlsein. Sie legte sich mittags in ihr Bett, und abends mussten wir bereits zu unserem größten Entsetzen 40° Fieber messen. Wir ahnten nichts Böses, befürchteten aber die Nachwehen der Graudenzer Zeit.

20. Mai, Pfingstsonntag

Ich ging mit meiner Schwester wieder nach Suckow. Wir mussten leben! Herr Bahr hatte uns bei Bekannten ein Schwein besorgt. Wenn wir es nicht schlachteten, taten es unsere Befreier. Als wir abends zurückkamen, war das Fieber bei Mutter von 40° auf 37° gesunken.

21. Mai, Pfingstmontag

Am zweiten Pfingstfeiertag besuchten Onkel Alla und Tante Missen den Sägewerksbesitzer Hecht, in der Nähe des Bahnhofs und der Försterei. Ich holte sie abends ab und machte noch einen kurzen Besuch bei der Familie Kiesler. Alle Bekannten nahmen Anteil an der plötzlich auftretenden Krankheit unserer Mutter. Abends war die Temperatur wieder auf 40,9° gestiegen. Wir wussten, dass dies nicht normal war und sahen, dass dieser Zustand ernste Formen annahm. Diese enormen Fieberschwankungen bereiteten uns Kopfschmerzen. Zu der vorhandenen Schwäche kamen Leibscherzen und Appetit-

losigkeit. Meine Schwester und die tapfere Oma weilten Tag und Nacht am Krankenbett der Mutter.

Wer ahnte damals etwas von Thyphus? Tante Missen stand uns ständig mit Rat und Tat zur Seite. Ich war viel unterwegs, um noch irgendwelche Medikamente aufzutreiben. Ich bekam hier und da noch Tabletten, aber keinen Wirkstoff gegen diese Krankheit, die meine Mutter befallen hatte. Mein Weg führte mich einmal mehr nach Suckow. Ich hatte geglaubt, dass man langsam wieder zu geordneten Verhältnissen zurückkehren könne, und hatte mich nach langer Zeit erstmalig etwas menschenwürdiger gekleidet. Bisher war ich herumgelaufen wie ein Landstreicher, um ja nicht aufzufallen. Ich wollte ja nicht als „Kapitalist“ bezeichnet werden, denn ich war es leider nicht. Je zerlumpter man sich sehen ließ, je mehr Ruhe hatte man.

Ich sollte mich nicht zu früh freuen, auf der Suckower Dorfstraße, beim Gastwirt Krause, stellte mich ein russischer Oberleutnant.

„Du deutscher Offizier!“ Ich sagte: „Nein!“ Wie immer ging ich an meinem Stock, er wollte wissen: "Warum?" Mitten auf der Dorfstraße musste ich mich ausziehen und diesem Burschen meine Verwundung zeigen, erst dann schenkte mir der Russe Glauben. Er wurde zutraulich und interessiert hörte er zu, als ich ihm sagte, dass ich 70 Kilometer vor Moskau gewesen war. Die Dorfbewohner von Suckow beobachteten hinter den Gardinen diese Schau.

Ich humpelte weiter, um mir etwas Medizin für meine Mutter zu erbetteln. Wir wollten eine Überführung in das Schlauer Krankenhaus wagen, kamen aber zu dem Entschluss, dass dieser schwache Körper den Transport nicht überstehen würde. Auch im Krankenhaus waren keine Seren mehr für Thyphusranke. Es gab ja kaum Transportmöglichkeiten, denn keiner traute sich mit Pferden in die Stadt, und Autos fuhren nur die russischen Herren. Wir glaubten, richtig gehandelt zu haben.

23. Mai, Mittwoch

Nach vier Tagen Krankenlager verschlechterte sich der Zustand, weiter Fieberschwankungen traten auf. Eine ältere Krankenschwester vom Nachbargehöft unterstützte meine Schwester, Großmutter und Tante Missen. Helfen konnte auch sie nicht. Unsere Oma wachte Tag und Nacht am Bett unserer Mutter. Wo nahm diese Frau in ihrem hohen Alter nur die Kraft her?

24. Mai, Donnerstag

Ich eilte nach Suckow und brachte Herrn Bahr auf Umwegen das Schwein nach Quäsdow. Wahrlich ein gewagtes Unternehmen, aber die Russen hatten nichts gemerkt. Das Schwein unter einer Decke benahm sich mustergültig und war mäuschenstill. Ein ostpreußischer Förster half mir beim Schlachten. Die Großmutter und Brigitte wachten am Bett meiner Mutter, meine Tante organisierte alles für die Schlachtereier.

26. Mai, Sonnabend

Der Zustand meiner Mutter war denkbar schlecht. Die ganze Nacht hatte sie fantasiert. Sie sprach nur im Unterbewusstsein und fragte immer wieder, ob der Vater schon da sei? Wir bejahten die Frage, um sie zu beruhigen, sie reagierte aber nicht mehr darauf. Der Körper war zu geschwächt und nicht mehr widerstandsfähig. Immer noch glaubten wir an einen guten Ausgang dieser Krankheit, dessen Kern sie bestimmt aus Graudenz mitgebracht hatte. Meine Schwester und die Oma ließen die Mutter nicht mehr aus den Augen. Das Fieber tobte zwischen Höhen und Tiefen. Kein Serum, keine Tabletten, keine ärztliche Hilfe. Mit unserem Willen und unserer Macht war nichts getan. Der Tod griff nach unserer Mutter.

27. Mai, Sonntag

Nach einer furchtbaren Nacht war der Zustand am Morgen dieses letzten Maiensonntags 1945 äußerst bedenklich. Ich hatte die Nacht bei Klemzens im Hause gegenüber geschlafen. Als ich morgens das Krankenzimmer betrat, sah ich meine Mutter in der Verfassung, in der sich ein sterbender Mensch befindet. Seit diesem Augenblick war ich auf alles gefasst. Meine Schwester war noch ahnungslos, sie hatte noch nie einen Menschen sterben gesehen. Alle anderen Anwesenden wussten, dass sich unsere Mutter zu ihrem letzten Kampf bereit machte. Wir hatten uns alle in dem kleinen Dachstübchen versammelt, wo nun ein Menschenleben auslöschte, das Leben unserer lieben Mutter.

Der Tod, das Schicksal aller, kommt, wann er kommen soll. An der Ostfront starben viele gute Kameraden an meiner Seite, aber nichts in der Welt kann einen mehr bewegen, als wenn man den Todeskampf am Bette der eigenen Mutter miterlebt, noch dazu unter diesen katastrophalen Umständen. Noch heute fällt es mir schwer, diese Zeilen zu Papier zu bringen. Niemals im Leben wird man diese bitteren Stunden vergessen.

Die Krankenschwester aus dem Nachbargehöft versuchte es noch mit einer Kampfspritze. Es gab ein letztes Aufbäumen des schwachen Körpers aus der Lethargie, aber ein Beleben des Kreislaufes oder der Atmung blieb aus. Aller Augen waren auf die Mutter gerichtet, mittags um 11:45 Uhr war die Agonie zu Ende. Ein gütiges Herz, das Herz unserer Mutter, hatte aufgehört zu schlagen. Am 27. Mai 1945, um die Mittagstunde, schlief sie ruhig ein.

Von allem Schweren, das uns betroffen hatte, war dieses das Allerschwerste. Von allen Eindrücken unseliger Erlebnisse in den Schrecknissen dieser Zeit, war dieser am schmerzlichsten.

Man muss im Leben ernt etwas verlieren, der Verlust belehrt uns über den Wert des Verlorenen. Wir hatten in unserer Mutter das Liebste verloren, was wir nur verlieren konnten.

29. Mai, Dienstag

Nach reiflicher Überlegung kamen wir zu dem Entschluss, sie nicht auf dem Schlauer Friedhof zu beerdigen, denn hier war man noch am Werk, die Toten in Massengräbern zu verscharren. Dieses wollten wir unserer Mutter ersparen. Mit sehr viel Mühe war es unserer Tante gelungen, von einem alten Geschäftskunden einen einfachen Brettersarg zu bekommen. Unser Nachbar half mir beim Ausschachten der Gruft. An diesem Dienstag konnten wir unsere Tote dann auf dem ruhigen Suckower Friedhof beisetzen (Quäsdow gehörte zur Kirchengemeinde Suckow). „Monika“, das Pony von Klaus Schade aus der Quäsdower Siedlung, brachte den Sarg auf einem kleinen Wagen zum Friedhof. Viele Bekannte gaben unserer Mutter das letzte Geleit. Weit und breit ließ sich an diesem wunderschönen Maientag kein Russe sehen. Aus Suckow kamen Familie Bahr und einige alte Patienten meines Vaters zum Begräbnis. Wer leider nicht erschien, war der Pfarrer der Gemeinde. Meine Tante hatte ihn gebeten, am Grabe einer ihm bekannten Toten eine kurze Predigt zu halten, denn in der Not dieser bitteren Zeit konnte man etwas Trost gebrauchen. Alle anderen waren unerschrocken auf den Friedhof gekommen, um in diese Erde unsere Mutter zur letzten Ruhe zu betten. Sie war die Erste von uns, die gegangen war, sie sollte nicht die Letzte sein.

Die Gedanken, die meine Schwester und mich nach der Beisetzung bewegten, galten unserem Vater und unserem Bruder, die in diesen schmerzlichen Stunden nicht bei uns waren. Wo war der Vater? Konnten wir ihn in unserem Gedankenflug noch in Graudenz suchen? Lebte er überhaupt noch? Er wusste nicht, was in diesen Tagen hier bei uns vorgegangen war, er wusste auch nicht, dass seine Frau nach all den Strapazen heimge-

kehrt war und nun schon nicht mehr unter den Lebenden weilte. Ich musste unwillkürlich an die Graudenzer Worte denken, die unser Vater unserer Mutter zugerufen hatte: „Geh man schon vor, ich komme bald nach!“ Vielleicht hatten diese Worte eine tiefere Bedeutung.

Auch zu meinem Bruder eilten unsere Gedanken, wir wussten weiterhin nichts von ihm, lebte auch er noch? War er in russischer Gefangenschaft? Er ahnte sicher nichts vom Tode seiner Mutter und vom Schicksal des Vaters. Sicher waren auch seine Gedanken sehr oft mit uns vereint.

30. Mai, Mittwoch

Am Tage nach der Beerdigung fuhr ich mit Klaus Schade nach Schlawe. Monika, das kleine Liliput- Pferdchen, leistete uns wertvolle Dienste und war uns sehr ans Herz gewachsen. Die Russen beschlagnahmten es nicht, weil sie nichts damit anfangen konnten. Das Bild der Stadt hatte sich etwas zum Vorteil verändert. Der Russe schien sich ausgelebt zu haben. Einzelne Übergriffe kamen immer noch vor, gearbeitet wurde nicht, in dieser Beziehung lag alles brach. Lebensmittel, wenn es auch nur irgendwelche Zuteilungen gewesen wären, gab es grundsätzlich nicht. Was dachte sich die rote Besatzungsmacht? Sie wollte doch allen Deutschen den Frieden bringen? Sie hatte sich doch nicht die Aufgabe gestellt, das deutsche Volk auszurotten? Der Zivilbevölkerung drohte doch keinerlei Gefahr? Die Rote Armee verfolgte doch nur Naziverbrecher? Warum gab man diesen paar Menschen, die hier in der Stadt lebten, nichts zu essen? Ob die anderen Besatzungsmächte im übrigen Deutschland genauso handelten?

„Es rettet uns kein höh' res Wesen
Kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun
uns aus dem Elend zu erlösen
können wir nur selber tun!

Völker hört die Signale,

Auf zum letzten Gefecht,

Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!“

Wo waren unsere alten Kommunisten? Jetzt hätten sie für die Menschenrechte kämpfen können, jetzt hätten sie Gelegenheit gehabt, etwas für das hungernde Volk zu tun. Nichts geschah, mit der roten Armbinde allein war es nicht getan. Die Russen nahmen sie auch nicht für voll, man sah es den enttäuschten KPD-Leuten förmlich an. Die Fähigkeit, in Verbindung mit ihren sowjetischen Freunden die Wirtschaft wieder anzukurbeln, hatte keiner. Sie waren in erster Linie damit beschäftigt, die Häuser und Keller der „Kapitalisten“ auszuplündern, und verschwendeten viel Zeit mit der Denunziation ihrer Landsleute. „Genossen, erkämpft das Menschenrecht! Wie ihr's macht, das ist sehr schlecht!“ Womit sich die älteren Menschen über Wasser gehalten haben, war mir ein Rätsel. Ihr Gesichtsausdruck sagte darüber aus, wie sie vegetierten.

Uns blieb nichts anderes übrig, als noch eine Weile in Quäsdow auszuharren. Nur mit Hilfe der Familie Bahr konnten wir einigermaßen leben, von unserem Bauernhof erhielten wir nur Kartoffeln - die wären sonst nämlich schlecht geworden!

4.6. Juni - Die Polen kommen

1. - 3. Juni, Freitag - Sonntag

Herr Bahr hatte mir ein paar Reusen zum Fischen besorgt. Fisch wäre ein gutes Mittel gewesen, unsere prekäre Lebensmittellage zu verbessern, aber der Erfolg in unserer Wipper war nicht der Rede wert. Immer öfter war ich im Försterhaus. Mit Brigitte Kiesler verband mich eine gute Freundschaft, die wir beide in dieser trostlosen Zeit zu schätzen wussten. Bis jetzt war der Viehbestand auf der Försterei noch erhalten geblieben. So

konnte eine große Familie, es waren auch Verwandte aus Ostpreußen im Hause, satt werden. Oft wurde ich an den Tisch gebeten, und fand bei diesen gastlichen Menschen immer Unterstützung.

4. Juni, Montag

Ich marschierte mit meinem Onkel in die Stadt. Er sah an diesem Tage das zerstörte Schlawe zum ersten mal wieder. Vor seinem Trümmergrundstück füllten sich seine Augen mit Tränen. Aus unserem Hause holte ich noch ein paar brauchbare Gegenstände heraus. Im Keller fiel mir zwischen dem Gewirr von Scherben noch eine Flasche „Danziger Goldwasser“ in die Finger. Sie hatte wirklich überlebt. Wir freuten uns auf diesen Tropfen. Wenn einem durch Zufall so etwas in die Hände fiel, merkte man erst wieder, wie arm man war. Als Fata Morgana tauchte ein Glas Bier in unseren Gedanken auf, oh weh: Ein Himmelreich dafür!

Der „Deutsche Hof“ oder gegenüber „Haus Roggenbuck“ hatten uns anscheinend gedanklich animiert.

An diesem Tage gab es für mich ein Wiedersehen mit Herbert Steller und seiner Familie. Herbert war ein jüngerer Kollege meines Vaters, wir waren (und sind noch) befreundet. Die Freude war groß, dass wir uns nach dem Einmarsch der Russen erstmalig gesund wiedersahen. Herbert mit Fize und dem kleinen Detlef hatten Furchtbares durchgemacht, auch seine neue Wohnung war restlos ausgebrannt. Wir erzählten uns unsere Erlebnisse im Telegrammstil. Herbert war, wie wir alle, auch inhaftiert gewesen. Kurz vor der geplanten Verschleppung ergriff er zusammen mit unserem Freund Walter Siegenthaler die waghalsige Flucht. Sie gelang ihnen durch ein tollkühnes Husarenstückchen. Aus einem hohen Fenster ließen sich beide hinunter, und waren in der Freiheit. Walter Siegenthaler begab sich nach Alt Warschow in sein Haus. Hier lebte er als Schweizer Staatsbürger unter neutraler Flagge. Welcher russische Soldat kannte aber schon ein weißes Kreuz auf rotem Grund, es wurde kaum respektiert.

Herbert Steller hielt sich tagelang nach der Flucht in den Kellern abgebrannter Häuser auf. Er wollte nicht wieder diesem Fangkommando in die Hände fallen. Der tapfere Fleischermeister, Ernil Noffke⁶⁸, der als erster versucht hatte, sein Geschäft wieder in Gang zu bringen, brachte Herbert in der Dunkelheit etwas zu essen. Durch Herrn Noffke erfuhr er dann auch immer was „draußen“ geschah. So hörte er, dass die russische Kommandantur immer noch einen Zahnarzt suchte. Mein Vater und er waren die einzigen Zahnbehandler, die in Schlawe zurückgeblieben waren. Herbert meldete sich auf der Kommandantur, und wurde mit offenen Armen, empfangen. In der ersten Zeit musste er im Krankenhaus nur russisches Militär verarzten. Später gestatte man ihm, im Hause von Frau Weidemann und in der ehemaligen Praxis von Dr. Krause (Suckow) die Behandlungen auszuführen. Die Russen waren behilflich, um Praxis und Wohnung in etwa einzurichten. Hier traf ich Familie Steller wieder.

5. Juni, Dienstag

Am nächsten Tage verließ ich Schlawe und marschierte mit Onkel Alla zurück nach Quäsdow. Wir kamen durch Marienthal, wo einige Russen wieder am Plündern waren. Sie gingen von Haus zu Haus und ließen uns zum Glück in Ruhe. Unversehrt kam ich mit meinem Goldwasser in der Tasche nach Quäsdow.

7. Juni, Donnerstag

Ich war wieder in der Stadt, um langsam unsere Übersiedlung vorzubereiten. Alles, was ich noch aus unserem Hause retten konnte, schleppte ich in das zweite Haus meines

⁶⁸Kösliner Straße 24.

Onkels, in die Pollnower Straße. Hier wollte ich mit Schwester und Großmutter nach der Rückkehr einziehen. Abends war ich bei Stellers zu Gast. Herbert hatte inzwischen schon die ersten russischen Patienten behandelt. Sie waren sehr dankbar, dass jetzt jemand da war, der sie von Schmerzen befreite. Der deutsche Zahnarzt wurde für sie jetzt zum „großen Doktor“. Auf dem Rückweg nach Quäsdow machte ich meistens einen Abstecher in der Försterei. Hier interessierte man sich natürlich für die Entwicklung der ganzen Lage und war für meine Nachrichten aus der Stadt sehr dankbar.

Ganz in der Nähe in einem Gehöft hielt sich seit kurzem Ingo Schumacher⁶⁹ versteckt. Ihm war es gelungen, aus einem Gefangenentransport zu fliehen. Mühsam, unter vielen Entbehrungen, hatte er sich nach Schlawe durchgeschlagen. Seine Frau und die Eltern hatte er nicht mehr vorgefunden. Sie waren rechtzeitig in den Westen geflüchtet.

8. – 10. Juni, Freitag - Sonntag

Zusammen mit meiner Schwester ging ich jetzt öfter nach Sukkow. Wir besuchten Familie Bahr und weilten am Grabe unserer Mutter. Familie Klemz war in diesen Tagen endgültig nach Schlawe übersiedelt. Sie wohnten jetzt in ihrem Hause in der Pollnower Straße. Wir folgten so nach und nach. Fräulein Mittag, die mit meiner Mutter aus Graudenz gekommen war, machte sich auf den Weg nach Stettin. Ein gewagtes Unternehmen für eine 18jährige, 250 Kilometer in einem Land wie im „Wilden Westen“, denn zur Zeit war es ja wohl so. Sie wollte endlich zu ihren Angehörigen, später erfuhr ich, dass es ihr gelungen ist. Auch Frieda, Klemzens gute Köchin, marschierte auf Schusters Happen in die Gegend von Stolp zu ihren Eltern. Unsere gute Erna war inzwischen schon bei ihrem alten Vater in Freetz. So löste sich unser ehemaliger Treck langsam auf. Vielleicht war es ein Zeichen dafür, dass allmählich jeder wieder auf geordnete Verhältnisse drängte.

Wir lebten hinter dem Mond und wussten noch nicht einmal, ob der Zweite Weltkrieg überhaupt schon zu Ende war (Waffenstillstand am 8. Mai 1945). Der Russe hatte sich weiterhin beruhigt, das konnte man feststellen. Die Besatzungsstärke war scheinbar reduziert worden, vielleicht wurden die Truppen aber auch irgendwo anders gebraucht. Uns alle bewegte nur eine Frage: „Was wird aus Deutschland?“

Was aus den deutschen Ostprovinzen? Was speziell aus unserem Pommernland? Keiner konnte uns diese Fragen beantworten. Die Bevölkerung wurde zu allen möglichen und unmöglichen Arbeiten herangezogen. Frauen säuberten die Straßen unserer Stadt. Es war eine gewisse Beschäftigungstheorie, der man morgens, mittags und abends nachgehen musste. Schließlich waren unsere Straßen sauberer als in tiefsten Friedenszeiten. Die Männer jeden Alters mussten die Trümmer forträumen. Mit schadenfreudigem Lächeln beaufsichtigten KPD-Männer diese wichtigen Arbeiten. Peter Krusch, immer noch der sogenannte „Bürgermeister“, hätte mich sehr gerne bei diesen Arbeiten gesehen. Ich sagte mir, wofür und für wen sollte ich die Trümmer aufräumen? Erst wollte ich Gewissheit haben, was einmal aus unserer Heimat werden sollte. Sollte unsere Stadt wieder einmal uns gehören, ich hätte zugepackt, die Trümmer zu beseitigen. Aber so nicht!

Es gab jetzt im Monat Juni in der Stadt Schlawe für die Bevölkerung nicht einmal ein Stückchen Brot. Ich machte wichtigere Dinge zu meiner Aufgabe, ich sorgte für meine Angehörigen, um mit ihnen weiter zu überleben. Es gab Tage, an denen ich 20 Kilometer zurücklegte, von Dorf zu Dorf marschierte und um Nahrungsmittel bettelte. Oft war ich froh, wenn ich der Stadt den Rücken kehren konnte. Ja, so sprach man jetzt von seiner Heimatstadt, die man so ins Herz geschlossen hatte. Meine weiten Wege, die mir mit

⁶⁹ Verkäufer. Köhlstr. 11.

meinem Bein sehr schwer fielen, waren Gott sei Dank meistens von Erfolg gekrönt. Ich brachte immer etwas mit nach Hause, und für den kleinsten Kanten Brot waren die Großmutter und meine Schwester dankbar. Nur auf diese Weise hielten wir der bitteren Hungersnot stand. Neben dieser Sorge bewegten uns ständig viele Fragen der weiteren Zukunft. Blieben wir, was wir seit Jahrhunderten waren: Eine deutsche Provinz?

Annektierte Moskau unsere Gebiete? Hatten die neuen „Herren der Welt“ Roosevelt, Churchill und Stalin in Teheran 1943 und Yalta 1945 uns schon an unseren östlichen Nachbarn verschaukelt? Schon viele Jahrzehnte liebäugelten fanatisch national gesinnte Polen mit deutschen Gebieten, nicht nur Oberschlesien und Schlesien, sondern auch Pommern. Der polnische Schlachtruf: „Bis zur Oder!“ existierte schon, bevor es in Deutschland ein „Sieg Heil!“ gab.

Noch Krieg oder schon Frieden, wir wären an Informationen brennend interessiert gewesen, aber authentische Nachrichten aus aller Welt waren nicht zu bekommen.

In allen Zeiten des Lebens ist Hoffen immer besser als Verzweifeln, sicher - vom Hoffen auf Frieden und Ordnung konnten wir nicht leben, aber die Hoffnung auf eine bessere Zeit hielt uns aufrecht und stärkte uns.

Man hoffte auf die „Atlantik Charta“, von den Herren Roosevelt und Churchill im Kriegsjahr 1941 ins Leben gerufen und unterzeichnet. Einer der wichtigsten Artikel dieser Charta lautete:

„Keine Gebietsveränderungen, die nicht mit den frei geäußerten Wünschen der betroffenen Völker übereinstimmen!“

2G Regierungen unterzeichneten, unter ihnen Sowjet-Russland und Polen. Weitere 21 Regierungen folgten. Die Charta sollte weder befristet noch regional bestimmt sein, sie sollte über Raum und Zeit ein sogenanntes Grund-Völkerrecht garantieren. Was daraus geworden ist, dürfte allgemein bekannt sein! Der Zweite Weltkrieg hat uns wehrlos in die Hand und die Macht der Sieger getrieben. Deutschland, vor allem die deutschen Ostprovinzen, war durch Zerstörung, Not und Elend um eine aufbauende Ordnung gebracht. Der Bolschewismus war sehr weit in den Westen Europas vorgestoßen. Es war zu befürchten, dass Stalin von seinem Sowjet-russischen Machtbereich keinen Meter Boden preisgeben würde. Die Sowjetunion war der große Gewinner und nutzte ihren Sieg zu territorialen Eroberungen größeren Umfanges. Das Vertrauen der Westmächte mit Roosevelt und Churchill in die Loyalität der Sowjet-Union zerbrach an der revolutionären Dynamik der Bolschewisten, die bestrebt waren, ihre gewonnene Macht mit allen Mitteln zu verteidigen. Getreu dem Grundsatz Lenins: „Wer Deutschland besitzt, besitzt Europa!“

In diese Richtung gingen unsere Gedanken, nähere Einzelheiten blieben uns damals noch unbekannt.

Aus Richtung Osten rollten Züge um Züge durch den Schlauer Bahnhof gen Westen. Die Polonisierung des deutschen Ostens hatte begonnen. Wir kannten nicht die Hintergründe der Konferenzen von Teheran, Yalta und Potsdam, aber die gewaltsame Abtrennung uralter deutscher Gebiete hatte ihren Anfang genommen. In diesen ersten Junitagen strömten Polen in unser Pommernland. Die Züge waren überfüllt mit polnischen Zivilisten, erst waren es nur Männer, denen die Familien folgen.

Auch der Zustrom nach Schlawe setzte ein, und wurde von Tag zu Tag stärker. Nur ein kleines Bündel auf dem Rücken, oder eine Tasche in der Hand, so kamen die neuen Herren in unser Heimatland. Ein russischer Soldat hatte zu uns mal eine Bemerkung gemacht: „Alle Deutschen hinter die Oder!“ Wir wollten es nicht wahrhaben, aber man durfte sich keinen Illusionen mehr hingeben. Unsere Stunde hatte wohl bald geschlagen. Aus der sogenannten polnischen Verwaltung wurde eine „Vergewaltigung“ und die Po-

lonisierung war identisch mit der Bolschewisierung. Einer der größten Schachzüge Moskaus, ein glattes „Schach matt“ für seine westlichen Verbündeten. Die Deutschen wurden nicht gefragt. Wir waren die Betroffenen dieses Kuhhandels. Für uns kam jetzt die zweite Epoche des Leides, der Schrecken, der Verfolgungen und der Angst. Der Russe zog sich mehr und mehr zurück und beschränkte sich von nun an auf seine militärischen Angelegenheiten. „Rache allen Deutschen!“, das war die Parole der nächsten Zeit. Die ersten Polen, die nach Schlawe kamen, fühlten sich nicht wohl in ihrer Haut. Unauffällig und bescheiden bewegten sie sich im Straßenbild, sie wussten nicht recht wohin, sie waren sich ihrer Sache nicht sicher. Ihnen allen war es offensichtlich bewusst, dass hier Unrecht geschah. Uns Deutschen gehörte das Land, der Russe hatte es erobert, der Pole sollte es jetzt besitzen. Ein Unrecht löste das andere ab, denn die Umsiedler aus Ostpolen hatten ihr Land an die Russen verloren. Nach dem Polenkrieg wurde Ostpolen im Jahre 1939 von den Russen besetzt und annektiert. Diese vertriebenen Polen brachten eine hasserfüllte Atmosphäre mit in unser Land. Zwischen den Eroberern und den neuen polnischen Herren gab es arge Auseinandersetzungen. Die Deutschen, als rechtmäßige Besitzer dieses Stückchens Erde, wurden zwischen den Mahlsteinen der Kontrahenten zerrieben. Sie wurden nicht gefragt. Russen und Polen begegneten sich wie Hund und Katze. Die Erzfeindschaft dieser beiden Völker wurde auch nicht durch den Mantel des Kommunismus verschleiert.

Die wilde Kolonisation nahm ihren Verlauf. Es kam, was kommen musste: Häuser wurden beschlagnahmt, Fabriken und öffentliche Gebäude, die noch erhalten waren, wurden belegt. Im großen Strom nach Westen schwamm aber auch viel Unrat Neben den von den Russen vertriebenen Polen kamen viele Abenteurer und Banditen, die unter dem Schutz der roten Fahne ihr Unwesen trieben.

11. Juni, Montag

Mir gelang es noch im letzten Moment, allerdings unter Einsatz meines Lebens, einige Sachen aus unserem Hause herauszuholen. Ich fand an unserer Haustüre einen Zettel mit polnischer Schrift, die ich nicht lesen konnte. Ich vermutete, dass es „beschlagnahmt“ hieß. Ab sofort waren wir nun nicht mehr rechtmäßiger Eigentümer. Ein sehr einfaches Verfahren. Ich ließ jedenfalls unser Haus nicht aus den Augen. Polnische Zivilisten machten sich darin zu schaffen. Deutsche Frauen mussten putzen, von ihnen erfuhr ich, dass die polnischen Herren einige Tage verweist waren. Ich nutzte die Gelegenheit aus und schleppte mit Frau Scharfetter noch Betten und Bettgestelle heraus, die wir dringend brauchten.

Dieses war der letzte Gang in unser Haus. Vorsichtig schlichen wir uns durch den Garten, um vorne die Straße zu meiden. Als Dieb nahm ich Abschied von unserem Grundstück, das uns ab heute nicht mehr gehörte. Eine furchtbare Bitterkeit überkam mich, mir kam sogar der Gedanke, das Haus in Brand zu stecken. Meine Angehörigen hielten mich davon ab. Man hätte mich sofort verdächtigt.

23 Jahre, fast nur sonnige Stunden, verlebte ich mit meinen Eltern und Geschwistern hier im Hause und in dem großen Garten. In Gedanken sah ich alle meine Freunde, mit denen ich hier getobt hatte. Ich hörte meine Mutter, wenn sie uns rügte, dass wir beim Fußballspielen die Blumen und den Buchsbaum zertrampelten, die Ziersträucher mit unseren Rädern „rasierten“. Ich sah die Radrennbahn um das große Rasenstück, die Laube mit der Schaukel, den Brunnen, der kein Wasser mehr gab, den Taubenschlag usw. Am Ende des Gartens schaute ich noch einmal zurück, mit schnellen Gedanken in die Vergangenheit. Die Gegenwart aber war bitter ernst, ich musste nun fort von hier, im Moment kam ich mir vor, wie ein „schwerer Junge“, der gerade einen Einbruch verübt hatte. Einen

Einbruch ins eigene Haus, so paradox es klingen mag. Hätte man mich hier geschnappt: Oh weh!

12. - 20. Juni, Dienstag - Mittwoch

Jeder Tag führte mich an unserem Haus vorbei. Die P.P.R., Polnische Kommunistische Partei, hatte es zu ihrem Parteihaus gemacht. An der Straßenfront prangten Bilder in Lebensgröße von Lenin, Stalin und dem polnischen Kommunisten und Staatschef Bierut. Rote Fahnen und Spruchbänder hingen aus den Fenstern.

Meine Schwester hatte sich anderen Frauen angeschlossen und ging in die Maschinenfabrik Segler, um hier Aufräumungsarbeiten zu verrichten. Die Polen, die diese Fabrik übernommen hatten, waren ganz vernünftig. Der Lohn in Zloty war nicht erwähnenswert, aber es gab alle zehn Tage ein Brot, das war praktisch jeden Tag eine Scheibe. Deutsches Geld hatte lediglich noch Andenkenwert, man behielt es aber für den Fall einer Aussiedlung, denn wir nahmen an, dass es jenseits der Oder noch in etwa seinen Wert behalten hätte. In den noch erhaltenen Geschäften richteten die Polen ihre Läden ein. Bald gab es dort einiges zu kaufen, aber wir durften uns die Ware nur ansehen. Unsere Lage wurde von Tag zu Tag schwerer. Ich durchstreifte die noch nicht besetzten Häuser und durchsuchte die Keller nach Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln. In der Niederlage der Stolper Sternbrauerei, hinter dem „Deutschen Hof“ und unserem Garten, lag der Fußboden hoch bedeckt mit Geldscheinen, kein Mensch nahm Notiz davon. Zwischendurch war ich wieder auf meiner Landtour.

21- 22. Juni, Donnerstag - Freitag

Ich besuchte die Gärtnerei Tix und holte mir etwas Gemüse, einen Tag später die Gärtnerei Hahn⁷⁰. Beide Unternehmen waren noch nicht in polnischer Hand.

23. Juni, Sonnabend

Mein Weg führte mich über Marienthal, Quäsdow, Suckow nach Jannewitz. Auch hier wohnte eine frühere Hausangestellte von uns, Maria Unnasch, geb. Freitag. Sie freute sich, einen aus unserer Familie wiederzusehen, und packte mir meinen Rucksack voll. Ich hatte schwer zu tragen auf dem Nachhauseweg.

24. Juni, Montag

Meine Schwester „feierte“ ihren 20jährigen Geburtstag. Ein Tag wie jeder andere, der Zeit entsprechend. Früher gab es an diesem Tage immer die ersten Erdbeeren aus dem Garten, und wir Jungen ärgerten die zahlreichen Schulfreundinnen unserer Brigitte, die Gleichaltrigen Manna Dahnz, Erika Maatz, Elli Tix u. a.

Tante Missen war zu Fuß aus Schlawin zurückgekommen, sie hatte unsere Verwandten besucht und brachte von ihrer Hamstertour sogar ein paar Stückchen Kuchen mit nach Hause. Die Freude war groß.

25 Juni, Dienstag

Mein Onkel bekam Besuch von seinem alten Freund Fritz Bachler⁷¹. Man suchte sich und fand sich wieder, bis auf die, die man niemals wieder finden wird.

26. Juni, Mittwoch

Einen Tag später kamen Uhrmacher Karl Groth⁷² und U.M. Boldt zu uns ins Haus. Es gab viel zu erzählen. Onkel Max trug keinen Bart mehr, er wackelte auch nicht

⁷⁰ Stolper Vorstadt 18.

⁷¹ Zigarrenhandlung. Adolf Hitler Str. 8.

⁷² Markt 18.

mehr mit dem Kopf, wie seinerzeit als Greis verkleidet. Er sah gut und erholt aus, die Luft im Stadtwald war ihm gut bekommen. Viele kamen jetzt in die Stadt, um zu sehen, was los war. Die einzigen Deutschen, die noch in ihren alten Positionen arbeiteten, waren die Ärzte im Krankenhaus. Frau Dr. Narius und der hochverehrte, greise Dr. Karl Röhrich⁷³, waren unermüdlich um die Kranken bemüht. Das Krankenhaus stand unter russischer Oberhoheit. Ein kleiner Teil war für Deutsche reserviert.

Oberschwester Marie, mit Schwestern und einigen Hilfsschwestern, der langjährigen Köchin Hedwig Zühlke und dem treuen und beliebten Helfer aller Kranken: Max Rasch; sie taten alles, was in ihrer Macht stand. Zu den Genannten gesellten sich noch Provisor Paul Schröder⁷⁴, und last not least, Herbert Steller, als jetzt einziger Zahnarzt. Er arbeitete auf vollen Touren, erst im Krankenhaus, später, wie bereits beschrieben, in den notdürftig eingerichteten Praxen. Nicht alle Russen, die zum Zahnarzt kamen, hatten auch Schmerzen. Herbert entpuppte sich zwangsweise zu einem Verschönerungsarchitekten, denn die russischen Soldaten zeigten plötzlich einen Hang zur Eitelkeit. Gesunde Zähne wurden mit künstlichen vertauscht, nach dem Motto: „Alt raus - neu rein“, die Hauptsache war, es sah schön aus.

Alle guten Worte von Herbert waren Schall und Rauch. Nach der Behandlung betrachtete man dann die gute Arbeit eines deutschen Zahnarztes im Spiegel, sofern einer vorhanden war. Die Russen waren dankbar und zeigten sich dem „großen Doktor“ gegenüber erkenntlich. Die mitgebrachten Lebensmittel waren keine kleinen Gaben, sondern schon "en-gros"-Lieferungen. Milch und Honig, Geflügel, Fleisch und Fette, Brot usw., man kann es nicht alles aufzählen, was angeliefert wurde. Sie hatten es ja in Hülle und Fülle, denn die großen Güter in Schlawes Umgebung waren in russischer Hand und wurden sobald nicht den Polen übergeben. So brachten sie ihrem neuen deutschen Freund alle Agrargüter, die ihnen reichlich zur Verfügung standen. Von diesen Gottesgaben konnte Herbert mit Frau und Sohn gut leben. Die Zahl der deutschen Patienten wurde groß und immer größer. Bei den Russen hatte es sich auch schnell herumgesprochen, so steigerten sich auch die Lieferungen der Nahrungsmittel; hatte Herbert einen Wunsch wurde dieser nach Möglichkeit erfüllt. So war Herbert Steller in der Lage, die Zahnschmerzen der Deutschen zu lindern und auch gleichzeitig sehr viele Patienten mit notwendigen Lebensmitteln zu versorgen.

Sein gastfreundliches Haus stand allen Landsleuten offen und wurde ein Hort für viele in heiklen Situationen. Ich hielt mich oft im Hause Steller auf, hier hatte ich Schutz und konnte untertauchen, denn die große Jagd auf gewisses Wild war immer noch nicht zu Ende. Die Schonzeit war auch für mich noch nicht angebrochen. Es waren jetzt nicht mehr die Russen, sondern andere Jäger waren aufgetaucht und wollten ihre Beute zur Strecke bringen. Da ich nie genau wusste, ob ich dazugehöre, war ich sehr vorsichtig. Im Hause Pollnower Straße Nr. 6 lag ich meistens auf dem Dach, Cousine Ursel hatte noch keine Arbeit und gesellte sich oft dazu.

27. Juni, Donnerstag

Am Vormittag des 27. Juni vernahmen wir ein starkes Klopfen an der Haustüre. Blitzschnell war ich wieder auf dem Dach, weil ich an eine Razzia dachte. Großmutter öffnete ängstlich die verschlossene Tür. Es wurde nach mir gefragt, und aus Omas Mund kam

⁷³ Sanitäts-Rat, Stolper Vorstadt 34.

⁷⁴ Stubbenweg 5.

das Obligatorische: „Kurt ist nicht zu Hause!“ Vorsichtig schaute ich oben aus dem Fenster und erkannte meinen alten Sportfreund Gerhard Kreutzer (genannt „Paula“). Mir verschlug es die Sprache: ein Wiedersehen mit einem alten Kumpel jetzt in Schlawe? Ich stürzte die Treppe hinunter, wir lagen uns in den Armen. Die Oma war etwas beschämt, weil sie „gelogen“ hatte, freute sich dann aber mit uns und klärte Paula gleich auf. Kreutzer, aus Dresden kommend, hatte sich über Berlin, Stettin, Kreuz, Schneidemühl bis nach Danzig durchgeschlagen, von hier kam er dann über Lauenburg und Stolp nach Schlawe.

Eine lange, gefährvolle Reise, die wirklich nur ein Mann aus bestem Schrot und Korn durchstehen konnte. Er war gekommen, um seine Mutter wiederzusehen, und sie mit zurück in' s Reich zu nehmen. Vom Zug aus hatte er gesehen, dass ihr Häuschen noch stand. Seine Mutter hatte vor dem Einmarsch mit Familie Trabandt Schlawe noch rechtzeitig verlassen. Die Enttäuschung war für ihn sehr groß. Er fand aber seine Tante noch vor.

Paula war der Gefangenschaft geschickt entgangen und hatte schwere Wochen und Monate hinter sich. Viele Kameraden versuchten über die willkürliche, sogenannte „Odergrenze“ zu gelangen. Ganz vereinzelt gelang es mal und gab wenigen Glücklichen die letzte Chance, die leidgeprüfte Heimatstadt wiederzusehen. Wir erzählten lange - lange, unsere Fragen nahmen kein Ende. Er kam aus Dresden, meiner zweiten Liebe. Ich erfuhr jetzt zum ersten Mal wie man diese Stadt zugerichtet hatte. Paula berichtete weiter, alles horchte gespannt zu, vom Schicksal Deutschlands, von den letzten Tagen des Krieges usw. Er wusste zu berichten, dass bereits das ganze Pommernland von unserer Hauptstadt Stettin bis herauf nach Danzig von polnischen Menschen überflutet war. Diese Stunden mit meinem alten Freund waren ein Blick in die andere Welt, von der wir hier alle nichts wussten.

30. Juni. Sonnabend

Heute gab es schon wieder ein freudiges Wiedersehen. Ich traf in der Stadt Mutter Georg, mein Gott, wie oft hatte ich an sie gedacht, aber ich wusste nichts von den Eltern meines Freundes. Nun erfuhr ich, dass Georgs zusammen mit Magdas Mutter in Altschlawe bei Familie Mademann wohnten. Eine große Beruhigung war es für mich, als ich hörte, dass sie alles einigermaßen überstanden hatten. Frau Georg bat mich, sie zu besuchen. Ich machte öfter davon Gebrauch.

Von diesen freudigen Ereignissen wurde man direkt durchgeschüttelt, es gab Auftrieb und Mut. Dieses Wochenende ging ich mit meiner Schwester nach Quäsdow. Wir waren vollgestopft mit Neuigkeiten und wenn das Herz voll ist, will der Mund überlaufen. Wir wollten unseren Freunden in Quäsdow und Suckow alles übermitteln. Auch Jannewitz wartete auf uns, ich war zur Zeit ein wandelndes Nachrichtenbüro. Nicht nur unsere Bekannten, sondern die ganze Bevölkerung dieser Dörfer nahm an unserer Übermittlung teil.

4.6. Juli -Krankheit und Tod

1. - 4. Juli. Montag - Donnerstag

Zusammen mit Gerhard Kreutzer hatte ich mich auf der polnischen Kommandantur angemeldet. Man beäugte uns mit großer Skepsis. An meinem Krückstock sahen die Herren gleich, woran sie bei mir waren.

Ich besuchte Herrn Dr. Röhrich im Krankenhaus, er stellte mir für alle Fälle ein gutes Attest aus. Wenn die Polen es auch nicht akzeptierten, so konnte ich es wenigstens den KPD-Männern vor die Nase halten. Der alte Herr Röhrich war ziemlich verzweifelt und

sah keinen Ausweg aus dieser trostlosen Lage. Mit Tränen in den Augen erkundigte er sich nach dem Schicksal meiner Eltern.

Die Kommunisten suchten laufend Leute für irgendwelche Arbeiten, die aber nichts mit der Verbesserung der Lebenslage unserer deutschen Bevölkerung zu tun hatten. Kein Mensch stellte sich mehr zur Verfügung. Man versuchte es jetzt auf eine andere Art und Weise. Früh morgens erschienen unsere Schlauer KPD-Genossen in russischer Begleitung in den Häusern, in denen noch Deutsche wohnten, aber auch so eine Razzia brachte nichts mehr ein. Aus Gründen der Sicherheit spielte sich mein Leben am Tage auf den Dächern ab. Hier ging es mir gut in frischer Luft und Sonne. Ich wusste, dass Peter Krusch⁷⁵ mir mehr denn je auf den Fersen war. Einige Bekannte hatte er oft gefragt: „Wo junge Mielke?“ Die Antwort hieß dann nur: „Irgendwo auf dem Lande!“ Es war also gut, dass ich sehr viel auf der Wanderschaft war. Mein Freund Kreutzer begleitete mich jetzt auf meinen Wegen. Oft hatte ich mir einen guten, alten Kumpel gewünscht, jetzt war einer da. Paula war noch unbefangener in dieser ganzen Atmosphäre, er war clever und mutig. Seine Devise: „Improvisieren, aus Nichts etwas machen!“ Zu zweit marschierte es sich besser.

Wir waren im Räume Quäsdow-Suckow gern gesehene Gäste, denn wir brachten viele Neuigkeiten in die Abgeschlossenheit der Dörfer, manchmal natürlich ungewollt auch viele Gerüchte. Jeder klammerte sich an den kleinsten Strohalm, wenn man nur etwas hoffen durfte.

5. Juli, Freitag

Meine Tour führte mich erstmalig heute in die Richtung Nord-Ost. Ich besuchte auf Schleichwegen die Eltern meines Freundes in Altschlawe. Hier fand ich Herrn und Frau Georg und die Mutter von Magda wohlbehalten vor. Sie empfingen mich wie ihren eigenen Sohn und hatten allerhand für mich bereit gelegt. Wir sprachen viel von ihren Kindern, ich teilte die Sorgen mit den Eltern, ob sie wohl noch alle gesund waren? Ich mußte versprechen, bald einmal wiederzukommen und mit vielen guten Gaben von Mutter Georg kehrte ich zu meinen Angehörigen zurück.

7. Juli, Sonntag

Polnisches Militär hielt seinen Einzug in Schlawe. Es waren ca. 1.000 Reiter, sie benahmen sich disziplinierter als die meisten Zivilisten.

Am gestrigen Sonnabend Nachmittag (6.7.) wagte ich den Weg ins Krankenhaus, um Max Hasenbusch zu besuchen. Ich hatte inzwischen gehört, dass es ihm nicht gut ging. Er freute sich als ich in sein Zimmer kam. Oft hatte er an uns alle denken müssen, und sehnsüchtig auf einen Besuch gehofft. Er wusste aber auch, was draußen in der Stadt los war und wie schwierig alles war. Ich erschrak, Max sah schlecht aus, er fühlte sich auch nicht wohl. Meine Cousine Ursel, seit ein paar Tagen im Krankenhaus als Schwester tätig, hatte mir berichtet, wie schlecht es um Max stand. Er bat mich, ihm einen Wunsch zu erfüllen, er hatte Appetit auf etwas Alkohol, er hoffte sich dadurch eine kleine Aufmunterung. Nun, woher nehmen und nicht stehlen? Hier konnte eigentlich nur Herbert Steller helfen ... und er half! Russische Patienten wurden animiert, es klappte. Komische Gedanken trieben mich zur Eile. Ich wollte doch dem guten Max diesen Wunsch erfüllen.

10. Juli, Mittwoch

Am Mittwoch, dem 10. Juli, vormittags, wollte ich das Fläschchen mit dem Alkohol ins Krankenhaus bringen, denn ich hatte es erst am Montag Abend bekommen, kurz bevor

⁷⁵ Arbeiter, Winterfeldstr. 13.

meine Cousine die traurige Nachricht mitbrachte, dass dieser gute Freund, nach langem schweren Kampf von uns gegangen war (Todesstag: Schlawe, den 9, Juli 1945). Seine ohnehin angegriffene Lunge konnte die Wirkung der russischen Pistolenschüsse nicht mehr verkraften. Wir trauerten um Max in aller Stille, zu seiner Beisetzung wagten wir uns noch nicht auf den Friedhof. Der 24. Geburtstag meiner Cousine Ursel Jürs, geb. Klemz, am 10. Juli, stand im Zeichen der Trauer um Max Hasenbusch.

Tante Klemz und Frau Kunkel mussten auf den Kornspeichern arbeiten, gegenüber dem Gemeindehaus, die unter russischer Verwaltung standen. Für eine Frau war dies eine schwere Arbeit, denn selbst Männer hatten nicht mehr die Kraft, die Säcke zu schleppen. Der Lohn war eine lächerliche Brotzuteilung. Müde und zerschunden kamen diese Frauen abends nach Hause. Die Arbeit meiner Schwester in der Maschinenfabrik Segler war auch schwerer geworden. Meine Cousine bekam im Krankenhaus zwar eine bessere Lebensmittelzuteilung, aber die Tätigkeit auf der gefürchteten Typhusstation war ein Spiel mit dem Tod.

Russische und polnische Behörden wurden dieser schnell um sich greifenden Seuche nicht Herr, im Gegenteil, immer mehr Menschen erkrankten an Typhus. Ein Übel kommt selten alleine, auch Fleckfieber und Diphtheriefälle häuften sich mehr und mehr. Wir trafen uns oft bei Familie Steller und versuchten, mit Alkohol die Bazillen zu bekämpfen. Das Töten und Morden hatte nun ein Ende, jetzt wütete der Seuchentod unter uns. Er klopfte an jede Türe und fand in vielen Häusern, in vielen Familien Einlass. Der Tod machte aber auch kein Halt vor den Russen und Polen und forderte auch hier seine Opfer. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, weiße Tücher aus dem Fenster zu hängen zum Zeichen: „Hier ist Typhus!“ Es gab kaum ein Haus, wo Deutsche wohnten, in dem nicht ein weißes Tuch heraushing. Es war gleichzeitig ein guter Schutz vor Russen, die immer noch auf Abwegen waren, und für polnische Banditen, die häufig die Häuser aufsuchten. Wir fristeten weiter unser nacktes Dasein, bekannten uns zu unserem Deutschtum, und wurden nun auch noch von verschiedenen böartigen Krankheiten bedroht. Unser Schicksalskampf war immer noch nicht beendet. In völliger Ungewissheit warteten wir auf den Tag, an dem man uns schließlich ganz auf die Straße setzen und uns auffordern würde, unsere Heimat zu verlassen. Auf den Dörfern praktizierte man diese Methode bereits, vorerst noch vereinzelt.

Wie mochte es jetzt wohl in Restdeutschland aussehen? Sicher ging jetzt in anderen deutschen Provinzen das Leben langsam wieder einen in etwa normalen Gang. Die Bauern dort saßen sicher nach wie vor auf ihrer alten Scholle und bestellten ihre Felder.

Hier wurden sie von ihren Höfen, die seit Generationen in ihrem Besitz waren, vertrieben. Junge polnische Burschen übernahmen das Kommando und waren jetzt die Herren. So fühlten sie sich und so gaben sie sich in ihrem Tun. Das Sein oder Nichtsein eines Bauernhofes hängt aber von der persönlichen Arbeit und vom Fleiß des Besitzers und seiner ganzen Familie ab. Von diesen Eigenschaften hielt man anscheinend nicht viel. So bediente man sich in vielen Fällen des alten deutschen Besitzers, der als Knecht auf eigenem Hof für die polnischen Herren arbeiten musste.

Wir hatten herrliches Sommerwetter. Man dachte an Jershöft, wie hatte wohl unser „sündiges Dorf“ alles überstanden? Wir konnten es nicht mehr wiedersehen und einen großen Teil unserer schönsten Jugenderinnerungen nicht mehr auffrischen. Wie mochte es überhaupt an unserer herrlichen Küste aussehen? In Rügenwalde und Stolpmünde hatten die Russen sich festgesetzt und die Ostseeküste mit ihrer Artillerie bestückt. „Paula“ Kreuzer und ich gönnten uns an diesen heißen Tagen ab und an eine Abkühlung in unserem Schwimmbad. Hier trafen wir an

einem Nachmittag Günter von Malottky⁷⁶ und Helmut Röhser⁷⁷, beide etwas jünger als wir. An russischen Schwimm- und Sprungkünsten hatten wir unseren Spaß, ganz besonders aber an den Badehosen, bei denen man raten musste, ob es „lange Kurze“ oder „kurze Lange“ waren. Unser Lachen mussten wir unterdrücken, um uns Ärger zu ersparen.

13. Juli, Freitag

An diesem Tag besuchten meine Cousine, meine Schwester und ich unseren verehrten Superintendenten Block⁷⁸. Er war ein tapferer Mann, der unermüdlich bei all der Obrigkeit für Erleichterungen seiner Gemeindemitglieder kämpfte. Die Marienkirche war zu sehr beschädigt, die Glocken lagen zerstört auf dem Kirchberg, aber Herr Block wollte in Kürze trotz allem im Gemeindehaus, das unversehrt geblieben war, seinen Gottesdienst abhalten.

Am Abend marschierte ich mit Brigitte und Kreutzer den altbekannten Weg nach Quäsdow. Die gute Oma war immer in Sorge um meine Schwester, wenn sie diese Märsche mitmachte, denn man wusste nie, was einem unterwegs begegnete. „Paula“ übte seinen Beruf aus, mit Kamm und Schere bearbeitete er die Häupter unserer lieben Freunde. Ich kassierte den Lohn in Naturalien. Der Rucksack füllte sich und wurde brüderlich geteilt. Das Geschäft blühte, in Klein-Quäsdow, auf der Siedlung, in Suckow usw. Wir besuchten Familie Bahr und das Grab unserer Mutter und blieben die Nacht bei Kieslers und Frau Woitzel. Mit schwerer Last kehrten wir am Sonntag, den 15.7., nach Schlawe zurück.

16. Juli, Montag

Wer sucht, der findet! Wir suchten überall, um noch etwas Brauchbares aufzuspüren. Alles war nützlich, selbst Dinge, die man sonst nie beachtete. Der Zufall wollte es, dass wir heute in der Scheune von Karl Zöbisch, gegenüber der Molkerei, unter ca. 1.000 leeren Flaschen eine volle Weinflasche fanden, ja, so etwas gab es auch noch.

Mit Brigitte zusammen genossen wir Schluck für Schluck in Kreutzers Wohnung und machten eine Zeremonie daraus.

17./18. Juli, Dienstag/Mittwoch

Paul Strauß⁷⁹, Fleischermeister der Firma Zypries, bescherte uns ein paar Raritäten aus der Wurstfabrik. Diese arbeitete wieder für die Russen. Ursel Jürs und ich waren froh, als wir das nahrhafte Päckchen zu Hause hatten. Die nächsten Tage konnten wir etwas besser leben. Für jeden Brocken war man dankbar.

19. Juli, Donnerstag

Heute war mit Paula eine Inspektion im Hause Roggenbuck vorgesehen, denn die Polen wollten dort einziehen. Leider war alles ausgeräubert und fast total vernichtet, der ganze Keller stand unter Wasser. Ein anderer Keller wäre uns beinahe zum Verhängnis geworden. Onkel Alla hätte nämlich gerne gewusst, wie es in seinem Keller aussah. Er machte Paula und mir die Sache schmackhaft und animierte uns, einmal nachzuschauen. Um den Frauen die Angst zu ersparen, wussten von diesem gefährlichen Unternehmen nur wir drei.

⁷⁶ Sohn des Albert von Malottky, Fleischermeister, Markt 2

⁷⁷ Sohn des Johann Röhser, Reinigung, Mühlenstr. 10.

⁷⁸ Edurard Block, Koppelstr. 9.

⁷⁹ Husarenstr. 7.

20. Juli. Freitag

Heute nachmittag peilten wir die Lage. Abends bewaffneten wir uns mit Hammer und Meißel und gingen an die Arbeit. Wir brachen sozusagen ein, hatten aber nicht die polnischen Milizstreife einkalkuliert, die auf ihrem Rundgang durch die Köslinerstraße lautes Klopfen unter der Erde gehört hatte. Durch ein schmales Loch im Trümmerfeld hatten wir uns heruntergelassen und arbeiteten uns nun vor. Die Miliz hatte inzwischen das Grundstück umstellt und jagte einige Gewehrsalven durch das betreffende Loch, um uns einzuschüchtern. Wir mussten unsere schwere Arbeit „unter Tage“ unterbrechen. Man rief in gebrochenem Deutsch, dass man Handgranaten hereinwerfen wolle und forderte uns auf, herauszukommen. Wir mussten kapitulieren, denn so sollte unser Leben nicht enden. Wir krabbelten an die Oberfläche, wo ungefähr ein halbes Dutzend Gewehrläufe auf uns gerichtet waren. Man schrie laut: "Hände hoch!" und führte uns ab. Aus der Husarenstraße in die Kösliner Straße, quer über den Markt auf die Kreissparkasse zu, bei diesem Gebäude wurde mir leicht übel, denn es war inzwischen zu einem gefürchteten Milizgefängnis degradiert worden. Hin Stein fiel uns vorn Herzen, wir schauten uns beide an, es ging vorbei in die Stolper Straße und Endstation war in der Winterfeldstraße, ein Haus gegenüber der „Schlawer Zeitung“ neben Tierarzt Dr. Schwarz. Streng bewacht verbrachten wir hier die Nacht. Kein Mensch wusste zu Hause, wo wir geblieben waren. Onkel Alla war in Sorge um uns.

21. Juli. Samstag

Früh am Morgen sah uns Ursel Jürs am Fenster, als sie vom Krankenhaus-Nachtdienst am Haus vorbeiging. Wir beide wurden am Vormittag verhört, und sagten die volle Wahrheit, was wir im Keller meines Onkels gewollt und gesucht hatten. Man glaubte uns sicher nichts, konnte uns aber auch nicht das Gegenteil beweisen. Milizsoldaten waren inzwischen mit einem LKW zum Grundstück meines Onkels gefahren und stürmten den Keller. Sie trauten unseren Aussagen nicht, dass wir nach Lebensmitteln und Kleidungsstücken gesucht hatten und vermuteten nun Reichtümer hier unter der Erde. Sie fanden tatsächlich einige wertvolle Porzellanstücke, die nicht verbrannt waren. Sie fanden ferner Wäschestücke, die von der großen Hitze angebräunt oder verkohlt waren. Diese verbrannte Wäsche wäre uns beinahe zum Verhängnis geworden. Da sie braun waren, handelte es sich um „Nazi-Wäsche“ und das im Keller von Albert Klemz ! Diese Vorwürfe konnten wir gut entkräften. Der Milizkommandant kam sich selbst ein bisschen blöde vor, und entließ uns am Abend. Wir waren diesen Herren aber trotzdem ein Dorn im Auge.

23. Juli, Montag

Zwei Tage später mussten wir uns wieder beim Kommandanten melden, dieser schickte uns anschließend zum polnischen Bürgermeister. Hier bekam Gerhard Kreutzer am 23. Juli 1945 seinen Ausweisungsbefehl aus der Stadt Schlawe, die man inzwischen „Slawno“ nannte. Paula musste die Stadt innerhalb weniger Tage verlassen. Mit mir hatte man das Gleiche vor. Mein Einwand, ich wartete nur auf meine Eltern, die vom Russen verschleppt worden wären und würde dann freiwillig gehen, hatte Erfolg. Wie ich später erfuhr, war dieser Pole ein großer Russenhasser, als er von der Verschleppung hörte war er gleich milder gestimmt. So unterblieb meine Zwangsausweisung.

Paula war gar nicht mal böse, dass er gehen musste, denn davon, unter diesen Umständen hier zu leben, hatte er die Nase voll.

Auf den Schreck fanden wir uns abends bei Herbert Steller ein, erzählten unsere letzten Erlebnisse und tranken Schnaps. Mir persönlich schmeckte die Ausweisung von Paula

nicht. Mit Steller, Siegenthaler, Damaschke, Waak⁸⁰, Otto, hatte man zum Glück ein paar gute Kameraden, mit denen man Pferde stehlen konnte. Jeder Fremde war hier ein Feind - Jeder Freund ein unsagbares Geschenk.

In den nächsten Tagen kehrte ich zusammen mit Kreutzer der Stadt den Rücken. Wir setzten uns ab in Richtung Süden. Paula verabschiedete sich von Ingo Schuhmacher und seiner Wirtin, Frau Woitzel, und von allen anderen liebgewonnenen Freunden einer schweren Zeit.

26. Juli, Donnerstag

Magda Georg hatte heut Geburtstag, alle diese Daten standen in meinem Tagebuch vermerkt. An diesem Tage war ich in Alt-schlawe bei ihrer Mutter und ihren Schwiegereltern. Frau Georg hatte mir eine große Überraschung bereitet. Aus einem Bettlaken hatte sie mir ein Oberhemd genäht. Jetzt besaß ich zwei Hemden und sogar ein weißes aus gutem Leinen. Mutter Georg war rührend besorgt um mich. Früher in unserer „Bösen-Buben-Zeit“ hatten wir ihr so manchen Kummer bereitet, aber sie hatte für uns Jungen immer ein sehr großes Herz. Jetzt tat sie mir viel Gutes und wir hofften, dass es ihren Kindern irgendwo in der Welt wieder vergolten würde.

29. Juli, Sonntag

Als ich heute wieder nach Quäsdow kam, erfuhr ich im Försterhaus, dass unsere Bauersfrau auf der Siedlung gestorben war. Ich kam gerade noch zur Beerdigung, Todesursache war Erstickung durch Diphtherie. Auf dem Gehöft gegenüber bei Reddels, wo Klemzens gewohnt hatten, war eine kleine Tochter an der gleichen Krankheit gestorben.

30. Juli, Montag

Heute wurde unser Bruder Werner 30 Jahre alt, wenn er noch am Leben war.

Bei uns gab es jetzt fast jeden Tag eine neue Hiobsbotschaft. Der Sensenmann ging um.

31. Juli, Dienstag

Nach kurzem Krankenlager starb der alte Freund unserer Familie H.M. Boldt. Die aller-schlimmste Zeit hatte er mit List und Tücke überstanden, nun hatte es auch ihn erwischt. Todesursache: Diphtherie. Er folgte seiner Frau und seinen vielen Freunden, die vor ihm in den Tod gegangen waren. Diese Nachricht erfüllte uns ganz besonders mit tiefer Trauer, da unsere Familien sehr eng befreundet waren. Ich dachte an die Jungen Hans, Fritz und Karl Boldt. Wir nannten ihn „Onkel Max“, ihm war es nicht vergönnt, seine drei Söhne wiederzusehen. Auch sie waren Irgendwo und wussten nichts vom Schicksal ihrer Eltern. Leider konnten wir auch an diesem Begräbnis nicht teilnehmen. Die Hä-scher der KPD nahmen solche Gelegenheiten wahr, um Beute zu machen.

An diesem 31. Juli nahm Gerhard Kreutzer Abschied von uns. Sein 34 Tage währendes Gastspiel auf der Schlauer Heimatbühne war zwangsläufig beendet. Es war zwar nicht erfolgreich für ihn gewesen, aber dafür sehr ereignisreich. Er fuhr jetzt in das andere Deutschland, wo man sicher auch noch nicht auf Rosen gebettet war, aber es wohl anders zugeht als hier bei uns. Er konnte dort berichten, wie es uns ergangen war und noch erging. Von uns bekam er einige Briefe mit zur Weiterleitung. Meine Schwester und ich brachten ihn zum Bahnhof. Nur ein Zug am Tage fuhr nach Westen. Auf dem Bahnsteig, kurz vor Abfahrt des Zuges, durchsuchten bereits polnische bewaffnete Bahnbeamten seine Koffer. Der Zug lief ein und war brechend voll. Polnische Zivilisten fuhren in den goldenen Westen, wo für sie Milch und Honig floss. Wir sahen schwarz für unseren Freund. Er war mutig und sagte sich: „Frechheit siegt!“ Paula hatte mit

⁸⁰ Ernst Waack, Friseurmeister, Adolf-Hitler-Str. 23.

dieser Reise alles auf eine Karte gesetzt. Er fuhr in seinen besten Sachen, die man bei ihm zu Hause noch gerettet hatte. Seine Tante gab ihm noch einige gute Stücke mit. Im überfüllten Abteil markierte er den Schlafenden, seine Sachen fest in der Hand. Sprach man ihn an, antwortete er mit einigen italienischen Brocken, so hielt man ihn für einen ausländischen Zwangsarbeiter, der nun in seine Heimat zurückfuhr. Es war durchaus glaubhaft, denn einen Deutschen sah man jetzt nicht in Gala herumlaufen. Im Knopfloch am linken Revers steckte ein Bändchen mit den italienischen Nationalfarben grün-weiß-rot. Diese Farben passten zu Paulas Unternehmen „Flucht nach Deutschland“: Grün war die Hoffnung, weiß die Unschuld und rot war alles um ihn herum. In Stargard hätte es unseren Freund bald erwischt, man holte ihn aus dem Zug, er musste den Bahnhof fegen und nur durch die Bestechung eines polnischen Beamten mit Schnaps konnte er die Reise fortsetzen. Kreuzer hatte es geschafft, er war gut über die Grenze gekommen und hatte alle seine Sachen behalten, wie ich viel später erfahren konnte. In Berlin-Adlershof überbrachte er unserer Tante Lotte Storbuck die Post und konnte unser Schicksal schildern. Sein Wunsch war es immer gewesen, meine Schwester und mich mitzunehmen. Ich bereute es später, dass wir es nicht getan hatten, denn was hatten wir hier noch zu erwarten? Unsere Oma wollte alleine zurückbleiben, aber dieses zuzulassen, brachten wir nicht über' s Herz.

4.8. August - Die Polen bleiben

1. August, Mittwoch

Eine Aufregung löste die andere ab, auch dieser Monat begann gleich mit einem Paukenschlag. Am 1.8. stellten Polen die Försterei in Klein-Quäsdow auf den Kopf: Haus-suchungen nach Waffen!

Dieser Vorwand war immer ein guter Grund. Man fand natürlich nichts. Auch das Haus von Frau Woitzel musste herhalten, hier wohnte Ingo Schuhmacher, den man später auch suchte. Ich hatte bei Frau W. noch einen Schinken im Rauch des Schornsteines hängen. Das letzte Stück unseres zweiten Schweines hatte man nicht gefunden. Ich musste ihn bald nach Hause holen, er war nur auf dem langen Weg so schwer.

2. August, Donnerstag

Nochmals das gleiche Theater im Försterhaus - Was sollte das? Hielten die jungen Polenburschen einen Förster für so dumm? Wer behängte jetzt sich schon mit Waffen?

Kiesler wurde sogar verhaftet und musste mit nach Suckow auf die polnische Kommandantur. Wir fuhren derweil den Roggen ein, denn Herr K. kam erst am nächsten Tag zurück. Nach dem Heimmarsch mit meiner Schwester trafen wir abends bei Steller Frau Garzlaff⁸¹, Walter Siegenthaler, Familie Damaschke und Friseur Ernst Waak. Herbert Steller hatte gerade wieder eine „Milchkanne“ bekommen, der Inhalt war natürlich hochprozentig, der große Rat tagte wieder einmal und diskutierte alle Probleme, die uns hier bewegten.

4. August, Sonnabend

Besuch in der Pollnower Straße Nr. 6. Die Befehlsempfänger der KPD sahen sich das Haus und die Wohnungen an. Was sie eigentlich wollten? Keine Ahnung.

Vielleicht wurden sie sogar von den Polen aus ihren Wohnungen und Häusern herausgeworfen. In den eigenen Mauselöchern wohnte kein Kommunist mehr, man hatte sich inzwischen „standesgemäß in irgendwelchen Bürgerhäusern etabliert“.

⁸¹ Gattin des Uhrmachermeisters, Kösliner Str. 22.

5. August, Sonntag

Mit Brigitte und Familie Waak wieder in der "deutschen Zentrale" bei Steller. Wir hörten Radio! Irgendjemand hatte einen Empfänger flottgemacht. Für alle Beteiligten eine geheimnisvolle Angelegenheit. Zu dieser Zeit wurde unter den Siegermächten das Schicksal der deutschen Ostprovinzen ausgehandelt und zwar auf der Konferenz in Potsdam. Wegen des schlechten Empfanges und der großen Gefahr, der wir uns aussetzten, bekamen wir von den Ergebnissen dieser Konferenz nicht viel mit.

6. August, Montag

Gerhard Kreutzer hatte Schlawe gerade verlassen, da traf an diesem Tage wieder ein alter Bekannter bei uns ein. Sohn Kurt, von Viehhändler Franz Pomplun⁸². Auch er hatte die willkürliche Grenze nicht gefürchtet und kam als Eisenbahner verkleidet aus Lübeck. Er musste erzählen, natürlich wieder in der sicheren Wohnung von Stellers, und hatte viele aufmerksame Zuhörer. Er bestätigte alles, was Kreutzer uns auch gesagt hatte.

7. August, Dienstag

Dies war wieder ein schwarzer Tag, was unsere Familie betraf. Am Vormittag ernteten Onkel Alla und ich bei unserem Nachbarn Baumeister Theodor Suhr, was noch an Obst auf Bäumen und Sträuchern hing. Nachmittags stürmten zwei Milizsoldaten in unser Haus und verhafteten Albert Klemz. Warum? Wieso? Kein Mensch wusste es, keiner konnte irgendwelche Gründe finden. Vermutet wurde von uns und vielen anderen, daß einer der KPD-Leute seine Hand im Spiele hatte. Eine Denunziation als Nazi kam nicht in Frage, dass wusste auch jeder KPD-Mann. Es blieb eventuell der sogenannte „Kapitalist“, denn es war schon eine strafbare Handlung, wenn man Geschäftsmann war, und viele Angestellte hatte. Vielleicht war Onkel Alla aber ein guter Deutscher, auch das war ein Grund. Die ganze Sache war ziemlich fadenscheinig, selbst für die 20jährigen Polenburschen, die mit je zwei Pistolen bewaffnet, schnell einen richtigen Grund suchen mussten. Sie fanden ihn. Einer ließ sein Schießeißen in die Wäschtruhe fallen, der andere fand es. Wegen Waffenbesitzes verhaftete man Albert Klemz. Miliz führte ihn ab. Tante Missen hatte von allem nichts gesehen, sie erfuhr es erst am Abend, denn sie schuftete ja für die Russen auf dem Kornspeicher.

Ursel war im Krankenhaus und nur die kleine Enkelin Gudrun weinte sehr, als man ihren lieben Opa unschuldig ins Gefängnis brachte. Der Weg führte ihn in den Keller der Kreissparkasse, jetzt Milizgefängnis. Hier verbrachte er nun Tage und Wochen, die er nie in seinem Leben vergessen konnte. Die Verhaftungswelle lief auf vollen Touren. Viele unschuldige deutsche Männer mussten mit dem Gefängnis Bekanntschaft machen. Beinahe wäre ich gleich mitverhaftet worden. Ich lag angezogen auf meinem Bett, denn mein Bein war nach den langen Märschen ziemlich angeschwollen. Es war wieder meine Rettung. Die Polen durchsuchten bei dieser Gelegenheit gleich das ganze Haus, was nicht angenagelt war, ging mit. Sie kamen in unser Zimmer und machten Gesten mich mitzunehmen, als sie mein Bein sahen, ließen sie mich zufrieden. Ich machte drei Kreuze, als diese Burschen das Haus verlassen hatten. Großmutter saß in der Ecke, weinte und zitterte vor Erregung. Eine schlimme Zeit für uns Männer war angebrochen. Die Verhafteten wurden gequält und geschlagen. Deutsche Frauen, die dort sauber machen mussten, hörten zu jeder Tageszeit die Schreie der Männer. Onkel Alla verbachte viele Tage in einer Einzelzelle. Einen wahren Grund für seine Verhaftung hat er nie erfahren.

⁸² Schützenstr. 3.

Er selbst wurde nicht geschlagen, sonst aber war er den anderen Häftlingen vollkommen gleichgestellt. Sein alter Freund Sepp Pieper⁸³ (Firma Zypries) gesellte sich zu ihm und wurde sein treuer Zellengenosse. Sepp hatte furchtbar zu leiden, und bekam mehr Schläge als Essen. Der polnische Gefängniswärter war der Teufel in Person. Er wurde später dafür gestraft und musste an einer furchtbaren Krankheit sterben.

Was blieb mir übrig - ich war immer viel unterwegs. Die Dörfer um Schlawe, die ich alle auf Schleichwegen erreichte, waren mein Revier. In der Stadt war ich nur in der Wohnung von Herbert Steller sicher. Seine Praxis stand unter russischem Schutz. Das war zu dieser Zeit sehr gut, denn jetzt waren es die Polen und unsere eigenen deutschen Landsleute, Gott sei Dank nur ein halbes Dutzend, die uns allen zu schaffen machten. Die paar Kommunisten wussten nicht ein noch aus. Sie bejubelten die Rote Armee als ihre Befreier, aber die Russen nahmen diese Handvoll Proleten nicht ernst. Um die Initiative nach dem Einmarsch zu ergreifen, war das Fleisch zwar willig, aber der Geist zu schwach. Nicht ein Mann dieser Partei ward zu Höherem berufen. Als die Russen sich aus dem zivilen Bereich zurückzogen, biederten sich unsere deutschen „Genossen“ bei ihren polnischen Parteifreunden an. Diese liebten den Verrat, aber nicht die Verräter, sie nutzten diese Chance als Mittel zum Zweck. Für die Polen blieben die deutschen Kommunisten in erster Linie Deutsche und wie diese sich ihren Landsleuten gegenüber benahmten, widerte wahrscheinlich die Polen an. Sie spielten aber ihr falsches Spiel und in dem halben Dutzend hatten sie willkommene Helfershelfer. Aus diesen Gründen waren mit mir viele Landsleute froh, dass das Haus Steller als eine sogenannte Exklave von Rotarmisten geschützt wurde. Ein Pole durfte ohne Genehmigung dieses Territorium weder betreten, noch antasten. Ich war Dauergast bei Familie Steller, aß und schlief hier meistens und war praktisch ein Glied dieser lieben Familie. Meine Schwester und Großmutter waren auch froh, wenn sie mich in Sicherheit wussten, und am Tisch war einer weniger, der immer großen Hunger hatte. Solange Stellers etwas zu Essen bekamen, wurde auch ich satt. Jeden Abend war dieses Haus ein Treffpunkt aller deutschen Freunde. Manchmal mussten wir uns in das Haus hineinschleichen, damit es nicht auffiel. Wenn es spät wurde, und das kam öfter vor, wurde bei Stellers geschlafen oder man musste vorsichtig von Haus zu Haus hüpfen oder durch die Gärten pirschen, um ja nicht einer polnischen Milizstreife in die Hände zu fallen. Es war für viele ein Glück, dass dieses Domizil existierte, hier konnten wir in Ruhe und Frieden debattieren, hier verlebten wir in dieser furchtbaren Zeit noch ein paar angenehme Stunden, und der Familie Steller war es möglich, allen Freunden mit Lebensnotwendigkeiten unter die Arme zu greifen.

Was Herbert von den Russen für seine gute Arbeit bekam, wurde geteilt und jeder, der uns hier im Hause besuchte, profitierte davon. Fize Steller als gute Gastgeberin war immer großzügig und half, wo sie helfen konnte. Die Kommandanten der Kolchosen, das waren die großen Güter der Umgebung, z.B. Quatzow (von Michaelis), Kusserow (Görlitz), Tychow (von Kleist) usw., gingen ein und aus. Den Obulus als Dank für die gute Behandlung nahm der Assistent des großen Doktors, das war ich, entgegen. Bei Fize in der Küche wurde dann alles verarbeitet und geteilt.

Im Sprechzimmer konnten Herbert, Fize und ich oft interessante Studien machen. Die Patienten, vor wenigen Wochen noch grausame Iwans, jetzt auf dem bewussten Stuhl beim Zahnarzt, sanft wie ein Reh! Der Angstschweiß stand den sonst unerschrockenen

⁸³ Walter Pieper, Buchhalter, Kösliner Vorstadt 103.

Rot-Armisten auf der Stirn. Oft kamen sie betrunken zur Behandlung, aber auch in diesem Zustand begann das große Zittern vor dem Bohrer. Milchkanen mit „Hochprozentigem“ wurden abgeliefert. Vor langer Zeit hatte ich in unserem Keller noch zahlreiche Fläschchen Liköressenzen gefunden, die mein Vater im Kriege von seinem Freund, Leo Kämmerer, aus München bekommen hatte. Fize verarbeitete sie zu wunderbaren Likören. Not machte erfinderisch, sie entwickelte fantastische Fähigkeiten in dieser Produktion und braute aus Schnaps und Bienenhonig einen „Bärenfang“, dass ihr am Abend all die kleinen „Bären“ nachliefen, um den Durst zu löschen. Fize kredenzte damit ein Getränk, das ostpreußischer als in Ostpreußen war. Wir tranken in dieser Zeit oft und viel, wir hofften, dass uns der Alkohol vor der Ansteckungsgefahr der vielen Krankheiten bewahren möge. Diese einzige Medizin, die uns zur Verfügung stand, ging Gott sei Dank nicht aus. Niemals im Leben hatten wir so viel Schnaps getrunken. Fast jeden Abend tagte der „Große Rat“. Vielleicht war es ganz gut, dass wir in unseren Ansichten zur Lage gespalten waren. Unser Hof-Friseur, Ernst Waak, war ein begeisterter Anhänger der sogenannten „Hoffnungspartei“. Sein Gefolge glaubte immer noch an eine Befreiung unserer Provinzen, und ich gehörte zu seinen Kontrahenten, wir waren die „Hoffnungslosen“. Im Stillen wünschten wir natürlich auch, dass unsere „Gegner“ Recht behielten, obwohl es schwer war, noch an eine Rettung zu glauben. Der Wunsch war meistens der Vater des Gedankens. Alle zivilen Vollmächten hatte der Russe in polnische Hände gelegt. Wir bekamen im Hause Pollnower Straße Nr. 6 auch Einquartierung von einigen Polen, konnten aber selbst dort wohnen bleiben. Alle Häuser, in denen Deutsche wohnten, wurden äußerlich gekennzeichnet. Diese Maßnahme hatte zur Folge, dass diese Häuser laufend heimgesucht wurden und die deutschen Bewohner keine Ruhe mehr hatten. Auf unseren Dörfern war es jetzt genauso. In Quäsdow trieben Banditen ihr Unwesen. Der „Bürgermeister“ an der Spitze, er war einst hier im Dorfe Landarbeiter gewesen, hatte eine gute Stellung gehabt, und wie mir viele Dorfbewohner bestätigten, ist er immer gut behandelt worden. Förster Kiesler wurde wieder mal verhaftet, er saß in Suckow tagelang im Keller und wurde wieder freigelassen. Diese Schikanen wiederholten sich, auch mit diesem und jenem. Das Viehzeug wurde nach und nach fortgeholt, das Obst wurde von den Bäumen gestohlen, Menschen wurden gejagt und Haussuchungen gehalten. Zu jeder Zeit und Stunde, Unruhe und Aufregungen, Tage und Wochen. Ganz besonders die abgelegene Försterei musste einige Stürme über sich ergehen lassen. Auf dem Hof in Altwarschow, wo Familie Georg wohnte, war nun auch ein polnischer Herr. Mutter Georg wurde es sehr schwer gemacht, für ihren Pflegesohn (das war ich) noch etwas auf die Seite zu legen, aber trotzdem fand sie Mittel und Wege, mir zu helfen. Ich besuchte sie noch öfter, bis der Pole eines Tages Georgs verboten hatte, mich noch einmal zu empfangen. Schritt für Schritt nahm die Polonisierung in unserer Umgebung ihren Fortgang. So wie es bei uns war, wird es auch in der ganzen Provinz gewesen sein. Ich hatte keine Hoffnung mehr auf eine Wendung der Lage, im Gegensatz zu vielen Landsleuten, die sich allzu sehr von Gerüchten leiten ließen. Unsere Frauen zu Hause waren auch von falschen Hoffnungen beseelt, genau wie unsere Freunde von der Hoffnungspartei. Es war ein Irrglaube, das Weltgeschehen drehe sich zur Zeit nur um die drei Ostprovinzen. Das Gegenteil war der Fall: Niemand kümmerte sich um dieses Problem. Dieser Kuchen, dessen größte Stücke die Siegermächte bereits unter sich verteilt hatten, war für Deutschland längst zerkrümelt.

Die Deutschen selbst hatten andere Sorgen und waren bereits wieder in politische Machtkämpfe verwickelt, auch sie schien die Amputation im deutschen Osten nicht besonders zu interessieren.

Die Aspekte des Monats August waren insgesamt traurig und mussten jeden Optimismus verstummen lassen.

27. August, Montag

Heute begingen wir noch im Kreise all unserer Freunde den Gebutstag von Fize Steller.

28. August, Dienstag

Es gab für alle Menschen, die in der Stadt lebten, eine kleine Erleichterung, zum ersten Male nach der russischen Eroberung von Schlawe brannte wieder das elektrische Licht!

30. August, Donnerstag

Der 30.8. sah mich am Grabe meiner Mutter, ein ostpreußischer Tischler hatte mir ein schönes Eichenkreuz gearbeitet, das ich nun auf das Grab stellen konnte. Der Monat August hatte unangenehm begonnen und hörte auch mit einem Paukenschlag auf.

31. August, Freitag

Meine Cousine Ursel erkrankte, wir hofften, dass es nichts Ernstes wäre.

4.9. September - Tragische Geburtstage

1. September, Sonnabend

Die Nacht zum 1.9. hatte ich bei Stellers verbracht. Frau Tschenscher aus Quäsdow hatte uns in der Stadt besucht. Diese sympathische Frau eines ostpreußischen Fabrikanten und Mutter einiger Kinder hatte zum ersten Mal das Dorf verlassen. Sie freute sich, hier einmal in unserem Kreise zu sein, von dem ich ihr viel erzählt hatte. Russische Soldaten hatten sie zur Witwe gemacht und den Kindern den Vater genommen. Vor ihren Augen wurde er erschossen und lag nun im Walde, unweit der Försterei, begraben.

2. September, Sonntag

Ursel Jürs bekam hohes Fieber. Am Sonntag, den 2.9., brachte ich sie in einem kleinen Ziehwagen in das Schlauer Krankenhaus, Tante Missen und meine Schwester begleiteten mich. Bisher hatte sie Kranke gepflegt, nun wurde sie selber Patientin. Fräulein Zühlke nahm sie in Empfang. Anfänglich war die Diagnose nicht klar ersichtlich, ein paar Tage später wurde es aber zur Gewissheit: es war Typhus, Ursel hatte sich infiziert.

10. September, Montag

Günther Pbloth⁸⁴ besuchte mich. Viele hatten versucht, sich nach Schlawe durchzuschlagen, sehr wenigen gelang es. Es gab wieder viel zu erzählen.

12. September, Mittwoch

Mein Geburtstag, ich wurde 24 Jahre alt. Noch jung an Jahren, aber was hatte man nicht schon durchgemacht. Krieg mit allen Schattenseiten, die es nur geben konnte. Die Nachkriegszeit, in deren Erleben wir gerade noch mitten drin waren und noch nicht einmal wussten, ob wir aus dieser Hölle heil herauskommen würden. Wie glücklich war man, wenn man an so einem Tage gesund mit seinen noch verbliebenen Angehörigen und ein paar guten Freunden zusammen sein konnte. Ich war einige Tage bei Kieslers und half die Ernte einzubringen. Inzwischen hatte sich der Zustand meiner Cousine verschlechtert. Frau Dr. Naurius tat ihr möglichstes, aber Ursel wurde immer schwächer. Sie kannte ja die Tücken und Symptome dieser Krankheit am besten und wusste, wie es mit ihr stand. Sie wollte aber nicht sterben, sie wollte leben. Für ihr Kind, für ihren Mann, den sie wiedersehen wollte, für ihre Eltern. Sie hatte auf dem Krankenbett sehr viel an ihren Vater gedacht, der nun schon seit einigen Wochen im feuchten Gefängniskeller

⁸⁴ Sohn des Postbeamten Poploth, Winterfeldtsr. 7.

schmachtete. Ursel hatte sich bei den polnischen Behörden für ihren Vater eingesetzt, leider immer ohne Erfolg. Jetzt rang sie um ihr eigenes junges Leben. Tante Missen litt sehr in dieser Zeit, ihr Mann saß unschuldig im Kerker, ihr einziges Kind war in akuter Lebensgefahr. Sie selbst musste auf dem Kornspeicher in Dreck und Staub Schwerstarbeit verrichten. Nach den schweren Schlägen in unserer Familie war nun Familie Klemz an der Reihe. Das Schicksal war hart, es fragte nicht nach Namen, Personen oder Familien, unerbittlich schlug es zu und forderte erbarmungslos seine Opfer.

17. September, Montag

Am Spätnachmittag dieses Tages wurde meine Tante vom Kornspeicher ins Krankenhaus gerufen. Ursel lag im Todeskampf. Vielen Typhuskranken hatte sie in vergangenen Tagen und Wochen hilfreich zur Seite gestanden. Tag und Nacht hatte sie ihre Pflicht getan. Jetzt war sie selbst ein Opfer dieser Krankheit geworden. Tante Missen war am Ende ihrer Kraft. Für alle, die Ursel kannten, war es unfassbar. Mit meiner gleichaltrigen Cousine hatte ich meine Kindheit verbracht, wir waren zusammen aufgewachsen, in den Kriegsjahren hatte sie mir oft geholfen und in dieser schweren Zeit war sie uns allen immer ein guter Kamerad gewesen. Nun war auch sie im blühenden Alter von 24 Jahren von uns gegangen.

19. September, Mittwoch

Mit großem Schmerz nahmen wir heute, vormittags, im Sterbezimmer des Schlauer Krankenhauses Abschied von Ursel. Am Nachmittag des gleichen Tages wurde sie unter Anteilnahme vieler Menschen und fast aller Kolleginnen aus dem Krankenhaus auf dem Friedhof beerdigt. Der Zufall wollte es, sie wurde neben dem guten Freund unserer Familien, H.M. Boldt, beigesetzt. Wer hätte das einmal geahnt, dass diese beiden Menschen, die eine Generation trennte, nebeneinander ihre letzte Ruhe finden würden?

Mein Onkel hatte im Gefängnis nichts vom Tode seiner Tochter erfahren. Erst Tage später wurde ihm die Nachricht von Bekannten überbracht, es war erschütternd für ihn. Er konnte sein einziges Kind nun nicht mehr wiedersehen und durfte auch nicht dabei sein, als wir Ursel zu Grabe trugen. Onkel Alla blieb mit seinem seelischen Schmerz alleine und verbrachte weiterhin zermürbende Stunden und Tage in der Gefängniszelle.

Der Kommandant der Kolchose Kusserow wurde eines Tages von Zahnschmerzen gepeinigt. Er schickte seinen Chauffeur, um den „großen Doktor“ zu holen. Herbert Steller nahm mich als Assistent mit. Wir fuhren mit etwas gemischten Gefühlen „über Land“, man wusste ja nie, ob man wieder gut nach Hause kam. Unseren Fahrer, mit einem amerikanischen Jeep, taufte wir gleich „Hermann Speelmans“, weil er große Ähnlichkeit hatte mit dem bekannten und beliebten deutschen Schauspieler (Ein guter Film mit Speelmans: „Ein Mann will nach Deutschland“). Der Russe war ange-trunken und fuhr mit uns wie die Feuer wehr. Wir zitterten auf den hinteren Sitzen. Als wir in das Gutshaus kamen, schlief der Herr Kommandant noch. „Speelmans“ brachte uns in den Ess-Saal. Deutsche Frauen aus Kus serow, die auf der Kolchose arbeiteten, mussten für uns ein Nachtmahl servieren. Wir kamen uns vor „wie bei Fürstens“. Die Frauen zwinkerten uns zu, wir verstanden die Geste und ließen uns nicht mehr nöti-gen. Der Tisch war reichlich beladen. Ein großer Teller mit in Fett schwimmenden Brat-kartoffeln. Eine Platte mit gebratenem Fisch, eine andere mit Schweineschnitzel und auch kalter Wildschweinbraten fehlte nicht. Teller mit Tomaten, Gurken, Zwiebeln, alles sehr reichlich usw. Dazu ein einziger Teller mit ein paar Scheiben Brot. Alles in allem, für uns ein ausgesprochenes Schlemmermahl. Leider wurde das Trinken für Herbert und mich zu einer Tortur. Jetzt dazu ein Schoppen Bier! Aber -es gab natürlich nur Schnaps. Vor uns standen zwei tiefe Gläser, eines gefüllt mit hochprozentigem Alkohol,

das andere mit Wasser zum Nachtrinken. Diese, uns nun schon bekannte russische Trinksitte, war für uns einfach zu hart. Gott sei Dank war unser Chauffeur am Tisch eingeschlafen, so brauchten wir nicht immer mitzutrinken und hielten es dann mit dem Wasser. Gab man den Russen einen Korb, konnten sie sehr böse werden. Am Schluss dieser üppigen Mahlzeit blieb noch ein Teller voll, es war der mit Brot. Inzwischen ließ sich auch der Kommandant sehen, nach dem Schlaf immer noch volltrunken. Er erhob sein Glas und stieß mit uns an: Welche Ehre! Im Gegensatz zu uns verzog der Russe keine Miene beim Trinken dieses hochprozentigen Alkohols, er war es gewöhnt. Seine Zahnschmerzen waren scheinbar wie weggeblasen, es kam zu keiner Behandlung. Wir hatten beide zu tun, dass wir den scharfen Sachen standhielten und waren froh, als wir „Speelmanns“ endlich zum Nachhausefahren bewegen konnten. Eine rasende Fahrt, besonders den Quatzower Berg hinunter, aber wir kamen gut nach Hause. Ein kleines Erlebnis in unserem Alltag, ein kleiner Einblick in das Leben unserer Befreier, eines russischen Sergeanten, der als „Kommandant“ auf einem großen deutschen Gut ein herrliches Leben führte.

20. September, Donnerstag

Unsere Oma wurde an diesem Tage 84 Jahre alt. In normalen Zeiten wäre es in unserer Familie ein größeres Fest gewesen. Ich entsann mich des 80jährigen Geburtstages in unserem Hause und werde nie vergessen, wie die "Buchwalder Oma" einen Walzer auf das Parkett legte, daß uns Jungen die Spucke wegblieb. Unser "gutes Stück" hatte mit sehr viel Herzeleid bis jetzt alle Strapazen und Aufregungen einigermaßen überstanden. Sie hatte meine Eltern überlebt und trug noch den Schmerz von Ursels Tod im Herzen. In relativ guter geistiger und körperlicher Verfassung nahm sie noch alles wahr, was um uns passierte. Wir sahen sie oft in der Stube sitzen mit gefalteten Händen. Sie betete für alle die, die nicht mehr unter uns weilten, und sie betete auch für uns, denn sie hatte immer Angst und wusste, dass wir noch in Gefahr waren. Sich gegenüber war sie selbstlos und bescheiden, und auch den Tod hatte sie nie gefürchtet. Brigitte und ich waren froh, dass wir unsere Oma noch bei uns hatten, wir wollten auch sehen, dass sie noch recht lange bei uns bliebe.

Unser nervenaufreibendes Leben ging weiter. Bürger aus Stadt und Land wurden Tag und Nacht aus ihren Wohnungen geholt. In wenigen Minuten mussten die Sachen gepackt sein, dann kamen Milizsoldaten und "begleiteten" die aufgeregten und weinenden Menschen zum Bahnhof. Hier wurden sie dann irgendwann abtransportiert.

Polen brachen in die gekennzeichneten Häuser der Deutschen ein und raubten sie aus. Manchmal wurden sie von russischen Soldaten daran gehindert, so hörte man oft nachts wilde Schießereien zwischen Polen und Russen, über vier Monate war schon Frieden auf der Welt, wir waren immer noch Freiwild der Willkür. Wer morgens sein Domizil verließ, wusste nie, ob er abends zurückkehrte. Der deutschen Bevölkerung wurde die Schlinge immer fester um den Hals geschnürt. Das Leben wurde täglich unerträglicher.

23. September, Sonntag

Heute hielt Superintendent Block einen Gottesdienst im Gemeindehaus für alle Deutschen. Wir besuchten ihn unerschrocken des Gefahr und hörten das Dankgebet für unsere Eltern und Ursel Jürs, geb. Klemz.

4.10. Oktober – Vorbereitung zur Ausreise

1. Oktober, Montag

Am 1.10. hatten sich auch in der Försterei Klein-Quäsdow zwei polnische Förster eingestellt. Am nächsten Tage fuhr ich das erste Mal mit der Bahn von Quäsdow nach Schlawe. Die Strecke Schlawe - Zollbrück war seit einigen Tagen in Betrieb. Ab Zollb-

rück allerdings waren die Schienen herausgerissen und nach Russland abtransportiert worden. Tante Missen und Frau Kunkel hatten seinerzeit, als wir noch auf der Quäsdower Siedlung wohnten, bei diesen Arbeiten mithelfen müssen. Als ich in Schlawe durch die Sperre kam, wurde ich von bewaffneten Bahnbeamten verhaftet. Ich wunderte mich schon lange und fragte mich oft, wo haben die Polen nur die vielen Pistolen her, sogar die Bahnbeamten konnten nicht darauf verzichten und fast jeder junge Bengel trug so ein Schieß Eisen unter seiner Jacke. Man war sich natürlich bewusst, dass man jetzt „im wilden Westen“ lebte, und dem musste Rechnung getragen werden. Zu meiner Verhaftung erzählte man mir, man hätte mich schon lange beobachtet und bezeichnete mich als „Partisan“. Ich irrte also in dem Glauben, dass es Partisanen nur im Kriege gäbe. In einem Raum des Schlauer Bahnhofs zog man mich aus bis aufs Hemd. Alles wurde untersucht, auch Schuhe und Strümpfe. Ganz so zaghaft war man ja nicht mehr, und ich sagte diesen polnischen Uniformierten, dass ich Kriegsinvalide bin und keine Lust verspürte, mich hier in Friedenszeiten als Partisan zu betätigen. Man hatte dann den Eindruck, wenn man selbstbewusst und mit einem reinen Gewissen auftrat, wurde es den Ausführenden solcher widersinnigen Aktionen selbst peinlich. Angeblich hatte man nach Waffen gesucht, als man diese auch nicht finden konnte, durfte ich mich ankleiden und man ließ mich frei. Jeden Tag etwas Neues, jeden Tag etwas anderes, wahrscheinlich ein sehr interessantes Leben, das wir hier lebten. Für reichhaltige Abwechslung war immer gesorgt. Großes Glück musste man allerdings haben, wenn man mit einem blauen Auge davonkommen wollte.

4. Oktober, Donnerstag

Auch Onkel Alla war noch einmal davongekommen. Am 4.10. wurde er plötzlich aus achtwöchiger Haft entlassen. Seelisch gebrochen, kurz geschoren, aber die Haare waren weiß geworden. Die Kleider hingen ihm am Körper und aus seinem Gesicht konnte man Bänder lesen. Acht Wochen unter rachedurstigen Gesellen hatten deutliche Spuren hinterlassen. Seine tapfere Frau und die kleine Gudrun, sein Enkelkind, nahmen ihn in die Arme. Sein einziges Kind, an dem er mit ganzem Herzen hing, fand er nicht mehr vor. Lange hatten wir auf Onkel Alla warten müssen, denn langsam machten wir uns mit dem Gedanken vertraut, die Reise in die Freiheit anzutreten. Nach der Haftentlassung hielt auch Familie Klemz nichts mehr hier.

Nach eingehender Überlegung hatte unser Freund, Walter Siegenthaler, den mutigen Entschluss gefasst, eine Fahrt ins Reich zu unternehmen und wieder nach Schlawe zurückzukommen. Weiß Gott, unter all diesen Umständen gehörte wirklich Mut dazu. Das "Reich" lag für uns jetzt hinter der Oder. Walter hatte allerdings einen großen Vorteil, er besaß die Schweizer Staatsangehörigkeit

6. Oktober, Sonnabend

Unter neutraler Flagge dieses Landes trat er am Sonnabend, dem 6.10.1945, diese abenteuerliche Reise an, die uns allen noch bevorstand. Wir drückten die Daumen für ein gutes Gelingen und warteten ungeduldig auf seine Rückkehr. Von seiner Schilderung und seinen Eindrücken wollten wir unsere Abreise abhängig machen. Auch für viele andere Landsleute sollte das Urteil von Walter Siegenthaler maßgebend sein. In seiner Begleitung befanden sich Frau Mertens (Firma Zypries) mit Tochter Charlotte und ein ehemaliger deutscher Soldat aus dem Sudetenland, der die slawischen Sprachen beherrschte. So kamen Mutter und Tochter in Begleitung zweier „Ausländer“ gut nach Berlin.

In Siegenthalers Abwesenheit hütete ich sein Haus in Alt Warschow. Neben dem Birkeneschlößchen. Die Russen akzeptierten nach dem Einmarsch keine fremde Staatsange-

hörigkeit, so wurde Walter S. auch inhaftiert und konnte sich nur durch den bereits geschilderten „Fenstersprung“ zusammen mit Herbert Steller retten. Seitdem bewohnte er sein Haus in Alt Warschow. Die Polen dagegen achteten alles, was nicht deutsch war. So hatte ich in diesem Hause für einige Zeit meine Ruhe. Aus dem Fenster hing gut sichtbar eine rote Fahne ... aber mit einem weißen Kreuz. Hier lebte ich ein Leben ohne Angst und die üblichen Aufregungen, die deutsche Bürger in der Stadt erdulden mussten. Mir blieb hier auf „Schweizer Boden“ viel erspart. Auf Umwegen begab ich mich oft zu meinen Angehörigen in der Pollnower Straße Nr. 6, und brachte ihnen etwas Milch von unserer einzigen Kuh, die Walter sich in Alt Warschow besorgt hatte. Außer diesem nützlichen Tier gab es noch einen kleinen Viehbestand, den die Wirtschafterin und ich versorgten.

Im Hause meines Onkels wohnten jetzt zwei junge Polen. Angeblich waren sie Angestellte der Miliz, oder eine Art Kriminalpolizisten. In dieser Eigenschaft fuhren sie oft mit einer Pferdedroschke auf die Dörfer. Was sie dann abends mitbrachten waren keine Früchte ihrer „Arbeit“, sondern geklaute Weckgläser, Gänse, Hühner und vieles mehr. über sonstige Tätigkeiten wusste man nichts, man sah nur, dass drei Dinge fest in ihrer Hand waren: Schnaps, Weiber und Revolver! Drei Objekte, mit denen sie täglich umgingen. Unwillkürlich wurde man beim Anblick dieser Typen und ihren Gebärden an harte amerikanische Wildwestfilme erinnert. Die Pollnower Straße Nr. 6 stand Kopf. Jede Nacht ein Fest. Unsere Frauen holte man aus dem Schlaf zum Backen und Kochen. Revolverschüsse knallten hier und dort. Kinder wachten auf und schrien, usw. Diese Generation von jungen Menschen wollte nun unsere deutschen Ostprovinzen „verwalten“? Die Zukunft wird es einmal zeigen, was aus unseren sauberen Städten und blühenden Dörfern werden sollte.

Ich als einziger männlicher junger Bursche, wenn auch lädiert, musste mich sehr vor diesen „Repräsentanten des polnischen Volkes“ vorsehen. Einer von ihnen, Thadeus genannt, wollte von mir wissen, ob ich mich im Hause von Uhrmacher Rediess auskenne. Er wusste schon genau, wo das Grundstück war und meinte, hier müsste sicher noch Gold und Silber vergraben liegen. Den eventuellen Fund wollte er dann mit mir teilen. Ich gab ihm deutlich zu verstehen, dass ich nach dem Zwischenfall im Keller meines Onkels Angst vor der polnischen Miliz hätte, wozu ja auch er gehören würde. Etwas Stolz hatte ich mir doch noch bewahrt, und ich gab es ihm zu verstehen. Er kam nie wieder mit einem solchen Angebot. Sicher machten sich die Polen Gedanken, wo ich immer untertauchte. Das Leben in der Stadt wurde langsam unheimlich. Es war wirklich kein schönes Gefühl, mit diesen Leuten unter einem Dach zu leben.

Sehnlichst warteten wir auf die Rückkehr unseres Vorpostens. Was würde er für Nachrichten aus dem anderen Deutschland mitbringen? Gespannt waren wir auf seinen Bericht von der Reise. War die Eisenbahnfahrt bis Stettin wirklich so ein Debakel, wie sie geschildert wurde? Vom sogenannten „Grenzbahnhof Stettin-Scheune“, den fast alle Pommern passieren mussten, hörte man so schaurige Begebenheiten, dass es einem eiskalt den Rücken herunterlief. So konnten wir kaum abwarten, bis Walter Siegenthaler zurückkam. Seine objektive Berichterstattung sollte über die Abreise aus unserer Heimat entscheiden.

29. Oktober, Montag

Alt Warschow am Tage, abends und nachts im Hause Steeler, das waren für mich Inseln der Sicherheit. Am 29.10. abends gegen 22:00 Uhr, traf Walter Siegenthaler wieder in Schlawe ein. Er blieb die Nacht bei Stellers, sicher war es eine kurze Nacht. Am nächsten Tage kam er nach Alt Warschow. Siegenthaler hatte mit dieser Reise allen Deutschen in der Stadt Schlawe und der näheren Umgebung einen wertvollen Dienst erwiesen.

Über Berlin war er auch nach Lübeck gekommen. In dieser Stadt befand sich damals die „Schlawer Zentrale“. Alle Fäden unserer zerstreuten Landsleute liefen aus ganz Deutschland in Lübeck zusammen. Einer sagte es den anderen, so konnte Hans Preuß⁸⁵ in mühevoller Kleinarbeit viele hundert Anschriften sammeln und zu einer Kartei zusammenstellen. Hier in der kleinen Dachwohnung bei Preuß fand sich Schlawe wieder. Walter S. brachte Listen mit vielen Namen aus Lübeck mit. Sein Haus in Altwarschow wurde das Ziel einer kleinen Völkerwanderung. Nicht nur Bürger unserer Stadt, sondern auch die Landbevölkerung wollten die Liste einsehen. Es hatte sich bis Rügenwalde herumgesprochen. Jeder hoffte, Angehörige, Verwandte und Bekannte, die vorher geflüchtet waren, wiederzufinden. Sehr viele fanden ihre Lieben. Manche Mutter vergoss hier in Walters Wohnung Freudentränen, da sie jetzt wusste, dass ihre Kinder gut „in' s Reich“ gekommen waren. Viele Frauen erfuhren, dass ihre Männer aus der Gefangenschaft entlassen waren und auf ihre Familien warteten. Einige Leute waren natürlich auch betäubt und enttäuscht, wenn sie keine Namen fanden. Für uns brachte unser Freund eine gute Nachricht mit. Heinz-Günter Jürs, der Mann unserer verstorbenen Cousine Ursel und der Vater der kleinen Gudrun, lebte. Er hatte sich im Monat März (siehe dort) von uns verabschiedet und war inzwischen in Flensburg bei der Schwester von Frau Klemz gelandet. Hier war unser abgesprochenes Fernziel. Heinz-Günter war nach Lübeck gefahren, um Walter S. zu sprechen. Er hörte von unserem Schicksal und erfuhr vom tragischen Tod seiner Frau. Eine erschütternde Nachricht, die er hier in Empfang nahm. Er gab uns durch Walter Siegenthaler herzliche Grüße mit nach Schlawe und die dringende Bitte, sofort die Hölle zu verlassen und auf schnellstem Wege nach Flensburg zu kommen. Eine hoffnungsvolle Nachricht, besonders für Onkel und Tante Klemz, die nun wussten, dass die kleine Enkelin ihren Vater wiedersehen würde. So gab diese Reise wichtige Erkenntnisse. Unser Entschluss stand fest.

30. Oktober, Dienstag

Für meine Schwester und mich wurde sie durch eine Nachricht erhärtet, die wir am 30.10. erhielten. Frau Wermter⁸⁶, die ihren Mann auch wahrscheinlich in Graudenz verloren hatte, übermittelte uns eine Aussage von Herrn Dumröse⁸⁷ der von Graudenz zurückgekehrt war, dass unser Vater wohl doch gestorben war. Leider war es uns nicht möglich, Herrn Dumröse ausfindig zu machen und ihn persönlich zu sprechen. Mit diesen teils guten, teils schlechten Nachrichten endete der Monat Oktober 1945.

4.11. November - Fahrt durch die Hölle in den Westen

1./2. November, Donnerstag/Freitag

Wir alle ahnten und wussten, dieser Monat November war der Monat der Wahrheit. Hier sollte sich für uns viel, wenn nicht sogar alles entscheiden.

„Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld“, diese Goethe-Worte aus dem Faust konnten wir auf uns beziehen. Unsere Heimat war für uns vorerst verloren, nichts konnte uns mehr hier halten. Es wurde kälter, wie hätten wir unter all diesen Umständen den kommenden Winter überstehen sollen? Das Risiko, diese Zeit zu überleben, wurde immer größer. So hatten wir uns entschlossen, Mitte dieses Monats die abenteuerliche Reise anzutreten. Mit aller Aktivität trafen wir Reisevorbereitungen. Sicher wäre es gar nicht nötig gewesen, denn nach allen Schilderungen

⁸⁵ Albert Preuß, Buchhandlung, Markt 8.

⁸⁶ Erich Wermter, Schriftsetzer, Adolf-Hitler-Str. 49.

⁸⁷ Arbeiter, Richthofenstr.

waren wir uns klar darüber, dass uns unterwegs alles abgenommen werden würde. Wir taten es trotzdem, um uns später keine Vorwürfe zu machen, nicht alles Erdenkliche versucht zu haben. Was jetzt noch entbehrlich war, wurde in polnischen Geschäften für einen Hundelohn verkauft. Vom Erlös erwarben wir Lebensmittel für die Reise. Aus dem Osten kamen viele polnische Händler in unsere Stadt, die es verstanden, der restlos verarmten Bevölkerung auch noch das letzte Stück abzuhandeln. Mit Siegenthalers Fahrrad fuhr ich noch oft nach Quäsdow und von hier weiter nach Suckow. Frau Bahr und ihre Töchter kümmerten sich um das Grab meiner Mutter, bald mussten wir sie hier in heimatlicher Erde zurücklassen. Ein Trost für uns, dass Bahrs noch länger hierblieben. Familie Kiesler schilderte ich die Reiseindrücke unseres Freundes, sie konnten sich aber trotzdem nicht entschließen, Haus und Hof zu verlassen, obwohl ihnen kaum noch etwas gehörte. Uns tat es leid, dass diese lieben Menschen nicht mit uns kamen.

Der Rausschmiss der deutschen Bevölkerung in Stadt und Land nahm täglich seinen Fortgang. Bekannte, die man abends noch gesehen hatte, waren morgens schon verschwunden. Mitunter verliefen diese Willkürakte still und heimlich, manchmal aber auch lautstark und mit Pistolenknall. Die polnische Miliz hatte Listen von Straßen und Häusern zusammengestellt, die dann zu einem bestimmten Zeitpunkt, meistens nachts, gewaltsam geräumt wurden. Ein Jammer überkam uns, wenn wir von Augenzeugen erfahren, wie man bei diesen nächtlichen, überraschenden Aktionen mit Greisen und kranken Leuten umging. Raus aus den Betten - rein in die dreckigen Viehwaggons und ab ging die „Reise“. Ohne jede Vorbereitung, oft nicht einmal mit der notwendigsten Kleidung versehen, aber der Außenwelt wurde das Märchen von der „Organisierten Auswanderung“ erzählt. Diese rabiate, hinterlistige und gemeine Austreibungsaktion war in ihrer Art und in ihrem Ausmaß in der europäischen Geschichte einmalig. Die „Großen Drei“, Stalin, Truman und Churchill, hatten in Potsdam beschlossen, dass die deutsche Bevölkerung auf geregelte und humane Weise aus den deutschen Ostprovinzen in das restliche Deutschland gebracht werden sollte. Wie die „humane Rückführung“ aussah, wurde und wird noch geschildert.

Die Eltern meines Freundes Otsch waren inzwischen auch schon fort. Es muss wohl auch alles sehr schnell gegangen sein, denn ich erfuhr es erst einige Tage später, dass sie mit einem Zwangstransport Altschlawe verlassen mussten. Zu einer Verabschiedung kam es leider nicht mehr.

Auf die zwangsweise verlassenen Häuser der Deutschen mit dem zurückgelassenen Hab und Gut stürzten sich dann die sogenannten „Verwalter“ deutschen Gebietes wie die Aasgeier. Russische Soldaten und Offiziere, die in die Praxis von Herbert Steller kamen, äußerten sogar ihren Unmut über dies Banditenwesen, das unser Land überschwemmte. Sie hatten kämpfen müssen, sie wussten auch, dass im Kriegszustand viel gemordet, geplündert und vernichtet worden war, nun aber war schon lange Frieden. Ihr Zorn galt den polnischen Nutznießern, die nach dem „Vaterländischen Krieg“ von ihrem obersten Feldherren Stalin in den Sattel gehoben worden waren. Manche russische Soldaten und Offiziere konnten diese Logik und dieses politische Ränkespiel nicht begreifen.

Wann waren wir an der Reihe? Wenn wir Glück hatten, kamen wir dem Rausschmiss zuvor. Deutsche, die den neuen Herren in unserem Lande nützlich erschienen, wurden vorerst nicht angetastet. Hierzu gehörte auch unser guter Freund Willi Damaschke. Er wohnte mit seiner Frau über Stellers im Weidemann' sehen Hause, noch in seiner alten Wohnung. Willi war „Spezialist“ im Schlawer Gaswerk. Eine wertvolle Kraft, auf die man noch nicht verzichten wollte. Uns war er ein guter Kamerad, und mit seiner Frau ein gern gesehener Gast in unserer Runde. Obwohl Herbert Steller jetzt auch einen polnischen Vorgesetzten hatte, trafen wir uns nach wie vor fast jeden Abend in seiner Woh-

nung. Der Pole störte uns wenig, denn anfänglich war er nur damit beschäftigt, das Geld abzuholen, das Herbert mit seiner Hände Arbeit verdienen musste.

3./4. November, Sonnabend/Sonntag

Ich marschierte mit meiner Schwester nach Quäsdow. Am Sonntag ging es weiter nach Suckow und von hier zum Lantower See. Mein Gott, war es hier schön und vor allem ruhig. Wir hatten uns hier auf halbem Wege mit unserer Beßwitzer Tante Grete (Berndt/Rabbel) verabredet. Leider klappte dieses Rendezvous nicht. Dieser See, von Waldungen umgeben, war ein idyllisches Fleckchen Erde in unserem Kreis Schlawe. Hier hätte man länger verweilen können, um für ein paar Stunden die böse Zeit zu vergessen. In einem kleinen Anwesen lebte hier Gisela Schreck, verheiratet mit dem Viehhändler Otto Pomplun⁸⁸, mit ihren Kindern. Auf dem Rückweg über Suckow nahmen wir Abschied von der lieben Familie Bahr, die meiner Schwester und mir soviel Gutes getan hatten. Wir gingen weiter auf den Friedhof zum Grabe unserer Mutter, unweit der kleinen Kirche. Es wurde für uns beide ein sehr schwerer Abschied.

Aus dem Schornstein bei Frau Woitzel in Klein-Quäsdow holte ich endlich meinen Schinken heraus und nahm ihn im Rucksack mit nach Hause. Eine schwere Last auf dem langen Weg, wenn es sich nur gelohnt hätte. Wir mussten oft Rast machen und ich wurde das Gefühl nicht los, dass der Inhalt meines Sackes lebte, es raschelte und krabbelte so verdächtig. Nichts Böses ahnend marschierten wir weiter und zu Hause erlebten wir dann des Rätsels Lösung: Der Rucksackinhalt, in diesem Falle unser kostbarer Schinken, lebte wirklich. Vor Erstaunen sahen wir nicht rot, sondern weiß. Hunderte von Maden ließen es sich gut gehen. Meine Schwester und ich wussten nicht, ob wir lachen oder weinen sollten. Unsere Großmutter war traurig; da es hier nichts mehr zu retten gab, war es ein großer Verlust für uns.

Bei Walter Siegenthaler in Alt Warschow war inzwischen die polnische Miliz erschienen, um eine Haussuchung zu halten. Walter protestierte und drohte mit Beschwerde beim Schweizer Konsulat. Man hatte beobachtet, dass in letzter Zeit sehr viele Deutsche das Haus aufgesucht hätten. Die Miliz hätte gern gewusst, warum. Sie suchten, aber sie fanden nichts, so konnte man auch nichts beschlagnahmen. Die Listen mit den Namen hatten wir vorher vorsorglich verschwinden lassen. Diese harmlosen Papiere hätten ohnehin kein Grund für eine polizeiliche Aktion sein können, aber auf diese Art wurde wenigstens die plagende Neugier der Miliz gestillt. Endlich wusste sie nun, wie es in dem Haus des Schweizers aussah. Ja, der Abschied aus unserer Heimatstadt wurde uns nicht sehr schwer gemacht. Unser Lebensmut unter diesen Verhältnissen sank tiefer und tiefer. Unsere Lebensfreude erstickte in dieser Atmosphäre. Gesundheit und Freiheit - unschätzbare Güter im Leben - die man lange vermissen musste; um sie hier wieder aufs Spiel zu setzen, waren sie zu kostbar. Schwer fiel das Abschiednehmen von unseren guten Freunden, die größte Not hatte uns zusammengeschweißt, wir zogen den Abschied dafür auch einige Tage in die Länge. Jeden Abend fanden wir uns bei Familie Steller ein und genossen die letzten Tage mit Damaschkes, Walter Siegenthaler und Hanni Rutzen, dazu Friseur Otto und „Verschönerungsrat“ Waak, der uns oft mit kleinen Zauberkunststückchen erfreute. Herr Waak brauchte nur über die Straße zu laufen, alle anderen mußten bei Stellers oder Damaschkes schlafen. Es waren wirklich gute Freunde, ohne sie wäre alles viel schwerer gewesen in der ganzen Zeit. Alle bejahten unseren Entschluß zur Abreise und wollten nach und nach zur gegebenen Zeit auch nachfolgen. Unsere

⁸⁸ Schützenstr. 3.

84-jährige Großmutter bat uns, sie in der Heimat zurückzulassen. Sie scheute in ihrem Alter die Gefahren der schwierigen Reise und wollte meiner Schwester und mir die Strapazen ersparen. Ihr Wunsch war es, nach Beßwitz gebracht zu werden, hier hatten wir viele Verwandte, die zum Teil noch dort waren. Hier war die Oma geboren, und hier wollte sie auch die letzte Ruhe finden. Zu diesem Entschluss rangen wir uns nicht durch. Was uns noch bevorstand, wussten wir nicht. Uns blieb nur die Hoffnung, dass wir diese tapfere Frau und den Schutzengel meiner Schwester gut aus der Hölle in die Freiheit brachten.

Bis zur Abreise musste Brigitte noch arbeiten. Die polnischen Vorgesetzten in der Maschinenfabrik Segler waren rühmliche Ausnahmen unter ihren Landsleuten. Sie behandelten die deutschen Frauen gerecht und freundlich, wenn sie ihnen auch nur einen Hungerlohn zahlten. Ich schaffte Lebensmittel heran, und die Oma bereitete alles andere vor. Auch Familie Klemz mit Gudrun, und Frau Kunkel mit beiden Kindern machten sich zur Abfahrt bereit.

12. November, Montag

An diesem Tag fuhr ich nochmals mit dem Fahrrad nach Klein-Quäsdow. Schweren Herzens hieß es auch hier Abschied nehmen, von der lieben Förstersfamilie und allen anderen Bekannten hier im Quäsdower Wald. Unterwegs traf ich noch Herrn Bahr aus Suckow, wir drückten uns lange die Hände. Bei Kieslers gab es noch einiges zu bereden, und erst spät gingen wir schlafen. Brigitte K. wäre gerne mit uns gekommen, aber sie konnte ihre Eltern nicht alleine zurücklassen.

13. November, Dienstag

Früh morgens ging es zurück nach Schlawe. Der Novembernebel lag tief über der Landschaft und verdeckte die Sicht, aber diesen Weg, unzählige Male hin und her marschiert, hätte ich auch im Dunkeln gefunden. Meine Gedanken kreisten schon um alles, was mit der Abreise zu tun hatte. Ich war mir bewusst, es würde die schwerste Abreise meines Lebens werden, ein Zurück gab es nun nicht mehr, hoffentlich dauerte diese abenteuerliche Expedition nicht zu lange.

In Schlawe gab es viel Arbeit. Emsig war jeder dabei. Ein paar gerettete Schmuckstücke meiner Mutter, Gold und anderes Edelmetall aus der Praxis meines Vaters, das ich nach dem Einmarsch der Russen noch aus dem Hause retten konnte und an einer Stelle vergraben hatte, wurde herausgeholt. Mitnehmen oder zurücklassen, das war die große Frage. Nehmen wir es mit, wurde es gestohlen - ließen wir es hier, sahen wir es vielleicht nie mehr wieder. Für beide Teile sah ich schwarz, wir nahmen alles mit. Frau Garzlaff, die lange vor uns Schlawe verlassen hatte, hatte einige schwere Brocken aus ihrem Juweliergeschäft in den Zöpfen ihrer kleinen Tochter versteckt und sie hinüber gerettet. Nach dem guten Beispiel bestückte Tante Missen die kleine Gudrun und Frau Kunkel ihre beiden Kinder. Für meine Schwester und mich war es klar, dass wir als jüngere Personen die ersten waren, die „gefilzt“ wurden. Wir ließen uns von unserer Gutgläubigkeit leiten und dachten, dass eventuell auch russische Plünderer oder polnische Banditen eine gewisse Ehrfurcht vor dem Alter haben und unsere Großmutter in Ruhe lassen würden. Freunde und Bekannte bestärkten unsere Meinung. Alle unsere Spekulationen sollten graue Theorie bleiben, denn Verbrecher sind unberechenbar.

Oma arbeitete fieberhaft, nachdem sie erfahren hatte, dass sie zu unserem „Goldesel“ auserkoren war. Ein paar Wertsachen nähte sie sich in die Unterwäsche. Geldscheine, die wir noch hatten, verschwanden ins Gesäß der Unterhose. Zwei Armbanduhren, die ich in der Zwischenzeit von einem Bekannten bekommen hatte, wurden in das Oberteil der Strümpfe eingenäht. Zwei schwere Goldklumpen, Herbert Steller hatte sie mir einge-

schmolzen, wurden in die Achselhöhlen des Unterhemdes vernäht. Es war Zahngold aus Gebissen, die seinerzeit nach dem Einmarsch der Russen in der ganzen Praxis verstreut lagen, und deshalb von den Befreiern gar nicht beachtet worden waren. Mein Suchen wurde belohnt, und Stück für Stück des kostbaren Goldes zusammengetragen. Unser gute Oma entwickelte großen Ehrgeiz und mit viel Sorgfalt war sie ständig an der Arbeit. Unterirdisch hatten diese Kostbarkeiten allen Wirrwarr überstanden. Ob sie uns erhalten bleiben würden, war ungewiss.

16. November, Freitag

Dieser Tag war zum „Tag X“ auserwählt. Mit List und nicht ermüdender Zähigkeit hatte ich uns von Versteck zu Versteck einen einzigen Koffer bewahrt. Von der Stadt auf die Dörfer, von Dachböden in diverse Keller und von Dächern in die Scheunen usw. Er war bisher unversehrt geblieben, und um nichts in dieser Welt hätte ich den Inhalt für lumpige Zlotys verschachert. Es waren noch ein paar gute Sachen von meinem Bruder und mir, und es sollte eine Überraschung sein, wenn mein Bruder eines Tages aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause kommen würde. Im Dunkel der Nacht brachte ich diesen Koffer voll Erinnerungen zu Familie Damaschke in die Wohnung. Dies war nun vor unserer Abreise die letzte Station. Bis hierher und nicht weiter. Hinter einer Brettwand versteckt blieb dies gute Stück bei guten Freunden in Schlawe zurück. Einen Tag vor unserer Abreise nahm ich Abschied von meiner Vaterstadt. Ich machte es mir selbst sehr schwer, aber ich konnte nicht anders, ich hing zu sehr an dieser Stadt. Jetzt, wo sie verwüstet war, hatte man sie noch mehr ins Herz geschlossen und jetzt, wo es Abschied nehmen hieß, brach doch sehr viel Wehmut durch.

Zum letzten Male betrachtete ich mir das Stadtbild. Ich prägte es mir gut ein, um meinen Freunden und Bekannten später eine möglichst genaue Darstellung zu übermitteln. Diese, unsere Stadt, die wir in unserer herrlichen Jugendzeit so liebgewonnen hatten, sie aber erst schätzen lernten, als wir in späteren Jahren in der Fremde waren, schien mir jetzt fremd geworden zu sein. In diesen Straßen war man nicht mehr zu Hause, fremde Menschen sah man und fremde Laute hörte man, wo man ging und stand. Deutsche Schriftzüge an Häusern und Tafeln waren überpinselt. Unversehrt hatten die beiden Stadttore, erbaut um 1400, die den eigentlichen Stadtkern einschlossen, den roten Sturm aus dem Osten überstanden. Die Storchenpaare, sonst Dauergäste auf den Turmspitzen, hatten in diesem Jahre unsere Stadt gemieden. Die Marienkirche, ein gotischer Backsteinbau, der bereits im 14. Jahrhundert in der Stadtchronik erwähnt wird, hatte bisher alle Stürme überlebt. 1945 wurde sie schwer beschädigt. Die Glocken lagen zerschmettert vor dem Eingang auf dem Kirchberg. Ein verstreuter Splitter sollte mir als Talisman dienen, er ging leider verloren. Die Innenstadt existierte nicht mehr, Haus für Haus ein Trümmerhaufen. Der Marktplatz, Lebensnerv unserer Stadt, versank im Feuersturm. Die Geschäftshäuser um den viereckigen Platz waren ausgebrannt, nur ein trostloser Fleck war übrig geblieben. Früher hatte sich hier ein reges Leben abgespielt, an den Markttagen reichten sich hier Stadt und Land die Hände. Die Kreissparkasse stand noch, schnell eilte ich vorbei, denn draußen standen Posten, um die inhaftierten Deutschen zu bewachen. In der Stolper Straße traf ich eine Kolonne Frauen und Männer mit Besen bewaffnet. Straßenfegen war die einzige Beschäftigung für Deutsche, sie wurde mit etwas Brot honoriert. Zum Abschied aus meiner Heimatstadt noch das gleiche typische Bild wie damals, als ich Anfang Juni das erste Mal Schlawe nach der Zerstörung

widersah. Damals fegte unser ehemaliger Studienrat, Dr. Petonke⁸⁹, den Platz vor der Post. Ein Schatten seiner selbst und seine Drillichgarnitur hing ihm von Leibe.

Wir begrüßten uns herzlich und schämten uns beide nicht unserer äußeren Schale. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen. Mein Weg führte mich weiter durch die Stolper Vorstadt bis zur Wipperbrücke. Viele nette Erinnerungen, die im Gedächtnis haften geblieben waren, ließen mich hier ein paar Minuten verweilen. Über das Geländer gebeugt verfolgte ich die Wipper, die kreuz und quer durch die Wiesen des Schlauer Kreises noch einen weiten Weg bis Rügenwalde und weiter in die Ostsee zurückzulegen hatte. Noch in guter Erinnerung war mir unser alljährliches Kinder- oder Schulfest. Wir sagten kurz "Vogelwerfen" dazu. Ein alter Brauch, der sich von Generation zu Generation vererbt hatte. An einem bestimmten Sommertag bewegte sich ein bunter Zug von Schülern durch die Stadt zum Schützenwald. Die Mädchen mit Blumensträußen in der Hand, die Jungen mit ihrer geschmückten Holzkeule. Voran marschierte der Schüler-Spielmannszug mit seiner „Knüppelmusik“ (Trommeln und Pfeifen), der lange vorher von Lehrer Lux⁹⁰ gedrillt worden war. An der Wipperbrücke, dort wo ich jetzt stand, wurde die ganze Blumenpracht dem Fluss geopfert. Diese bunten Grüße der Schlauer Schüler wurden von der Strömung oft bis in die nächsten Dörfer getragen. An diesem Tage, so sagte man, hat unsere Wipper Geburtstag. Auf dem Schützenplatz warfen die Jungen dann mit ihren Keulen nach dem hölzernen Vogel, der auf einer Holzstange befestigt war. Die Mädels hatten ihren Spaß beim Taubenstechen. Nach Ermittlung von „König“ und „Königin“, nach Kaffee, Eis und Kuchen, ging es abends mit Lampions nach Hause. Stadtkapellmeister Robert Pollnau⁹¹, und seine blauen Jungs in Matrosenanzügen waren dann tonangebend. Nie sahen die Schüler ihre Pauker so lustig und fidel wie an diesem Abend, denn Bier und Korn oder Koks⁹² hatten ihre „geistige“ Wirkung nicht verfehlt.

Wenn auch die neuen Schuhe drückten.
Im Haar die Blumenkränze zwickten.

Bald kam der große Augenblick,
Die Stolper Vorstadt blieb zurück.

Da sah man das Geburtstagskind,
Das munter durch die Wiesen rinnt:

Die Wipper ist der Jubilar
An einem Tag in jedem Jahr!

Da wollen wir sie prächtig schmücken
Und viele Kinderköpfe bücken

Sich über das Geländer dann
Und schau'n nochmals ihr Sträußchen an.

Auf sanften Wogen, krummen Wegen,
Ziehn sie der Ostsee nun entgegen.
Doch unser Weg uns weiter führt
Zum Schützenplatz, wo man den "König" kürt.

⁸⁹ Walter Petonke, Adolf-Hitler-Str. 18.

⁹⁰ Magnus Lux, Lindenpromenade 15.

⁹¹ Bergstraße 15.

⁹² Rum mit einem Stück Zucker.

Vogelwerfen - Taubenstechen,
Kuchen essen - Brause zechen,

Alles nimmt sie heut gefangen,
Diese kleinen Schlauer Rangen.
Dieser Tag war wunderschön.

Könnt man die Zeiten rückwärtsdrehen.
Das konnte man nicht!

Ein Ruck versetzte mich in die graue Wirklichkeit. Unvorstellbar waren die Tragödien, die sich am Ufer dieses Flusses abgespielt hatten, bevor und während die bolschewistische Sintflut unsere Stadt erreichte. Herzerreißende Szenen müssen es gewesen sein. als ganze Familien im eisigen Wasser unserer Wipper im Monat März 1945 den Tod suchten und fanden.

Ich eilte weiter, noch einmal durch den schönen Birkenweg nach Alt Warschow, um mich von Walter Siegenthaler zu verabschieden. Ein langes Händeschütteln und ein „Auf Wiedersehen“ von einem guten Kameraden, dessen Charakter ich in dieser schweren Zeit kennen und schätzen gelernt hatte. Durch „unseren“ Schützenwald ging es nach Hause. Man wartete sicher schon auf mich, denn vor der morgigen Abreise gab es noch viel zu tun. Das schöne Schützenhaus stand auch nicht mehr. Max Kabbe, der letzte Pächter dieses Hauses, wurde lange Zeit von Schlauer Kommunisten gejagt. Ich glaube aber, Herr Kabbe konnte fliehen. In diesem kleinen Wäldchen kannte man Weg und Steg und jede Bank. Es war ein Sammelpunkt netter Begebenheiten, an die man gerne dachte. Vom letzten Baum auf dem Weg nach Hause, einer jungen Eiche, pflückte ich mir ein paar schöne Blätter heraus, zwei davon überlebten in meinem Tagebuch und überstanden alle Hindernisse. Mein Gang durch unsere Stadt war beendet. Hinter der Holzgrabenbrücke bei Roggenbuck betrat ich wieder die Hauptstraße. Schnell warf ich noch einen kurzen Blick in unseren Garten, aber was ich sah, waren „Grünanlagen“, Unkraut pflanzte sich fort und fort und hatte alles überwuchert. Ich drehte gleich wieder um, und ging langsamen Schrittes an unserem Haus vorbei. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn es mitverbrannt wäre. Aber auch Feuer kann nicht alles verbrennen. Es war die schwerste Minute dieses besinnlichen Spazierganges durch meine Heimatstadt, bei dem ich versuchte, einen letzten Eindruck glücklicher Erinnerungen und ein Stückchen Romantik aus der Vergangenheit meiner Vaterstadt mitzunehmen.

Gedankenvoll durchstreift ich deine Fluren,
Mir war's als folgt ich der Gespielen Spuren.
Im Geiste kehrte die Kinderzeit zurück.
Ich sonnte mich in diesem Glück.

Ich war zufrieden, dass ich nochmals die Stadt gesehn.
Schweren Herzens muss ich jetzt fort hier gehn,
Saubere Straßen - kleine Gassen
Möcht ich lebenslang nicht aus den Augen lassen.

Wo hier jetzt fremde Kinder spielen,
Treibt uns Gewalt zu neuen, fremden Zielen.
Es kommen die Tage - da schau ich zurück:
Ich hab es besessen - das leuchtende Glück.

Großmutter und Brigitte hatten in der Zwischenzeit einige „Anproben“ hinter sich gebracht. Alles was an Unterwäsche, Kleidern und Mänteln verfügbar war, musste angezo-

gen werden, das Gute nach unten, das Schlechte nach oben. Meine Aufmachung war entsprechend. Ein noch guter Hut wurde mit Mehl und Sand grau „gefärbt“, die Schuhe mit Dreck verschmiert usw. Familie Klemz traf gleiche Vorbereitungen, ebenfalls Frau Kunkel und Kinder. War bei uns die Oma das „kostbarste Stück“, so waren es bei unseren Verwandten die dreijährige Gudrun und bei Künkels Marianne und Gundolf. Herbert Steller und ich hatten uns etwas besonderes einfallen lassen, in der Hoffnung auf Erfolg. Am Abend vor der Abreise legte mir Herbert um mein rechtes Bein einen Gipsverband. Er war von dieser Idee so begeistert, dass ich nicht daran zu zweifeln wagte, ein Zahnarzt könne nicht mit Gips umgehen. Ich litt, aber mein Freund machte seine Sache gut, er arbeitete mit Grips und Gips. Wir hatten das rechte Bein gewählt, im Falle, dass man aufmerksam wurde, konnte man wenigstens meine Narben sehen und hätte meinem Gipsverband Glauben geschenkt. Enthalten waren in diesem Verband einige Goldbrocken, die Herbert von den Russen für seine Arbeit bekommen hatte. Auf diese Art konnte ich mich für die großzügige Hilfe revanchieren, die mir Familie Steller immer zuteil werden ließ. Hoffentlich ging alles gut mit meinem Gipsbein.

Nach dieser gewollten "Quälerei" nahmen wir voneinander Abschied. Dazu fanden sich noch Familie Damaschke und andere Freunde ein. Es sollte wahrlich kein Abschied für immer werden, denn wir wollten uns alle gesund im anderen Deutschland wiedersehen. Wenn ich in dieser Nacht an Morgen dacht", "bin ich um den Schlaf gebracht". So war es auch. Es wurde eine fast schlaflose Nacht. Nervös und aufgeregt, die Gedanken kreisten, der ungewohnte Gips drückte und ließ mich nicht zur Ruhe kommen.

16. November, Freitag

Freitag, der 16. November 1945 brach an. Müder als ich mich zur Ruhe gelegt hatte, stand ich auf. Meiner Schwester erging es ähnlich, auch die Großmutter hatte kein Auge zugemacht. Um 11:00 Uhr mussten wir auf dem Bahnhof sein. Es kam bei diesem Zug nicht auf die Minute an, denn soweit war die polnische Wirtschaft noch nicht, aber unsere Unbeweglichkeit verdankten wir es, dass uns der Zug, der diesen Tag sicher zu früh gekommen war, vor der Nase fortfuhr. Es war der einzige Zug, der auf dieser Strecke Danzig - Stettin verkehrte. Zurück nach Hause mit unserer ganzen Montage. Die Abreise verschob sich um 24 Stunden. Wir ertrugen alles mit Galgenhumor. Unser Fell war ja langsam dick geworden, und so leicht waren wir nicht mehr zu erschüttern. Abends waren wir noch bei Familie Lübeck⁹³ auf dem Lietzowdamm und noch einmal gab's einen Abschied im Hause Steller.

Auch die zweite Nacht verlief schlaflos, trotzdem bekamen wir aber am nächsten Tage die Kurve.

17. November, Sonnabend

Vormittags 11:00 Uhr bestiegen wir den Zug in Richtung auf unsere pommersche Hauptstadt Stettin. Schon in Schlawe auf dem Bahnhof fing man an zu plündern. Mein Onkel sollte seinen Mantel ausziehen. Der einlaufende Zug verhinderte es. Der Pole Thadäus, der bei uns im Hause Pollnower Straße wohnte, versprach uns, einen Teil der Reise mitzumachen, um uns vor Plünderungen zu schützen. Kaum hatte der Zug Anlauf genommen, sprang er hinaus - auf Nimmerwiederssehen! Wir rollten gen Westen. Der Zug kam aus Danzig und hatte acht Personenwagen sowie vier Viehwaggons, die für die Deutschen bestimmt waren. Drei der Wagen waren bereits mit Flüchtlingen überfüllt.

⁹³ Walter Lübeck, Pferdehandlung, Lietzowdamm 30.

Für unsere neun Personen (Klemz: drei, Kunkel: drei und Mielke: drei) blieb nur der letzte Waggon.

Insgesamt waren etwa 40 Mann mit Gepäck in dem Wagen, eine beängstigende Enge, davon nur vier Männer, alles andere Frauen und Kinder. Bis zum Fußknöchel standen wir in stinkendem Dreck. Anscheinend hatte man vorher in diesem Wagen Vieh transportiert, dafür war er ja auch da. Die jungen Menschen standen dicht bei dicht, die alten Leute mussten sich wohl oder übel in die Jauche legen. Das Gepäck, das fast nur Lebensmittel enthielt, lag auch in diese Brühe.

Inzwischen war unsere Stadt den Blicken entschwunden und wir hatten auch schon Karwitz passiert. Nach einer Stunde erreichten wir Köslin. Unterwegs stiegen überall deutsche Bürger in die bereits überfüllten Waggons zu. Hinter Köslin sprang ein russischer Soldat auf den fahrenden Zug. Aus den vorderen Wagen drangen Schreie an unsere Ohren. Der Russe trieb sein Unwesen zwischen Frauen und Kindern. Es dauerte nicht lange, da hatte er sich bis zu unserem Wagen durchgewühlt, schwang seine Pistole und feuerte ein paar Salven in die Decke des Wagens, um die Menschen einzuschüchtern. Die Kinder schrien und drängten sich fort. Dieser anormale Optimist fragte nach langer Zeit wieder einmal nach „Uri - Uri?“.

Unsere Reaktionen waren apathisch und dadurch wurde er noch wütender. In widerlicher Art und Weise näherte er sich unseren Frauen. Es konnte einem übel werden, er war aber bewaffnet und wir vier Männer mussten die Nerven behalten. Es fiel einem schwer, aber das Risiko war zu groß. Großmutter und Schwestern brauchten mich noch. Einige Frauen wollte er aus dem Waggon herausholen. Eine mutige, ältere Rot-Kreuz-Schwester versuchte, den Russen mit List und Tücke davon abzuhalten: Sie hatte Erfolg. Tabletten waren für die Russen ein begehrter Artikel, die Schwester zeigte ihm ihren kleinen Vorrat, er nahm sich welche mit und verschwand auf der nächsten Station. Wir atmeten auf, als dieser Zeitgenosse verschwunden war.

Die Stadt Belgard war erreicht. Auch hier, wie auf jeder anderen Station, immer die gleichen Bilder: Deutsche mit ihren wenigen Habseligkeiten, die ihre Heimat verließen. Der Zug hatte hier länger Aufenthalt. Nach langem Warten mussten wir zu unserem Entsetzen feststellen, dass unser letzter Waggon vom Zug abgehängt wurde. Donner und Doria, was hatte das zu bedeuten? Das hatte uns noch gefehlt. Auf unsere Fragen erhielten wir nur ein höhnisches Grinsen der polnischen Bahnbeamten. Für uns hieß es aussteigen, mit den alten Leuten etwas schwierig, so suchten wir mit allem Gepäck den Wartesaal des Bahnhofs Belgard auf. Trotz unserer Hilfe, für die Großmutter (84) war es eine große Strapaze. Diese Kletterei mit allen Sachen, die sie auf dem Leibe hatte, aber diese Frau war in ihrer Tapferkeit bewunderswert. Jetzt saßen wir hier fest, und wussten nicht, wann wir weiterkamen. Der Nachmittag verging, der Abend und die Nacht brachen an. Alle Deutschen mussten den Wartesaal räumen. Wir kampierten draußen auf Bahnsteig I. Diese Novembernacht vom 17. zum 18. November war kalt und feucht. Unsere Sorge galt den Kindern und der Oma. Ein Deutscher, der hier auf dem Bahnhof arbeitete, erklärte uns, dass es üblich war, hier in Belgard den letzten Wagen abzuhängen, um die Leute zu schikanieren und sie leichter zu machen. Die Auswirkungen dieses Zwangsaufenthaltes sollten wir noch zu spüren bekommen. Hier auf dem Bahnhof in Belgard boten sich unseren Augen die ersten furchtbaren Bilder dieser Reise. Es wurde sicher eine Fahrt durch die Hölle. Uns blieb nichts anderes übrig, wir mussten alles auf zu uns zukommen lassen. Hier sah man die schauderhafte Wirklichkeit. Landsleute von uns, die man am Vortage vom Zug abgehängt hatte, mussten alles Hab und Gut, und es war nicht mehr viel, im Waggon zurücklassen. Banditen teilten es sich auf. Sie hatten buchstäblich nicht mehr ein einziges Stück Brot. Auf dieser Station organisierte sich der

polnische Mob, es waren Frauen und Männer jeden Alters. Junge Burschen von 16 - 20 Jahren kreisten um uns mit schwarz angemalten Gesichtern, wieder andere hatten Larven vor dem Gesicht. Ihre Ausgangsstellung zu den Raubzügen bezogen sie im Bremserhäuschen des jeweiligen Waggons. Auf freier Strecke stürzten sich diese Aasgeier auf die wehrlosen Menschen in den Güterwagen, um deren letzte Habe an sich zu reißen. Als wir diese Gestalten hier auf dem Bahnhof sahen, bekamen wir den richtigen Vorgesmack auf unsere Weiterreise. Wenige Stunden später waren wir diesen Wölfen ausgeliefert. Diese Nacht in Belgard ist unvergessen, es war die dritte schlaflose Nacht. Ständig kreiste man um unsere Gepäckstücke; eine Kompanie russischer Soldaten war dieses Mal unsere Rettung. Eine disziplinierte Einheit hatte hier Aufenthalt, und so trauten sich die polnischen Räubergesellen nicht an die Beute heran.

Die Russen gaben uns einige Kostproben ihrer schönen Stimmen und verkürzten uns damit etwas die lange und schaurig kalte Nacht.

18. November, Sonntag

Etwa gegen 14:00 Uhr waren wir auf dem betreffenden Bahnsteig und setzten mit dem fahrplanmäßigen Zug die Reise fort. Die Aufteilung der Wagen und der anschließenden Viehwaggons war wie am Vortage. Verwahrloste polnische Burschen lungerten herum und musterten mit Kennerblick jeden Wagen des Zuges. Dieser 18.11. war mit einer der furchtbarsten Tage des ganzen Jahres 1945. Der letzte Akt einer gewalttätigen Lebenstragödie war angebrochen, war es der Abschluss einer langen, schweren Leidenszeit oder wartete noch ein besonders furioses Finale auf uns?

An diesem Tage zeigte der polnische Pöbel sein wahres Gesicht. An diesem 18. November ließen die neuen Herren von Moskaus Gnaden ihre Maske fallen. Es stand ihnen völlig frei, hier aus Herzenslust zu rauben, sie durften es tun, ohne selbst bestraft zu werden. Organisierte Plünderungsbanden präsentierten schamlos ihr verabscheuungswürdiges, schmutziges Handwerk. Sie gaben den Deutschen, die zwangsweise ihre Heimat verließen, den letzten Rest. Schaute man durch den kleinen Spalt der etwas offenen Schiebetür unseres Waggons, sah man deutsches Land, noch gepflegte Dörfer und saubere Dörfer und saubere Straßen. Im Inneren dieses Viehwaggons vergaß man, dass man noch in Deutschland war. Es fällt mir sehr schwer, in diesem Erlebnisbericht die Eisenbahnfahrt durch die Hölle von Belgard nach Stettin so zu schildern, wie sie in Wirklichkeit war. Wer es nicht miterlebte, kann es nicht glauben, wer dabei war, es waren Tausende, wird es bestätigen. Jeder erlebte diese Fahrt anders, im Prinzip aber immer gleich. Ich versuche es mit meinen Worten und gebe mir Mühe, objektiv zu bleiben.

Als der Zug in Belgard anrollte, brach das Unglück über uns herein. Wir hatten den Sprung in die Hölle gewagt, jetzt gab es aus dieser Nervenmühle polnischer Willkür kein Entrinnen mehr. Der Zug fuhr ganz langsam. Kurz hinter dem Bahnhof standen die Banditen und sprangen in unsere Waggons, wenn die Türen nicht geöffnet wurden, sprachen die Pistolen. Ca. zehn Räuber waren unter uns. Die Wagentür wurde von innen verschlossen. Der Tanz auf dem Vulkan konnte beginnen. Die Plünderereien auf gemeinste Art und Weise nach allen Spielregeln organisierter Ganovenart nahmen ihren Anfang. Es erfolgte, gewissermaßen als Ouvertüre, eine „freundliche“ Aufforderung zum Tanz. Alles Geld in unserem Besitz musste abgeliefert werden. Als zahlreich „gespendet“ wurde und viele, viele Reichsmark den Schurken in die Hände gefallen waren, verfiel man in einen anderen Tonfall. Ab sofort waren wir nur noch „deutsche Schweine“. Der passende, äußerliche Rahmen waren Viehwaggon und Jauche. Als nächste Auflage kam die „freiwillige“ Ablieferung sämtlicher Uhren und Schmuckstücke. Keiner der etwa 40 Deutschen Insassen rückte auch nur ein Stück heraus. Nach diesem passiven Widerstand kam das Signal zum Angriff. Die Spitzbuben stürzten sich auf ihre Beute. Tante Missen

riss man das Kleid auf, und der Brustbeutel mit Reichsmark wechselte den Besitzer, auch mein Onkel wurde alles Geld los. Meine Taschen wurden durchsucht, sie fanden nichts. Meine Schätze lagen woanders. Alle Aktionen, die man bei uns durchführte, unternahm man natürlich auch bei unseren Leidensgenossen.

In stetem Szenenwechsel spielte sich nun vor unseren Augen ein furchtbares Schauspiel ab, grausam und brutal zugleich. Die Erfahrungen der letzten Woche hatten die Gauner gelehrt, dass bei alten Leuten mehr zu holen war als bei Kindern und jüngeren Menschen. So richtete man das Hauptaugenmerk um uns zuerst auf unsere Großmutter. Unsere Theorie war geplatzt wie eine Seifenblase. Wir hörten nur „Hände hoch!“, und schon fielen die Raubritter über die alte Frau her. Sie wurde von oben bis unten abgetastet. Ein plötzlich auftauchendes Flintenweib, das sich stillschweigend in unseren Wagen geschlichen hatte, zog unserer Großmutter erst einmal einen Pelzmantel von meiner Mutter aus. Erleichtert stand die Oma immer noch mit erhobenen Armen da und ließ alles Furchtbare über sich ergehen. Noch hatte sie den Glauben an ein gutes Ende nicht verloren, trotz aller übermächtigen Wirklichkeit. Mit geschultem Spürsinn stürzten sich die Halunken auf das deutsche Freiwild und ließen ihre Opfer nicht mehr los. Der Zug rollte weiter durch die pommersche Provinz der Hauptstadt Stettin entgegen. Bald mussten wir in Stargard sein. Die Banditen waren sehr hastig bei ihrer „Arbeit“, sicher wurden sie in Stargard abgelöst. Ihr Jagdrevier war zu Ende, Ablösung folgte. Die Häuptlinge der Bande „bearbeiteten“ weiterhin die Großmutter. Alles wurde untersucht, die tapferere Frau verzog keine Miene. Uns Männern waren die Hände gebunden, wir kochten bei dem Anblick, aber die Übermacht war zu groß. Die anderen Mitglieder dieser Räuberbande durchstöberten den ganzen Wagen.

Was an ihren Händen kleben blieb, war verloren. Durch die Leibesvisitation wurde bei Großmutter alles entdeckt. Die beiden Armbanduhren in den Strümpfen, das Geld im Gesäß der Unterhose und die Goldklumpen in der Achselhöhle. Alle Mühe und Arbeit waren umsonst gewesen. Es ging alles nicht schnell genug. Stargard war in greifbarer Nähe. Die Burschen wurden sichtlich nervös. Man schrie auf die 84jährige Frau ein, die Kleider auszuziehen, es war alles sehr schwer, weil sie so ausgepolstert war, dass sie sich kaum bewegen konnte. Ein langes Messer wurde gezückt, ehe wir uns versahen, hatte man die Kleider von unten nach oben aufgeschlitzt. Fast alle Insassen sahen diesem grausamen Spiel zu. Wir zitterten vor Erregung. Die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit war verwischt, aber bald registrierte das Hirn wieder die sadistischen Machenschaften dieser jungen Taugenichtse. Kreidebleich und mit starrem Blick saß unsere Oma auf ihrem Rucksack. Die Kleiderfetzen hingen herunter. Immer wieder griffen die Raubtiere ihre hilflose Beute an und wühlten in den Fetzen. Die Unterwäsche wurde durchschnitten, die Messerspitze glitt nah am Körper vorbei. Ich schäumte vor Wut wie das Meer, das gegen die Küste anläuft, an der die Gewalt machtlos zerschellt. Diese Gewalt einer alten Frau gegenüber brachte mich an die Grenze meiner Geduld. Ein furchtbarer Zorn ließ mich Feuer fangen und blitzschnell erfasste ich einen diesen Verbrecher und versuchte, ihn an die etwas geöffnete Wagentür zu drängen. Ohne Erbarmen hätte ich diesen Schurken hinausgefeuert, das wäre die gerechte Strafe gewesen. Als ich ihn durch das Gewühl von Menschenleibern gedrückt hatte, erreichten mich kurz vor der Tür zwei Fäuste eines anderen Polen. Er drückte mir die Fingerknochen in beide Augen. Ich war k. o. und konnte minutenlang nichts mehr sehen. Als ich wieder zu mir kam, sah ich meine weinende Schwester und Tante Missen. Was war mit der Großmutter? Sie lag fast ausgezogen am Boden und wurde beinahe zertrampelt, ein Bild des Jammers. Sogar die Haare hatte man ihr auseinandergerissen, weil man auch hier noch etwas vermutete. Die Kinder schrien immer wieder, die Räuberei ging von neuem los. Jetzt kamen wir an

die Reihe. Ich musste mich der Übermacht beugen. Meine Schwester verlor ein Kleidungsstück nach dem anderen. Ich musste meine obere schlechte Garnitur ausziehen, damit man mir die untere gute nehmen konnte. Ein junger Bengel, mit einem Bein, nahm mir meine Brieftasche mit allen Papieren. Verzweifelt bat ich um ein paar Fotos von meinen Eltern, man zerriss sie und warf mir die Papierschnitzel in' s Gesicht. Das Flintenweib bemächtigte sich der Handtasche meiner Schwester. Dieselbe Person versuchte im Gewühl mir meine noch guten, aber absichtlich dreckig gemachten. Schuhe ausziehen. Es blieb aber bei dem Versuch. Ein kräftiger Tritt auf die Finger und die „Dame“ war gut bedient. Ein weiterer Versuch unterblieb. Schmerzverzerrt und wutentbrannt suchte sie den Schuldigen, den sie nicht fand. Am liebsten hätte ich diesem widerlichen Weib einen kräftigen Tritt in den Hintern versetzt. Stargard war in greifbarer Nähe. Die Banditen machten sich mit ihrer Beute zum Absprung bereit. Verabredungsgemäß fuhr der Zug vor der Stadt wieder ganz langsam. Alle konnten bequem herausspringen, auch der einbeinige Gangster. Als wir in Stargard, der Stadt von Mampes „Halb & Halb“, einliefen, waren nur noch Deutsche im Waggon. Es wurde langsam dunkler, für alle verängstigten Insassen also noch ein paar Nuancen unheimlicher. War der Höhepunkt dieser einmaligen Schreckensfahrt erreicht, überschritten oder waren die Banditenstrieche noch steigerungsfähig? Das war die bange Frage, die uns bei dem Aufenthalt in Stargard bewegte.

Große Angst hatten wir noch vor dem sogenannten „Grenzbahnhof“ Stettin-Scheune, dieser war z. Zt. der Zentral-Bahnhof zwischen Ostpommern, Stettin und der Sowjet-Zone. Ein Schrecken für alle pommerschen Landsleute, die diesen Punkt passieren mußten. Dieser Bahnhof war deshalb so gefürchtet, weil hier polnische Banden den Menschen die allerletzte Habe abnahmen. "Scheune" war bisher immer der Höhepunkt jeder Reise gewesen, danach übernahmen Beamte der Deutschen Reichsbahn die Züge in Richtung Berlin; erst in letzter Zeit waren die Plünderungsaktionen weiter nach Ostpommern auf den Streckenabschnitt Köslin - Belgard ausgedehnt worden.

Die Nacht vom 18. zum 19. November brach an. Alles deutete darauf hin, dass es unsere vierte schlaflose Nacht werden würde. Wir hatten ein Grauen vor den bevorstehenden Stunden. Nicht zu Unrecht!

Als unser Zug Stargard verließ, versuchten wir unsere Waggontür von innen zu verschließen, da kamen auch schon die Drohungen zu schießen. Die Türe blieb also geöffnet. Kurz hinter der Stadt begann der zweite Akt des Schauspiels. Der Zug fuhr wieder langsamer (wie doch die Lokomotivfahrer spurten!), an den Bahnsteigen standen wieder die Banditen, alles wie gehabt! Gleich Kletteraffen sprangen sie auf den fahrenden Zug und dann von Wagen zu Wagen. Bald waren sie auch bei uns im Waggon. Alle Gangster-Spielchen wiederholten sich. Nacheinander kamen wir wieder alle an die Reihe. Was wollten sie eigentlich noch holen? Bis auf ein schmutziges Taschentuch waren meine Taschen leer. Mein Gipsbein setzte mir arg zu, es war etwas Fremdes und ungewohnt. Wann konnte ich mein verwundetes Bein davon befreien? Ich wollte ja gerne noch leiden, wenn ich den kostbaren Gips nur gut durchbrachte. Eine weitere Leibesvisitation musste ich über mich ergehen lassen, die wievielte mag es wohl gewesen sein? Die Durchsucher fanden nichts mehr, misstrauisch beäugte man den Gipsverband. Mir stand kalter Schweiß auf heißer Stirn. Es ging alles gut. Ich staunte, dass ich meinen guten Hut noch auf dem Kopfe trug, die Banditen konnten natürlich nicht wissen, dass er nur mit Mehl bestäubt war, so sah er furchtbar alt aus. Meinen Krückstock hatte man mir gelassen, Gott sei Dank! So war bei uns auch nichts mehr zu holen. Beute konnte nicht mehr gemacht werden. Unseren Augen boten sich aber andere, abscheuliche Szenen. Man näherte sich jungen Frauen und tastete sie von unten bis oben auf widerliche Art und

Weise ab. Wir paar Männer konnten nicht eingreifen, man hätte uns aus dem fahrenden Zug hinausgeschmissen. Meine Augen waren noch blau und geschwollen und schmerzten. Dieser Nervenkrieg zermürbte langsam aber sicher; die vierte Nacht ohne Schlaf, eine gewisse Apathie machte sich breit, ohne dass man es selbst merkte. Meine Schwester hielt die Großmutter in den Armen, die praktisch nur noch mit ihrer Unterwäsche bekleidet war. Die Kleider hingen in Fetzen herunter. Ein Bild des Jammers!

Es war abwechselnd hell und dunkel im Wagen, denn immer wieder blitzen einem Taschenlampen in die Augen. Die halbschlafenden Kinder kamen aus den Angstschreien nicht mehr heraus. Eine furchtbare Atmosphäre in diesen vier unheimlichen Wänden auf ratternden Rädern. Durch die halboffene Tür sahen wir, dass wir durch einen Wald fahren. Plötzlich verlangsamte sich das Tempo und wir hörten draußen laute Stimmen. Die Räuber in unserem Waggon rissen uns die Rucksäcke weg und feuerten sie hinaus. Draußen wurden sie von den Komplizen dieser organisierten polnischen Räuberbande aufgefangen. Auf der nächsten kleineren Station teilte man sich die Beute untereinander. Bis auf unsere Bettsäcke, die total verdreht in der Jauche lagen, waren wir nun alles los. Nicht ein Stückchen Brot blieb uns aus den Rucksäcken. Ich saß auf einem Bettsack und hatte die Kinder von Frau Kunkel im Arm. Sie zitterten vor innerer Erregung. Was mag wohl in den Köpfen der Kleinen vorgegangen sein? Regisseure knallharter Kriminalfilme hätten sich hier beste Anregungen holen können. Colts regierten und stinkender Fusel ersetzte den Whisky. Unsere Großmutter hatte sich von dem letzten Ganovenstück noch nicht erholt und war völlig durcheinander. Stettin konnte nicht mehr weit sein. Wir sehnten mit letzten Kräften das Ende dieser Höllenfahrt herbei. Altdamm erkannte man draußen, wenn man auch die deutschen Städtenamen überpinselt hatte. Kurzer Aufenthalt, dann ging es weiter, uns konnte es nur recht sein, umso schneller kamen wir an unser Ziel. Es mochte ungefähr Mitternacht sein, wenn wir in diesem Fiasko nicht ganz die Zeitrechnung verloren hatten. Kurz nach Altdamm erlebten wir noch einmal eine Welle geballter Rache und wilder Wut. Quälende Angst verbreitete sich, als vier oder fünf Männer, teils Zivilisten - teils Halbuniformierte, mit Maschinenpistolen in unseren Waggon drangen und lange Schußsalven in die Decke jagten. Der Feuerstrahl im Dunkel des Waggons verfehlte natürlich nicht die beabsichtigte Wirkung. Der Pulverdunst schlug uns ins Gesicht und wir fürchteten um unsere Trommelfelle. Zusammengedrängt hielten die Mütter ihre schreienden Kinder in den Armen, meine Tante beschützte ihr Enkelkind und Frau Kunkel hatte ihre beiden Kleinen fest umschlungen. Ich hatte mich mit meiner Schwester und unserer Großmutter fest umfasst. Diese Halbwelt-Vertreter kannten aber kein Pardon, immer neue Magazine wurden verknallt. Sie sahen aus wie Anfänger, die im Begriff waren, ihr Gangster-Debut zu geben. Wir glaubten in dieser Enge unsere letzte Stunde hätte geschlagen. Unvergesslich diese Bilder und die Minuten, bevor wir in ein neues Leben traten, in eine andere Welt. Hoffentlich waren wir noch stark genug, um uns in ihr zu bewähren.

Der Durst quälte uns und zu essen hatten wir auch nichts mehr. Der polnische Mob, einschließlich des gesamten Bahnpersonals, hatte ganze Arbeit geleistet. Auch unsere paar Betten waren inzwischen herausgeflogen. Meine Schwester fand auf dem Boden noch einen Kanten Brot, sie hielt ihn fest in ihren Händen. Dort lag auch noch ein wertvolles zahnmedizinisches Fachbuch, das wir gerne für unseren Bruder gerettet hätten, aber beide Sachen gingen auch noch verloren: Brotkanten und Buch.

Etwa zehn Minuten vor Stettin hielt unser Zug und eine polnische Militärstreife mit aufgepflanztem Bajonett betrat unseren Viehwagen. Ausweiskontrolle! Mein Lachen verging mir schnell, ich musste den Herren erklären, dass man mir meine sämtlichen Papiere und Ausweise samt meinem Jackett auf dieser Fahrt gestohlen hatte. Das war ein

Stich ins Wespennest. Fürchterliche Kolbenschläge belehrten mich, dass im neuen polnischen Staat nicht gestohlen wird. Trotz Gegenwehr wurde ich verhaftet. Auch die Tränen meiner Schwester und Großmutter, die zusahen wie ich geschlagen wurde, konnten nichts mehr ändern. Der Hinweis auf mein Gipsbein wurde überhört. Die Polen verstanden nur immer das, was sie nicht hören sollten. Ohne mich von meinen Lieben verabschieden zu können, stieß man mich aus dem Wagen. Man schrie mich an und ich war ab sofort nur noch der „deutsche Verbrecher“. Man brachte mich in einen Eisenbahnwagen eines anderen Zuges, der innen sauber war. Die Türen wurden verschlossen, ein Posten bewachte mich. Mit mir saßen hier etwa noch 25 Mann hier, wie ich hörte, waren es alles Polen. Ich hatte den Eindruck, dass ich mich in „bester Gesellschaft“ befand. Dieser Zug setzte sich in Bewegung. Mein Orientierungssinn war verlorengegangen. Den fremden Lauten meiner Mitinsassen entnahm ich, dass wir nach Stettin fuhren. Was hatte man mit uns vor, wurden wir hier ausgeladen? Es geschah nichts. In unserer pommerschen Hauptstadt gab es auch nur einen kurzen Aufenthalt und weiter ging die Fahrt. Durch diese plötzliche Verhaftung in dunkler Nacht, durch die wahnsinnigen Schläge und die hell leuchtenden Taschenlampen war ich etwas durcheinander. Es konnte durchaus sein, dass ich noch im gleichen Zug wie meine Angehörigen war und nur in einen anderen Wagen gebracht worden war. Inzwischen waren wir wohl auch auf dem sogenannten „Grenzbahnhof“ Stettin-Scheune angekommen. Meine Gedanken waren bei meiner Schwester, bei der Großmutter und meinen Verwandten. Meine Unruhe war kaum zu zügeln, mit Gewalt musste ich sie verbergen. Wie mochte es ihnen hier auf dem so gefürchteten Bahnhof ergangen sein? Scheune, der Schrecken aller pommerschen Landsleute, die ihre Heimat verlassen mussten. Meine Schwester hatte nun alleine eine schwere Last, denn die Verwandten mussten sich um die Kinder kümmern. Würde unsere tapfere Oma auch ohne meine Hilfe den letzten Teil der Reise überstehen? Mit meiner Schwester hatte ich lange vorher alles abgesprochen, denn wir hatten immer mit allem gerechnet, auch eine eventuelle Verhaftung war mit einkalkuliert. Treffpunkt war für alle Fälle erstmal Tante Lotte in Berlin, ferner Flensburg oder Gräfeling bei München. Mit heimlich geballten Fäusten hatte ich mir geschworen, dass diese Vertreter des neuen polnischen kommunistischen Staates es mit mir nicht leicht haben sollten. Ich hatte ein reines Gewissen, aber man musste sich daran gewöhnen, nur das Schlechteste zu glauben, das Gute stimmte nie.

Ich persönlich und alle meine Leidensgenossen bewegten sich zur Zeit auf der Grenze zwischen der Vergangenheit und der gegenwärtigen Welt, aber das, was für uns im Moment versunken war, hatte uns eine unbändige Kraft verliehen. Unsere pommersche Heimat, in der sich seit Jahrhunderten der Glaube an eine geordnete Welt vererbte, hatten wir hinter uns gelassen, die Bastionen unseres umhegten Daseins waren gefallen. Jetzt standen wir auf dem Nullpunkt im leeren Raum. Unser Lebensmut war gedämpft, gebrochen war er nicht. Man hatte versucht, uns zu zerstören, aber wir gaben nicht auf.

Ich saß im Waggon als Gefangener, in polnischen Augen war ich ein Verbrecher. Die Sicht war mir verzerrt, ich hörte aber den Tumult draußen, dazwischen das Gebrüll von polnischen Banditen und Soldaten. Dieses war mein unvollständiger Eindruck vom Schreckensbahnhof "Stettin-Scheune". Um uns kümmerte sich niemand. Meine Fluchtgedanken wurden durch die vielen Posten vor dem Wagen illusorisch. Der Weg in die langersehnte Freiheit blieb mir versperrt.

19. November, Montag

Zu meinem größten Entsetzen stellte ich fest, dass unser Waggon, bzw. der ganze Zug, wieder zurückgeleitet wurde; d.h., in Richtung Stettin. Dieser 18. November war ein Schreckenstag, der sich zu einer Höllennacht ausdehnte. Der Morgen graute, als unser

Zug auf dem Hauptbahnhof Stettin ankam und wir ausgeladen wurden. Bestimmten Gesten der Wachtposten entnahm ich, dass meine Mitinsassen polnische Verbrecher waren. Mit starker Bewachung brachte man uns in ein ziemlich ausgebombtes Haus in Richtung des Stadtteils Pommerensdorf. Ich kam mir vor wie ein „schwerer Junge“. Die ganze Sache nahm für mich bedenkliche Formen an. Wenn ich in den Händen dieser Menschen blieb, sah ich meine Angehörigen sobald nicht wieder, das wusste ich genau. Mein Gipsverband drückte, ich lahmt und ging nicht schnell. Fußtritte und Kolbenschläge ermahnten mich, das Tempo zu steigern. Zum Glück war es nicht sehr weit. Dieses bewusste Haus war anscheinend die Unterkunft der Soldaten. Meine Bitte um Brot und Wasser wurde mit Fußtritten beantwortet. Ein Soldat durchsuchte mich abermals nach Waffen; Hosenträger und Gürtel, ich hatte sie noch, nahm man mir fort. Dann stieß man mich die Kellertreppe hinunter, dass ich dachte, mein Gips wäre gebrochen. Eine Tür wurde aufgeschlossen und Fußtritte beförderten mich in einen Raum. Hinter mir fiel der Riegel ins Schloss. Um mich war es stockdunkel. Durch Abtasten der Wände stellte ich fest, dass der Raum sehr klein war. Ich tippte auf Kartoffelkeller, so roch es jedenfalls und noch etwas anders. In dies beschädigte Haus regnete es sicher hinein, daher war alles kalt und feucht. In den Ecken stank es, vielleicht waren vor mir schon Häftlinge hier eingesperrt worden.

Wie lange sollte ich hier sitzen? Mein Magen knurrte, meine trockene Kehle brannte. Die Gedanken kreisten, sie waren auf dem Bahnhof Scheune bei meinen Angehörigen. Ob meine Schwester die schwere Last alleine tragen konnte? Ich dachte auch daran, was man sich jetzt für Sorgen um mich machte. Es konnte sehr lange dauern, bis wir uns wiedersahen. Ich sinnierte vor mich hin und wurde bald wahnsinnig in diesem stinkenden Käfig. Mit aller Gewalt stemmte ich mich gegen die verschlossene Türe, vergebens! Ich schrie laut nach Wasser, umsonst! Die Nerven gingen langsam mit mir durch, ich fing an zu weinen, es steigerte sich zu einem richtigen Weinkrampf, dann muss mich die Müdigkeit übermannt haben, denn als ich zu mir kam, sah ich durch das Schlüsselloch einen kleinen Lichtschimmer. Mein Zeitmaß nach Stunden hatte ich verloren, ich zählte nur die Tage. Es war Montag, der 19. November. Zusammengekauert saß ich in einer Ecke, die etwas trockener war. Alles Schreckliche ging mir nocheinmal durch den Kopf. Was hatten wir nur verbrochen? Wir? Gar nichts! Stunde um Stunde verging, hatte man mich in diesem Loch vergessen? Zum ersten Mal in meinem Leben stellte ich fest, dass Durst einen Menschen mehr quälen kann als alles andere. Ich klopfte wie ein verrückter an die Türe und schrie nochmal laut nach Wasser: kein Echo! Der Gedanke, die Wachtposten hätten mich hier vergessen und wären gar nicht mehr im Hause, brachten mich zur Raserei. Ich schrie und schrie und klopfte mir die Fäuste wund, kein Widerhall. Wahrscheinlich war ich zusammengebrochen und in einen tiefen Schlaf verfallen. Als ich erwachte, sah ich kein Licht mehr durchs Schlüsselloch. War es Abend oder tiefe Nacht? Meine Notdurft musste ich in diesem Raum verrichten, wieviel hatten das schon vorn mir getan? Wann gab man mir meine Freiheit wieder? Nochmals ein Aufbegehren, ein lauter Schrei nach Wasser, alles ohne Erfolg.

Nach langer Zeit, es muss in der Nacht gewesen sein, hörte ich Schritte. Das Schlüsselbund klirrte, ein polnischer Soldat mit der Pistole in der Hand holte mich aus meiner „Zelle“. Er brachte mich in den ersten Stock dieses Hauses. In einem auf geräumten Zimmer musste ich warten. Ringsumher auf Holzbänken saßen die bösen Gesellen aus meinem Transport nach der Verhaftung. Einige Gesichter dieser 25 Männer erkannte ich wieder. Diese Verbrecher warteten jetzt, genau wie ich, auf das Verhör. Als man merkte, dass ich ein Deutscher war, begannen für mich bange Minuten. Man stieß mich gleich von der Bank. Ich lag am Boden, obwohl diese Burschen sahen, dass ich ein Gipsbein

hatte und am Stock ging. Man spuckte mich an und „deutsches Schwein“ war ein gelinder Ausdruck. Alle 25 waren angeblich in deutschen KZ-Lagern gewesen, an mir wollten sie jetzt die Wut auslassen. Einer dieser Halunken drückte mir einen Besen in die Hand, um den Raum auszufegen. Es wurde ein schwieriges Unterfangen, da an dem Besen nur noch soviel Haare wie an einer ausgedienten Zahnbürste waren. Hatte ich ein Häufchen zusammengekratzt, kam einer und verteilte den Dreck mit dem Fuß wieder im Raum. Das Spielchen wiederholte sich und wurde nur von Boxhieben und Fußtritten unterbrochen. Ich fiel nach vorne, ich fiel nach hinten. Dieser Spießrutenlauf wurde von Schimpfworten begleitet, und ich war erstaunt, dass man sie in einem einwandfreien Deutsch interpretierte. Es gab kaum einen Körperteil, der mir nicht weh tat. Plötzlich wurde ich von meinen Peinigern erlöst, und ein Soldat brachte mich in ein anderes Zimmer zum „Verhör“. Hier saß ich einer Militärperson mit unbekanntem Rangabzeichen gegenüber. Gesprochen wurde nur polnisch und somit verstand ich kein Wort. Man schrie mich an, ich sollte gefälligst polnisch sprechen, ich zuckte nur die Schultern. Scheinbar verfasste man hier ein Protokoll von meinen „Straftaten“. Ich sah, dass man schon eine ganze Schreibmaschinenseite voll geschrieben hatte, so viele Verbrechen hatte ich begangen. Als das Schriftstück fertig war, legte man es mir zur Unterschrift vor. Man zwang mich zu unterschreiben, ein Protokoll in fremder Sprache, die ich nicht lesen, schreiben, sprechen und verstehen konnte. Ich verweigerte diese unmögliche Aufforderung, denn es konnte mein Todesurteil sein, diese Burschen waren zu allem fähig. Der Pole mir gegenüber sprang auf und brüllte mich wie ein Wahnsinniger an. Ein zweiter Uniformierter betrat das Zimmer und zückte eine Reitpeitsche. Er schlug blindlings auf mich ein. Meine beiden Augen und die Backenknochen waren noch blutunterlaufen und geschwollen von den Faustschlägen im Viehwaggon. Auf meinem Hinterteil konnte ich von den vielen Fußtritten und Kolbensschlägen kaum sitzen. Jetzt hagelte die Reitpeitsche auf mich ein, ein gemeines Werkzeug. Ich spürte die Striemen auf meiner Haut, sie drangen tief ein und dieser Halunke schlug sich in einen richtigen Rausch hinein.

Der andere Pole schrie in gebrochenem Deutsch: „Wir solange schlagen bis unterschribben!“ Ich lag am Boden und war wirklich am Ende, ich konnte nicht mehr. Ich erhob meinen rechten Arm und gab diesen ungleichen Kampf auf. Die Schläger waren erschöpft und von dieser „Arbeit“ perlte ihnen sogar der Schweiß auf der Stirn. Mit geschwollenen und schmerzenden Händen nahm ich zitternd den Federhalter und setzte unleserlich meinen Namen unter das Schriftstück. Anschließend brachte man mich heraus zu meinen 25 „Kollegen“, die mich nur stumm musterten und keinen Finger mehr gegen mich krümmten. Jetzt mussten sie zur Vernehmung. Vor etwa 30 Stunden hatte ich mein letztes Stückchen Brot verzehrt und ebensolange nichts mehr getrunken. Mein Kopf drohte auseinanderzubrechen. Hunger, Durst und Peitsche hatten mich zermürbt. Jetzt kam die lange Nacht, die ich mal sitzend, mal stehend verbrachte. Tränen sind die Sprache der Seele und die Stimme des Gefühls, sie sind Balsam des Leidenden. In dieser Nacht war es schwerer sie zu stillen, als sie zu vergießen. Es wurde eine lange Nacht, für mich war sie sehr dunkel, weil ich nichts mehr sehen konnte.

20. November, Dienstag

Gegen 8:00 Uhr morgens wurden alle Mann auf die Straße getrieben. In Reih und Glied marschierten wir durch Stettin, vier Posten mit Gewehren begleiteten uns. Wie ich vernahm, brachte man uns in eine Gefängnis. Mit Gips und Stock führte ich die Kolonne an, das Tempo, das ich humpelnd vorlegte, war den Posten zu langsam, meinen Mitgefangenen aber ganz recht.

Liebes Stettin, Hauptstadt der Provinz Pommern, so sah ich Dich wieder! Schweres hatte diese Stadt mit ihrem großen Hafen in den letzten Kriegstagen durchgemacht, der frühe-

re Glanz war erloschen. Die Luftangriffe hatten große Lücken in das Stadtbild geschlagen. Feuerstürme hatten ganze Stadtteile und Straßenzüge vernichtet. Im Vorbeigehen sah ich noch einmal den Hauptbahnhof. Wie oft war man hier durchgefahren, ausgestiegen und umgestiegen. Im Hafen lagen viele Schiffe, einsam, verlassen und zerstört. Was herrschte hier früher für ein emsiges Treiben. An der Hakenterasse lagen nicht mehr die beliebten weißen Dampfer, die auch mich 1935 mit meiner Mutter und Schwester einmal zu der schönen Insel Rügen gebracht hatten. Ich wusste sogar noch ihre Namen: Hertha, Rugard, Frigga und Odin. Wir gingen die Grüne Schanze entlang, dann über den arg zerstörten Paradeplatz. Hier hingen Riesen-Spruchbänder mit politischen Mahnungen an alle Polen: „Leistet Pionierarbeit für das polnische Stettin!“ Sollte man lachen oder weinen? Das Weinen lag einem näher. Es kamen Straßen, deren Namen ich nicht mehr kannte. Trümmer, nichts als Trümmer. Armes Stettin, wie hast auch Du geblutet. Man sah noch Barrikaden und viele unverwischte Spuren der letzten Straßenkämpfe. Man sah ältere Frauen, die Steine schleppten und etwas Ordnung machen sollten, es waren die einzigen Deutschen, die ich im Vorübergehen sah. Auch Stettin, das Tor zum deutschen Osten, gehörte nicht mehr uns. Der langersehnte Wunsch der Polen und ihr alter Schlachtruf: „Bis zur Oder!“ hatte sich vorerst erfüllt.

Inzwischen waren wir auf dem Schinkelplatz gelandet. Dort sah ich die Staatsbauschule wieder, in der ich im Vorjahr die Aufnahmeprüfung abgelegt hatte. Dann kam das Stettiner Arbeitsamt. Mit 500 Räumen das größte Bürohaus dieser Stadt. Dieses große Gebäude hatte die polnische Miliz zu ihrem Gefängnis gemacht.

Hier war das Ziel unseres Marsches, ich konnte auch nicht mehr laufen mit meinem Gipsbein. Als wir viele bewaffnete Posten passiert hatten, viele Türen hinter uns verschlossen worden waren, wusste ich, dass es hier kein Entrinnen gab, hier konnte keiner heraus, ohne sein Leben zu riskieren. Der Gedanke an eine eventuelle Flucht war absurd und wurde nicht einmal in Erwägung gezogen. Da wir uns hier in keinem Hotel befanden, brachten uns die Bewacher nicht zur 'Rezeption', sondern schlicht zur „Aufnahme“. Ein komisches Gefühl überkam mich als einziger Deutscher unter 25 polnischen Verbrechern. Das „Deutsche Schwein“ wurde an den Schluss der langen Schlange gestellt. Das Schicksal geht oft seltsame Wege, es sollte eine erneute Demütigung für mich sein, und selbst ich ahnte nicht, dass es mein Glück wurde.

Am Schalter nahm man von den vorderen Häftlingen bereits die Personalien auf, dazu gaben die Posten für jeden die Protokolle bzw. die jeweiligen Schriftstücke ab. Hosenträger, Gürtel und Tascheninhalt wurden eingesammelt. Als völlig „Gerupfter“ interessierte mich diese Sammlung nicht. In einem anderen Raum, für alle einzusehen, wurden jedem Häftling die Haare geschoren. Die ganze Prozedur dauerte natürlich ein Weilchen, erst als man sich eingespielt hatte, ging es etwas schneller. Immer wenn vier Mann ihre Formalitäten erledigt hatten, kam ein Posten und holte sie ab. Diese vier Mann wurden dann in eine Zelle gebracht. Langsam wurde mir etwas komisch in meiner leeren Mägengegend. Man machte Ernst und ich tat mir bald selber leid. Noch nie in meinem Leben hatte ich ein Gefängnis von innen gesehen. Ein Trupp nach dem anderen wurde abgeführt. Der betreffende Posten kam nach kurzer Zeit immer wieder zurück. Noch standen ca. 15 Mann vor mir und ich rechnete mir aus, wie lange es noch dauern würde, bis ich an der Reihe wäre. Die Abfertigung pro Person, bis zur Glatze, dauerte rund fünf Minuten. In einer Stunde war ich also in meiner Zelle. Mein Puls schlug schneller bei dem Gedanken, dass sich in diesem Raum und diesem großen Haus in kurzer Zeit sehr viel für mich entschied. Es ging im wahrsten Sinne des Wortes um Sein oder Nichtsein. Ich atmete langsam durch, als könnte ich die wirren Gedanken damit zur Ruhe bringen. Es gelang mir nicht, denn ich erkannte, dass mein Spielraum der eventuellen Flucht-

Möglichkeiten sehr begrenzt war. Bei der Einlieferung in dieses Milizgefängnis hatte ich mit wachem Auge gesehen und beobachtet: Ich wusste, wie man dieses Haus bewachte. Noch vor zehn Minuten hielt ich eine Flucht für nahezu unmöglich. Da geschah mit mir etwas ganz Sonderbares. In mir ging etwas vor, das man mit Worten nicht ausdrücken kann. Waren es bestimmte Gedanken, irgendwelche Kräfte oder eine innerliche Stimme, die auf mich einwirkten? Etwas kaum Fassbares bestimmte mein Tun und Handeln in den nun kommenden Minuten. Ich wollte die Freiheit und konnte sie nur erreichen, wenn ich floh, sonst existierte sie höchstwahrscheinlich nie mehr für mich. Ganz plötzlich war ich bereit, diesen Kampf aufzunehmen, und war mir voll und ganz bewusst, er ging auf Tod und Leben. Mein Geist war noch wach genug und meine Kraft nach den vielen Quälereien noch so stark, dass ich überstehen könnte.

Meine ganze Hoffnung galt dem anderen Deutschland, dort konnten und mussten genug Menschen leben, aber nicht als Knechte eines bolschewistischen Regimes. Dort war noch genug Erde und Raum für die Millionen Menschen, die nicht bereit waren, als Sklaven unter Sklaven zu leben.

Ich verarbeitete meine Gedanken und wieder führte der Posten vier Glazköpfe heraus. Noch standen zehn Mann vor mir. Keiner achtete auf den anderen, da jeder mit seinem eigenen Schicksal beschäftigt war. Mein Herz schlug, mein Geist war hellwach, trotz aller Strapazen. Es mochte ungefähr 10:00 Uhr sein. Der Posten kam zurück und holte die nächsten vier Gefangenen. Unmittelbar hinter mir war die Türe. Mein großes Glück, dass ich als Letzter stand. Sie gingen heraus, blitzschnell reagierte ich, als „Nr. Fünf“ setzte ich mich hinter den Letzten der Abgeführten - ich war aus dem Raum heraus und schloss die Tür hinter mir - der Trupp ging nach links - ich bog rechts ab - keiner nahm Notiz von mir - zwei Türen weiter und ich war in der Toilette - ich schloss mich ein - meine Hand hielt ich auf der Brust, sie sollte das Herzklopfen dämmen - ich hatte Angst, die Lautstärke könne mich verraten - noch hatte man in der „Aufnahme“ nichts gemerkt, sonst hätte es Alarm gegeben - noch 20 oder 30 Minuten, dann hätte ich am Schalter sein müssen - vielleicht merkte man es früher - ich zitterte am ganzen Körper - ich war in Schweiß gebadet - ich musste hier heraus, jede Sekunde war kostbar - der Anfang war gemacht, aber die Zeit arbeitete gegen mich - ich wartete förmlich auf das Alarmsignal - Gitter oder Freiheit - ich hatte die Freiheit gewählt und war fest entschlossen, jetzt alles auf eine Karte zu setzen - deutsche Laute drangen an mein Ohr - zwei deutsche Männer holten Wasser und unterhielten sich - der Stettiner Dialekt war unverkennbar - ich öffnete meine Türe und erschreckte die Männer - ich bat um Wasser und gab mich zu erkennen - sie waren Stettiner Bürger und seit Tagen hier inhaftiert - meine Absicht hielten sie für wahnsinnig - vielleicht hatten sie Recht - sie warnten mich, sie meinten es gut und ehrlich - nicht trieb die Unruhe weiter - ich stand auf dem langen Gang, vor lauter Türen wusste ich nicht wohin - rechts und links Türen, welche war die richtige - ich suchte den Ausgang, der mich in die Freiheit führte - plötzlich entdeckte ich rechts die breite Treppe, die wir morgens heraufgekommen waren - unten war das Hauptportal, das auf die Straße führte - durch diese hohle Gasse musste ich durch ... wenn - hatte man noch nicht gemerkt, dass der junge Deutsche mit dem Krückstock fehlte ich konnte gar nicht mehr denken - mit Stock und Gips taumelte ich mehr, als ich ging, die Treppe hinunter - das rechte Hosenbein hatte ich fast umgekrepelt, damit der Gips zu sehen war - mit fast glasigen Augen sah ich rechts zwei Posten und links zwei Posten - es trieb mich förmlich weiter - alles geschah in Sekunden - ich passierte die Posten - war gefasst auf einen Anruf - auf eine neue Verhaftung - wirre Gedanken, kreuz und quer im Kopf - es geschah nichts - kein Anruf - kein Halt! - ich öffnete die große, gläserne Türe - ich stand auf der Straße - rechts Posten, links Posten - die Türe schnappte hinter mir zu - keiner der Posten

nahm von mir Notiz - keiner wollte mit mir sprechen, sich mit mir „unterhalten“ - es durfte nicht wahr sein, ich ging die Straße entlang bis zur nächsten Ecke - es geschah alles in einem Trancezustand - wie konnten die Nerven nur soviel auf einmal verarbeiten - langsam und immer schneller werdend lief ich um die erste Ecke - ich stürzte in einen Hausflur ... und brach zusammen.

Der Gedanke wirklich in Freiheit zu sein, hatte mich überwältigt, die Nerven waren überspannt und am liebsten wäre ich hier eine Weile liegen geblieben. Die Faust der polnischen Häscher saß mir im Nacken, ich musste weiter, ob ich wollte oder konnte - spielte jetzt keine Rolle. Meinen kleinen Vorsprung musste ich verteidigen, wenn es auch schwerfiel, denn im Moment war ich fix und fertig. Ich veränderte mein Äußeres so gut es ging. Hut und Stock steckte ich in die Hosenbeine. Meinen zerissenen Mantel rollte ich zusammen und nahm ihn unter den Arm.

So entfernte ich mich im Eilschritt aus dieser windigen Gegend. Trotz der vielen Trümmer kannte ich mich hier noch aus. Dies war mein großer Vorteil in dieser Situation. Ich hoffte, dass mir alles gelang nach diesem Martyrium. Mir fiel sogar die Adresse von Fräulein Dettmer ein, es war die Wirtin meines Freundes Wilhelm Puls gewesen, der bis zum Zusammenbruch hier in Stettin gewohnt hatte und beruflich tätig war. Das Laufen fiel mir jetzt schwer, unabhängig von dem provisorischen Gipsverband. Ich kam in die Philippstraße und fand das Haus, das ich suchte. Fräulein Dettmer war natürlich nicht da. Die Wohnung war verlassen und restlos ausgeplündert, einschließlich des Zimmers meines Freundes. Aus meiner ehemaligen Garnisonsstadt Schwedt/Oder hatte ich Wilhelm Puls hier öfter besucht. Als ich dieses Haus verlassen wollte, ich wusste eigentlich nicht recht wohin, begegnete mir im Hausflur ein älterer Mann. Er glaubte, einem polnischen Plünderer in die Arme zu laufen und war arg verängstigt. Erschrocken schaute er mich an, denn so sah ich ja wohl auch aus. Ich erkannte an seiner Postmütze, dass er ein Deutscher war. Seine Miene erhellte sich erst, als ich ihn ansprach und ihm schnell erzählte, wer ich war und wo ich herkam. Wir sprachen über Wilhelm Puls, den er kannte und über die Wirtin, dann bat er mich in seine kleine Wohnung oben unter dem Dach. Sein Schreck hatte sich in Zutrauen verwandelt, vielleicht auch in etwas Mitleid. Seine Frau öffnete die Tür, auch sie war sichtlich erschrocken bei meinem Anblick. Wieder eine Erklärung meinerseits und beide Leuten waren rührend um mich besorgt. Ich sollte mich hinlegen und schlafen, das Zimmer war gemütlich warm. Meine Reihenfolge aber war eine andere. Erst etwas trinken, dann essen, waschen und dann schlafen. Volles Einverständnis bei meinen wildfremden Betreuern. Hinter meinem Gipsverband holte ich ein paar Zlotys heraus und ließ mir ein großes Brot holen. Die Mutti kochte mir eine Kanne Kaffee, wir bezeichneten es so, und nach der erwähnten Reihenfolge kam ich bei diesen herzenguten Menschen etwas zur Ruhe. Man reichte mir einen Spiegel, ich kannte mich selber kaum wieder, jetzt verstand ich den Schreck dieser Leute bei meinem Auftauchen hier im Hause. Zuerst stürzte ich mich auf die Kanne Kaffee, bevor ich mit Heißhunger das Brot verschlang. Wie gut kann trocken Brot schmecken, wenn man nur immer etwas hätte. Von hier schrieb ich eine Karte an Familie Steiler nach Schlawe. Nur Stichworte über Flucht, Gipsbein usw. Diese Karte mit polnischer Anschrift kam an. Es tat mir gut, diese kleine Weile Zuflucht, Schutz und gütige Wärme. Geradezu besser wurde mir, als ich für eine Zeit meine Schuhe ausziehen konnte. Mein Gipsbein wurde tüchtig belacht. Die Socken dampften und zeigten große Löcher, die bei den schwarzen Füßen nicht so sehr auffielen. Etwas warmes Wasser löste die Dreckkruste auf dem Körper und mit einem geborgten Kamm strich ich mir durch die Haare. Trotz allem - es war eine Wohltat!

Die Gastgeberin packte einen neuen Menschen auf ihr Sofa, gab ihm eine warme Decke und ließ ihn lange schlafen.

Es war immer noch Dienstag, der 20. November 1945. Etwa gegen 10:00 Uhr war ich aus dem Stettiner Milizgefängnis ausgebrochen. Es war jetzt 14:00 Uhr, ich musste Adieu sagen, denn es durfte nicht zuviel Zeit verloren gehen. Ich war frei, aber der Marsch durch die ganze Stadt Stettin stand mir noch bevor. Die sogenannte „Grenze“ lag noch vor mir und das Überschreiten war ein sehr schwerer Gang für mich. Der gute, alte Postpensionär gab mir viele Ratschläge, die ich gebrauchen konnte. Wie gut war es, dass ich ihn getroffen hatte. Ohne ihn wäre ich vielleicht früher oder später in mein Unglück gerannt. Als ich schlief, hatte er mir einen genauen Plan gezeichnet, nach dem ich marschieren sollte. Er hatte auf diese Art schon mehreren Landsleuten geholfen, weil er sich gerade in dieser Ecke der Stettiner Umgebung genau auskannte. Ein Teller dünne Suppe, ein herzlicher Abschied von diesen fremden, guten Menschen und mein Weg in' s Ungewisse ging weiter. Zwei Stunden brauchte ich mindestens, um aus dem Stadtgebiet herauszukommen. Stock und Hut kamen wieder in die Hosenbeine, der Mantel unter den Arm. Niemand durfte mich wiedererkennen, ich lief durch Stettin wie ein gehetzter Hund. In jedem Uniformierten sah ich einen Posten aus dem Gefängnis, je näher ich mich dem Stadtrand näherte, desto höher schlug mein Herz. Die Zeichnung war gut, ich marschierte stur nach ihr und war gut beraten. Beim Passieren aller wichtigen Punkte, die eingezeichnet waren, ziemlich am Rande der Stadt, sah ich noch einmal die Wirkungsstätte, wo Magda Georg im Kriegshilfsdienst gearbeitet hatte. Kurz danach lag dann -Gott sei Dank - Stettin hinter mir. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass unsere pommersche Hauptstadt mir einmal so schwere Stunden bereiten würde. In normalen Zeiten säße ich jetzt in der Nähe des Milizgefängnisses im zweiten Semester der Staatsbauschule am Schinkelplatz. Viel Wasser ist im vergangenen Jahr inzwischen die Oder hinunter geflossen. Der notwendige Wandertrieb „vom Heimweh begleitet, vom Fernweh geleitet“, brachte mich nach Möhringen, ein Dorf ganz in der Nähe der Großstadt. Mir war es schon leichter um' s Herz, denn hier sah man keine Polen mehr auf den Straßen. Russische Soldaten waren dafür sehr zahlreich. Was interessierte die, wo Mielke herkam, und wo er hinwollte, war ihnen auch egal. Millionen wurde die Straße heute zum Schicksal und ich war eben nur einer davon. Neunkirchen war das nächste Dorf. Ein deutscher Bauer fuhr mit seinem Fuhrwerk an mir vorbei, er sah, dass ich humpelte und nahm mich mit. Dieser Ort, ein größeres Bauerndorf, lag zwei Kilometer von der neuen sogenannten „Grenze“ entfernt. Auf den Gehöften dieser Ortschaft saßen noch alle deutschen Eigentümer. Sie gingen nach wie vor ihrer Feldarbeit nach, es sah hier in der Gegend alles sehr anständig aus. Ich war froh, dass ich aus dem polnischen Interessengebiet heraus war. Im Moment herrschte hier noch der sowjetische Oberst Fedorow, er war Stadtkommandant für sämtliche westliche Stadtbezirke von Stettin. Es war aber nur eine Frage der Zeit, wann die endgültige Übernahme Groß-Stettins in polnischen Besitz erfolgte. In Neuenkirchen machte ich eine Pause, ich hatte sie mir redlich verdient. Auf meiner Zeichnung war die Adresse eines Bauern angegeben. Ich kehrte dort ein und bestellte Grüße von meinem Fluchthelfer aus Stettin. Die Tochter des Hauses servierte mir Butterbrote und Milch, für mich kaum fassbar, aber man merkte, es kam von Herzen. Sogar für meinen weiteren Weg gab es noch etwas mit. Dieser Bauer ergänzte meine Zeichnung, und gab mir genaue Anweisungen bis an die "Grenze" und den genauen Überschreitungspunkt. Dieses Land bis dorthin gehörte ihm, so kannte er jeden Baum und Stein. Von diesem Dorf aus starteten fast jeden Abend Leute über die Grenze, um am nächsten Abend wieder zurückzukommen. Sie kauften „drüben“ noch für ihr deutsches Geld ein. Der Bauer hatte mir geraten, alleine zu gehen. Ich wartete die Däm-

merung ab, eine gewisse Nervosität konnte ich nicht verbergen. Die Familie merkte es und ermutigte mich. Gegen 17:00 Uhr marschierte ich los. Meine Zeichnung hatte ich in der Hand. Es war gerade die richtige Zeit im Monat November. Ich hätte mir am liebsten Nebel gewünscht, der Bauer meinte aber, zur Flucht brauche man Sicht und die Vorteile des Nebels würden die Nachteile nicht aufheben. Wieder hatte ich etwas dazugelernt und für jeden Ratschlag war ich dankbar. Ob dieses meine letzte Flucht war, so sicher war ich mir noch nicht. Zwei Kilometer hatte ich vor mir, sie hatten es in sich! Es musste einfach klappen, sonst war alles aus. Alle Kraft und Energie für die letzten Meter auf pommerschem Boden. Ein junges Mädchen schaute aus dem letzten Hause von Neuenkirchen heraus, in solchen Situationen ist man sogar abergläubisch, sollte dies ein gutes Omen sein? Sie ahnte natürlich, wo ich hinwollte und reichte mir noch einen Kanten Brot heraus. Sie wollte mir die Daumen drücken und wünschte ein ehrliches „Hals- und Beinbruch!“.

Das Schicksal hatte, wie bei meiner Flucht aus dem Stettiner Milizgefängnis, die Lenkung übernommen. Ich ließ mich treiben und stellte fest, dass die Natur meinen Fluchtweg begünstigte. Es war ein Hohlweg, der vor jeder Einsicht geschützt war. Ein dünner Kiefernwald schloss sich an. Unwillkürlich erinnerte er mich mit seinem sandigen Boden an Jershöft, wo wir oft hinter der Steilküste die herbe, würzige Luft der Kiefern und Fichten schnupperten. Dies Stückchen „Grenzgebiet“ war schön und traurig zugleich. Schnell wurden diese Gedanken wieder verscheucht durch die harte Realität des Lebens. Das große Töten war zu Ende, der formale Frieden war „schon“ sechs Monate alt, und noch immer gab es Menschen in hilfloser Verzweiflung und einer Hoffnungslosigkeit, die zu groß war für ein kleines Menschenherz. Ich zählte zu den Elendsgestalten, die mit ausgemergelten Gesichtern, mit Schmerz und Angst vor dem ungewissen Morgen westwärts zogen. Es war ein langer, verzweifelter Marsch, bis man wieder Menschen um sich hatte, die keine Furcht in den Augen hatten und nicht zu fliehen brauchten.

Vorsicht war geboten! Der Kiefernwald war mit polnischen Patrouillen bestückt, ich musste mutig und geschickt hindurchschlüpfen. Ganz allmählich senkte sich der Abend auf dies Niemandsland herab; er verschluckte den Tag, der für mich noch nicht gewonnen war. Ich blieb auf dem Boden liegen und peilte die Lage. In meiner Zeichnung war ein Haus enthalten, es war das letzte Gebäude diesseits der „Grenze“ und noch von Deutschen bewohnt. Dieses Haus sollte zum Dreh- und Angelpunkt für meinen entscheidenden Sprung in die Freiheit werden. 70 Meter dahinter verlief die Straße Stettin-Pasewalk, sie war an dieser Stelle zur Grenzlinie gemacht worden. Nur in gebückter Haltung wagte ich mich weiter vor. Bis jetzt hatte ich den mir vorgeschriebenen Weg gefunden und beschritten. In 150 Meter Entfernung sah ich das bewusste Haus vor mir. Die deutschen Bewohner wussten, dass sich hier in der Dämmerstunde einiges tat. Sie passten auf und waren den Grenzgängern behilflich. Aus dem oberen Stockwerk schaute jemand heraus, man hatte mich anscheinend kommen gesehen. Ich blickte starr auf das Fenster. Es wurde gewinkt. Ein paar Meter kroch ich auf dem Boden weiter, bis ich in einem Granatrichter verschwand. Noch wusste ich nicht genau, ob das Winken mir galt, denn es war schwer zu erkennen im Zwielficht. Bedeutete es „Kommen“ oder meinten die Fluchthelfer im Hause, ich solle liegenbleiben? Vorsichtig verließ ich mein Erdloch und spähte nach allen Seiten. Ich sah niemand, wieder schaute ich zum Giebelfenster des Hauses. Das Winken war noch intensiver geworden. Ich hatte mich inzwischen an das Dämmerlicht gewöhnt, und meine Sinne waren trainiert, sie waren noch scharf und eine merkwürdige Ahnung sagte mir: „Nicht weitergehen! Gefahr!“

Ich kroch hart am Boden in mein Granatloch zurück. Alliierte Bomben hatten es dicht am Wege in die Erde gewühlt. Jetzt hieß es abwarten und scharf beobachten. Ich kam

mir vor wie im Graben an der Ostfront, es war lange her, und noch immer musste ein Erdloch mich vor Gefahren schützen. Zu allem Unglück fing noch der Hofhund an zu bellen. Er wusste ja nicht, dass 150 Meter weiter jemand lag mit Angstschweiß auf der Stirn. Auf diese Entfernung kann die Kreatur zwischen Freund und Feind nicht unterscheiden. Ich sah zwei polnische Soldaten auf dem Hof des Gebäudes. Schemenhaft erkannte ich, dass sie mit einer Frau palaverten. Diese Patrouille musste ich überstehen, dann war hoffentlich der Weg für mich frei. Vorsichtig steckte ich meinen Kopf heraus und sah, dass die Posten den Hof verließen. Sie kamen den Weg entlang, das hieß, genau auf mich zu. Ich krallte mich mit meinen Händen in den Sand, aber die feuchte Erde gab nicht viel nach. Nervenaufreibende Sekunden ließen mein Herz rasend schlagen. Mein Körper zitterte und in den Ohren summte und hämmerte das Blut. Sekunden wurden zu Minuten und Minuten wurden jetzt sehr lang. Mein Leben hatte ich der Mutter Erde anvertraut und ich dachte einen Moment daran, was wäre mit mir geschehen, wenn ich diesen kleinen Granattrichter nicht zufällig gefunden hätte. Vielleicht hatte er schon anderen Menschen auf der Flucht zum Schutz gedient. Ich war dankbar! Polnische Laute drangen an mein Ohr, mit jedem Schritte deutlicher werdend. Gleich kam der entscheidende Augenblick. Die 150 Meter hatten eine Ewigkeit gedauert. Wenn jetzt ein Posten in dieses Granatloch schaute, nicht auszudenken, es wäre alles vergebens gewesen. Ich bildete mir ein, ganz ruhig zu sein, ich atmete nur soviel, wie gerade notwendig, ich hörte jetzt nur das starke Klopfen meines Herzens. Etwa zwanzig Schritte von mir entfernt, gingen die Grenzposten vorbei. Mein Glück, dass sie keinen Hund dabei hatten, er hätte mich aufgestöbert. Ich wartete noch ein paar Minuten. In Schweiß gebadet wagte ich einen Blick hinaus. Die polnische „Grenzstreife“ verschwand hinter mir im Kiefernwald. Noch ein kleines Weilchen, dann müsste das Schlimmste vorüber sein. Aus dem Hause hatte man alles beobachtet. Jemand winkte wieder aus dem Fenster, ich sah jetzt nur noch ein großes weißes Tuch, das geschwenkt wurde. Ich fühlte, dass es jetzt hieß: „Kommen!“. Gebückt rannte ich mit meinem Gipsbein dem Hause entgegen. Der Schäferhund begrüßte mich unsanft. Kein Wunder, denn wie sah ich aus? Ein Mann und eine Frau kamen aus dem Haus, sie hatten um mich etwas gezittert und Angst geschwitzt. Ein Glück, dass ich die Gefahr gewittert und die Warnung aufgenommen hatte. Ein Glück auch, dass ich das Winken aus dem Fenster nicht falsch verstanden hatte. Es gab bei so einem Unternehmen viele Komponenten, die man vorher einfach nicht einkalkulieren konnte. So war es jetzt der Schäferhund, der sich nicht beruhigte. Er bellte und bellte und riss an seiner Kette vor der Hütte. Dieser Hund hätte mir noch zum Verhängnis werden können, denn wir befürchteten, die Posten würden hellhörig und würden schnell wieder hier erscheinen. Ca. 20 Minuten blieben mir noch Zeit, dann musste ich den Sprung in die Freiheit getan haben, sonst kam die nächste Streife. Manchmal pflegen Dinge noch im letzten Augenblick schiefzugehen. Diese beiden Deutschen, Mann und Frau, im letzten Haus an der neugeschaffenen Grenze waren selbstlos und tapfer. Sie sagten, wir müssen helfen und tun es gerne, trotz der großen Gefahr, schon morgen können wir in der gleichen Situation sein und dann wird auch uns geholfen werden. Zu diesem schlichten Heldentum gehörte an dieser Stelle sehr viel Mut. Ich besaß absolut nichts mehr, wie gerne hätte ich diesen Menschen, die für mich namenlos blieben, etwas geschenkt. Als Ausdruck meiner Dankbarkeit blieb mir nur ein herzlicher Händedruck, mit dem ich mich von diesen hilfreichen Menschen verabschiedete.

Kein Held hat einen Schild gegen die Pfeile des Schicksals, und was einem auferlegt wird, muss man ertragen. Ca. 70 Meter musste ich noch bewältigen, dann lag das polnisch „verwaltete“ Gebiet hinter mir. Dieses letzte Stückchen Weg war nochmal gefährlich, da es gut einzusehen war. Mir blieb scheinbar aber auch nichts erspart. Meter um

Meter musste ich mit Gipsbein und Krückstock auf meiner pommerschen Heimaterde herausrobben. Mit letzter Kraft auf dem Erdboden kriechend, näherte ich mich langsam der Straße Stettin - Pasewalk. Geduld und Selbstbeherrschung ließen mich eine Weile auf der kalten und feuchten Erde verschnaufen. Die Dunkelheit kam mir in den letzten Minuten zu Hilfe. Ich lauschte und konzentrierte mich auf den Sprung über die Straße, die von polnischen Fahrradstreifen kontrolliert wurde. Zehn Meter waren es von der Hölle in die Freiheit!

Ich raffte mich auf, ein paar kräftige Sätze mit schmerzdem Bein, und ich war auf der anderen Straßenseite. Mit Müh und Not erklomm ich den steilen Abhang und blieb oben sitzen. Ein Stoßseufzer: Ich hatte es geschafft! Der Rest war Schweigen!

Noch einmal wurde ich begnadet.
Mich zu freuen diesen Augenblick.

Noch einmal dürft' ich unbeschadet
Erfahren - Dasein - ist ein großes Glück.

Dies Fastzuviel - bald unertragbar,
Mein Leben gefährlich in der Schwebel;

Ein großes Glück - fast unsagbar.
Dank, vielen Dank - dass ich noch lebe!

Zu meinen Füßen lag die Straße nach Pasewalk, ein kleiner Teil der neuen „Friedensgrenze“. Die „Großen der Welt“ hatten den sogenannten Weltfrieden proklamiert. Diese ausgeklügelte Meisterleistung sollte ein ewigen Bestand haben. Würde es für Deutschland ein zweites Versailles?

Vorübergehend musste ich schnell in Deckung gehen, polnische Grenzstreifen fuhren die Straße entlang. Sie sahen mich hier oben in der Dunkelheit nicht. Physisch erschöpft, seelisch gedemütigt und mit Dreck besudelt, hatte ich niemals den hohen Wert der Freiheit vergessen. Brutalität und Sadismus hatten mich nicht eingeschüchtert. Schlaflose Nächte, sowjetische Kolbenhiebe und polnische Fäuste, Hinterhältigkeiten und Vergewaltigungen des Menschenrechtes, eiskalte Unterdrückung und nackte Gewalt hatten es bis jetzt nicht vermocht, mich in die Knie zu zwingen. Obwohl am Ende eines langen, beschwerlichen Weges, der mit Dornen und Stacheln bepflanzt und mit gemeinen Fußangeln bestückt war, hatte ich als deutscher Staatsbürger meine weiße Weste nie beschmutzt; mein Gesicht war zwar ramponiert, aber nie verloren!

Ich war müde, meine Beine waren matt und ich konnte kaum noch aufrecht gehen. Die Pause auf dieser Anhöhe hatte mir gut getan, nach den letzten Strapazen, die geballt auf mich zugekommen waren. Mit den dunklen Wolken an diesem Abend des 20. Novembers sandte ich mit blutendem Herzen von dieser Stelle ein paar stumme Grüße ostwärts in meine Heimatstadt. Auch ein paar Hundert Kilometer weiter deckte die anbrechende Nacht ihre Schatten über verbrannte Erde, über Dörfer und Städte und über die Gräber unserer vielen Toten.

Pommerland ist abgebrannt.
So sang man einst als kleines Kind.

Wir wussten nichts von Brand und Kriege,
Dann schritt man mit von Sieg zu Siege.

Jetzt ist der Pole im Pommerland,
Ich wollt' das Lied war' Lüge!

Am Horizont sah ich ein paar Lichter von Stettin, der Hauptstadt unserer pommerschen Provinz, in der noch nie so viele Tränen vergossen worden sind - wie im Jahre 1945.

„Nun ade. Du mein lieb Heimatland!“ Dieses ist die erste Zeile eines Liedes, das wir im ersten Schuljahr bei Lehrer Bahr gelernt hatten. Jetzt, einsam und verlassen in der unheimlichen Stille dieser Nacht, dachte ich an dieses Lied. Wir hatten es oft und gerne aus fröhlichem Kinderherzen angestimmt und waren uns der tieferen Bedeutung niemals bewusst. „Auf Angst und Schweiß, folgt Ruh und Preis“. Ein Sprichwort, das seine Bedeutung in dieser Situation verloren hatte. Den Preis hatte ich mir erkämpft, es war meine Freiheit, aber mit der Ruhe war es wohl noch nichts. Es gab für mich kein Ausruhen, kein Stuhl zum Sitzen, kein Bett zum Schlafen, kein warmes Zimmer als Zuflucht. Nicht nur die letzten Tage hatten mir gezeigt, dass das Leben hart und grausam sein konnte. Das Leben ist ein Sturm, der Menschen wegfeigen kann, es kann auch ein Strom sein, der ihn mitreißt und fortreibt: Es ging hinein in die Dunkelheit, auf unbekanntem Wege weiter vorwärts. Ich stolperte recht und schlecht durch die finstere Nacht, aber durch die Anspannung meiner Sinne vergaß ich allen Kummer. Meine Gedanken waren bei meinen Lieben, wann und wo würde ich sie Wiedersehen? Diese nasskalte Novemberrnacht war schaurig und so dunkel, dass ich kaum etwas sehen konnte. Nicht weit vom Wege standen ein paar Häuser, kein Licht, kein Laut drang heraus. Anscheinend waren sie verlassen, weil die willkürliche Grenze so nahe war. Plötzlich sah ich ein paar Schatten, die erst in ziemlicher Nähe etwas Form annahmen.

Vorsicht! Sicherheitshalber hatte ich mich hinter einem Baum versteckt, denn die ganze Sache erschien mir etwas unheimlich. Die Schatten verschwanden in den Häusern, in die ich mich nicht hineingetraut hatte. Ich sah spärliches Licht aus Taschenlampen und hörte Frauenstimmen. Mit Bettzeug beladen eilten sie hastig wieder zurück. Die Angst beflügelte ihre Schritte. Ich hatte sie eingeholt und mich zu erkennen gegeben, nachdem ich festgestellt hatte, dass es deutsche Frauen waren. Sie erzählten mir, dass ein Wohnen in ihren Häusern in dieser ganzen Gegend nicht mehr möglich war. Beim Einbruch der Dunkelheit hausten hier polnische Banden wie die Barbaren. Unbehelligt überquerten sie den Grenzstreifen und räuberten nach Herzenslust. Sie wurden erst dort gestoppt, wo deutsche Bauern mit verbotenen Jagdgewehren und Knüppeln zur Selbsthilfe griffen und diese feigen Banditen in die Flucht schlugen. Diese mutigen Frauen wagten sich im Dunkeln immer nochmal zu ihren Häusern vor, um noch zu retten, was zu retten war. Sie gaben mir den Rat, schnell zu verschwinden. Milizeinheiten kamen sogar über die Grenze und suchten kräftige Männer, um sie nach Stettin zu Aufräumungsarbeiten zu bringen. Diese Übergriffe waren an der Tagesordnung. Da ich mich hier überhaupt nicht auskannte, war ich auf die guten Ratschläge der Frauen angewiesen. Mein nächstes Ziel war der Bahnhof Grambow. Es war die erste Station nach der Grenze, an der Strecke von Stettin nach Pasewalk. Mitternacht war es, als ich hier ankam. Deutsche Bahnbeamte, die mich erblickten, warnten sofort, Augen und Ohren aufzuhalten und sehr wachsam zu sein.

Trotz allem atmete ich doch auf, als ich hier auf dieser kleinen Bahnstation deutsche Menschen sah und keine fremden Laute mehr hörte, gegen ein bestimmtes Sprachgewirr war ich allergisch geworden. Ich hatte jetzt doch die Zuversicht, dass ich es bald geschafft hätte und sah meine Ziel in greifbarer Nähe. Es war die Nacht vom 20. zum 21. November, an Schlaf war auch jetzt nicht zu denken, die Nerven waren zu aufgepeitscht und unterdrückten die Müdigkeit.

Laut Auskunft des Stationsvorstehers sollte morgens um 2:00 Uhr ein Zug in Richtung Pasewalk fahren. Ich hielt mich in der Nähe des Bahnhofes hinter einem Schuppen versteckt, denn man wusste nicht, was einem noch alles passieren konnte. Es waren unruhi-

ge Stunden, denn allmählich trafen mehr und mehr Menschen auf diesem Bahnhof ein. Viele waren nach der vollständigen Plünderung und den Misshandlungen auf dem gefürchteten „Grenzbahnhof“ Stettin-Scheune geflohen und landeten nur mit dem, was sie auf dem Körper hatten, hier in Grambow. Ich unterhielt mich mit einigen Landsleuten und ließ mir die Schreckensstunden auf dem Bahnhof Scheune schildern. Natürlich dachte ich dabei an meine Angehörigen und Verwandten, denen es wahrscheinlich genauso ergangen war. Ob sie wohl noch in Berlin weilten oder gar schon weiter gekommen waren? Für mich war jedenfalls Eile geboten, wenn ich sie noch einholen wollte. Schwierig war es, hinter meinem Gipsverband ein paar Reichsmarkscheine hervorzuholen, um mir eine Fahrkarte kaufen zu können.

21. November, Mittwoch

Irgendwann kam in den ersehnten, noch dunklen Morgenstunden des 21. Novembers der langersehnte Nachtexpress angefaucht. Man hörte förmlich, wie er sich quälte. Vollbesetzt, mit Mensentrauben auf den Trittbrettern, lief der Zug in Grambow ein. Wir paar Leutchen, vom Gepäck befreit, quetschten uns noch in die überfüllten Abteile. Zwischen unseren verängstigten Landsleuten war ein Umfallen nicht möglich. Um mich herum sah ich fast nur Elendsgestalten mit bleichen, trotzigen Mienen. Schmerz und Angst hatten ihre Gesichter gezeichnet. Frauen und Kinder weinten, die Augen der Mütter waren leer und müde. Gedankenlos starrten sie ohne Unterlass vor sich hin. Die Kleider zerschlissen, Kopf und Körper voller schmerzender Beulen, schmutzig und völlig übermüdet, Hunger und Durst verkrampften den Magen, so irrten wir als traurige Gestalten dem Inferno entronnen - dem ungewissen Morgen entgegen. Ich war nur einer von Millionen in diesem mächtigen Strom von Elend und Verzweiflung, fortgerissen von den Wurzeln der Heimat und erfasst von dem Chaos, das unser Land überflutet hatte.

Um uns her begann es, langsam heller zu werden. Im Morgengrauen, etwa gegen 5:00 Uhr, erreichten wir Pasewalk. Der Wartesaal war zum Brechen voll, an Schlaf war nicht zu denken, die vielen Gedanken hielten mich wach. Wie kam ich auf schnellstem Wege nach Berlin? Nach Ansicht einer Karte fiel mir Greifswald ein. Kurz vor unserer Abfahrt in Schlawe war Erich Arndt nach Hause gekommen. Er wollte Frau und Familie herausholen. Von ihm erfuhren wir, dass auch Heinz-Günter Jürs die gleiche Absicht gehabt hatte, aber in Greifswald krank wurde. Der Mann meiner inzwischen verstorbenen Cousine hatte von täglich durchfahrenden Flüchtlingen erfahren, dass auch wir unterwegs waren. So schaute er oft auf den Bahnhof, um Schlawer Bekannte zu entdecken oder gar mal einen von uns zu finden. Wie bestellt stand Heinz-Günter an der Sperre als ich am 21.11. morgens in Greifswald ankam. Ein plötzliches Wiedersehen, für mich völlig unerwartet, für uns beide ein freudiges Ereignis. Er nahm mich gleich mit zu seiner Wirtin, aber aus dem Erzählen wurde nicht mehr viel. Meine Wünsche: Waschen, essen und trinken, dann schlafen, wurden respektiert. Für einige Stunden war für mich die Welt vergessen. Seit dem 17.11. war mir dieses alles ja mehr oder weniger versagt geblieben. Auch hier war man besorgt um mich und las mir meine Wünsche von den Augen ab.

22. November, Donnerstag

Am Vormittag dieses Tages kam der große Augenblick. Für mich war es eine wahre Erlösung, mein Gips am Bein wurde gesprengt. Wertvolle Brocken waren mir erhalten geblieben und allen russischen Plünderern und polnischen Banditen hatte ich ein Schnippchen geschlagen. Hoffentlich hatte ich ihn nicht zu früh abgenommen, denn von Greifswald bis Flensburg war es noch sehr weit.

Auf dem Rathaus besorgte ich mir eine neue Kennkarte, alle meine Angaben zur Person wurden auf Treu und Glauben eingetragen. Staatsangehörigkeit: „nicht nachgewiesen“,

besondere Kennzeichen: „Narben auf der rechten Körperseite“, das klang wie in einem Steckbrief, aber entsprach leider den Tatsachen. Ich verdankte meine Kennkarte einer netten, jungen Dame, die sich über allen Bürokratismus hinwegsetzte und menschlich handelte. Nun „war ich ja wieder wer“ und ich war sehr dankbar dafür. Am Marktplatz ging ich in einen Friseursalon, es tat not. Als rechts und links von mir ein paar russische Offiziere Platz nahmen, bekam ich wieder ein komisches Gefühl in der Magengegend, aber der Meister beruhigte mich. Mit Heinz-Günter Jürs gab es noch schnell ein paar Besuche bei Schlauer Landsleuten, z.B. der Familie Schade, die einiges aus Schlawe wissen wollten, nun bei mir lagen sie richtig und konnten aus erster Quelle alles erfahren. Noch hatte ich fast jedes Haus im Kopf.

23. November, Freitag

Frau D., unsere Greifswalder Wirtin, hatte gute Beziehungen zur Deutschen Reichsbahn. Sie besorgte uns nicht nur eine vollständige Bahnuniform, sondern auch einwandfreie Reisepapiere für eine „Dienstreise“ von Greifswald nach Flensburg. Ja, das war das sogenannte neue „Vitamin B“, mit dem ich jetzt das erste Mal Bekanntschaft machte. Wir sparten das Reisegeld, fuhren nicht in den überfüllten Wagen, denn wir hatten ja einen Ausweis und benutzen natürlich nur das Dienstabteil. Eventuellen Fachsimpeleien mit unseren „Kollegen“ von der Deutschen Reichsbahn entzogen wir uns durch Schlaf.

24. November, Sonnabend

So kamen wir am 24. November 22:30 Uhr auf dem „Stettiner Bahnhof“ in Berlin an. Armes Berlin. der erste Eindruck bei diesem nächtlichen Wiedersehen war furchtbar. Wir wussten, was auch diese Stadt gelitten hatte. Auf der Suche nach einer Unterkunft, es war schon ein Problem in den zerstörten, dunklen Straßen, liefen wir ausgerechnet einer Russenstreife in die Arme. Jürs und ich wurden wegen Überschreitung der Sperrstunde verhaftet. Für mich war dies ein fremder Begriff und so tappten wir ahnungslos in die Falle russischer Militärpolizisten. Unser Auftreten in der Bahnuniform hatte Eindruck gemacht, nach einem kurzen Verhör in der Wachstube, in dem wir die Posten mit einem Redeschwall überzeugten, dass wir verspätet von unserem Dienst kamen und unser Hotel suchten, entließ man uns. Die Russen hatten sogar noch ein schlechtes Gewissen, spät arbeitende Werktätige belästigt zu haben und entschädigten uns mit ein paar Zigaretten. Dicht neben der Wache war das Hospiz, das die zwei „Bahnbeamten“ aufnahm und ihnen ein Doppelzimmer anwies. Nach dem Schreck in dieser Nachtstunde, fanden wir in weißen Betten die verdiente Ruhe. Wir hatten Glück, dass alles so gut ausging. Man hätte auch unseren Rucksack durchwühlen und damit meine Goldstückchen aus dem Gips finden können, und dann wäre sicher der Teufel los gewesen.

25. November, Sonntag

Gleich am frühen Morgen fuhren wir nach Adlershof im russischen Sektor und fanden, Gott sei Dank, unsere Angehörigen, wie immer verabredet, bei Tante Lotte und Onkel Erich Storbeck. Es war ein Wiedersehen mit vielen Freudentränen. Tante Lotte, die mir die Tür öffnete, kannte mich im ersten Moment nicht wieder. Kurz darauf ertönte aber der Freudenschrei. Man konnte es nicht fassen, dass ich wieder da war. Keiner hatte daran geglaubt, dass ich den polnischen Henkern so schnell enttrinnen könnte, die Freude war nun natürlich umso größer. Wir waren nun wieder zusammen und auch Heinz-Günter Jürs konnte seine kleine Tochter in die Arme schließen. Tränen bei Klemzens, dass Ursel nicht mehr unter uns weilte, ihr Mann sah sie nicht wieder, aber die Tränen lösten sich in Freude auf, dass Heinz-Günter alles überstanden und die kleine Gudrun ihren Vater wieder hatte.

Wir eilten abends zurück ins Hospiz, in die Nähe des Stettiner Bahnhofs.

26. November, Montag

Großmutter, Schwester, Familie Klemz und Frau Kunkel mit beiden Kindern waren in einem Flüchtlings-Durchgangslager auf dem Reichssportfeld untergebracht und bereits registriert. Nur zu Verwandtenbesuchen innerhalb Berlins durften sie das Lager verlassen. Jürs und ich hatten Glück, dass wir sie hier im Lager noch antrafen, denn bereits am Nachmittag dieses 26.11. sollten sie mit einem Transport den Berliner Bahnhof „Grunewald“ verlassen. Die betreffenden Ausweise hatten sie bereits in der Tasche. Vorläufig Richtung Hannover. Englische Soldaten fuhren die Leute mit ihren Autos vom Lager zum Bahnhof. Diese Transporte mit dem Endziel „Britische Zone“ waren von den Engländern gut organisiert. Soldaten verteilten an die Inhaber eines Reiseausweises gute Marschverpflegung für ein paar Tage. Das Verladen der Menschen mit ihrer wenigen Habe in saubere Güterwagen vollzog sich in bester Ordnung und im krassen Gegensatz zu der russischen und polnischen Wirtschaft. Die sauberen und korrekten, aber reservierten Engländer wirkten geradezu beruhigend auf unsere schwergeprüften Gemüter.

Unsere gute, tapfere Oma, hatte sich bei Tante Lotte etwas erholt. Diese Berliner Tante, als geb. Höftmann ein Schlawer Kind, war ein Musterbeispiel von Nächstenliebe. An der Ostfront hatte sie ihren einzigen Sohn geopfert, durch Bombenterror in Berlin alles verloren und trotzdem hatte sie noch fast für jeden einen kleinen "Fummel". Einer erbt einen Schlips oder Schal, der andere ein Handtuch oder irgendein Kleidungsstück und der Oma ersetzte sie die Kleiderfetzen so gut sie konnte. Herzlichen Dank dieser kleinen zierlichen Frau mit dem großen Herzen.

Ohne Jürs und mich verließen unsere Angehörigen Berlin. Wir waren durch die besonderen Umstände nicht durch das vorgeschriebene Durchgangslager gegangen. So durften wir uns diesem Transport nicht anschließen. Ein Versuch, illegal in den Zug zu kommen, scheiterte leider an dem großen Aufgebot deutscher und englischer Polizei auf dem Bahngelände. Nur die Besitzer einer roten Karte der britischen Militärregierung durften den Bahnsteig und die Waggons betreten. Daher mussten wir unsere Lieben wieder allein weiterreisen lassen. Wir erfuhren hier auf dem Bahnhof von unseren „Kollegen“ der Reichsbahn, dass am nächsten Tage um die gleiche Zeit ein Zug in derselben Richtung abfahren sollte. Die Nacht verbrachten wir bei unseren Verwandten in Adlershof und für den nächsten Tag hatten wir uns vorgenommen, unser Ziel „Britische Zone“ zu erreichen, legal oder illegal.

27. November, Dienstag

Mit einer Portion Optimismus in unseren Rucksäcken erschienen wir am frühen Nachmittag wieder auf dem Bahnhof Grunewald. Der bewusste Zug, den wir nach guten Tips im Auge hatten, stand schon in den richtigen Gleisen. Er war bereits mit Flüchtlingen besetzt. Um eventuellen Schwarzfahrern den Wind aus den Segeln zu nehmen, war der betreffende Bahnsteig von deutschen Polizisten hermetisch abgeriegelt. Eine Schachtel Zigaretten hätte uns in dieser Zeit noch Tür und Tor geöffnet, aber wir wollten uns dieses rare Gut für ganz heikle Situationen aufbewahren. Hier konnte nur Frechheit siegen, etwas anderes gab es nicht. Schließlich waren wir beide uniformierte Eisenbahner und hatten auf diesem Bahngelände auch Zutritt. Es klappte natürlich, kein Polizist kontrollierte uns. Es war unser Glück, sonst wäre unser Vorhaben gescheitert. Bis zur Abfahrt des Transportes war noch ca. eine Stunde Zeit. Unmittelbar neben diesem Zuge stand ein Güterzug mit leeren Waggons. Uns war nicht bekannt, was mit diesem geschehen sollte. Ein Fingerzeig, den wir schnell erfassten in dieser Situation. Wir kletterten in einen leeren Wagen und warteten hier ab, bis der Transport sich in Bewegung setzte. Die Insassen des gegenüberliegenden Wagens hatten wir von unserem Plan unterrichtet. Die Türen

wurden uns bei der Anfahrt geöffnet, ein kräftiger Satz auf den langsam fahrenden Zug, und wir waren im Waggon und schmuggelten uns ohne englische Papiere unter' s Volk. Erst sah man uns böse an, etwas später gehörten wir einfach dazu. Unsere Herzen klopften natürlich schneller als gewöhnlich, denn wir waren nicht so sicher, ob uns diese Aktion in die endgültige Freiheit führte. So verließen wir auf illegalem Wege am Nachmittag des 27.11.1945 den Bahnhof „Grunewald“ in Berlin. Im Waggon bangte man um uns. Wir wurden, je näher wir gen Westen kamen, immer ruhiger. Jeder Meter Boden war für uns gewonnen. An der Grenze von der russischen zur britischen Zone brauchten wir noch eine ganze Portion Glück. Inzwischen wurde es Nacht, und in unserem Wagen brannten ein paar Talglichte. Die Frauen schliefen mit ihren Kindern im Arm, die Männer saßen um die Lichte und spielten Karten. Der Zug hielt in Stendal, keine Kontrolle. Kurz hinter dieser Stadt hatten wir offenbar die Zonengrenze erreicht. Der Zug hielt auf einer kleinen Station. Draußen hörten wir russische Laute. Uns wurde doch etwas komisch. Je länger der Zug hielt, je nervöser wurden wir. Kontrolle! Russische Soldaten holten aus dem Bremserhäuschen viele Schwarzfahrer heraus. Unser Waggon blieb von allem verschont, man machte nur Stichproben.

Wir atmeten auf, der Zug fuhr nach etwa 20 Minuten über die Zonengrenze. Dieser Moment war ein weiterer Höhepunkt in unserem derzeitigen Abenteuer-Dasein. Nach der riskanten Flucht über die „Oder-Neiße-Linie“ überschritt ich mit Heinz-Günter Jürs nun den zweiten „Eisernen Vorhang“, den schmerzlichen Scheidepunkt zwischen Ost und West. Wir verließen den Machtbereich der „Sowjetischen Befreiungsarmee“, ob für immer und ewig, das stand in den Sternen. Das Tor zur Freiheit für viele Hunderttausende hatte sich nun auch uns geöffnet. Ich konnte es noch nicht recht glauben, ein tiefes Atemholen war die Reaktion auf die Freude über das Erreichte. Unser Zug rollte langsam durch das Niemandsland. Bei Gifhorn fuhren wir in die „Britische Zone“. Unser gestecktes Ziel war erreicht, vorausgesetzt, wir überstanden die englische Kontrolle. Es war ca. 2:00 Uhr morgens, die Militärstreife betrat unseren Waggon. Die Sache wurde für uns sehr bedenklich, aber herausspringen konnten wir unmöglich und so ließen wir alles über uns ergehen. Uns blieb der Trost, dass man so leicht niemand in die russische Zone zurückschickte. Alle Männer im Wagen mussten sich in zwei Gliedern aufstellen. Zwei Engländer kontrollierten die Papiere. Unser Herz saß wieder einmal mehr in der Hosentasche und machte lautstark „Bumm-Bumm“. Die Spannung war auf dem Höhepunkt. Gleich waren wir an der Reihe, denn Heinz-Günter und ich standen im ersten Glied. Unsere Hände lagen auf dem Rücken und: „Wenn man denkt, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her!“ In unsere Hände schoben sich Papierscheine. Wo sie herkamen, wussten wir in diesem Augenblick noch nicht. Die Soldaten standen schon vor uns. Wir zeigten die fremden Papiere ... bange Sekunden ... Schweiß auf der Stirn ... ein kurzes „Allright“, sie gaben die Dokumente zurück. Wir schauten uns beide an, und dann fiel etwas zur Erde: es war der Stein von unseren Herzen.

Bei Frauen mit Kindern wurden nur einige Stichproben gemacht, dann verließen uns die Engländer mit einem „good night“. Für uns war es wohl die letzte Hürde, die wir überspringen hatten. Jetzt waren wir „im Westen“. Eine beherzte Frau, die genau wusste, dass bei uns beiden „Holland in Not“ war, hatte uns geistesgegenwärtig die wichtigen Papiere von sich und ihren Kindern zugesteckt.

Die Grenzstreife hatte nicht so genau hingeschaut, wir waren in Sicherheit und dankten dieser tapferen Frau. Sie bekam unsere Zigaretten, um so für sich und ihre Kinder etwas einzutauschen. Wir dankten auch allen anderen Insassen für ihre Besonnenheit. Durch ihre moralische Hilfe hatten wir auch dieses Hindernis mit Bravour und Herzklopfen genommen.

28. November, Mittwoch

H.G. und ich verließen auf dieser Station den Transportzug. Auf schnellstem Wege wollten wir in Richtung Hamburg weiter. Der 28.11. war inzwischen angebrochen, es war ein Mittwoch. Ein Güterzug brachte uns nach Lehrte und weiter nach Ülzen. Hier endete die Fahrt mit einem Aufenthalt bis zum Nachmittag. Die Wartezeit an diesem grauen Tage, an dem es nicht mehr hell werden wollte, verbrachten wir im warmen Dienstzimmer für Eisenbahner. Von unserem „Kollegen“ erfuhren wir, dass noch an diesem Tage ein Flüchtlingszug in Richtung Hamburg ankommen sollte. Diese günstige Gelegenheit wollten wir uns nicht entgehen lassen, denn Flensburg, die geplante Endstation, war noch weit. Vielleicht trafen wir in diesem Zuge sogar unsere Angehörigen. Sie hatten von Berlin einen Tag Vorsprung. Noch vor Dunkelheit traf der bewusste Transportzug in Ülzen ein. Wir liefen von Wagen zu Wagen, klopfen und fragten nach Schlawer Insassen. Halb Pommern war hier vertreten, von Schlawe hörten wir nichts. Im vorletzten Waggon, wir trauten unseren Ohren nicht, vernahmen wir die vertraute Stimme von Onkel Alla. Es war wirklich ein glücklicher Zufall. Die Freude war groß und zusammen führen wir weiter. 24 Stunden Vorsprung hatten wir aufgeholt.

Unsere Angehörigen hatten die vergangene Nacht in einem Durchgangszeltlager in Glüsing bei Hannover verbracht. Eine nasskalte Novembernacht und dann im Zelt, das war nichts für alte Leute und kleine Kinder. Unsere Großmutter hatte sich in dieser Nacht erkältet, wir vermuteten sogar eine leichte Lungenentzündung. Es war längst wieder dunkel in unserem Güterwagen und der 28.11. neigte sich seinem Ende zu. Unser Transportzug rollte und rollte, das monotone Geräusch eines Güterwagens wurde zu einer bekannten Melodie, die uns auf unserer langen Reise begleitete. Noch immer war sie nicht zu Ende.

29. November, Donnerstag

Als nächstes Ziel war das Sammellager Bad Segeberg/Holstein angegeben. Unsere Großmutter saß in sich versunken und apathisch in einer Ecke. Im Halbschlummer fantasierte sie und im Dunkel des Waggons sah sie im Unterbewusstsein die furchtbaren Bilder von der Reise bis Stettin. Ab und zu schrie sie auf, wir hatten Mühe, sie zu beruhigen.

In Hamburg hatten wir kurzen Aufenthalt, aber keiner durfte den Zug verlassen. Unser Reiseziel änderte sich von Segeberg in Pöppendorf bei Lübeck. Wir hörten diesen Ortsnamen zum erstenmal und hatten noch keine genaue Vorstellung, wo sie lagen. Später wurden sie allen Flüchtlingen, die in den Norden zogen, zu einem festen Begriff. Um 2:00 Uhr morgens traf unser Zug in Pöppendorf ein und es gab glückliche Gesichter, dass wir endlich aus den Güterwagen herauskamen. Im Lager war die Entlausung die erste, wichtige Amtshandlung. Nach einer warmen, kräftigen Graupensuppe wurde man familienweise in kleine Wellblechbaracken (Nissenhütten) verteilt. Ehemalige deutsche Soldaten leiteten unter englischer Oberaufsicht den Lagerbetrieb, er war gut organisiert. Großmutter kam mit anderen, alten Leuten in eine Rote-Kreuz-Station und wurde von Schwestern betreut.

Am Vormittag fand eine Registrierung statt, sie war bei einzelnen Personen mit einem Verhör verbunden, das sich auf politische Fragen bezog. Jürs und ich mussten uns dieser Befragung unterziehen. Aus Erfahrung wussten wir natürlich, wie wir uns hier zu verhalten hatten. Beide hatten wir keiner SS-Formation angehört. Unser reines Gewissen nahm uns ein bestimmter englischer Offizier aber nicht ab. Er attackierte besonders Heinz-Günter mit bohrenden Fragen. Da wir von Berlin total illegal in dieses Lager gekommen waren, hatte man es besonders auf uns abgesehen. Wir besaßen keine ordnungsgemäßen

Papiere der britischen Behörden aus Berlin, wie z.B. unsere Angehörigen, die bis hierher von Lager zu Lager weitergereicht worden waren. Aus diesem Lager Pöppendorf sollten sie auf die Dörfer Schleswig-Holsteins verteilt werden. Für Jürs und mich kam diese Einweisung nicht in Frage, wir mussten sehen, wo wir blieben. Unterkunft und Lebensmittelzuteilungen waren für uns nicht gesichert. Wir schwebten also nach den Vorschriften und Anordnungen der englischen Besatzungsmacht förmlich in der Luft. Unser Reichsbahnausweis hatte uns bis hier wirklich gute Dienste geleistet. In diesem Lager war es fehl am Platze, auch eine behördliche Anerkennung als „Ostflüchtling“ konnten wir mit diesem „Dienstausweis“ nicht erlangen. Zu allen diesen Umständen kam noch das komische Gefühl weiterer Verhöre. Unsere Freiheit war noch voller Angst, aber nur ein Idiot lässt sich zweimal von derselben Schlange beißen. Wir hatten nur ein schlechtes Gewissen wegen unserer Uniform, die wir zu unrecht trugen und unser Ausweis mit dem Berufsvermerk „Vermessungs-Techniker der Deutschen Reichsbahn“ war natürlich auch nicht astrein. Wir entschlossen uns deshalb, dieses Lager schnellstens zu verlassen, um direkt nach Flensburg zu fahren. Bei der Schwester wollten wir für alle das Quartier vorbereiten und uns ferner um alle notwendigen Formalitäten kümmern. Wir brauchten Zuzugsgenehmigung, ohne die niemand sesshaft wurde und Lebensmittelkarten, ohne die man nicht existieren konnte.

30. November, Freitag

Wieder nahmen wir Abschied. Dieses Mal glaubten wir, es wäre nur für kurze Zeit, denn wir hofften, in ein bis zwei Tagen in Flensburg zu sein.

Im Dunkeln schlüpfen Jürs und ich durch den Stacheldrahtzaun und marschierten in Richtung Lübeck. Spät am Abend besuchten wir noch Familie Hans Preuß, seinerzeit unsere Schlauer Zentrale, wo alle Fäden zusammenliefen und neu geknüpft wurden. Wir berichteten kurz unsere letzten Erlebnisse und ein Zug brachte uns noch in der Nacht von Lübeck nach Eutin, wo wir auf einem Strohlager den Morgen erwarteten. Über Kiel und Eckernförde erreichten wir in der Nacht vom 30. November 1945 unser vorläufiges Endziel Flensburg.

4.12. Dezember - Das neue Leben im Westen

Die paar Stunden bis zum Morgen verbrachten wir im Wartesaal und trafen dann am 1. Dezember, früh um 5:00 Uhr, bei Frau Anni Lühr, Toosbüystraße 31, ein.

Die Wanderschaft war zu Ende. Schlauer — Flensburg, es war eine lange Reise gewesen, 14 Tage, 336 Stunden, hatten wir benötigt. Es war eine Odyssee zwischen Tod und Leben, zwischen Gittern und Freiheit. Strapazen, die bis zur äußersten Grenze der körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeit gingen. Der rettende Hafen, im wahrsten Sinne des Wortes, war erreicht. Eine entsetzliche Periode unseres Lebens war abgeschlossen, es begann eine neue, die hoffentlich erfolgreicher werden würde.

Wir brauchten jetzt den inneren Frieden und eine zweite Heimat, die uns erstmal etwas Ruhe und Geborgenheit gab. Zufriedenheit hatte uns das Erleben gelehrt, Bescheidenheit gleichermaßen.

Willensstark mussten wir den Schmerz über alles Verlorene besiegen und trotz allem dankbar sein, dass wir jetzt in Sicherheit waren, ruhig schlafen konnten, ohne ewige Angst vor Terror.

In Flensburg begann jetzt der Kampf mit den Behörden. Ich wollte in dieser Stadt bleiben und bemühte mich täglich auf den Ämtern um den Zuzug für meine Angehörigen und mich. Alle Mühen waren umsonst, mein Aufenthalt in dieser Stadt war nur befristet und musste alle paar Tage verlängert werden. Dass Heinz-Günter Jürs und ich Lebensmittelkarten erhielten, verdankten wir nur einem Schlauer Landsmann, der ausgerechnet

auf diesem Amt beschäftigt war und, wenn wir erschienen, immer lächelnd zwei Augen zudrückte. So hielten wir uns über Wasser. Oft aßen wir in der Rote-Kreuz-Küche des Barackenlagers am Flensburger Bahnhof und waren für einen warmen Teller Suppe sehr dankbar.

Die sonstigen Widerwärtigkeiten, die täglich auf uns zukamen, konnten einen nicht mehr erschüttern. Man hatte zuviel hinter sich und ließ unangenehme Zeiterscheinungen fast ungerührt an sich abgleiten.

Die Stadt Flensburg gefiel mir, gerne wäre ich hier ansässig geworden, aber? ... Die Wohnungsnot stand anderen Nöten dieser Zeit nicht nach. Frau Lühr, wir nannten sie gleich Tante Anni, hatte mich zwar sehr herzlich aufgenommen, es konnte aber kein Dauerzustand sein. Während ich das große Bündel der gegenwärtigen Lasten mit Gleichmut ertrug, versetzte das Schicksal meiner Schwester und mir den letzten harten Schlag.

Am 30. November mussten Familie Klemz und meine Schwester das Lager Pöppendorf mit einem zusammengestellten, geschlossenen Transport verlassen. Dieser Schub wurde auf die verschiedenen Dörfer im Kreise Eckernförde aufgeteilt. Unsere Großmutter dagegen wurde am Abend des 30.11. in das Lübecker Städtische Krankenhaus eingeliefert, da sie einen leichten Schlaganfall erlitten hatte. Verzweifelte Bemühungen meiner Schwester, bei der Kranken zu bleiben, scheiterten an den Einwänden der Lagerleitung. So musste meine Schwester sich dem vorgesehenen Transport anschließen und der amtlichen Einweisung der betreffenden Behörden Folge leisten. Harte Sitten in einer erbarmungslosen Zeit. Wir mussten sie respektieren. Besser hatte es Frau Kunkel, auch sie musste ihre kleine Tochter ins gleiche Krankenhaus bringen, durfte als Mutter aber bei dem Kinde bleiben.

Als ich am 29. November im Lager Pöppendorf von meiner Großmutter Abschied genommen hatte, wusste ich nicht, dass dieser letzte Händedruck ein Abschied für immer werden sollte. Diese Nacht vom 30.11. zum 1.12.1945 im Lübecker Krankenhaus war die letzte, die meine Großmutter erlebte.

Am frühen Morgen des 1. Dezembers entschlief sie, innerlich bereit seit langem, des ewigen Abschiedes stets bewusst, fand sie hier ein stilles Ende. Frau Kunkel, die am Vormittag des 1.12. ihr Kind im Krankenhaus besuchte, erfuhr alles Nähere von der zuständigen Schwester. Wir hörten es erst viel später und uns blieb nur der schwache Trost, daß die Großmutter einen leichten Tod gehabt hatte. Die besondere Tragik dieses Falles liegt darin, daß die Entschlafene immer mit ganzem Herzen für uns und andere da gewesen war, ausgerechnet in ihrer letzten Stunde aber war sie einsam und von allen verlassen, mit denen sie in diesem Jahre soviel Schweres und Furchtbares erlebt hatte. Bis hierher hatte sie uns begleitet, ihre Pflicht war erfüllt, denn sie wusste, wir waren jetzt in Sicherheit. So kurz vor unserem vorläufigen Endziel wurde die vorletzte Station, Lübeck, zu ihrer Endstation.

Alleine mit sich und ihren letzten Gedanken trat sie in aller Stille ab. Zu gerne wäre diese tapfere Greisin (84) in ihrer Heimat gestorben und beerdigt worden, aber der Tod kommt, wann er will. Das Leben dieser alten Frau hatte sich in den letzten Wochen und Monaten dieses Jahres 1945 aufgezehrt in der Trauer um die Toten unserer Familie und in der Sorge um uns junge Menschen. Ihre letzten Worte, die wir nicht gehört, aber übermittelt bekamen, galten meiner Schwester - ihrem Enkelkind. Unser jüngstes Familienmitglied hatte sie besonders ins Herz geschlossen. In größter Gefahr war Großmutter der Schutzengel meiner Schwester gewesen.

Unsere "Buchwalder" Oma

geboren:20. September 1861 in Baßwitz

gestorben: 1. Dezember 1945 in Lübeck

Wer so gewirkt wie sie im Leben,
Wer so erfüllet seine Pflicht,
Wer stets sein Bestes hergegeben:
Der stirbt auch selbst im Tode nicht!

Wenn wir Dir auch die Ruhe gönnen,
So ist voll Trauer unser Herz,
Dich leiden sehen und nicht helfen können:
War unser allergrößter Schmerz!

Als Reaktion dieser unmenschlichen, und man kann mit reinem Gewissen sagen, verbrecherischen Austreibung, setzte in diesen Tagen ein Massensterben vornehmlich älterer Leute, aber auch vieler kleiner Kinder, ein. Die Ärzte und Schwestern, speziell hier in Lübeck, aber auch in anderen Krankenhäusern, konnten hiervon ein Lied singen. Ohne einen Angehörigen, aber zusammen mit vielen Schicksalsgefährten wurde Großmutter auf dem Lübecker Vorwerker-Friedhof beigesetzt. Dieses war der letzte Akt eines Trauerspiels von Leid und Untergang fast einer ganzen Familie, von der bis jetzt nur meine Schwester und ich übrig geblieben waren, denn von unserem Bruder wußten wir weder von seinem Leben, noch von seinem Tode irgend etwas. Neben unserer Trauer lastete diese Ungewissheit auf uns. Nach meinen Eltern, meiner Cousine Ursel Jürs, zeichnete ich nun für die Großmutter das vierte Kreuz in mein Tagebuch.

Der geäußerte Wunsch von Familie Klemz, vom Lager Pöppendorf eine Zuzugsgenehmigung in die Stadt Flensburg zu bekommen, ließ sich nicht realisieren. Die Städte Schleswig-Holsteins waren vollgepropft. So erhielten Klemzens und meine Schwester eine Einweisung in das Dorf Ascheffel im Kreis Ekkernförde. Im drei Kilometer abgelegenen Ortsteil Langstücken wurde ihnen beim Bauern Hans Hagge Quartier angewiesen. Es war ein schön gelegener mittelgroßer Hof am Rande des Waldes. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge mußten die Bauern nun Wohnraum und noch einiges andere mit den eingewiesenen Flüchtlingen teilen. Die Relation speziell auf diesem Hofe sprach für sich: Auf den Bauern mit Frau und Sohn kamen 19 Flüchtlinge! Gewiss, es gab einige Schwierigkeiten und nur mit großem Verständnis von beiden Seiten konnten die Nöte gelindert werden. Die mit der Zeit auch überfüllten Dörfer sowie das ganze Land, stellten alle Menschen gleichermaßen vor ein großes Problem. Gegenseitiges Verstehen und Toleranz waren notwendig, um gemeinsam enger zusammenzurücken. Wir, die wir alle Wirren der jüngsten Vergangenheit mit viel Mühe und noch mehr Glück überlebt hatten, waren härter als das Schicksal gewesen, diese Tugend sollte uns auch weiterhin den Weg zeigen, der uns eines Tages aus Not und Sorge herausführte.

Nach unermüdlichem Bemühen gelang es meiner Tante Klemz, das Wohnrecht für ihre Familie in der Stadt Flensburg zu bekommen. Sie war bereits vor ihrer Eheschließung eine Bürgerin dieser Stadt gewesen und ich glaube, daher machte man eine Ausnahme. Der Nachweis einer Wohnung bei der Schwester kam ihr sehr zugute. Brigitte und ich konnten mit diesen guten Argumenten nicht auftrumpfen, daher mußte meine Schwester auf dem Bauernhof in Ascheffel bleiben. Ich hing immer noch in der Luft und hatte keine amtliche Einweisung, weder nach Flensburg noch nach Ascheffel. Ohne dieses wichtige Stück Papier war gar nichts zu machen. Mein Glück in großer Not verließ mich hoffentlich auch dieses Mal nicht.

Der Bruder unserer Bauersfrau war Bürgermeister in Ascheffel. Um mich als neuen Bürger aufzunehmen, hatte er zu dieser Zeit keine Vollmacht. Er verwies mich an das zuständige Landratsamt in Eckernförde. Ich geriet auf diesem Amt sofort an den richti-

gen Mann. Als der vor mir sitzende Beamte nach Namen und Herkunft fragte und die Antwort vernahm, sprang er auf und schüttelte mir die Hand: „Herr Mielke, ..., kennen Sie mich denn nicht?“

Ich war beschämt, dass es einen Schlauer Bürger gab, den ich nicht gleich erkannte. Vielen gibt das Glück viel, aber keinem genug. Dieser Beamte war Gerhard Büß⁹⁴, früher im Rathaus zu Schlawe tätig. Ich war der erste Landsmann, den er aus der Heimat wiedersah. Alle behördliche Förmlichkeit fiel in den Papierkorb. Ein Anruf beim Bürgermeister in Ascheffel und meine Einweisung, logisch und menschlich eigentlich selbstverständlich, dorthin, wo meine einzige Familienangehörige wohnte, wurde von Amts wegen vollzogen. Noch lange unterhielten wir uns und dankbar nahm ich Abschied von meinem Landsmann B.

Familie Klemz war inzwischen in die Stadt übersiedelt und am 21. Dezember 1945 führen auch meine Schwester und ich nach Flensburg, um das bevorstehende Fest zusammen zu erleben. Es war die erste Friedensweihnacht in Deutschland.

24.12. Heiligabend

Die Zeitenuhr zwölf Monate zurückgedreht: Heilig Abend der letzten Kriegsweihnacht 1944. Von der Schlauer zur Flensburger St. Marienkirche am 24.12.1945 ging dieser Weg durch schwere Prüfungen. In Begleitung unserer Verwandten besuchten meine Schwester und ich auch in dieser Stadt an diesem Abend den Gottesdienst. Die Kirchen waren voller geworden und die Menschen beteten andächtiger denn je. War der Heilige Abend wieder heilig, und die „Stille Nacht“ wieder still? Weihnachten hieß für uns Vergangenheit, an die Zukunft konnten wir noch nicht glauben, solange auf uns die Ahnung einer dunklen Ungewissheit lastete, wie ein Alp auf dem Herzen. Der Pfarrer sprach trostreiche Worte, den habenden, wohlbekleideten Bürgern dieser Stadt und den Menschen, deren Gesichter noch vom Entsetzen gezeichnet waren. Die Botschaft „Friede auf Erden“ hatte wieder Gültigkeit, hatte sie sie wirklich? Lichter flackerten auf dem geschmückten Weihnachtsbaum, und Hunderte von Menschen sangen „Stile Nacht, heilige Nacht“, aber der innere Frieden war noch nicht in unseren Herzen. Wir kamen uns noch ausgestoßen vor und die Idylle quälte uns, statt uns zu beruhigen. Links und rechts von uns vermissten wir unsere Toten, die wir zurücklassen mußten, die Ergriffenheit bei diesem Gedanken hatte uns stumm gemacht, wir konnten weder singen, noch beten. Ein Flensburger Kinderchor sang mit hellen Stimmen „Es ist ein Ros' entsprungen“, es war das Lieblingslied unserer Großmutter gewesen. Ihr sehlichster Wunsch und eine große Freude, wenn unser Bruder es früher an diesem Abend für sie auf dem Klavier spielte. Mühsam atmend, drohte uns das Herz zu brechen, Tränen füllten unsere Augen, Tränen, deren wir uns nicht zu schämen brauchten. Um uns herum nahm man Anteil an unserem Schmerz und unserer Trauer, man fühlte, dass wir einsam waren in dieser Menge.

Die Weihnachtsfeiertage verbrachten wir still und ruhig mit unseren Verwandten in der Flensburger Wohnung von Frau Lühr.

31.12. - Sylvester

Frau Lühr mit ihren Söhnen Karl-Hermann, der zeitweise in Schlawe gelebt hatte, und dem pffiffigen Helmut, versuchten uns diesen Tag so angenehm wie möglich zu gestalten. Für uns war es ein Notquartier, aber wir hatten ein Dach über dem Kopf und trotz des nassen Holzes und der wenigen Kohlen immerhin eine durchwärmte Wohnung. Un-

⁹⁴ Stadtrentmeister, Kniephofstr. 21.

sere Rationen als Normalverbraucher, mit Sonderzuteilungen von Trockenfrüchten und Trockenmilch zum Fest, stellten wir der Hausfrau zur Verfügung, die ihrerseits Hilfspakete aus dem benachbarten Dänemark uns ausgehungerten jungen Menschen bereitwillig opferte. An diesem letzten Dezembertag wehte ein kalter Wind von der Förde in die Stadt. Am Abend herrschte Jubel auf den Straßen und Trubel in den Lokalitäten dieser Grenzstadt. Es konnte den Menschen keiner verübeln, denn für sie war Frieden und dieser Silvester der erste Jahresabschluss nach einem langen Krieg. Es war für sie ein Grund zum Feiern. Bei uns war es anders, unsere Erinnerung brannte noch und in die allgemeine Fröhlichkeit mischte sich viel „Moll“. Unser Tief war noch nicht überwunden und Freude kann man nicht hervorzaubern. Zu Beginn dieses Jahres schauten wir zu Hause sorgenvoll in die Zukunft und unsere Befürchtungen gingen leider in Erfüllung.

An diesem Tage des zu Ende gehenden Jahres standen wir noch unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe, die mit der größten Völkerwanderung der Neuzeit ihr vorläufiges Finale gefunden hatte. So nahmen wir von diesem Jahre in einem Gefühl der Bedrängnis und Unsicherheit Abschied. Die im Monat Mai 1945 beendeten kriegerischen Auseinandersetzungen brachten der Welt nicht den wahren und gerechten Frieden. Mit den nun auftretenden Ost-West-Spannungen und dem neuen Machtstreben der siegreichen Staaten traten Erscheinungen zu Tage, mit einer verwirrenden Fülle von Tatbeständen, Erscheinungen, die man wieder und immer wieder dem deutschen Volke vorgeworfen hatte, und die jetzt von den Siegern in stärkerem Maße praktiziert wurden.

Um Mitternacht in dieser kalten, sternklaren Dezembernacht, standen wir auf dem Balkon in der Toosbüystraße. Zu diesem Jahresschluß waren es die Glocken der Flensburger St. Marienkirche, die das neue Jahr einläuteten.

1945 brachte uns den Sturz in die totale Niederlage. Die Flutwelle der Roten Armee hinterließ vor allem in den deutschen Ostgebieten ein Meer von Blut. Weil der Triumph der brutalen Gewalt die Zivilbevölkerung in Ost- aber auch in Westdeutschland traf, haben die Sieger keine Veranlassung, mit großem, Stolz in die Geschichte einzugehen. Die Vertreter der westlichen Welt boten dem Vormachtsstreben der Sowjets keinen Einhalt. Sie opferten alte deutsche Provinzen dem Herrn des Kreml, der sie nach seinem Ermessen an seine unterdrückten Satelliten aufteilte. Der Vertrag von Potsdam beseitigte nicht die Angst und Furcht der Völker!

Mit diesem Bewusstsein standen wir an der Jahreswende und verabschiedeten das Jahr 1945. Mit gedämpftem Optimismus schwankten wir zwischen Misstrauen und der Hoffnung auf die Wiedergeburt eines lebenswerten Lebens, eines Daseins ohne Not und Furcht nach vielen dunklen Tagen. Das Jahr 1945 war zu Ende!

Für Millionen Deutsche war es zu einem Schicksalsjahr geworden, mein persönliches Schicksal war nur eins von diesen Millionen.

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Denn ich glaubt', ich trüg es nie;
Und ich hab' es doch getragen.
Aber fragt mich nur nicht wie!

5. AUSKLANG

Mit meiner Schwester Brigitte ging es von Flensburg zurück auf den Bahnhof Aschefel/Langstücken im Kreise Eckernförde. So gut wir konnten und es in dieser Jahreszeit möglich war, versuchten wir uns nützlich zu machen. Auf jeden Fall fühlten wir uns geborgen. Natürlich mussten wir wie der arme Lazarus an fremden Türen betteln, anklopfen bei denen, die von allem verschont geblieben waren, und um Almosen bitten

dort, wo Eigentum und Existenz zufällig gerettet wurden. Kalter, eisiger Wind jagte über das Land zwischen Nord- und Ostsee. Dankbar für Wärme und bescheidene Behaglichkeit fütterten wir unseren kleinen Eisenofen mit feuchtem Holz und etwas Torf, das uns der Bauer zur Verfügung stellte. Land und Leuten unseres Wohnsitzes begegneten wir freundlich und mit vollem Verständnis für die neuen Lebensverhältnisse auf dem Bauernhof, im Dorf und im ganzen Land Schleswig-Holstein.

Seelisch auf dem Nullpunkt versuchten wir ganz zu uns selbst zu finden, aber noch fehlte der Abstand zu den Ereignissen. Die Intensität der Erinnerung war noch zu stark. Die Betäubung im Augenblick der Katastrophe war von uns gewichen; aber besonders in den Nächten kehrte das Erleben verstärkt ins Bewusstsein zurück und das Sichlösen aus diesen Erinnerungen dauerte Jahre, wirklich Jahre, ehe sie immer mehr verblassten.

In unserem stillen Kämmerlein zogen wir oft in Gedanken Bilanz, sie war schlimm. Freunde, Bekannte, sie waren ermordet, verschleppt, vermisst. Ganze Familien waren ausgerottet; wir hatten unsere Eltern verloren, Großmutter und Cousine begraben, alleine vier Tote in unserer Familie. Meine Schwester und ich lebten, überlebten, genau wie Onkel Klemz und Tante Missen und die kleine Gudrun und die Familie Künkel. Es war eine glückliche Fügung!

Zwischen Vergangenheit und Zukunft beschäftigte uns jetzt die Gegenwart. Das Bemühen um die Festigung der sozialen Verhältnisse und das Wiederfinden alter, bewährter Freundschaften stand nun im Vordergrund.

In der Stille und Geborgenheit dieses Bauernhofes fanden wir langsam zu uns selbst und zu unseren Mitmenschen. Wir mussten härter sein als selbst das Schicksal. Die vergangenen Monate hatten uns alles genommen, aber auch etwas gegeben. Die äußere Armut störte uns nicht, und was uns nicht umgeworfen hatte, hat uns stärker gemacht.

Wir tragen im Herzen etwas Unverlierbares, und wir halten unser Stückchen Heimat-Erde dankbar wach und lebendig in Erinnerung; es ist unsere Pflicht um des ganzen Deutschlands willen !

Wir blicken über den Stromlauf der Oder in die Tiefebene unserer Provinz, auf die Höhenzüge der pommerschen Schweiz, wir sehen schier endlose Wälder, saftige Weiden und wogende Getreidefelder, wir sehen unsere sauberen Städte, mehr kleine als große, mit den spitzen Kirchtürmen, meist in gotischem Stil, wir sehen große Marktplätze mit emsigem Treiben und alte Stadttore, die Jahrhunderte überdauerten. Wir träumen von unseren herrlich gelegenen Seen und verfolgen strömende Flüsse, wir erblicken das weite blaue Meer, spüren den weißen, heißen Sand am Strand, wir hören die unvergänglichen Wellen an unserer Ostseeküste. Für einen gebürtigen Pommern, der an der Küste aufwuchs, ist es eine unvollendete Sinfonie, ein Zeugnis der Vergangenheit.

Wer auch immer in Zukunft deutsche Politik macht, denkt daran: Die Zeit heilt Wunden, wir wollen eine echte Versöhnung, aber diese Versöhnung darf kein Diktat sein, sie muss aus ehrlichem Herzen und mit einem der Wahrheit verpflichteten Empfinden kommen!

Pommern war deutsches Land,
Pommern ist deutsches Land,
Und wird es in unserem Herzen immer bleiben!

6. HERZLICHEN DANK !

Am Schluss dieses Erlebnisberichtes gehört es sich, dass ich Dank sage. Herzlichen Dank allen denen, die mir und den Meinen in der schwersten Zeit unseres Lebens mit Rat und Hilfe treu zur Seite getreten sind. In Not und Gefahr enthüllt der Mensch seinen Charakter, und gerade in schwerer Zeit wird man sich menschlicher Werte bewusst. Die

Hilfe, die mir und meinen Angehörigen, auch in schwierigsten Situationen, immer wieder zuteil wurde, hat den Glauben an das Große und Gute im Menschen bestärkt. Wir alle, die miterlebten, drücken uns die Hände und wissen, dass sich Einmaliges in unserem Leben ereignete; wir, die Beteiligten, waren eine kleine, tapfere Gemeinschaft, die in mitmenschlicher Verpflichtung und hilfreicher Tat fest zusammen gewachsen war!

Ich bleibe allen in herzlicher Dankbarkeit verbunden.

Kurt Mielke

Kazimierz Omiotek⁹⁵

Meine 66 Jahre

Seit November 1939 arbeitete ich auf dem Teilgut Drosedow bei Rügenwalde. Als Mitglied einer Helfertruppe kam ich auf der Halbinsel Heea in deutsche Gefangenschaft. Nicht alle polnischen Arbeiter wurden während des Krieges von ihren Dienstherrn human behandelt. Oft erhielten sie Schläge und lebten in unmenschlichen Verhältnissen. Als die französischen Kriegsgefangenen nach Drosedow kamen, wurden die polnischen Arbeiter auf die verschiedenen deutschen Bauernhöfe der Umgebung verteilt. Im November 1940 brachte man mich nach Leskie bei Lanzig, wo ich bis zum 10. März 1945, bis zum Einmarsch der Sowjetarmee, verblieb. 1943 musste ich oft Kartoffeln nach Pustamin zum Bahnhof bringen. Da der jetzige Bauer mich sehr schlecht behandelte, flüchtete ich zu einem anderen Bauern, trotzdem ich wußte, dass Flucht bestraft wurde. Anfang 1945 wurden wir Ausländer zum Holzfällen nach Alt Krakow bei Schlawe geschickt. Nicht lange, denn die Front näherte sich schnell. Nach einem nächtlichen Bombenangriff flüchteten wir aus dem Wald. Am nächsten Tag stand die Rote Armee schon vor Natzmershagen und Leskie. Auf Befehl meiner Bäuerin hin, hängte ich eine weiße Fahne aus dem Fenster. Deutsche Soldaten aus Rügenwalde waren schon in Richtung Vietzkerstrand geflüchtet. Meine Bäuerin riet mir zur Flucht, sie hatte nämlich gehört, dass die Flüchtlinge aus Ostpreußen mich anzeigen wollten, weil ich die weiße Fahne herausgehängt hatte, nach einigen Tagen befahl ein sowjetischer Offizier uns Polen, Pferde und Wagen zu nehmen und nach Polen, nach Hause, zu fahren. Was wir dann auch taten. Ich mit Frau Katarzyna, Sohn Boleslaw und Familie Aleksander Osiwaly.

Unsere Fahrt ging nur bis Alt Krakow. Dort leiteten uns die Russen nach Rötzenhagen, wo man uns Pferde mit Geschirr abnahm. Wir erhielten dafür drei sibirische Pferdchen, die wir mit Leinen vor unsere Wagen spannten. Wir fuhren feld-ein nach Karwitz, weiter über Wusterwitz nach Pollnow.

So begann meine zweite Kreuzfahrt. Wir fuhren mit Wagen und in Viehwaggons, wurden bestohlen und ausgeraubt, meistens nachts. Nach vielen qualvollen Tagen kamen wir am 1. April 1945 in Jedrzejowko, Kreis Bilgoraj, Bezirk Lublin, an. Hier begann meine dritte Hölle. Das Haus meiner Eltern war abgebrannt, meine Eltern tot. Ich sollte eigentlich nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hier ein neues Leben beginnen. Dagegen stand ich nun weinend unter dem halb stehen gebliebenen Schornstein. Später bat ich die Nachbarn um Aufnahme. 1946 siedelten wir nach Wszedzien/Scheddin (Schlawe) um. Hier arbeitete ich als Bahnwärter.

⁹⁵ **Kazimierz Omiotek** – wohnt in Darlowo. Während des II. Weltkrieges arbeitete er als Landarbeiter auf verschiedenen deutschen Bauernhöfen in der Nähe von Pustamin.

Czesław Plopa⁹⁶

Natzmershagen seit Herbst 1945

Erinnerungen

Meine Familie stammt aus Tuchola/Tucheln. Vater hat an vielen Fronten gekämpft. Nach seiner Heimkehr ist er mit seiner Familie umgesiedelt, Oktober 1945. Ich war 13 Jahre alt. Von Tucheen aus sind wir in einem Güterwagen nach Slawno/Schlawa gefahren. Vom Bahnhof aus zu Fuß nach Natzmershagen. Vater meinte, der Ort läge gleich hinter dem Wald, wir gingen jedoch 3 bis 4 Stunden. Es war viel viel weiter. Uns wurde ein deutscher Bauernhof zugewiesen, 24 ha. Man bekam immer das Land, das zu dem zugewiesenen Hof gehörte. Zuerst wohnten wir jedoch im Haus gegenüber des Geschäftes.

Im Dorf wohnten noch viele Deutsche, trotzdem die erste Ausweisung schon vorbei war. Die polnischen Umsiedler wohnten und arbeiteten mit den Deutschen bis zu ihrer Ausweisung zusammen. Damals besaß Natzmershagen 97 Häuser, über 20 Höfe stehen heute nicht mehr. Die 450 bis 500 deutschen Einwohner sind ausgewiesen worden.

Die neuen Polen aus der Gegend von Ciechanow und Chelmno blieben meistens nur ein paar Wochen, nur um zu plündern und mit den erbeuteten Sachen zu handeln. Sie konnten alles gebrauchen: Maschinen, Motore, Möbel, Haushaltsgeräte, Gardinen, Kleidung.

Später, nach 2 bis 3 Jahren, wurde Land und Höfe aufgeteilt. Der Staat liebte keine Kulaken (Großbauern). Die ersten polnischen Siedler waren Familie Kolaczek, Mezgier und Kozak. Die meisten leben nicht mehr. Ihre Höfe bewirtschaften die Kinder. Der Hof des Bauern Hasse war der Größte, 80 ha, hauptsächlich Getreideanbau und Viehzucht. Auf jedem Hof waren landwirtschaftliche Maschinen, verschiedenartige Wagen und Kutschen. Die Polen haben die Maschinen gesammelt und in einen Maschinenpark in Pustamin gestellt. Da Pferde fehlten, wurde mit vielen Geräten nicht gearbeitet. Die Straßengräben lagen voller verrosteter Maschinen.

In Natzmershagen befanden sich: ein Schmied, zwei Geschäfte, eine elektrische Mühle (der erste Müller hieß Henryk Pawlowski), zwei Windmühlen (Müller Recomber und Falkowski). Die Milchannahmestelle ist von den Polen geplündert worden. Die Feuerwehr war sehr gut ausgestattet, der erste polnische Feuerwehrmann hieß Feliks Mierzwa. Die Russen hatten fast das ganze Vieh weggebracht oder geschlachtet. Es fehlten vor allem Pferde. Wir hatten Glück, in unserem Dorf waren noch 10 Pferde. Zugmaschinen bekamen wir erst nach der Verstaatlichung der Höfe. Busse fuhren noch nicht, nur Lastwagen mit Planen und Holzbänken. Mit Hilfe einer Leiter kletterten die Passagiere auf den LKW.

Einige noch mit Stroh gedeckte Häuser standen neben dem größten Anwesen. Der Weg zum Wohnhaus führte über den Hof an viereckig angelegten Wirtschaftsgebäuden vor-

⁹⁶ **Czesław Plopa** – stammt aus Tuchola. Im Dezember 1945 kam er als junger Mann nach Nacmierz/Natzmershagen, wo er noch heute wohnt.

bei. Hinter dem Haus befand sich ein schön gepflegter Garten mit vielen Blumen. Eines der 2 Geschäfte führte Frau Urbanska.

Die zurückgebliebenen Deutschen arbeiteten für die neuen polnischen Bauern. Sie wollten kein Geld für ihre Arbeit, nur Lebensmittel. 1946 und 1947 wurden die Deutschen zwangsausgewiesen. Auf dem Weg nach Schlawe zu Fuß wurden sie verfolgt, geschlagen und ausgeraubt, auch alte Leute und Kinder. Das war schlimm. Ich habe meine Deutschen von Kannin aus mit einem Fuhrwerk nach Schlawe gefahren, nach einiger Zeit wurden auf den verlassenen Höfen umgesiedelte Polen einquartiert. Die erste Milizwache befand sich im Herbst 1945 im Haus von Koperek. Der erste Kommandant war ein mutiger Mann. Er kämpfte gegen die Raubzüge der Russen, er wurde später in Mar-sow ermordet. Bei uns waren anfangs 3 bis 4 Polizisten. Die nächste Wache war erst in Kugelwitz. 1948 haben 2 Polizisten aus Kugelwitz und Alt Krakow während eines Tanzabends wegen eines Mädchens Mietek Maje erschlagen. Einer bekam 25 Jahre Strafe, der andere ebenslänglich. Im Dorf war auch ein bewaffneter Dorfschutz, der uns vor den Russen aus Jershöft und Schöneberg schützte. Da die Polen aus Jershöft oft unser Dorf überfielen, hatten wir freiwillige Wachen aufgestellt, vor allem vor Kartoffelmieten und Scheunen. Die Russen wurden nach 2 Jahren aus unseren Dörfern abgezogen.

Die erste und größte Partei war die PPR, Polnische Arbeiterpartei. Der Kommandant der Freiwilligen Bürgermiliz, ORMO, war Feliks Kieliszek. 1948 entstand eine Jugendgruppe, ca. 20 Mitglieder, ich war 2 Jahre lang der Leiter. Schießen übten wir auf dem Schießplatz Lanzig. Wir waren registriert, trugen Uniformen, hatten Karabiner, Minen, Gasmasken. An der Kreuzung zum Vietzker Flugplatz war damals ein großes Cafe. In Vietzke standen 15 Flugzeugwracks, aus denen wir Ersatzteile für unsere Fahrräder ausbauten. Hier wohnten hübsche deutsche Mädchen, die auf den Feldern arbeiteten. Im Winter liefen wir auf dem zugefrorenen Vietzker See Schlittschuh. Es gab auch schöne Momente damals.

Von Anfang an zahlten wir Steuern und andere Abgaben an den Staat, z.B. Kontingente an Getreide und Vieh. Die erste kirchliche Trauung war in Lanzig, Ziviltrauungen gab es noch nicht. Die Ehe schlossen Izydor Wisniewski aus Scheddin mit Frau Kolakowska, die zweiten waren Stanislaw Malek aus Natzmershagen und Frau Stanislaw Lech. Der Friedhof in Lanzig war fast voll belegt, so daß man die verstorbenen Polen von der anderen Seite des Kreuzes beerdigen mußte. Da wir keinen eigenen Pfarrer hatten, holten wir den Geistlichen aus Rügenwalde zu Messen, Trauungen, Taufen und Beerdigungen mit der Kutsche ab. Unser erster Dorfpfarrer hieß Stefan Szpringa.

Die polnische 4-klassige Schule befand sich in der ehemaligen deutschen. Ich kam in die 4. Klasse, denn in Tucheen hatte ich während des Krieges die deutsche Schule besuchen müssen, daher konnte ich besser deutsch als polnisch schreiben. Sprechen konnte ich gleich gut, deutsch und polnisch akzentfrei. Unser Tucheener Lehrer erlaubte uns im geheimen Polnisch zu sprechen, nur bei Visitationen mußten wir aufpassen. Der 2. Lehrer war ein strenger Deutscher, der auch oft den Stock gebrauchte. Noch lange Jahre saßen die polnischen Schüler in deutschen Bänken. Die ersten Lehrer ab 1946 waren Stanislaw Brzuszcak und sein Bruder Broniek.

Im ganzen Dorf war schon elektrischer Strom, nicht nur in Wohnhäusern auch in allen Wirtschaftsgebäuden. Alle Höfe hatten eigene Brunnen und mitten im Dorf war eine Wasserversorgungsanlage. In allen Dörfern befanden sich Milchannahmestellen. In Rützenhagen standen Grenz Soldaten, später stationierten sie in Jershöft.

Vom Frühjahr bis zum Herbst spielte sich das Leben im Freien ab, denn viele suchten die Gemeinsamkeit. Es reichte eine Ziehharmonika und etwas Selbstgebrannter. Schon war eine Landpartie im Gange. War der Fusel zu schwach, wurde Karbid dazu gegeben.

So ging es 5 bis 8 Jahre lang, alle freuten sich, arbeiteten zusammen, halfen sich gegenseitig niemand war neidisch auf den anderen. Nicht so hektisch wie heute. Die Bauern haben Traktoren, einige Maschinen, kein Vieh mehr, weil die; Haltung sich nicht lohnt. Früher konnte man von Viehzucht leben, heute nicht, wird zu wenig bezahlt.

Bei uns war kein Dorfsaal, dafür ein großes Gemeindeamt (zu deutscher Zeit nicht) geleitet vom ersten Gemeindevorsteher Caban. Die Straßen waren besser als heute, keine Löcher, im Dorf Pflaster, zwischen den Ortschaften Asphalt. Zum Arzt nach Schlawe fuhr man mit Pferdewagen.

Da ich aus einer Großbauernfamilie stammte, wurde ich zu den Bausoldaten eingezogen, mußte schwer arbeiten, Waggons aus und beladen, Tag und Nacht. Erst war ich in Graudenz bei einer Baukolonne, dann in Bromberg. Noch beim Militär habe ich geheiratet, 1954. Meine Frau wohnte auch in Natzmersshagen, stammt aber aus Staszow bei Kielce. Ihre Familie ist erst 1949 nach Pommern gekommen.

Angehört und aufgeschrieben – Zbigniew Mielczarski

Stanislaw Poprawski⁹⁷

Slawno – gesehen mit den Augen eines 13-jährigen

Wir fahren nach Westen

In der Mittagszeit fuhr der Zug auf dem Schlawer Bahnhof ein und in dem gleichen Augenblick wussten wir, dass wir unser im voraus bestimmtes Ziel glücklich erreicht hatten. Im gleichen Augenblick wussten wir auch, dass diese höllische Fahrt beendet war. Für die nur 300 km lange Strecke hatte der Zug 6 Tage gebraucht. Ist das normal? Unser Waggon wurde an- und abgehängt, abgestellt auf Nebengleise, dann wieder ein paar km weitergerollt. Wir durchfahren viele unbekannte Städte. Das Reisen mit den unzähligen Stopps hatte auch ein Gutes. Wir konnten Wasser holen, unsere physiologischen Bedürfnisse erledigen und -wichtig- Kohlen für unser Öfchen "organisieren"(d.h. von den Tendern "holen"). Wenn einige Loks darum nicht weiterfahren konnten, möge uns Gott verzeihen. Ob er uns nach 60 Jahren eine Amnestie zubilligt?

Am 1. Januar 1946 kamen wir in S. an. Trotz des Feiertages erwarteten uns Verwandte und freiwillige Helfer zum Ausladen. Auch Wanda und Julek, unsere älteren Geschwister, die schon im November 1945 nach S. gekommen waren. Helfer waren gern gesehen, denn der Waggon enthielt unser ganzes Hab und Gut, viel Lebensmittelvorräte, ein Schweinchen und unsere Ziege, die uns im Krieg zusammen mit anderen Tierchen ernährt hat. Deshalb haben wir sie ganz sentimental nach Westen mitgenommen. Bald zeigte es sich, dass sie auch in den neuen Verhältnissen gebraucht wurde. Noch während des Ausladens erschien ein Rotarmist mit Waffe, der uns erklärte, der Waggon würde samt "Öfchen" beschlagnahmt. Da beides nicht mehr benötigt wurde, überließen wir ihm beides, nicht aus Angst vor der Waffe.

Am neuen Ort

Endlich waren wir in der neuen Wohnung, Pollnower Str. 33, vier Zimmer, Küche, Bad und Mansarde. Die fehlenden Fenster waren schnell eingesetzt. Jetzt begann unser neues Leben in netter Umgebung mit anderen Menschen und anderer Sprache. Ein Dreizehnjähriger achtet nicht sehr auf für Erwachsene wichtigen Sachen, deshalb berichte ich über Schule, gesellschaftlich-kulturelles Leben, Jugendorganisationen, so wie ich sie gesehen habe.

Ich möchte erklären, dass meine Familie freiwillig umgesiedelt ist, nicht vertrieben wurde, wie so viele andere aus den polnischen Ostgebieten, deren Leben bisher

⁹⁷ Stanislaw Poprawski – geb. in Dolsko, in Slawno wohnt er seit 1946, sein Beruf: Landvermesser. Er ist Gründer des Blasorchesters in Slawno und Initiator des Festivals der Blasorchester, die seit 1969 jedes Jahr in Slawno stattfinden. Ausgezeichnet mit dem „GOLDENEN SCHLAWER GREIF“. Heute Dirigent des Blasorchesters in Postomino.

ganz anders verlaufen war als unseres. Daraus entstanden oft komische Situationen der anderen Sitten, Angewohnheiten und Sprache wegen. Meinen Bericht möchte ich der älteren Generation zur Erinnerung widmen, den Jüngeren, um ihnen die damalige Zeit näher zu bringen.

Wir sind in die zerstörte Stadt S. gekommen, nicht durch Kriegseinwirkung zerstört, sondern von den Sowjets nach Einnahme des Ortes in Brand gesteckt. Mein Vater war vom Bevollmächtigten der Regierung, Sitz in K, zum Bürgermeister von D berufen worden, als er nach dort kam, war die Stelle schon von St D besetzt. Vater fuhr zurück nach S, wo schon viele Bekannte aus unserem Wohnort Dolsko wohnten. Am 13. November 1945 wurde er erneut mit einem Schreiben des Regierung bevollmächtigten nach Gryfino/Greifenhagen beordert, um dort die Bürgermeister stelle anzutreten. Vater hat es nicht getan, er blieb in S. Ich betrachte das alte Schreiben heute mit einer gewissen Rührung. Das Pergaminpapier würde eher zum Verpacken von Fleisch oder Butter passen, geschrieben auf einer deutschen Maschine ohne polnische Buchstaben. Die neue Verwaltung musste sich unter den noch nicht geordneten Verhältnissen helfen. Es fehlte nämlich an allem, und Telefonverbindungen gab es noch nicht.

Ulanen, Ulanen

Wir wussten, dass die "wiedergewonnenen" Gebiete von Deutschen bewohnt waren. Wir Kinder waren sehr neugierig auf die Anderen!

Alle waren gespannt, wie das deutsch-polnische Zusammenleben aussehen würde. Hatten wir doch immer noch die Kriegsjahre vor Augen.

So gespannt wie ich auf die Deutschen war, so sehr enttäuscht wurde ich anfangs. Während des Kennenlernens der Stadt hatte ich mich einmal verlaufen. Und was sah ich? Keine Deutschen, nur Polen, Polen in Geschäften und auf den Straßen, überall in den Fenstern polnische Fahnen, oft aus weißen Laken und rotem Inlett genäht. An vielen Häusern hingen selbstgemalte Schilder "Besetzt von Polen". Ich traf auf eine Menge Soldaten in schicken Uniformen, langen Mänteln und Stiefeln mit angeschnallten Sporen, die leise klingelten. Die Uniformierten gehörten dem I. Ulanenregiment an, das in Slawno stationiert war. Die Soldaten hellten das graue Straßenbild auf, sie marschierten und sangen, halfen aber auch beim Entrümmern. Eine Attraktion für uns war der sonntägliche Marsch des Regiments durch die Stadt mit Fahnen und eigener Kapelle zur katholischen Kirche. Es sah aus wie eine Parade. Nach der Messe gaben sie noch ein Konzert in Anwesenheit höherer Offiziere (Oberst Walerian Bogdanowicz, Major Stanislaw Lapczynski) und vieler Zuhörer. 1946, auch noch später, wurden zahlreiche Tanzveranstaltungen organisiert, die vor allem die Jugend sehr begrüßte, war es doch eine gute Gelegenheit zum gegenseitigen Kennenlernen. Diese Veranstaltungen waren eine Art "Abreagieren" gegenüber der Greuel der Kriegsjahre, als alles verboten war. Davon zeugen auch die 11 Gastronomielokale mit Alkoholausschank. Aber wo waren die Deutschen? Und doch waren sie da.

Mein erster Eindruck war, es gibt keine Deutschen in S. Später habe ich sie getroffen, nicht in der Innenstadt, sondern in der Pollnower Siedlung. Aus historischen Dokumenten geht hervor, (J. Lindmajer "Geschichte Slawnos"), dass am 5. Mai 1945 im Kreis ca. 75500 Menschen wohnten, ca. 55700 zugewanderte. Zu den Zugewanderten zählte man auch die von Ostpreußen evakuierten Deutschen, die nicht mehr in den Westen gekommen sind. Dazu gehörten auch die hiesigen Bewohner des Kreises, meistens Dorfbewohner, weniger Städter aus Slawno, Dirlow,

Polanow, Sianow, zusammen ca. 19800. Slawno war fast leer, wollten doch alle noch in letzter Minute in Richtung Danzig und über die Ostsee flüchten.

Anfangs, glaube ich, gab es keine Kontakte zwischen Polen und Deutschen. Zu frisch waren die Erinnerungen an die Greuel des Krieges. Es gab auch keine jungen Leute mit denen wir Kontakte hätten aufnehmen können, entweder war es eine Negation aus Angst oder Gleichgültigkeit oder aber ein Zeichen, wir wünschen keinen Kontakt mit polnischen Gleichaltrigen. Die erste Zeit war schwer für beide Seiten.

Max und Aleks

Jedoch in den Jahren 1947-1948 wurde schon alles anders. Zwei Brüder, Max und Alex Fußballer und Boxer, nahmen mit uns Kontakt auf. Sie kämpften in unseren Klubs "Slawa" und "Tecza". Da sie katholisch waren, besuchten sie die katholische Kirche und hier war noch der deutsche Pfarrer *Franz Niering* tätig, der bestimmt Vermittler für unsere Kontakte gewesen war. Pfarrer Niering hat in den 20-er Jahren die katholische Kirche in S erbaut. Breite Kreise der deutschen Bevölkerung wussten nichts von den Konzentrationslagern der SS. Auch Frau Klitzner aus Quatzow nicht. Frau Klitzner half meiner Mutter bei größeren Hausarbeiten. 1947 kamen die beiden Frauen in ein Gespräch über die KZs. Frau Klitzner hörte sich alles in Ruhe an, meinte dann nur "Quatsch" und ging nach Hause. Nach einigen Tagen kam sie zurück, inzwischen von anderen ebenfalls aufgeklärt.

Schule

Nach unserer Ankunft gingen die Weihnachtsferien zu Ende und wir 4 Kinder, Stefa, Adam, Andrzej und ich, mussten in die Schule (7.1.1946). Das Schulgebäude beeindruckte uns durch seine Größe sehr. Dagegen war das Hinweisschild "Öffentliche Grundschule" sehr sehr klein. Das Jahr 1946 war ein sehr spezifisches Jahr. Jeden Tag wurden neue Schüler in die Klassen eingewiesen, denn die Einwohnerzahl der Städte und Dörfer wurde schnell größer. Schon bald mussten Klassen in den oberen Stockwerken der Schule eingerichtet werden. Stefa und ich besuchten die 6. Klasse.

Unsere jüngste Klassenkameradin war 11 Jahre alt, der älteste 17.

Nicht alle Kinder im besetzten Polen konnten eine Schule besuchen.

In Großpolen, Pommern und Schlesien, die zum III. Reich gehörten, gab es keine polnischen Schulen, nur eine Art Vorschule, in der außer Schreiben und Lesen etwas Rechnen gelehrt wurde, nach 5 Jahren wurde der Schüler geprüft, im Zu- und Abnehmen anhand von Waagen und Sand und anderen einfachen Sachen. Der "Absolvent" durfte nun auf eine Anweisung vom Arbeitsamt warten. Mein Jahrgang ist

noch so unterrichtet und geprüft worden, jedoch eine Einweisung zur Arbeit hat die näher rückende Front verhindert. Aus diesen Gründen war die Klasse 6 in S. eine Art Ausgleichsklasse. 1947 nahmen wir Schüler an einer Sitzung des Kreisrates teil. Der Sitzungssaal riesig und schön dekoriert. Die hohen bunten Mosaikfenster beeindruckten uns sehr, sahen wir doch auf ihnen die Stadtwappen von Darlowo, Polanow, Sianow und Slawno, auch die Portraits und Wappen adliger Familien und der Stifter des Kreishauses. Eine unvergessliche Anschauungsstunde!

Pfadfinder

Die wichtigste Aufgabe einer Schule ist, Wissen zu vermitteln, aber auch Erziehungsarbeit zusammen mit den Eltern. Nach dem Kriege musste das Schulwesen in den neuen polnischen Westgebieten erst aufgebaut werden. In Erziehungsfragen arbeiteten die Schulen gern mit Jugendorganisationen zusammen. An unserer

Schule waren verschiedene, aber die größte waren die Pfadfinder (ZHP). Sie haben anerkannte Traditionen übernommen, liebten ihr eigenes Land, achteten menschliche und göttliche Regeln, Wahrheitsliebe, Disziplin u. a. Gesetze, die sie meistens bei Sport und Spiel kennenlernten. 1946 führte der Schulleiter, ein Vorkriegspfadfinder, Tadeusz Laszcz die Pfadfinder bei uns ein. Ich gehörte auch dazu.

Am 3. Mai 1947 beging man in S ein großes Fest aus Anlass der 156. Jahrfeier des Beschlusses der Verfassung des 3. Mai. Unsere Pfadfindergruppe hat auch daran teilgenommen, ebenso die Gruppen aus Darlowo, Slawsko und Wrzesnica (Rügenwalde, Alt Schlawe und Freetz). Eine feierliche Messe eröffnete das Fest, nach offiziellen Ansprachen marschierten alle an der Tribüne vorbei, auch wir mit unserer neuen Fahne.

Gloria Victis

Die erste große Veranstaltung war die des Jahrestages des Warschauer Aufstandes. Sie fand im Saal des Hotels "Polonia" statt. Die Feier wurde in der Zeitschrift "Echo Slawna" ganz groß beschrieben. Viele Namen wurden genannt, darunter Politiker, Künstler, Kreis- und Stadträte, Jugendorganisationen. Voller Ehrfurcht wurde die Nationalhymne gesungen und die polnische Fahne begrüßt.

Die neuen Siedler zogen gen Westen

"Siedler zogen gen Westen" der Text dieses Liedes begleitete die Siedler, die nach dem II. Weltkrieg in die neuen Westgebiete zogen. Sie kamen aus Sibirien, Kasachstan, Kirgisien, aus Lwow, Pinsk, Nowogrod und vielen anderen Orten. Als Gepäck manchmal nur die furchtbaren Erinnerungen des Krieges, der Verbannung oder aus einem Lager. Außer den o. g. Siedlern kamen auch Umsiedler aus den polnischen Ostgebieten und Zentralpolen, um im Westen die verlassenen Städte und Dörfer zu bevölkern, die Erde zu bearbeiten, die Fabriken wieder in Stand zu setzen und das zu richten, was der Krieg zerstört hatte. Schuld an dieser sog. Völkerwanderung war der Entscheid der "Großen Drei", die mit Einwilligung der Sowjets neue Grenzen bestimmt hatten. Polen verlor Gebiete im Osten bekam dafür Ländereien bis an die Oder. Diese Grenzenverschiebung war der Anlass für die beginnende große Umsiedlung.

Die Neusiedler brachten ihre eigenen Sitten, Bräuche, Traditionen, Lieder, Glauben, sogar ihre regionale Mode mit, ihre Sprache mit den örtlichen Besonderheiten wie z.B. die Klangfarbe der Aussprache, des Akzents, andere Bezeichnungen usw.

Die Besiedlung ging dynamisch voran, manchmal zu schnell, was oft Unstimmigkeiten mit sich brachte, z.B. doppelt verschickte Transporte. Der russischen Regierung lag viel an der schnellen Repatriierung der polnischen Bevölkerung aus ihren neuen Grenzgebieten. Dadurch kam es vor, dass in die selben Orte mehrere Transporte geleitet wurden: Neusiedler, Repatrianten und Umsiedler. Was sogar zu Unruhen führte und den Integrationsprozess negativ beeinflusste. Bis zur völligen Anpassung vergingen noch viele Jahre. Anfangs gab es zahlreiche Unstimmigkeiten und Unzufriedenheiten gegenüber der Verwaltung. Meistens ging es um die Aufteilung der großen Bauernhöfe, die man 3 sogar 4 Familien zuteilte. Land war ja genug da und man wollte vielen Leuten ein Dach über dem Kopf geben. Probleme gab es auch mit dem Klima und der Sprache. Wir sprachen eigentlich alle polnisch, verstanden aber oft die regionalen Bezeichnungen nicht, wie z.B. rein kaschubische oder solche aus den östlichen Grenzgebieten. Erst hier im neuen Westpolen änderte sich der Slang mit der Zeit in reine polnische Aus-

sprache. Am deutlichsten hörte man die verschiedenen regionalen Dialekte auf Marktplätzen, in Slawno auf dem Platz vor der Kirche. Während des Verkaufs oder Tausches ihrer Waren mussten sich die Bauern mit allen verständigen können. So vermischte sich die singende Aussprache aus Lwow mit der harten der westlichen Regionen. Später sprachen alle ein gutes Polnisch.

Dieses alles habe ich mit meinen 13 J. nicht selbst beobachtet. Mein älterer Bruder Juliusz hat es mir erzählt, auch von der regionalen "Mode". Vor allem zeigte sie sich in Warszkowo. Die Frauen trugen hier ihre Streifentrachten (grün-gelb-rot), die Tracht aus Opoczno. Über die Röcke wurden Pelerinen getragen, an den Füßen hoch geschnürte schwarze Schuhe, genannt Warschauer. Das ganze geschmückt mit roten Perlen. Die Trachten wurden von den älteren Frauen noch lange getragen, meistens nur sonntags zur Kirsche und an Festtagen, so wie zur Fronleichnamsprozession. Die Freiwillige Feuerwehr nahm auch an allen Umzügen teil, Ostern hielten sie Wache am Grabe Christi in der Kirche.

Nachschrift

Ich glaube, dass mein Bericht nicht ganz zum Thema des Wettbewerbs passt. Der Regulamin möchte andere Themen sehen, traurige, schmerzhaft, dramatische Erlebnisse, die der Krieg und sein chaotisches Ende mit sich brachte.

Ich habe eine andere Situation zeigen wollen, den Weg zurück ins normale Leben nach den tragischen Ereignissen. Ich wollte darauf hinweisen, dass der Krieg mit seinen Greueln die Hoffnung auf Befreiung nicht unterdrücken konnte.

Beim Schreiben dieses Berichtes kamen mir Erinnerungen an Menschen, die nicht mehr unter uns weilen, die aber damals für uns und das Land viel getan haben. Ihnen widme ich meine Aufzeichnungen voller Ehrerbietung.

Kazimiera Pres⁹⁸

Meine 40-er Jahre in Dzierzecin

Nach Slawno/Schlawe kam ich aus Radzymin, wo ich einige Zeit im Internat gewohnt habe. Die Familien Kondraciuk und Plichta hatten mich auf der Flucht vor den Sowjets mitgenommen. In Dzierzecin waren die Russen auch schon, deshalb habe ich anfangs mit den Kondraciuks zusammen gewohnt. Später bin ich dann auf den verlassenen Hof mit der Nummer 1 gezogen. Dzierzecin war ein schönes Dorf, aber mein Hof der schönste für mich. Die früheren Bewohner hatten ihren Ort sehr gepflegt, jetzt war er von den Sowjets ausgeplündert worden, -v Die Plünderer haben alles mitgenommen, lebendes und totes Inventar. Die ersten Neusiedler haben einen traurigen Eindruck von dem Dorf bekommen. Sie mussten wirklich mit Nichts anfangen. Im Ort war früher eine 4-klassige Schule, ein Schmied, ein Schuster und eine Schneiderin.

Die erste polnische Verwaltung befand sich in Lacko/Lanzig, die Polizei in Nacmierz /Natzmershagen, die ersten Soldaten waren Russen, keine Polen. Jeder hatte Angst, niemand rührte sich von zu Hause weg. Bei der Feldarbeit halfen uns die Körliner, auch beim Kartoffel - sammeln. Da die meisten Leute aus der gleichen Gegend stammten, Wielun und Ciechanow, hat jeder jedem geholfen. In der Mitte des Dorfes war ein Lautsprecher angebracht, so dass wir gemeinsam Radio hören konnten. Mit den zurückgebliebenen Deutschen lebten wir ganz gur zusammen, denn wir konnten ihr Leid gut ...verstehen, hatten sie doch vor einiger Zeit alles verloren, Felder, Häuser, Vieh und Geräte, so wie wir im Osten.

Das Getreide mähten wir mit Sensen, pflügten mit Hilfe von Kühen, Kartoffeln hackten wir oft nur mit Spaten aus. Heute kann man sich so etwas nicht vorstellen. Als die Deutschen ausreisten, zogen die Russen auch ab, zurück blieben Polen. Vor der Erntezeit war das Essen sehr knapp, auch das Geld. Wir aßen nur das, was die Erde hergab, das was wir gesät hatten. Wir hatten Mehl und Kartoffeln. Heute schmeckt mir das Brot gar nicht so gut wie Damals. Im Dorf gab es keine Genossenschaft, nur Einzelhöfe. Alle Nachbarn lebten gut zusammen, jeder wollte auch aus eigener Kraft zu etwas kommen, jeder sprach mit jedem über alles, sogar darüber, was es zu Mittag gibt. Im Dorf gab es einen Akkordeonspieler, gegen unsere Tanzabende kommen die heutigen Discos nicht an, unglaublich schön. Es gab auch kurz eine unsichere Zeit, als man dachte, wir würden zurückgeschickt, wieder in ein Ungewisses. Aber das ging vorüber. Trotzdem gingen einige Bekannte in ihre alte Heimat zurück. Ich wohne hier seit 1945. Und hier habe ich das Wichtigste meines Lebens gefunden, nämlich meinen Mann, den ich 1946 in der Bartzwizer Kirche geheiratet und dem ich 5 Kinder geboren habe: Teresa, Maria, Jan, Andrzej und Tadeusz.

Angehört und aufgeschrieben - Slawoj Zawada

⁹⁸ **Kazimiera Pres** – wohnt in Seit 1946 führt sie zusammen mit ihrem Ehemann einen Bauernhof.

Mieczysław Ratkowski⁹⁹

Erinnerungen aus Karzin

Im Herbst 1945 sind wir nach Karsino gekommen. Es müsste September oder Oktober gewesen sein. Ich weiß, dass wir noch Kartoffeln gesammelt haben. Wir hatten vorher in Sarnowko in den Tucheler Wäldern gewohnt. Dort war nur eine Försterei und ein Arbeiterhaus mit zwei Wohnungen. Mein Vater arbeitete als Waldhüter.

Wir haben uns nicht gleich in Karsino niedergelassen, sondern erst in Jezierzany/Neuenhagen Amt. Der Anfang war schwer. Es war üblich, dass Polen, die im Westen siedeln wollten, erst mal Höfe besichtigten. Wenn ihnen ein Gehöft zusagte, befestigten sie eine weiß-rote Fahne ans Gebäude, zum Zeichen, dass hier schon jemand wohnt. Mein Vater hatte dies auch mit einem kleinem Hof in Jezierzany gemacht, nahe am See, denn er angelte gern. Unser Feld in Sarnowko grenzte auch an einen See. Mein Vater fuhr für kurze Zeit nach Hause. Als er nach Jezierzany zurückkehrte, war der Hof trotz Fahne von zwei anderen Polen besetzt. Da waren auch die hier wohnenden Deutschen, die für meinen Vater ein Zimmer vorbereitet hatten, machtlos. Da die zwei Polen sich nicht einigen konnten, wer den Hof übernehmen sollte, sind sie nachts mit ihren Fahrrädern abgehauen. Mein Vater ist auch nicht geblieben, sondern nach Karsino gegangen, weiter vom See entfernt, aber angelegt hat er trotzdem.

In Karsino suchte er sich einen neuen Hof aus, steckte die weiß-rote Fahne ans Haus und fuhr kurz nach Sarnowko, um seine Zwei Töchter zu holen. Klara und Janina hüteten nun das Haus bis zur Ankunft der anderen Familienmitglieder.

In Sarnowko hatten wir kein elektrisches Licht, nur Petroleum- und Karbidlampen. Darum vergesse ich die Fahrt in den Westen nie. Die vielen Lichter in den Städten schockierten mich. Wir fuhren in Güterwaggons, je eine Familie in einem Wagen zusammen mit Tieren und Mobiliar. Wie wir von Slawno nach Karsino gekommen sind, weiß ich nicht mehr, bestimmt mit Pferdewagen.

In Karsino erlebte ich eine Überraschung. Mein Kindertraum von dem Alleinbesitz eines großen Bauernhofes wurde zerstört, denn hier lebte noch die deutsche Besitzerin mit ihren sechs Kindern, zwei Jungen waren in meinem Alter. Ihr Mann, der Hofbesitzer, war im Krieg gefallen. Dann wohnte in einer Dachstube noch die evakuierte Kusine aus Berlin. Ein ganzes Jahr lang wohnten und arbeiteten wir gemeinsam. Kurt und Siegfried lehrten mich die deutsche Sprache, ich sie die polnische. Mein Vater meinte, ich spräche schon wie ein alter "Schwabe". Die beiden waren in den späteren Jahren öfter in Karsino, aber ich habe sie nie mehr gesehen.

⁹⁹ **Mieczysław Ratkowski** – kam mit seinen Eltern schon im Herbst 1945 nach Karsino/Karzin. Bis 2004 führte er zusammen mit seiner Frau einen Bauernhof, den sein Sohn Piotr mithilfe des Vaters weiterbewirtschaftet.

Mit den ersten Feldarbeiten begannen wir im Herbst, Kartoffelsammeln, ohne Maschinen, nur mit Kartoffelhacken, zusammen mit den Deutschen. Dazu kam noch Mähen, Dreschen und Säen. Gedroschen wurde nur abends, denn dann gab es mehr Strom. Der Dreschkasten säuberte das Korn nicht, darum musste mein Vater dies per Hand machen mit einer Kornklapper. Wenn mein Vater Mehl aus der Mühle brächte, wurde es ehrlich geteilt zwischen uns und den Deutschen. Kartoffeln wurden nicht geteilt, jeder nahm so viel, wie er brauchte. Da im Haus nur eine Küche war, kochte meine Mutter zuerst, dann die deutsche Bauersfrau, bis die letztere später für alle kochte. Wir lebten friedlich zusammen, ohne Streitereien. 1946 ist die Familie ausgewiesen worden. Mein Vater hatte ihnen erlaubt, mitzunehmen, was sie wollten. Am Bahnhof in Slawno sind sie ausgeraubt worden, wie viele Ausgewiesene, von Leuten, die nicht ans Siedeln dachten, nur an "schaber" (Wegnahme).

Das Dorf hat damals *ganz anders* ausgesehen, *ca.* 30 Höfe, heute nur noch drei. Das Gut Drozdowo/Drosedow wurde von Russen bewirtschaftet, die auch die Umgebung unsicher machten. Einmal nachts haben sie in unserem Schweinestall zwei Säue erschossen, eine mitgenommen, die andere liegengelassen. Die hat der Dorfschulze später geschlachtet und das Fleisch an die Bewohner verteilt. Mein Vater hat sehr geschimpft, denn eigentlich war es ja unser und unserer Deutschen Schwein. Einige Bekannte haben uns das Fleisch zurückgegeben. Die Russen hatten keine Schweine auf dem Gut, deshlb holten sie sich woanders welche. Wir wiederum hatten keine Kühe. Wenn die Russen Kuhherden zum Bahnhof trieben, kam es vor, dass einige in den Ställen der Bauern landeten. Natürlich war dies vorher mit Hilfe von Alkohol besprochen worden.

Ich erinnere mich an ein Vorkommnis: Ein polnischer Zwangsarbeiter war von seinem Bauern sehr schlecht behandelt worden. Jetzt wollte er sich rächen, in dem er dies dem Sicherheitsdienst meldete. Dieser kam. Sie schlugen die Deutschen so lange, bis sie verrieten, wo sie ihre Sachen versteckt hatten. Die Beamten nahmen die Schätze weg, ein ganzes Auto voll. Der Denunziant ging leer aus.

Unsere Nachbarn waren Wojdylewski, Sufletow, Gornowicz, Niecejewski . Ob wir 1945 gesät haben, weiß ich nicht, aber wenn, dann alle zusammen. Vor die Pflüge, Eggen und Sämaschinen mussten Pferde gespannt werden, also musste einer dem anderen helfen, vor allem mein Vater mit seinem kräftigen Pferd, das er von der Amerikahilfe bekommen hatte. Mein Vater hat noch lange mit der Sense gemäht. Er ging früh morgens aufs Feld, wenn der Tau noch frisch war, mähte bis zum Frühstück. Zu dritt banden wir die Garben, konnten aber Vater nicht einholen, so schnell mähte er. Nach einiger Zeit kaufte Vater einen Mäher.

Die Menschen waren arm, aber sehr fleißig und die meisten kinderreich. Die Bauern besaßen anfangs z.B. drei Kühe, bald schon mehr, denn die Kälber wurden aufgezogen. Man säte Roggen, Hafer, Gerste; setzte Kartoffeln; steckte Rüben, auch Zuckerrüben; selten Weizen.

Ich musste Vieh hüten. Die Karsiner Weiden waren weiß voller Kühe. Wir mussten aufpassen, dass sie sich nicht vermischten. Milchabgabe war Pflicht, die Bauern erhielten jedoch nur den halben Literpreis. Die andere Hälfte kam an den Staat, zum Aufbau des Landes. Die Bauern mussten auch Scharwerk für den Staat verrichten, ohne Bezahlung. Trotz dieser Abgaben und Pflichtarbeit ging es den Bauern immer besser, dank ihres Fleißes, Nachbarschaftshilfe und gesunder Rivalisierung.

In den 50-er Jahren wurde es schlechter, denn der Staat führte die Kollektivwirtschaft ein. Felder, Viehherden usw. wurden zusammengelegt. Wir nannten dies "Kolchose". Mein Vater war dagegen, denn während des I. Weltkrieges hat er diese Form der Landwirtschaft in russischer Gefangenschaft erlebt. Nach einigen Jahren hat sich diese Misswirtschaft selbst erledigt.

Aber zurück zu den Anfängen. Mein Vater brachte Korn immer nach Kowalewiczki /Neu Kugelwitz zum Mahlen. Der Müller, Vaters Bekannter, wohnt immer noch dort. Die frühere Windmühle wurde später elektrisch betrieben. Um eine Pflugschar schleifen zu lassen, musste ich bis Kowalewice/Alt Kugelwitz fahren. Der Schmied, ein Spaßvogel, hat mir z.B. einmal eine noch heiße Pflugschar zum Halten gegeben. Da sie schon schwarz war, habe ich das Heiße nicht bemerkt und mich sehr schwer verbrannt. Später hat er sich bei meinem Vater dafür entschuldigt.

Mit der Sense arbeiten muss gelernt sein, vor allem das Wetzen vor dem Mähen. Ich wollte sie selbst vorbereiten, es sah so leicht aus. Die Sense schnitt aber nicht, sie riss die Halme mit den Wurzeln aus der Erde. Nachdem mein Vater sie gewetzt hatt, schnitt sie wie geölt. Alles will gelernt sein.

Damals gab es noch kein Fernsehen, Radio hatten wir nicht. Unsere Eltern trafen sich oft abends oder an Wochenenden, um über alles zu reden. Wir spielten Ball, bis die Lehrer für uns Interessenzirkel organisierten. Ich gehörte zum Theaterzirkel. Geld hatten wir auch nicht viel, dafür blühte der Tauschhandel. Der Ladenbesitzer nahm alles, um es dann in der Stadt zu verkaufen und neue Ware mitzubringen. Die Bauern lebten wirklich gut zusammen. Sonntags fuhren alle mit ihren Kutschwagen nach Lacko/ Lanzig zur Kirche, hin sehr sittsam, zurück eher lustig, denn die Bauern waren nach der Messe im nahen Gasthof eingekehrt. Zu Hochzeiten und Kindtaufen wurden auch alle eingeladen.

Mit sieben Jahren kam ich in die einklassige Schule in Karsino. Wir schrieben mit Griffeln auf Schiefertafeln. Die Klassen V,VI,VII absolvierte ich in Kowalewice und Konin. Mein Vater sah in mir den zukünftigen Hoferben, ich wollte aber lieber Mechaniker werden deshalb arbeitete ich bis zum 18. Lebensjahr in einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, nach ihrer Auflösung als Briefträger in Karsino bei der Post.

Schon Ende 1945 waren in Karsino freiwillige Feuerwehrmänner tätig. Der erste freiwillige Kommandant hieß Stefan Mikolajczyk. In der alten deutschen Feuerwehrremise stand noch eine Handspritze auf eisernen Rädern, die von Pferden gezogen werden musste. Auch Schläuche, Stromgeneratoren und andere Sachen waren gebrauchsfähig. Zum Pumpen wurden acht Männer benötigt. Der Wasserstrahl war dann so stark, dass ein Mann alleine den Schlauch nicht halten konnte. Für die damalige Zeit war die Handpumpe sehr modern. Wir haben dank ihr viele Wettbewerbe gewonnen. Den ersten Preis, eine Motorpumpe haben wir auch für unser Dorf Karsino gewonnen, dank der alten Handpumpe.

Angehört und aufgeschrieben - Slawoj Zawada

Erna Rinklin¹⁰⁰

Blaue Lupinen

Fünzig Jahre her. Die Erinnerung verdrängt, doch nie vergessen, zeigten mir die Ereignisse in Jugoslawien, dass die Menschen nichts dazu gelernt haben. Das gab mir den letzten Anstoß, dieses Buch zu schreiben.

Dieses Buch widme ich meinen Kindern, Enkeln und deren Nachkommen.

Erna Rinklin

Strahlend stieg die Sonne am klaren Himmel empor. Sie versprach einen verheißenden Frühlingstag. Da liefen auch schon die Kinder in Bussin, zum Himmel hoch schauend, den ersten Störchen entgegen, die im Frühling bei uns Einzug hielten. Ein Vers wie:

"Klapperstorch, Du Bester, bring mir eine Schwester.

Klapperstorch, Du Guter, bring mir einen Bruder." oder

"Klapperstorch, Du Langbein, meine Mutter will kein'." empfing das Storchchenpaar.

Völlig erschöpft von der langen Reise ließen sie sich auf den saftigen Wiesen nieder. Nach einer kräftigen Froschmahlzeit flogen sie zu Ihrer Behausung hoch oben auf einer alten Scheune, wo der Bauer Bruder ein Wagenrad als Wohnung zur Verfügung stellte. Wir nannten den Bauern "Bruder lustig". Er hatte immer einen lustigen Spruch auf den Lippen und pfiß ein Lied.

So muss es sich wohl auch zugetragen haben, als meine beiden Geschwister, Traute, die Ältere und Ursula, die Jüngere, dem Storchchenpaar zugerufen haben:

"Klapperstorch, Du Bester, bring uns eine Schwester."

Das Storchchenpaar hielt das Versprechen und legte meinen beiden Geschwistern eine Schwester in die Wiege, das war ich und wurde Erna genannt. Aus war es nun mit der Freiheit. Nach der Schule hieß es auf Erna aufpassen. Vielleicht habe ich mich auch gleich von meiner schlechtesten Seite gezeigt und fürchterlich geschrien. Sie schaukelten die Wiege hin und her, doch ich wollte mich nicht beruhigen. Sie versuchten mir mit Spucke die Augen zu verkleben, denn draußen warteten die Spielkameraden und es war Frühling. Aber auch das half nichts. So schmiedeten meine beiden Schwestern einen Plan und dieser wäre auch bald geglückt, wenn nicht meine Mutter rechtzeitig vom Einkaufen zurück gekommen wäre. Meine Schwestern hatten mich eingepackt und schleppten mich vor die Haustüre, wo dann unsere Mutter den Schaden verhütete, denn meine Schwestern wollten mich wieder zurück ins Storchennest bringen, wo ich herkam. Die Jahre gingen dahin. Wir zählten das Jahr 1941 und ich war damals vier Jahre. Der Tag begann und die Bewohner gingen dem Tagewerk nach. Ich sah durch das Fenster und konnte Frau Möllerke beobachten. Eine gutmütige alte Frau, die Jedermann Freund war und half, wo sie nur konnte. Eine Oma hatte ich nicht, da beide schon sehr früh starben.

¹⁰⁰ **Erna Rinklin** – geb. in Bussin , 1947 ausgewiesen nach Deutschland wohnt in Eisenach/Thüringen.

So war Frau Möllerke für uns Geschwister wie eine Oma. Sie hatte ihren Enkelsohn Horst bei sich, dessen Mutter außerhalb arbeitete. Wir Kinder fühlten uns immer zu ihr hingezogen und so sagten wir auch immer Oma Möllerke zu ihr. Sie war gerade dabei ihren Backofen anzuheizen, denn sie buk für die ganze Nachbarschaft das Brot. Ein Bäcker hätte dies nicht besser machen können. Ich begleitete meine Mutter, als sie eine Schüssel Brotteig rüber brachte. Der Ofen wurde mit Reisig geheizt und hatte bald die gewünschte Hitze erreicht. Jetzt wurden die vorher geformten Brote hinein geschoben. Ich musste dabei so an das Märchen von Frau Holle denken. "Zieh mich raus, zieh mich raus. Wir Brote sind bald verbrannt." Aber soweit kam es nicht. Nach einer Stunde war es soweit. Mama holte das Brot und wir Kinder warteten schon darauf. Noch heiß höhlerten wir die für uns Kinder klein gebackenen Brote aus und füllten diese mit Ziegenbutter. Es war ein Hochgenuss! Das duftende Brot mit der hartbackenen Rinde und in der Mitte die zerlaufene Butter. Von dem Brotteig wurde immer ein Rest Teig zum säuern weg gestellt, bis zur nächsten Brotbäckerei. Gestärkt liefen wir wieder zum Spielen, denn wenn es frisches Brot gab, fiel das Mittagessen aus. Wir Kinder hatten sowieso keine Zeit. Wieder einmal hatten mich meine Schwestern zurück gelassen, denn sie suchten sich Spielgefährten ihres Alters und dabei störte ich nur. Ich ging dann rüber zu Horst Möllerke und wir gingen auf den Brumberg spielen. Es war ein kleiner Berg mit Birken und verschiedenen Krautern bewachsen, die wir sammelten und zu Tee trockneten. Da stand auch schon Trude Bartel vor der Tür und als sie uns sah, war sie sofort bei uns und wir spielten verstecken. Dann bettelten wir:

"Horst, komm wir wollen uns das Sterbekleid von Deiner Uroma ansehen."

Horst seine Uroma war seit Jahren an das Bett gebunden und sie wartete geduldig auf den Tod. Wenn wir in ihr Zimmer traten freute sie sich und las uns immer vor, was auf dem Kalenderblatt stand. Ich hatte dieses Mal das Wort Krieg verstanden. Das andere verstand ich nicht. Horst hatte doch Zinnsoldaten und er spielte oft Krieg. Es war lustig anzusehen, wenn sie sich gegenseitig bekämpften und zu Boden fielen. Wir maßten dem Wort Krieg also keine große Bedeutung bei. Was wir wollten lag oben im Karton auf dem Schrank. Hier hatte die Uroma von Horst, fein verpackt; das Sterbekleid, weiße Strümpfe und eine weiße Haube, sowie Papierblüten, die Ihren Sarg einmal schmücken sollten, aufbewahrt.

Das Herz schlug mir bis zum Hals, als wir es auspackten. Es hatte etwas Unheimliches an sich. Es dunkelte langsam. Das Zimmer war gruselig und roch muffig. Im Bett lag die alte Frau, leise röchelnd und auf ihren Tod wartend. Wir schlichen aus dem Zimmer.

Da wurde Trude schon gerufen und ich schlenderte des Weges nach Hause. Vor unserem Haus, am Gemüsegarten, blieb ich stehen und warf einen Blick zurück nach Möllerkes Haus. Die Lichter gingen an. Der Abend hielt Einzug.

Meine Mutter wartete schon auf mich.

"Sieh mal! Das hat es noch nie gegeben. Die Apfelbäume blühen schon und das kurz vor Ostern", empfing sie mich.

Ich schaute hin. Sie hatten genau die selbe Farbe, wie das Leichenkleid der Oma Möllerke. Als ich ins Haus kam, saßen meine Schwestern schon am Tisch und mein Vater nahm mich auf den Schoß.

"Wo warst Du nur so lange?"

"Wir waren am Brumberg, Trude, Horst und ich", antwortete ich verdattert.

"Ich habe schon mehrmals gerufen", sprach meine Mutter.

Verlegen sah ich sie an. Sie sah es mir wohl an, dass ich mir wieder das Leichenkleid angesehen hatte. Sie hatte es uns verboten, weil wir Geschwister dann immer schlecht

einschließen. Ich versprach es ihr auch, aber wir schauten es uns immer und immer wieder an. Es hatte so etwas Unheimliches an sich. Horst sagte immer:

"Wenn Du groß bist, heirate ich Dich und dann bekommst Du auch so ein weißes Kleid, aber mit goldenen Sternen."

Hoffentlich werde ich schnell groß, dachte ich.

"In zwei Wochen ist Ostern", sagte Vater. "Morgen müßt Ihr Stieperuten holen."

Stieperuten waren Birkenzweige, die zu unserem Osterbrauch gehörten. Drei Wochen bis vierzehn Tage vor Ostern holten wir die Zweige und stellten Sie ins Wasser, damit bis zum Osterfest die zarten, grünen Blätter durchkamen.

Wir freuten uns auf Ostern, auf den Osterhasen und natürlich auf die Süßigkeiten. Wir Geschwister fertigten selbst unsere Nester aus grünem Papiergras an und warteten auf das Osterfest.

Endlich war es soweit. Die Birken waren ausgeschlagen und hatten ein saftiges Grün. Da klopfte es an die Türe vor Morgengrauen und Oma Möllerke stand in der Tür mit ihrem Stieperutenstrauß, hob das Bett hoch und dann ging es los: "Stieper, Stieper Ostern, gibst Du mir kein Osterei, schlag ich Dir das Hemd entzwei." Wir gingen zu unseren Nachbarn und Bekannten und wiederholten die Prozedur. Jeder gab dem der "stieperte" Süßigkeiten aus dem Nest. Es wurde zu einem kleinen Volksfest in unserem Dorf, da wurde hin und her "gestiepert".

Wir Schwestern verglichen und zählten unsere Süßigkeiten. Jeder hatte einen großen Osterhasen in der Mitte stehen. Am nächsten Morgen war das Osternest von Traute und mir fast leer. Der Osterhase hatte keine langen Ohren mehr, einfach abgebissen! Unsere Nester waren zusammengeschrumpft. Aber als wir richtig hinsahen, war Ursulas Nest, wie am ersten Tag. Sollte uns der Osterhase einen Streich gespielt haben? Nein, der Nesträuber war Ursula. Sie hatte bei unseren Hasen die Köpfe abgebissen und die Hasen wieder schön zugepackt. Sie hatte auch unsere Süßigkeiten genascht, um ihre länger zu erhalten. Hatte nicht eine Zigeunerin eines Tages zu meiner Mutter gesagt, als Ursula in der Wiege lag:

"Oh, wie heißt das Kind?"

"Ursula", antwortete meine Mutter.

"Das wird ein böses Kind und es wird Ihnen noch viel Kummer bereiten."

Sollte dies der Anfang gewesen sein? Aber meine Schwester und ich zahlten es Ihr wieder Heim. Wir legten ihr an diesem Abend einen nassen Lappen ins Bett. Ursula bemerkte es erst, als es zu spät war und es sah aus, als ob sie ins Bett gemacht hätte. Die Sonne stand hoch am Himmel. Trude Bartel kam und holte mich ab.

"Nehme einen Korb mit, wir gehen in den Wald und suchen Maikäfer."

Die Birken und Buchen in den Wäldern waren ausgeschlagen und die Maikäfer flogen durch die Luft. Wir brauchten gar nicht lange zu suchen, denn die Maikäfer hingen wie Trauben an den Bäumen. Wir setzten uns die Käfer auf den Arm und die Nase und ließen sie krabbeln. Es kitzelte so schön. Bald hatten wir einen Korb voller Maikäfer. Das war ein Kribbeln und Krabbeln im Korb und wir hatten Mühe sie zu bändigen. Einige nahmen Reißaus und mit einem schwungvollen Flug landeten sie wieder auf dem nächsten Baum. Wir sangen dazu:

"Maikäfer flieg, mein Vater ist im Krieg, meine Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer flieg."

Beim nach Hause gehen entdeckten wir die ersten Maiglöckchen am Waldrand. Sie bewegten sich in der zarten Frühlingsluft, als läuteten Sie den Frühling ein. Obwohl unsere Eltern es uns verboten hatten, Maiglöckchen zu pflücken, zumal diese noch giftig sind, wollten wir trotzdem unsere Eltern mit einem Strauß Maiglöckchen überraschen. Lang-

sam schlenderten wir nach Hause. Unsere Maikäfer im Korb wurden immer weniger. Sie suchten die Freiheit in den Bäumen. Unterwegs fanden wir eine tote Maus auf dem Weg. Diese wurde von uns mit einem Stock untersucht. Wir wollten unbedingt herausfinden, wo das Herz der Maus liegt, aber dann ekelten wir uns, als wir das tote Tier bearbeiteten und zogen weiter. Das Herz haben wir nicht gefunden. Meine Mutter wartete schon auf uns und freute sich gar nicht über die Maiglöckchen, die schon fast welk waren.

"Sie sind giftig", sagte sie. "Und sie sehen doch viel schöner aus, wenn sie im Wald blühen und viele Menschen Freude daran haben."

Voller Trotz warf ich meine welken Maiglöckchen auf den Misthaufen. Mama sah mich böse an und sagte:

" Abgerissen, weggeschmissen, darf der Liebe Gott nicht wissen."

Ich schämte mich. Dabei wollte ich Mama nur eine Freude bereiten, aber diese schlug ins Gegenteil um.

Aber die Zeit heilt alle Wunden. Die Walderdbeeren waren reif. Wir Kinder warteten schon lange darauf. Mit einer großen Milchkanne holte ich Trude ab, denn gleich hinter ihrem Haus begann der Wald. Wir machten uns auf den Weg und freuten uns riesig auf die Walderdbeeren, denn sie hatten so ein vorzügliches Aroma.

Aber dieses war nicht der eigentliche Grund, sondern der blauen Lupinen wegen zog es uns immer wieder zum Bahndamm, der durch den Wald führte. Mit einem Arm voller Lupinen ging es dann wieder Heimwärts. Trudes Mutter war gerade damit beschäftigt, Wasser aus dem Brunnen zu ziehen.

"Darf ich auch mal reinschauen?" fragte ich.

"Paß aber auf und halte Dich am Brunnenrand fest, damit du kein Übergewicht bekommst und nicht hinein fällst."

Ich sah in den Brunnen. Das Wasser bewegte sich noch. Ich begann zu träumen und in Gedanken sprang ich hinein und stand auf einer grünen Wiese, wie bei Frau Holle. Das Märchen könnte in Bussin entstanden sein, denn gleich nebenan wohnte Frau Möllerke und es duftete wieder nach frischem Brot.

" Lauf schnell nach Hause", sagte Trudes Mutter und riß mich aus meinem Traum.

Sie deckte den Holzdeckel wieder auf den Brunnen und begab sich mit den zwei Wassereimern ins Haus. Gerne hätte ich noch weiter geträumt, von Frau Holle und der Goldmarie. Doch als ich meine Füße ansah, war ich wohl die Pechmarie. Meine Füße waren rabenschwarz. Was würde Mama wohl dazu sagen? Sobald es die Sonne zuließ liefen wir Kinder barfuss, bis in den Herbst hinein. So sparten wir das Schuhwerk und es sollte ja gesund sein und das wollten wir ja bleiben.

Von weitem sah ich Mama schon in der Haustüre stehen. Ich lief Ihr entgegen. Die Kanne mit Erdbeeren war nur noch dreiviertel voll. Sie waren alle zusammen gesackt. Ich überreichte ihr die Kanne und den großen Strauß blauer Lupinen.

"Erst Füße waschen! Dann gibt es was zum Mittag und zum Nachtsch gibt es Deine Erdbeeren."

Das Mittag stand auf dem Tisch, aber wir warteten noch auf Traute. Sie sollte beim Kaufmann Hopp Butter kaufen und war noch nicht zurück. Wir warteten und warteten, aber Traute kam nicht.

"Geht doch einmal nachsehen, wo Traute bleibt", sagte Mutter.

Wir brauchten gar nicht so weit zu gehen. Von unserem Haus aus erstreckte sich eine Hecke entlang der Straße bis zum Kaufmann Hopp. Hier hatte sich meine Schwester verkrochen. Denn sie hatte statt Butter und der anderen Lebensmittel Zuckerpeifen für das Geld gekauft und diese gegessen. Daher traute sie sich nicht nach Hause. Beschämt schlich sie hinter uns her. Zu Hause bekam sie dann Schimpfe von Mama.

"Aber die Zuckerpfeifen haben doch so gut geschmeckt", jammerte sie. Meine Mutter musste das Geld zusammen halten. Wir gehörten nicht zu denen, die nicht mit dem Geld rechnen mussten. Extravaganzen gab es da nicht. Wir bewohnten ein kleines Einfamilienhaus, welches wir von dem Stellmacher Keller gekauft hatten. Er behielt ein kleines separates Zimmer und hatte zu Lebzeiten sein Wohnrecht in dem Haus. Seine Werkstatt grenzte an unsere Stallungen und er betrieb darin sein Handwerk. Da er alleinstehend war, sorgte Mutter mit für ihn und wusch ihm die Wäsche. Er war ein gutmütiger älterer Herr und war für uns wie ein Opa. Oft hielten wir Geschwister uns in seiner Werkstatt auf und sahen zu, wie der Hobel über das Holz glitt und es glättete. Die Späne flogen wie gedrehte Locken zu Boden. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, dass er fast alles für unser kleines Dorf mit seinen über 300 Einwohnern anfertigte.

Es roch immer nach frischem Holz in der Werkstatt. Da er immer Plattdeutsch sprach nannten wir ihn einfach "Kunekäster". Was dieser Name bedeutet, weiß ich nicht mehr. Mutter stellte die in der Zwischenzeit kalt gewordenen und wieder aufgewärmten Hefepuffer auf den Tisch, dazu gab es Heidelbeeren. Wir Geschwister sahen uns an und unsere Augen sagten alles. Hefepuffer waren ganz und gar nicht unser Leibgericht. Die Hefepuffer wollten einfach nicht rutschen. Es wurde immer mehr im Mund. Der Teller wurde auch immer voller.

"Wir sind satt", sagte plötzlich eine von uns.

"Es wird erst abgegessen, sonst geht es nicht zum Spielen", erwiderte Mutter.

Wieder nahmen wir den Löffel zur Hand und würgten und würgten und es wurde immer mehr. Ich stopfte mir beide Wangen voll, wie ein Hamster. Draußen schien die Sonne und unsere Spielkameraden warteten schon. Heute war "Räuber und Gendarm angesagt". Ich war immer der Räuber, denn brav zu sein, lag mir nicht. Wir bettelten unsere Mutter an: „Dürfen wir jetzt spielen geh'n ?"

Meine Mutter nahm die nicht abgegessenen Teller vom Tisch und sagte:

" Dann wird das Essen heute Abend wieder aufgewärmt."

Wir sahen unsere Mutter entsetzt an, aber was half es. Doch jetzt waren wir erst einmal erlöst.

Denkste ! Meine Mutter war eine sehr gutmütige aber strenge Frau. Mit dem Spielen war es vorbei.

Die Schreie wurden immer heftiger. Wir hatten gar nichts abbekommen. Aber das wußte Vater wohl nicht. Oder, wollte er nur Mutter in dem Glauben lassen, daß wir bestraft wurden. Heulend, ohne auch nur eine Träne verloren zu haben, krochen wir unter dem Ehebett hervor. Dann mußten wir drei ins Bett. Kaum waren wir drin, balgte sich Traute und Ursel wieder. Ein Machtwort von Mama und Ruhe war. Sie trat zu mir ans Bett und fragte:

„Tut es noch weh?“

Ich sagte:

" Und wie !" und jammerte, und jammerte.

Sie brachte mir noch eine Schnitte Brot ans Bett.

" Du hast doch sicher noch Hunger."

Meine Geschwister hatten auch noch Hunger, aber die bekamen nichts. Mögen es mir meine Schwestern verzeihen. Da ich das Nesthäkchen war, hatte ich das Gefühl, dass Mutter bei mir öfters ein Auge zudrückte.

Am nächsten Tag gingen wir auf den Friedhof um frische Blumen auf das Grab meiner Großeltern zu bringen. Meine Mutter musste immer vorlesen, was auf den Grabsteinen stand. Auf unserem Grabstein stand:

"Wilhelm und Wilhelmine"

So hießen meine Großeltern. Ich habe sie nie kennengelernt.

Wir gingen die Gräberreihen entlang und bewunderten den Blumenschmuck. Ich dachte so bei mir, dass hier die alte Frau Möllerke auch einmal liegen wird. Dann werde ich ihr auch so schöne Blumen bringen. Aber hoffentlich stirbt sie nicht so schnell. Mir ist das Totenkleid im Karton viel lieber und ich kann es mir jeden Tag ansehen. Einen Strauß werde ich ihr jetzt schon mitnehmen.

Es blühten ja so viele schöne Blumen auf den Gräbern. Meine Mutter zog mich zurück und sagte zu mir:

"Du darfst doch von den Gräbern keine Blumen pflücken. Das ist Diebstahl! Und der Liebe Gott hat es gesehen. Wenn man stiehlt wächst einem die Hand aus dem Grab, wenn man gestorben ist und alle Leute können sehen, dass Du gestohlen hast."

Mir schoss die Röte ins Gesicht, so schämte ich mich. Ich ging die Grabreihen entlang. Keiner der Toten hatte jemals etwas gestohlen. Nur meine Hand wird später heraus wachsen und alle Leute werden sagen:

"Hier ruht Erna Winkel, die hat als Kind gestohlen."

Ich werde niemals wieder in meinem Leben stehlen!

Der Friedhof lag oberhalb unseres Ortes auf einer Anhöhe in der Nähe des Bahnhofs. Von weitem sahen wir schon den Bahndamm mit den blauen Lupinen. Wir gingen nicht nach Hause ohne einen Strauß davon mitzunehmen. Die blaue Farbe faszinierte mich immer wieder.

Im Bahnhof erkundigten wir uns, wann ein Zug nach Pollnow fuhr. Es war die nächste Kleinstadt.

Am nächsten Tag fuhren wir mit der Bimmelbahn, die von Schlawe kam, nach Pollnow, meine erste Fahrt mit der Bahn. Mir gegenüber saß ein dicker Opa mit einer dicken roten Nase. Er packte seine Stulle aus und aß einen Apfel dazu. Ich musste ihn immer ansehen. So eine dicke rote Nase hatte ich noch nie gesehen. Plötzlich fiel ein Tropfen auf die Stulle, aber er aß weiter ohne es zu merken. Er sah mich an und lächelte, nahm sein Messer und schnitt mir ein Stück von dem Brot ab. Als er es mir rüber reicht, lehnte ich es ab und sagte:

"Von Dir nehme ich nichts, denn von Dir ist gerade ein Tropfen auf die Wurststulle getropft."

Der Opa sah mich traurig an. Hatte ich etwas falsch gemacht ?

In Pollnow angekommen, sahen wir uns die Schaufenster an. An jeder Litfaßsäule sah mich "Kohlenklau" an. Ich fürchtete mich vor den Plakaten, auf denen eine riesige männliche Gestalt abgebildet war. Sie war ganz in schwarz gekleidet. Meine Mutter las mir vor, was darunter stand:

"Kohlenklau". Die schwarze Gestalt prägte sich in mein Gedächtnis und ließ mich nicht mehr los.

Ich klammerte mich fest an meine Mutter.

"Jetzt kaufe ich Dir ein Eis", sagte sie.

Mama ging in einen kleinen Laden und kam mit einer spitzen Waffeltüte, auf der eine gelbe Kugel lag, zurück. Behutsam nahm ich es in die Hand und bis rein. Das war ja kalt! Im gleichen Moment warf ich es auf die Erde. Ich hatte Ei verstanden und dachte: So ein kaltes süßes Ei habe ich noch nie gegessen.

"Das ist doch Eis", sagte Mama. "Man isst es im Sommer, um sich zu erfrischen."

Ich musste wohl noch viel lernen. Verschämt sah ich auf die Erde. Inzwischen war mein Eis zu einer kleinen gelben Pfütze aufgetaut, denn die Sonne meinte es besonders gut mit uns. Wir gingen die Geschäftsstraße entlang und Mama tätigte Ihre Einkäufe. Anschließend gingen wir noch zu einer Bekannten.

Es war eine kleine dicke Frau. Sie bat uns freundlich in ihre Wohnung. Gleich darauf holte sie eine Kaffemühle, schüttete Bohnen hinein und drehte diese immer rund herum. Ich bekam ein Glas Saft und sie schickten mich raus, vor die Türe, da ich mich in der Wohnung langweilte.

Ich setzte mich auf die Stufe und lauschte, was sie wohl erzählten. Sie sprachen über den Krieg und plötzlich begann die Frau zu weinen. Mutter tröstete sie, aber sie schluchzte weiter. Ich dachte wieder an Horst Möllerke, meinen Spielkamerad und seine Zinnsoldaten.

Nach einer Weile verabschiedeten wir uns und gingen wieder zum Bahnhof. Eine dicke dunkle Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben. Die Vögel flogen nicht mehr so hoch, wie heute früh.

"Da, ein Doppeldecker", sagte ich zu meiner Mutter.

In letzter Zeit sahen wir sie oft. Mama schaute ganz traurig vor sich her. Ich glaubte, sie war gar nicht bei der Sache. Auch auf der Heimfahrt sah sie traurig durch das Fenster.

Als wir auf dem Bahnhof ausstiegen, glotzte mich wieder "Kohlenklau" an. Schnell lief ich weg, stolperte, fiel auf den Bahnhofsvorplatz und schlug mir das Knie auf. Blut lief auf meine weißen Kniestrümpfe und das Knie hämmerte. Mutter nahm ein sauberes Taschentuch und band es mir um das Knie.

"Tolpatsch", sagte Sie.

Das Wort gefiel mir ganz und gar nicht.

Wir standen noch eine ganze Zeit auf dem Bahnhofsvorplatz und sahen auf unseren Ort. Unser Ort sah aus wie ein Vogelnest. Aber Mama sagte immer:

Wenn ich im Dunkeln vom Bahnhof auf Bussin schaue, sieht der Ort wie ein Schmuckkästchen aus.

Die Lichter glitzerten und spiegelten sich in den zahlreichen Seen wieder. Sie hatte recht. Denn wenn ich in ihr Schmuckkästchen sah, glitzerte es genauso. Als ich Mama ansah, sah sie wieder traurig aus. War es wegen dem Eis, was ich fallen ließ? Wir hatten erst wenig Geld. Ich ergriff Mutters Hand und wir gingen die Straße entlang, Richtung Bussin.

Bald hätte ich vergessen, noch einen Strauß Lupinen mitzunehmen und lief noch einmal zurück zum Bahndamm. Schnell war der Strauß gepflückt, denn die blauen Lupinen blühten in Massen. Jetzt hatte ich zu tun, um Mama einzuholen.

Sie war immer noch in Gedanken versunken. Wir gingen am Friedhof vorbei und es dunkelte schon langsam. Die Grillen zirpten und die Vögel flogen noch tiefer, als am Morgen. Mama ergriff meine Hand und lief etwas schneller. Da sahen wir auch schon die ersten Häuser von Bussin. In den Häusern brannte Licht. Es war Ruhe im Dorf eingeleuchtet. Zu Hause angekommen saßen Papa und meine Schwestern schon am Tisch und warteten mit dem Abendbrot auf uns. Noch vor dem Schlafengehen erzählte ich ihnen von dem Ei, was kalt war und gar nicht wie Ei schmeckt. Meine Geschwister lachten mich aus. Ich schämte mich.

"Wenn Ihr mich noch weiter auslacht, kommt der "Kohlenklau" und holt Euch! Der hat einen dunklen schwarzen Mantel und trägt einen großen Sack auf dem Rücken. Wenn Ihr mich weiter ärgert, kommt Ihr in diesen Sack und Ihr könnt mich nicht mehr ärgern. Heinrich aus Pollnow ist im Krieg."

Ich erzählte alles durcheinander. Da ich immer sehr viel erzählte, nannte man mich "Schlotterbüchse".

"Jetzt ist es genug", sagte meine Mutter. "Schnell ins Bett mit euch!"

Wir gingen in die Küche um uns zu waschen.

Lange Zeit lag ich noch wach und machte mir noch so meine Gedanken, wie es im Sommer wohl Eis geben könnte. Von weitem hörte ich ein Grollen, was immer näher kam. Tropfen plätscherten auf das Dach. Draußen zuckten die Blitze kreuz und quer den Himmel entlang. Donner und Blitz lösten sich ab. War das heute ein aufregender Tag. Ich lag im Bett und konnte nicht schlafen. Das Schlafzimmer wurde dunkel, dann wieder hell. Meine Mutter sagte immer:

"Wenn es donnert, dann schimpft der Liebe Gott."

Meine Mutter war eine sehr gläubige Frau. Sie lehrte uns zeitig das Beten. Wenn wir zu Bett gingen mussten wir erst Beten:

"Lieber Gott mach' mich fromm, das ich in den Himmel komm."

Ich komme da bestimmt nicht rein, denn ich glaubte, der Donner galt mir. Grund hat er ja. Gestern habe ich Blumen vom Grab gepflückt und heute das Eis weggeschmissen.

"Lieber Gott, höre auf zu schimpfen, ich tue es nie, nie wieder."

Doch der Donner grollte weiter. Ich warf mich hin und her im Bett. Mein Gewissen ließ mir keine Ruhe. Gleich morgen früh werde ich alles Horst und Trude erzählen. Das einem die Hand aus dem Grab wächst, wenn man stiehlt und das es im Sommer Eis gibt, das man essen kann.

Auch meine Schwestern konnten bei dem Gewitter nicht schlafen. Sie balgten sich, wie immer, herum. Traute musste immer mit Ursel in einem Bett schlafen, da gab es immer Streit, weil Ursula eine Gänsehaut hatte und die kratzte furchtbar an Trautes Haut. Ich wollte mit keinem von beiden schlafen, weil ich immer eine Katze mit ins Bett nahm. Das durfte aber Mama nicht wissen.

Mutter machte der Zankerei ein Ende. Das Gewitter hörte auf. Der Donner hatte sich beruhigt. Der Liebe Gott hatte mich doch erhört. Ich werde mich bessern.

Am nächsten Morgen konnte ich keine rechte Freude am Tag finden. Die Milchsuppe, die Mutter uns immer frühs kochte, wollte gar nicht schmecken. Aber ich mußte den Teller ab aufessen essen, um dann schnell zu Horst und Trude zu gehen. Hoffentlich spielen sie noch mit mir.

Zuerst ging ich zu Horst und seiner Oma. Ich erzählte alles, was ich erlebt hatte, von der Fahrt nach Pollnow, von den Blumen auf dem Friedhof und das mit der Hand. Frau Möl-lerke tröstete mich und sagte:

"Wenn Du das nie wieder tust und der Liebe Gott sieht es, dann wächst vielleicht Deine Hand nicht aus dem Grab."

"Ich muss Trude auch noch schnell Bescheid sagen", sagte ich und rannte zu ihr.

Als ich die Tür aufriss spielte bei ihr das Grammophon. Die Schallplatte drehte sich im Kreis. Bei jeder Umdrehung knackte die Platte.

"Ich hab Dein Knie, Knie, Knie, Knie, ..., geseh'n", tönte es von der Schallplatte.

Wir bekamen Lachkrämpfe, wenn wir die Platte hörten. Man musste die Nadel wieder etwas vorrücken und die Platte lief weiter. Wir hörten die Platte mehrere Male.

Bartels waren gerade beim Mittagessen und der Vater sagte:

"Nun ist es genug mit der Schallplatte. Jetzt wird erst einmal gegessen."

Ich wollte gehen, da sagte Trudes Mutter:

"Du kannst ruhig mitessen. Es ist genug da."

Es gab Stampfkartoffeln mit Buttermilch. Das war mein Leibgericht. Das wusste Trudes Mutti.

In der Mitte des Kartoffelbreis wurde eine Vertiefung mit dem Löffel gedrückt und man goss zerlassene Butter oder ausgelassenen Speck hinein. Rundherum schüttete man frisch geschlagene Buttermilch. Dazu gab es gebratene Pfifferlinge.

"Wer weiß, wie lange wir noch zusammen essen können", sagte Trudes Vater.

Er hatte eine Einberufung in den Krieg bekommen. Als wir mit dem Essen fertig waren, liefen wir schnell Mama Bescheid sagen, dass ich schon gegessen hatte.

Anschließend wollten wir verstecken spielen. Es hatten sich schon einige Kinder auf dem Turnplatz eingefunden. Horst Möllerke, sein Cousin Heinz und seine Cousine Helga. Sie ging aber dann mit den größeren Kindern spielen. Da kam Werner Schmidt aus dem Dorf hinzu.

"Kommt alle mal her!" rief er.

Er hielt eine Ansichtskarte in seinen Händen. Werner ging schon zur Schule und las uns vor:

"Thüringen, Grünes Herz Deutschlands."

Auf der Karte war ein großes Herz, indem lauter grüne Bäume waren.

"In Thüringen wohnt mein Onkel", sagte er.

Ich staunte, denn ich konnte es nicht begreifen. Ein grünes Herz ? Das Herz hat man doch in der Brust und es ist rot. So ein Quatsch - grünes Herz ! Aber hübsch war die Karte trotzdem.

"Nun wollen wir endlich Versteck spielen !"

Wir zählten aus:

"Ich und Du, Müllers Kuh, Müllers Esel der bist Du !"

Wer der Esel war, musste sich mit dem Gesicht zur Wand drehen und bis zehn zählen. In der Zwischenzeit versteckten sich die anderen. Dann ging die Sucherei los. Im Stall, in der Scheune, im Haus und im Garten. Es war ein lustiges Treiben. Plötzlich schrie Trude und wir liefen hinter den Schuppen, wo die Schreie her kamen. Sie war auf das Schuppendach geklettert und beim Runterspringen hat sie sich mit einem großen, rostigen Nagel den Schenkel aufgerissen.

Blutüberströmt lief sie ins Haus. Nun war erst einmal Schluss mit dem Versteck spielen. Am nächsten Morgen stand ich zeitig auf. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Die Vögel zwitscherten auch schon. Von Trude und Horst war noch nichts zu sehen. Diese Langschläfer! Da sah ich den Briefträger den kleinen Berg zu uns herauf kommen. Ich lief schnell in das Haus und rief meine Mutter. Diese kam sofort vor die Haustüre. Wir erwarteten gemeinsam den Briefträger, der immer näher kam. Er blieb vor uns stehen, reichte meiner Mutter einen Brief und ging weiter.

Meine Mutter drehte den Brief in Ihren Händen herum. Ich sah darauf einen großen runden Stempel.

"Mama, wer hat denn geschrieben ?" fragte ich.

Aber Mama schwieg. Hastig las sie die Zeilen. Da liefen ihr plötzlich Tränen über das Gesicht. Sie drehte den Kopf zur Seite, damit ich nicht merken sollte, daß sie weinte.

"Was ist denn, Mama ?" fragte ich sie.

"Papa muss in den Krieg", antwortete Mama und drückte mich fest an sich.

Dann kamen meine beiden Geschwister aus dem Haus hinzu. Mutter nahm uns alle in die Arme und sagte:

"Papa muss in den Krieg."

Traute und Ursel weinten nun auch. Warum weinen die nur alle ? Es wird schon nicht so schlimm werden. Ich ging dann zu Trude, um zu spielen und vergaß den Brief.

Als Papa am Abend von der Arbeit kam, lief ihm Mama schon entgegen. Sie blieben stehen und Mama erzählte ihm wohl von dem Brief. Er nahm meine Mutter in den Arm und sie gingen ins Haus.

"Ihr könnt noch draußen spielen. Ich rufe euch dann", sagte meine Mutter.

Gleich rannte ich zu Frau Möllerke und Trude und erzählte ihnen, das Papa in den Krieg ziehen muss. Erst jetzt dachte ich wieder daran.

Als wir dann Abends am Tisch saßen, hatte Mama ganz verweinte Augen und auch Papa blickte ganz traurig. Er hatte sonst immer gute Laune, wenn er von der Arbeit kam. Er nahm mich immer auf den Arm hob mich ganz hoch und ließ mich in seinen Armen zappeln.

"Donnerwettstock !" sagte er immer. Das war sein Lieblingswort.

Er brachte uns auch immer Hasenbrot mit. Das war das Brot, was er am Tag nicht gegessen hatte. Es war meist schon etwas angetrocknet. Schmeckte aber besonders gut, weil er immer zu uns sagte, dass das Brot vom Osterhasen komme, daher auch der Name. Manchmal griff er auch in seine Hosentasche, holte braunen Kandiszucker heraus und gab uns jedem ein Stück. Ursula bekam immer das größte Stück, denn sie war Papas Liebling. Er hielt fast immer zu ihr, wenn Mama mit ihr schimpfte. Traute, meine älteste Schwester musste für alles her halten.

Vater war noch einige Tage zu Hause und wir Kinder hingen an ihm wie die Kletten. Mama schickte uns zum Spielen, denn es gab wohl noch viele Vorbereitungen zu treffen. Aber wir hatten nicht die richtige Lust dazu. Das Wort Krieg ließ keine Freude bei uns Geschwistern aufkommen. Ich ging in den Holzstall, um meine Katze zu suchen. Sie saß immer oben auf dem Holzstapel. Ich nahm sie in meine Arme und drückte sie fest an mich.

"Papa muss in den Krieg", sagte ich.

Die Katze sah mich an, als ob sie mich verstand.

Als Papa einmal aus dem Dorf kam, war er sehr erregt und sagte zu meiner Mutter, als er mit einem Bewohner unseres Ortes sprach, ob er auch eine Einberufung in den Krieg erhalten hätte, erwiderte dieser:

"Einige müssen doch auch hier bleiben, Fritz und die Sieger empfangen."

Diese Äußerung muss ihn wohl sehr geärgert haben und Mama sagte:

"Es trifft immer wieder die Ärmsten."

Abends saßen alle still am Tisch. Ursula zog sich als erste zurück und ging ins Bett. Traute und ich folgten. Als wir ins Schlafzimmer kamen, merkten wir, das Ursel etwas unter der Bettdecke versteckte. Wir wussten schon: Ursel nahm immer einen "Schmökler", ein Romanheft, mit ins Bett, obwohl es ihr Mama verboten hatte, denn sie sei noch zu jung dafür. Deshalb kontrollierte meine Mutter abends häufig, ob wir schliefen. Oft stellten wir uns schlafend und wenn meine Mutter aus dem Zimmer ging, schalteten wir das Licht wieder an. Traute musste Wache halten, damit Ursel in ihrem Roman lesen konnte. Anschließend erzählte sie uns, was darin stand.

Am nächsten Morgen hatte Ursula vergessen den Roman unter dem Kopfkissen wegzunehmen und Mama fand ihn. Da war etwas los ! Sie nahm ihren Pantoffel und schlug auf Ursula ein und diese schrie so laut, das Oma Möllerke gerannt kam und schrie:

"Frieda hör auf! Du schlägst doch das Kind tot."

Meine Schwester und ich kamen ins Zimmer gerannt und wir sahen, dass ihre Nase blutete. Seit her habe ich nie wieder gesehen, das Ursel einen Roman las. Vielleicht heimlich, aber nie wieder im Bett.

Nach diesem Krach hatte Ursula beschlossen, von zu Hause auszuziehen. Sie wollte zu Opa nach Erlau ziehen.

"Hier bleibe ich keinen Tag länger", sagte sie zu Traute und mir. "Haltet ja dicht! Sonst mache ich das mit Euch, was Mama mit mir gemacht hat."

Nach dem Mittagessen packte Ursula heimlich ihre notwendigen Dinge in einen Karton und machte sich auf den Weg nach Erlau. Erlau bestand aus einem Gut und dem Haus unseres Opas. Unsere Oma haben wir nie kennengelernt, da sie sehr früh starb. Opa heiratete eine über zwanzig Jahre jüngere Frau. Wir sollten nicht Oma, sondern Tante Anna

zu ihr sagen. Sie bekam Zwillinge, zwei Jungens, Klaus und Dieter. Diese waren zwei Jahre jünger als ich und waren meine Onkels. Das Haus meines Opas stand mitten im Wald, umgeben von Tannenbäumen. Die Äste hingen bis auf die Erde. Wir brauchten nicht weit zu laufen, da hatten wir Körbe voller Pilze. Wir waren sehr gerne bei unserem Opa, denn er hatte einige Bienenstöcke mitten im Wald stehen. Wenn wir kamen, holte er immer einige Waben aus dem Bienenhaus und wir durften den Honig aus den Waben saugen. Das hat geschmeckt! Danach hatten wir immer so einen Durst. Als Mama am Abend von der Feldarbeit nach Hause kam, war Ursula weg. Mama machte einen sehr traurigen Eindruck. Ihre Augen gingen im Zimmer umher und suchten Ursel. Vielleicht tat es ihr schon wieder leid, dass sie Ursel geschlagen hatte. Sie hatte es nur gut gemeint. Sie sagte immer:

"Wenn Ihr abends im Bett lest, verderbt Ihr Eure Augen."

"Ist Ursula noch nicht da ?" fragte sie.

"Nein", antwortete Papa. "Sie ist in Erlau bei Opa und will nicht wieder zurück."

Mama setzte sich zu uns an den Tisch und aß schweigend ihre Stulle. Sie war heute sehr gedrückt.

"Ich kenne doch Ursula", sagte sie. "Morgen kommt sie wieder zurück."

Am Abend sprachen wir nur wenig und Traute und ich gingen zeitig zu Bett. Irgendwie war es doch langweilig ohne Ursula. Sie stellte täglich etwas an und konnte Mama oft zur Weißglut bringen. Sie spielte meist nur mit den Jungen im Dorf. Ihr war kein Baum hoch genug. Unsere Gedanken weilten bei Ursula. Was wird sie wohl anstellen bei Opa in Erlau ? Traute erzählte mir noch, wie fast jeden Abend, eine Geschichte und dann schliefen wir ein.

Aes wir am nächsten Tag erwachten, hatte Mama schon gebuttert. Wir hatten Ziegen und die Butter war weiß. Zum Frühstück gab es bei uns immer Milchsuppe, mal mit Nudeln, mal mit Grieß und manchmal mit Klimpern. Klimpern waren kleine Mehlklößchen mit Ei, die auch in der Milchgekocht wurden. Klimpersuppe mochten wir Kinder nicht so gerne, denn diese dichte sehr nach und wir hatten meistens nur einen dicken Pframpf auf dem Teller. Wenn wir abgegessen hatten bekamen wir noch eine Stulle mit Ziegenbutter. Ich hatte wie immer keine Zeit und lief mit meiner Schnitte schnell zu Trude Bartel, denn sie hatten eine Kuh und die Butter war gelb und so tauschten wir oft unsere Stullen aus.

Nach dem wir die Brote gegessen hatten, gingen wir meist auf den Turnplatz. Der Turnplatz befand sich zwischen Bartels, Möllerkes und unserem Haus. Hier marschierten die Schüler von der Schule hin, um ihren Sportunterricht durchzuführen. Mitten auf dem Sportplatz stand eine große dicke Linde. Daneben stand ein Barren aus Holz und wenn nicht gerade Turnunterricht war, vertrieben wir uns daran die Zeit. Trude musste mich immer hochheben, denn sie war zwei Jahre älter als ich.

Von weitem sahen wir schon die Schüler anmarschieren. Voran die Großen und hinterher die Kleinen. Unsere Schule hatte nur einen Lehrer. Er hieß Herr Hasse und unterrichtete von der ersten bis zur achten Klasse, denn in jeder Klasse gab es nur zirka fünf Schüler. In der ersten Reihe saß die erste Klasse, in der zweiten Reihe die Zweite und so weiter.

Als die Schüler den Turnplatz erreichten, wurde nach Alter aufgeteilt. Traute war auch dabei. Sie war in der Hitlerjugend und musste ihre Uniform bis zum Sportplatz tragen. Die Uniform bestand aus einer weißen Bluse, einem dunkelblauen Rock, einem blauen Binder und einem Lederknoten, wodurch der Binder gesteckt wurde.

Wenn Trude schon Schulschluss hatte, standen wir immer zusammen etwas abseits und

beobachteten den Turnunterricht. Da durfte man nicht einfach turnen, wie man wollte, sondern nur so, wie es der Lehrer anordnete. Mir graute so richtig vor der Schule. Da ist es vorbei mit der Freiheit. Gott sei Dank! Ich habe noch fast zwei Jahre Zeit.

Nach dem Sportunterricht marschierten die Jungen voran und hinterher die Mädchen zurück zur Schule. Wir wollten gerade wieder spielen gehen, da hörten wir von weitem Gesang, welcher näher kam. Soldaten marschierten in Reih' und Glied in Richtung Bahnhof. Sie sangen das Lied "Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein" und danach "Die Fahnen hoch, die Reihen fest geschlossen". Mittlerweile marschierten die Soldaten täglich in Richtung Bahnhof. Wenn wir den Gesang hörten, rannten wir zu Möllerkes Haus, nahe der Straße zum Bahnhof. Wir stellten uns auf die Treppe, damit wir die Marschierenden beobachten konnten. Wir winkten ihnen oft zu. Mancher zwinkerte uns heimlich zu. Winken durften sie wohl nicht. Nebenher marschierte der Vorgesetzte, der immer schrie:

"Links - links - links, zwo, drei, vier."

So marschierten sie zum Bahnhof. Trude und ich rannten oft am Ende des Zuges hinterher, um zu sehen, was die alle auf dem Bahnhof machten. Hier wurden sie in Güterwagen verladen und mussten in den Krieg. Es wurden täglich mehr Soldaten, die zum Bahnhof zogen.

"Der Krieg ist noch weit weg", beruhigte mich Mama, als ich nach Hause kam.

Nach einer Weile sagte sie:

"Morgen Nachmittag gehen wir zum Schützenfest. Da wird gesungen und getanzt."

Auf dem Turnplatz wurde eine große Bühne aus Holz aufgebaut. Man schlug Birkenbäume und stellte sie um die Bühne. Schießbuden wurden aufgebaut und Verkaufsstände für Naschwerk. Dann war es soweit. Wir gingen zum Turnplatz, setzten uns auf die Holzbänke und warteten auf die Vorstellung. Trude saß schon mit ihrer Schwester da und Horst Möllerke sah gespannt zur Bühne. Ich kann mich nur noch an zwei Dinge erinnern. Ein dicker lustiger Mann trat auf die Bühne und blies die Wangen auf, drückte mit der Zunge die Unterlippe vor und sprach:

"Agathe, koch mir mal Kartoffelknödel. Und sie kochte mir einen. Und ich aß Ihn und sprach wieder: Agathe koch mir mal Kartoffelknödel."

Zehnmal wiederholte er diese Sätze. Beim zehnten sprach er:

"Und ich platzte."

Wir klatschten so sehr, das der Mann den Vers mehrere Male wiederholen mußte. Der dicke Mann trug eine Lederhose, ein kariertes Hemd und Kniestrümpfe.

Plötzlich kam ein ganzes Rudel von diesen lustigen Männern auf die Bühne. Sie trugen auch alle Kniestrümpfe, aber die hatten gar keine Füße.

"Sind die aber arm", sagte ich zu Mama. "Die haben ja nicht einmal richtige Strümpfe."

"Das sind Wadenstutzen", antwortete Mama.

Jetzt brachten sie zwei Sägeböcke auf die Bühne. Die einen mussten arbeiten und Holz sägen und sangen noch dazu:

"Mir san die lustigen Holzhacker Buam"

Die andern durften tanzen und schlugen sich dabei auf die Oberschenkel. Sie lachten dabei. Scheinbar hatte es gar nicht weh getan. Wir klatschten und klatschten und die Männer sägten und tanzten unentwegt.

"Was sind das für lustige Männer?" fragte ich.

"Das sind waschechte Bayern", antwortete meine Mutter.

"Was sind denn Bayern?"

"Sie leben weit weg von uns. Dort gibt es ganz hohe Berge, auf denen auch im Sommer Schnee liegt."

Das wollte nicht in meinen Kopf, denn die Sonne taut doch den Schnee im Frühjahr weg. "Wann fahren wir denn nach Bayern?" fragte ich Mama.

"Da können wir nicht hinfahren", beantwortete sie meine Frage. "Bayern liegt ganz weit weg von uns. So viel Geld haben wir nicht."

Wir sangen und Schunkelten, mal nach links und mal nach rechts. Zum Schluss kam ein Mädchen mit einem Koffer. Sie stellte den Koffer vor sich hin und sagte:

"Der Koffer, vorgetragen von Annettchen.

Ddder Koffer, vorgetragen wvon Annettchen.

Dddddd Kkkoffer, vorgetragen vwwon Annettchen.

Dddddddder Kkkkkoffffer, wworgetragen wwon Annettchen.

Dddddddder Kkkkkoffffer, vwwooo...."

Sie überlegte eine Weile und sagte dann:

"Der Koffer, weggetragen von Annettchen."

Dann verließ sie die Bühne mit ihrem Koffer.

Wir alle lachten und klatschten. Alle Künstler kamen noch einmal auf die Bühne, machten einen Diener oder Knicks und verabschiedeten sich von uns. Die Vorstellung war beendet.

Mama sagte:

"Nun wollen wir noch auf Papa warten."

Er war mit den anderen Männern aus unserem Dorf im Schützenhaus, um ein Bier zu trinken. Es müssen wohl mehr geworden sein, denn Papa kam nicht. Traute rannte ein Stück in Richtung Schützenhaus, kam aber bald wieder alleine zurück.

"Die Männer trinken alle noch Bier, aber Papa habe ich nicht gesehen. Es sind so viele", sagte sie. Mama nahm uns an die Hand und wir liefen schnell nach Hause. Sie schloß die Haustüre zu und ließ den Schlüssel von innen stecken. Ob mit Absicht oder nicht weiß ich nicht mehr. Anschließend gingen wir ins Bett.

Als wir am nächsten Morgen aufwachten, war Papa nicht da. Mama ging in den Stall, um die Hühner zu füttern. Plötzlich rief sie uns:

"Kommt schnell mal in den Stall!"

Es war ein Bild für die Götter. Papa lag mitten im Stall. Auf ihm saß die Glucke und rundherum die Kückchen. Sie suchten wohl seine Wärme. Er muss uns gehört haben, wachte auf und schüttelte sich, was dem Federvieh gar nicht gefiel. Papa lachte uns an, aber Mama sprach kein einziges Wort mit ihm. Sie wird schon ihren Grund haben.

Als ich am nächsten Tag vor das Haus ging, um zu spielen, bemerkte ich, dass Papa sich am Kellerloch zu schaffen machte. Wir hatten einen bunkerähnlichen Keller neben dem Haus. Darin befanden sich Kohlrüben und Runkeln für das Vieh. Papa ging ins Haus, holte Brot und Wurst und verschwand im Keller. Warum isst er denn nicht am Tisch, dachte ich. Sicherlich ist er noch böse mit Mama, weil sie ihn ausgeschlossen hat. Ich ging ihm nach und merkte, das meine Schwester Ursula wieder da war. Ganz bestimmt hatte er Ursula in der Nacht wieder zurückgeholt, denn sie musste ja wieder in die Schule. Ursula traute sich nicht ins Haus. Sie schämte sich bestimmt vor uns. Als mich Papa entdeckte, sprach er:

"Pssst, nichts Mama sagen" und er hielt seinen Finger an die Lippen.

Ob Papa das wohl aus lauter Trotz machte, weil Mama ihn im Stall schlafen ließ? Aber Papa hielt ja schon immer zu Ursel. Unbedingt musste ich Mama Bescheid sagen, dass Ursula im Kellerloch sitzt. Sowas konnte ich doch nicht für mich behalten!

Sie wusste schon längst, dass Ursula wieder da war, denn sie hatte Papa auch beobachtet, als er mit dem Essen im Kellerloch verschwand. Im Laufe des Tages kam er dann mit Ursula ins Haus.

Ursula lächelte Mama an. Mama freute sich, dass Ursula wieder da war. Beide fielen sich um den Hals. Sie liebte ihre drei Kinder über alles.

Ursula erzählte von dem Aufenthalt bei Opa in Erlau und von Klaus und Dieter, seinen Kindern, unseren Onkels. Vielleicht war es Vorsehung gewesen, dass Ursel ausgerissen war. Opa hatte im Wald einen kleinen Brunnen, aus dem er das Trinkwasser holte. Vor Gebrauch musste es aber abgekocht werden. Die beiden Jungen spielten sehr gerne im Wald und auch am Brunnen. Ursula war in der Nähe und bemerkte plötzlich nur den Einen. Der Andere hatte sich über den Brunnenrand gebeugt, war hineingefallen und schrie. Ohne erst ins Haus zu gehen, um Opa oder Tante Anne zu holen, rannte sie zum Brunnen, nahm die Stange an der der Wassereimer hing, ließ die Stange in den Brunnen und zog den Jungen raus. Alle in Erlau waren überglücklich. Opa hatte Ursula von diesem Tag an auch besonders ins Herz geschlossen.

Die wilde Ursula, der kein Baum zu hoch war und kein Ziel unerreichbar, hätte in unserer Familie einen Schock Jungen ersetzt.

Sie erzählte weiter, dass sie im Wald einen großen Hirsch gesehen hatte.

"Und der Hirsch hat drei junge Rehe gehabt."

Ja, Erlau war ein herrliches Fleckchen Erde. Wir drei waren immer gerne dort.

Oft durften wir mit Mama die Ziege führen, wenn diese zum Bock mußte. Die Ziege lief neben uns her, wie ein Hund. Es ging über Wiesen, über die Grabow und durch den Wald. Es waren zirka zwei bis drei Kilometer bis nach Erlau. Auf dem Weg dorthin sahen wir viele Störche, die oft einen Frosch im Maul hatten oder mit dem Schnabel klapperten. Wenn wir die gute Hälfte des Weges geschafft hatten, kamen wir zu Reinkes Haus. Es war ein großes Bauerngut. Wir banden die Ziege an und statteten den Reinkes einen Besuch ab. Hier arbeiteten viele Polen auf dem Feld. Sie hatten es gut bei der Familie und aßen mit den Reinkes an einem Tisch wenn es Essen gab. Sie hatten die Haare alle geschoren und sprachen wenig deutsch. Wenn sie gegessen hatten gingen sie in das Gesindehaus. Ein Pole spielte Mundharmonika. Ich hörte ihm gerne zu. Er spielte immer polnische Lieder. Die klangen sehr traurig. Wenn er fertig war klatschten wir Kinder immer und er freute sich darüber. Die Jüngeren tollten oft mit uns auf dem Hof herum. Während der Ernte half Papa mit auf dem Feld. Oft durften wir mit, um Kartoffeln aufzulesen. Papa hatte fast immer eine Büchse dabei. Ich sollte Regenwürmer suchen und die klitschigen Dinger in die Büchse tun, damit er sie zum Angeln nehmen konnte. Aber diesen Gefallen tat ich ihm nicht, denn ich ekelte mich.

"Nun bekommst Du auch kein Bonbon", sagte er, nahm sie und teilte sie unter den Polen aus.

Einige unter ihnen waren sehr jung. Papa sagte immer:

"Das sind alle meine Jungs."

Er hatte sich immer einen Jungen gewünscht. Aber der Wunsch ging nicht in Erfüllung.

Wenn wir uns bei Reinkes gestärkt hatten, ging es mit der Ziege weiter nach Erlau. Opa hatte uns dieses Mal schon von weitem gesehen, denn er stand in der Haustüre. Als wir uns dem Haus näherten, kam er uns ein Stück entgegen. Opa gab uns die Hand und sagte zu meiner Mutter:

"Frieda, sei nicht immer so streng zu Ursula. Die hat meinem Jungen das Leben gerettet."

"Es sollte wohl so sein", sagte Mama. "Der Liebe Gott hat wohl so entschieden."

Dann gingen wir zum Stall und Opa ließ den Ziegenbock raus. Aus dem Stall schlug uns ein Gestank entgegen. Der Ziegenbock war fast doppelt so groß, wie unsere Ziege, hatte einen Spitzbart und große Hörner. Dann wurden wir in den Wald geschickt. Doch Klaus und Dieter, meine beiden kleinen Onkels, wollten sehen, was der Bock mit der Ziege

macht. Wir schlichen hinter das Haus und kletterten auf das Flachdach, welches gerade frisch geteert war. Wir klebten mit den Schuhsohlen an der Dachpappe fest und hatten zu tun, wieder los zukommen. Wir knieten uns hin und krabbelten auf allen vieren in Sichtweite, damit wir alles genau beobachten konnten.

Der Ziegenbock sprang immer auf die Ziege. Das war ja nur Bockspringen, genau so, wie wir es immer auf dem Turnplatz spielten. Wir konnten gar nicht begreifen, warum wir da weggeschickt wurden.

Nach dem Bockspringen wurden wir wieder gerufen. Opa und Mama schlugen die Hände vor die Augen. So erschrocken waren sie, als sie uns sahen. Doch plötzlich fingen sie an zu lachen und wir lachten auch mit, als wir uns gegenseitig ansahen. Wir gingen ins Haus. Meine Kniestrümpfe waren nicht mehr zu gebrauchen. Ich musste die Strickstrümpfe von meinen Onkels anziehen. Die krabbelten vielleicht!

Dann ging Opa mit uns in den Wald, wo seine Bienenhäuser standen. Er holte immer frische Waben und wir sogen den frischen Tannenhonig heraus. Anschließend hatten wir immer großen Durst. Tante Anna kochte uns immer Katreinerkaffee, gebrannte Körner, die in der Kaffeemühle gemahlen wurden. Nun ging es wieder nach Hause. Der Tag neigte sich dem Ende. Wir liefen etwas schneller, weil wir noch vor dem Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein wollten. Wir gingen den Waldweg entlang, vorbei an der Grabow und als wir unser Haus erblickten, hörten wir schon von weitem ein Geschrei. Traute und Ursula hatten sich wieder gebalgt. Bevor wir weggingen, hatte Mama jedem Aufgaben zugeteilt. Ursula hatte sich wieder heimlich aus dem Staub gemacht und Traute musste Ihre Aufgaben mit übernehmen. Als Ursula nach Hause kam, hatte Traute mit ihr abgerechnet. Mama sagte:

"Wenn die Katze aus dem Haus ist, dann tanzen die Mäuse auf dem Tisch!"

Papa war zu seinem Bruder gegangen, um Nachrichten zu hören. Wir hatten kein Radio, aber Papas Bruder hatte einen kleinen Volksempfänger. Nach dem Abendessen gingen wir Papa abholen, vorbei an Kaufmann Hoppes Haus, der gerade seinen Laden zuschloss. Dann gingen wir zu Onkel Werner, dessen Haus in der Nähe stand. Als wir die Wohnung betraten, hörten Papa und sein Bruder Werner Nachrichten. Sie hatten ihre Köpfe dicht an das Radio gehalten, da der Empfang nicht besonders gut war. Es ging nur um Krieg.

Dann sprach Adolf Hitler. Seine barsche Stimme konnte ich nicht richtig verstehen. Nur das Wort "Krieg" verstand ich. Papa sagte leise zu seinem Bruder:

"Der stürzt uns noch alle ins Unglück."

Sein Bruder nickte ihm schweigend zu. Sie unterhielten sich leise weiter, so leise, dass ich nichts mehr verstehen konnte.

Onkel Werner hatte drei Jungens und ein Mädchen, Lieselotte, die so alt war, wie Traute. Dann kam Horst, der war so alt, wie meine Schwester Ursula. Und Gerd war in meinem Alter. Der Kleinste war Hans-Peter, der lag noch im Kinderwagen. Der Wagen hatte so große Räder, wie von einem Fahrrad. Horst und Gerd ärgerten uns Mädchen immer. Wenn sie zu ungezogen waren, nahm Onkel Werner immer den Siebenriemen und schlug dazwischen. Das war ein Holzstab, an dem sieben Lederriemen befestigt waren. Nur gut, das wir so ein Ding nicht zu Hause hatten! Von dem weiten Weg nach Erlau war ich so müde und drängte Mama nach Hause zu gehen.

Als wir vor die Haustüre traten, war es schon dunkel, die Sterne leuchteten und der Mond stand groß am Himmel. Unsere Schatten waren dreimal so groß wie wir. Wir traten uns gegenseitig auf die Schatten, die der Mond warf.

"Was sind das für dunkle Flecken im Mond?" fragte ich Mama.

Mama antwortete, dass ein alter Mann sonntags Holz aus dem Wald geholt hat, und da man am Sonntag nicht arbeiten darf, muss er sein Leben lang auf dem Mond leben. Wie schrecklich, hoffentlich fällt er nicht runter.

"Wer bringt dem alten Mann etwas zu essen, wenn er Hunger hat?"

"Der Liebe Gott und die Engel." sagte Mama. "Nun sei endlich ruhig. Du fragst mir noch ein Loch in den Bauch, Du Schlotterbüchse."

Zu Hause angekommen, ging es schnell ins Bett.

Am nächsten Tag musste ich natürlich gleich Trude, Oma Möllerke und Horst von dem Ziegenbock erzählen.

"Nun bekommt Ihr bald Ziegenlämmchen", sagte Frau Möllerke.

"Oh, das muss ich gleich Mama sagen, dass wir Ziegenlämmchen bekommen", sagte ich und rannte nach Hause.

Unterwegs marschierten wieder Soldaten in Richtung Bahnhof. Es wurde unruhig in unserem Dorf.

Oft sah man Flugzeuge und Doppeldecker über das Dorf fliegen.

Als ich nach Hause kam war Mama damit beschäftigt, die notwendigsten Dinge für Pappas Einberufung einzupacken. Sie rannte mit einem Zettel in der Hand durch die Wohnung und suchte die Sachen zusammen.

Bald war es soweit, das Papa und andere Männer unseres Dorf in den Krieg mussten. Papa kaufte mir noch einen kleinen Hund. Traute und Ursel bekamen ein Fahrrad. Beide mussten sich immer abwechseln. Ich war sehr glücklich über meinen Hund und nannte ihn Nellentuti. Nelli hießen viele Hunde bei uns in Bussin, aber Nellentuti war einfach etwas besonderes. Wir tollten oft den ganzen Tag umher. Doch dass Nellentuti immer meine Katze jagte, passte mir gar nicht. Das werde ich ihm schon abgewöhnen und sperrte ihn in den Hühnerstall. Der Hahn sollte ihn mal richtig hacken, damit er einen Denkkettel bekam. Als Mama morgens die Hühner füttern wollte, sah sie die Bescherung. Mein Nellentuti hatte alle Hühner und den Hahn totgebissen. Sie lagen wild verstreut im Stall herum. Überall Federn, als wenn ein Bett ausgeschüttelt worden wäre. Als ich dieses sah, war mein erster Gedanke: Nun gibt es keine Eier mehr!

Papa machte kurzen Prozess. Nellentuti musste aus dem Haus. Da gab es kein Erbarmen! Ich schrie und weinte und bettelte mir doch den Hund zu lassen. Es half alles nichts. Der Hund war am nächsten Tag weg. Ich war sehr traurig darüber und hatte keine Lust zum Spielen. Der Schmerz war sehr groß über meinen verlorenen Freund.

In unserer Familie war eine gedrückte Stimmung. Der Tag war gekommen, Papa mußte fort, in den Krieg. Mama war schon sehr früh aufgestanden und hatte ihm noch Schnitten für die Reise eingepackt. Es stand alles bereit, was Papa mitnehmen mußte. Wir Kinder waren alle sehr traurig. Mama rollten Tränen über die Wangen. Sie versuchte es vor uns zu verbergen. So schlimm kann doch der Krieg nicht sein. Ich dachte wieder an die Zinnsoldaten von Horst Möllerke. Es war doch oft lustig, wenn wir uns gegenseitig bekämpften, denn anschließend richteten wir die Zinnsoldaten wieder auf, aber die traurige Stimmung wirkte auch auf mich.

Nun war es soweit. Es hieß Abschied nehmen. Erst verabschiedete er sich von Traute, dann von Ursula und dann von mir, denn wir standen der Reihe nach vor ihm. Nun begannen wir alle zu weinen. Sogar Papa hatte feuchte Augen. Man sagt doch, daß Jungens und Männer nicht weinen dürfen, sonst sind es Schlappschwänze. Um seine Traurigkeit zu verbergen, warf er mich noch einmal ganz hoch und ließ mich wieder in seine Arme fallen, so wie er es immer tat. Aber ich konnte mich gar nicht darüber freuen. Dann nahm er Mama in die Arme, drückte und küsste sie herzlich. Ihre Augen waren ganz gerötet vom vielen weinen. Er wollte sie gar nicht wieder loslassen. Mama wollte ihn bis

zum Turnplatz begleiten, doch Papa sagte, dass sie bei uns bleiben sollte, der Abschied würde nur noch schwerer für uns alle. Er drehte sich noch einmal um und rief: "Gehorcht, wenn Mama etwas sagt!"

Wir gingen ins Haus, die Tür fiel ins Schloss, wir umarmten uns alle und weinten bitterlich. Wir versprachen Mama lieb und gehorsam zu sein, während der Abwesenheit von Papa. Der Tag verlief ruhig. Zum Spielen hatten wir keine Lust, denn wir wollten Mama nicht alleine lassen. Auch das Essen schmeckte an diesem Tag nicht. Wir gingen alle zeitig zu Bett. Traute schlief wie immer mit Ursula und ich schlief mit Mama in einem Bett. Ich musste an meinen Nellentuti denken und auch an Papa. Wo wird er jetzt sein?

Das Leben ging in unserem Ort weiter. Nicht alle Männer sind eingezogen wurden. Mama erzählte uns, dass Papa schon in den Ersten Weltkrieg musste. Er war damals gerade zwanzig Jahre. Er war damals in Russland und hatte die Zehen und Knöchel erfroren. Sie erzählte uns, dass das Land sehr groß und im Winter kälter als bei uns ist. Da gibt es Öfen, da schlafen die Leute im Winter drauf. Das hatte ihr Papa erzählt. Mama verlor ihren ältesten Bruder im Ersten Weltkrieg. Ich musste immer an den Ofen denken, auf denen die Leute schliefen. Auch wir hatten zwei Kachelöfen. Einen in der guten Stube und einen in der kleinen Stube, wo wir auch schliefen. Seit dem Papa im Krieg war nutzten wir kaum noch die gute Stube.

Für Mama begann eine schwere Zeit. Sie musste hart arbeiten, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Wir hatten zwar etwas gespart, aber dieses Geld wollte sie nicht anbrechen. "Man weiß nicht, wie es noch kommt", sagte sie immer.

Mama wartete täglich auf Post von Papa. Aber es vergingen einige Wochen, bis der erste Feldpostbrief von Papa kam. Ihre Hände zitterten beim Öffnen des Briefes. Es war ein langer, schmaler Zettel, dieser wurde zusammengefaltet und mit einer Lasche zusammengehalten. Papa schrieb, dass er uns lieb hat, viel an uns denkt und wir sollten artig sein, damit er bald nach Hause kommt. Beim Lesen des Briefes weinte Mama, so dass ihre Stimme unverständlich war und zitterte.

Am nächsten Tag wollten wir nach Krangen gehen und Bescheid sagen, daß Papa geschrieben hatte. In Krangen wohnte der älteste Bruder meines Vaters. Krangen lag einen Kilometer von unserem Ort entfernt. Wir Kinder waren sehr oft hier, denn in den vielen Seen konnte man im Sommer baden und die Seen waren voller Fische. Papa angelte eimerweise Aale und andere Fische. Die Aale waren so dick, wie ein Arm. Mama legte diese immer süßsauer ein. Das war eine Delikatesse!

In Krangen wurde die Hochzeit meiner Cousine vorbereitet. Ich sollte den Schleier tragen, mit einem Jungen namens Peter. Das passte mir ganz und gar nicht. Mein Freund war doch Horst und er wäre mir bestimmt böse gewesen. Als der Tag der Hochzeit kam, täuschte ich unterwegs vor, dass mich die neu gekauften Schuhe drückten und ich humpelte. Da musste jemand anderes für mich einspringen und ich war glücklich. Nun drückten auch meine Schuhe nicht mehr. Wir Kinder tollten auf dem Hof herum und spielten Verstecken. Wir rannten in die Waschküche und traten in die Puddingschüsseln, die hier der Reihe nach aufgestellt waren. Sah das lecker aus ! Pudding und Götterspeise in allen Farben.

Nun kam das Brautpaar aus der Kirche. Wir gratulierten alle. Danach wurde Mittag gegessen. Bald wird man den Nachtisch holen. Wir sahen uns an und unser Herz begann zu klopfen. Man entdeckte den Schaden, aber Schimpfe bekamen wir keine, denn Pudding war noch genug da. Wir feierten und tanzten fast die ganze Nacht hindurch, bis wir Kinder totmüde ins Bett fielen. Zwischendurch aßen wir noch den Pudding, der übrig geblieben war. Seit Papa im Krieg war bekamen wir kaum noch Naschwerk, denn Mama musste jeden Pfennig zusammen halten. Als wir am nächsten Tag nach Hause kamen,

wartete Trude Bartel schon vor unserer Haustüre. Ich erzählte ihr von der wunderschönen Hochzeit und dem vielen Pudding, den wir gegessen hatten. Doch Trude unterbrach mich und sagte:

"Wir haben Einquartierung bekommen."

Ohne mich umzuziehen rannte ich mit Trude mit, um mir die Leute einmal anzusehen. Es waren alles junge, hübsche Mädchen.

"Die sind vom BDM", sagte Trude.

Man hatte ein großes Zimmer hergerichtet. Wir konnten uns gar nicht vorstellen, was die bei uns wollten. Als wir sie fragten, sagten sie uns, daß sie FLAK- Helferinnen seien und in Bussin arbeiten müssten.

Ich lief nach Hause, um Mama davon zu berichten. Da stand ein dicker Mann vor unserer Türe und klopfte. Mama war gerade im Garten hinter unserem Haus und zupfte Unkraut. Ich rief:

"Mama, komm schnell! Ein dicker Mann steht bei uns vor der Türe und klopft."

"Was hast Du denn Dir da wieder ausgedacht!"

"Es stimmt, ein Mann steht vor der Haustüre."

Ich nahm sie bei der Hand und zog sie. Als sie den Mann sah, zuckte sie zusammen und ging auf ihn zu. Er lächelte uns an, reichte meiner Mutter einen Schein und sagte:

"Ich bin der Koch und soll bei Ihnen ein Zimmer beziehen."

Ich erkannte ihn wieder. Das war der Mann mit der "Agathe und den Kartoffelknödeln". Mutter bat ihn ins Haus. Ich blieb noch vor der Türe stehen und schaute auf unseren Turnplatz. Dort hatten sich viele Männer angesammelt, mit Hacke und Spaten. Ich rannte in die Wohnung und schrie:

"Mama, komm schnell mal raus, was da für viele Männer auf dem Turnplatz sind."

Da sich Mama gerade mit dem dicken Koch unterhielt, sah sie mich ernst an und sagte:

"Wenn sich Erwachsene unterhalten, hast Du still zu sein."

Aber der dicke Koch lächelte mich an und sprach:

"Die Männer arbeiten hier in Bussin. Sie sollen Schützen und Panzergräben ausschachten."

"Es wird wohl ernst?" fragte Mama.

Der dicke Koch zog die Stirn in Falten.

Ich begriff das alles nicht.

Dann ging Mama mit Ihm in die gute Stube, wo der Koch für einige Wochen Quartier bezog. Jetzt lief ich schnell zu Trude, um ihr zu sagen, dass wir auch Einquartierung bekommen haben.

"Einen ganz dicken Koch." - und wir mussten beide lachen.

"Den muss ich mir mal ansehen", sagte Trude und wir rannten zu unserem Haus und sahen durch das Fenster.

Der Koch packte seine Sachen in den Schrank. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und zog mit dem Stiefelknecht seine Stiefel aus. Der dicke Bauch reichte fast bis auf seine Knie. So einen dicken Mann hatten wir noch nie gesehen und wir mussten fürchterlich lachen. Da bemerkte er uns, sah zum Fenster und winkte uns herein.

Wir gingen in das Zimmer und stellten uns verschämt in eine Ecke. Er ging zu einem großen grauen Beutel, der in der Ecke stand, holte zwei Apfelsinen heraus und gab sie Trude und mir.

Jetzt war das Eis sofort gebrochen.

"Wann fängst Du denn nun an zu kochen?"

"Morgen beginne ich mit dem Kochen."

"Und für wen kochst Du?"

"Ich koche für den Arbeitsdienst. Das sind die Männer und Frauen die Ihr auf dem Turnplatz gesehen habt und die jetzt bei Euch wohnen."

"Und wie lange bleibst Du bei uns ?"

"Ich bleibe so lange, bis die Schützen- und Panzergräben fertig sind."

"Was sind Schützen- und Panzergräben ?"

"Das erzähle ich Euch morgen. Heute bin ich sehr müde."

Er ließ sich auf das Bett fallen Die Matratze ächzte. Trude und ich gingen aus dem Zimmer.

"Ich muss jetzt gehen Erni. Mutti wartet bestimmt schon auf mich."

Sie lief davon. Mit meiner Apfelsine in der Hand ging ich in die Küche, wo Mama, Traute und Ursel schon am Esstisch saßen.

"Ätsch, seht mal, was ich habe", sagte ich und zeigte ihnen meine Apfelsine.

"Bätsch, die haben wir auch schon gekriegt. Und wir haben auch noch Schokolade bekommen."

Ich setzte mich an den Tisch, und wickelte die Apfelsine aus dem Seidenpapier. Beim Schälen der Apfelsine tropfte Blut aus der Frucht.

"Pfui!" rief ich und wollte sie wegschmeißen.

"Das sind doch Blutapfelsinen. Die kann man essen. Die sind ganz süß", sagte Mama.

So war es dann auch.

War das heute ein Feiertag! Apfelsinen und Schokolade gab es bei uns sonst nur zu Weihnachten. Von nun an war der dicke Koch mein Freund. Ihn wollte ich heiraten.

Am nächsten Tag rannte ich gleich zum Turnplatz, wo sich schon einige Kinder versammelt hatten und wollte Ihnen von dem dicken Koch erzählen.

"Er hat so einen dicken Bauch."- und alle Kinder mussten lachen.

Ich war ganz stolz auf meinen neuen Freund. Nun brauchte ich einen neuen Namen. Erna war mir nicht mehr gut genug. Mama las uns abends oft aus der Bibel vor. Ich hörte einmal den Namen Martha. Ja, ich werde ab jetzt Martha heißen. Ich lief zu Trude, und am nächsten Tag sollte sie mich taufen.

Wir banden einen langen Strick an einen kleinen Eimer und ließen ihn langsam in den Brunnen. Gefüllt zogen wir ihn wieder hoch. Ich musste mich auf den Turnplatz legen und Trude taufte mich mit dem Wasser. Sie schüttete mir gleich den ganzen Eimer über den Kopf. Meine Haare waren klitschnass. Ich hatte jedoch bei der Namenswahl nicht beachtet, dass ich als Kind Schwierigkeiten bei der Aussprache des "R" hatte.

Ich machte mich auf den Weg nach Hause. Da kam mir eine Frau entgegen, blieb vor mir stehen und sah mich an.

"Wie heißt Du denn ?"

Ich antwortete:

"Ich heiße Made."

"Hast Du schon einen Freund ?" fragte sie.

"Ja, ich bin dem dicken Koch seine Bjaut."

Da schoß mir die Röte ins Gesicht und ich sagte:

"Jetzt wejde ich ganz putejot."

Dieses sollte heißen: ich heiße Martha, bin dem dicken Koch seine Braut und werde ganz puterrot. Ich war so glücklich, einen so schönen dicken und lustigen Freund zu haben. Er war genauso lustig, wie der Bayer mit dem rotkarierten Hemd und den Kartoffelknödeln.

Ja, für mich stand fest, dass ich, wenn ich älter werde, den dicken Koch heirate.

Am nächsten Tag hatte uns Werner Schmidt zum Kino eingeladen, Trude Bartel, Horst Möllerke und mich. Wir gingen zu Werner in den Schuppen. Der war gerade dabei, die

Fenster zu verdunkeln. Dann spannte er mit Horst ein weißes Bettuch an die Wand. Nun holte er sein Fahrrad und drehte es um, so dass die Räder nach oben standen. Horst musste das Vorderrad ganz schnell drehen, und Werner hielt ein Bild vor die Lampe. Auf dem Bettuch war das Bild riesengroß. Werner hatte eine ganze Hand voll Bilder, die wir uns so ansahen. Die Vorstellung war viel zu schnell zu Ende. Wir waren glücklich und freuten uns schon wieder auf das nächste Mal.

Als wir nun, noch ganz in Gedanken versunken, nach Hause schlenderten, galoppierte neben uns plötzlich Erwin mit seinem Pferd vorbei. Wir sprangen erschrocken zur Seite. Erwin war schon immer wild und furchtlos. Auf dem Turnplatz blieb er mit seinem Pferd stehen und führte es uns vor. Es war ein großes schönes dunkelbraunes Tier. Gerne wären wir einmal mit geritten, aber er sagte:

"Ihr seid noch zu klein. Das ist zu gefährlich."

"Schade", seufzte ich.

Erwin stieg wieder aufs Pferd und ritt davon. Jedesmal, wenn er durchs Dorf ritt, mussten wir zur Seite springen.

Trude und ich schmiedeten einen Plan. Wenn Erwin durch das Dorf kommt, werden wir unsere Zöpfe aufmachen, denn dann wirken wir älter. Vielleicht nimmt er uns dann mit. Wir setzten uns auf dem Turnplatz unter die dicke Linde und warteten. Dann kam er angeritten. Wir stellten uns ihm fast in den Weg doch er bemerkte uns überhaupt nicht und ritt an uns vorbei zu den älteren Kindern. Wir waren sehr traurig darüber. Doch Trude sagte:

"Sei nicht traurig, Erni. Wir werden doch älter, und dann wird er uns schon einmal mitnehmen."

So neigte sich wieder ein erlebnisreicher Tag dem Ende. Die Tage waren viel zu kurz für uns. Es gab immer wieder etwas Neues zu entdecken. Nur wenn der Magen knurrte, wussten wir, dass der Abend naht. Ich möchte keinen Tag mit Horst und Trude missen.

Nach dem Abendbrot gingen wir häufig zu Oma Möllerke. Wir setzten uns vor das Haus auf eine Bank und sangen Lieder, bis die Sonne unterging.

Ich fragte Mama oft:

"Wo ist denn die Sonne jetzt?"

Mama sagte dann immer:

"Die Sonne ist ins Wasser gefallen, und Morgen leuchtet sie wieder am Himmel."

Der Himmel war oft feuerrot, als ob er brannte. Oma Möllerke sprach dann:

"Abendrot - gut Wetterbot und Morgenrot - schlecht Wetterbot."

Wenn das Abendrot am Himmel stand sollte es gutes Wetter geben und Morgenrot bedeutete schlechtes Wetter. Ob das stimmte ?

Wir Kinder wollten oft gar nicht nach Hause. Je später es wurde, um so interessanter wurde es draußen. Die Glühwürmchen flogen durch die Luft. Die Grillen zirpten und von unserer Linde kam ein süßlicher Duft durch die Luft gezogen. Außerdem erzählte uns Oma Möllerke oft gruselige Geschichten und Sagen von früher. Ich kuschelte mich immer fester an Mama. Wir saßen fast jeden Abend vor Oma Möllerkes Haus, bis Mama ein Machtwort sprach. Da gab es keine Widerrede. Wir mussten gehorchen und ab gingen nach Hause. Es waren ja nur wenige Meter bis zu unserem Haus.

"Morgen ist auch wieder ein Tag", sagte Mama.

Am nächsten Morgen wartete Mama, wie jeden Tag auf den Briefträger. Sie war immer sehr traurig, wenn nichts von Papa dabei war.

An manchen Abenden gingen wir auch zu Papas Bruder. Wir hörten dort Nachrichten. Oft sprach Adolf Hitler zum Deutschen Volk. Er hatte eine barsche Stimme, da fröstelte es mich immer. Viele Soldaten waren schon gefallen.

"Zur Ehre des Vaterlandes", sagte Adolf Hitler.

Als Papa noch zu Hause war und er mit seinem Bruder Karten spielte, habe ich gehört, dass er flüsterte:

"Hitler stürzt uns alle noch ins Unglück."

Er haute dabei mit der Faust auf den Tisch. Mama musste ihn beruhigen.

"Sei leise, dass uns keiner hört."

Sie lief sofort zum Fenster und schaute hinaus, ob jemand in der Nähe war.

Auch an den darauf folgenden Tagen warteten wir vergebens auf Post. Seit Papa weg war hat Mama kaum noch gelacht. Ihre großen schwarzen Augen waren traurig. Auch uns Kinder stimmte es traurig, dass wir so lange nichts von Papa hörten. Eines Tages nahm Mama ein Foto von Papa, fasste mich an der Hand und sagte:

"Komm, wir gehen zu Oma Möllerke."

Sie sagte zu Oma Möllerke, dass Papa lange nicht geschrieben hatte und hielt ihr das Bild von Papa hin. Sie wusste sofort Bescheid und sagte zu uns:

"Setzt Euch."

Oma Möllerke nahm das Foto und legte es in die Mitte des Tisches. An dem oberen und unteren Ende des Fotos legte sie ein Stück Brot. Rechts und links legte Sie ein Stück Kohle hin. Sie fädelt eine Nadel ein und knotete den Faden mit beiden Enden zusammen, nahm den Knoten zwischen Daumen und Zeigefinger, hob die Nadel hoch und führte sie zur Mitte des Bildes, so dass die Spitze das Foto gerade noch berührte. Mit ruhiger Hand hob sie den Faden noch etwas höher und die Nadel pendelte von unten nach oben in Richtung des Brotes.

Diesen Vorgang wiederholte sie mehrere Male und immer pendelte die Nadel in gleicher Richtung.

"Fritz lebt", sagte sie zu Mama.

Wir freuten uns sehr und drückten Oma Möllerke.

Hätte die Nadel in Richtung der Kohle gependelt, wäre Papa tot.

Ja, die Oma Möllerke kannte und wusste alles. Papa lebt!

Ich konnte gar nicht schnell genug nach Hause rennen, riss die Tür auf und schrie:

"Traute, Ursel, Papa lebt!"

Einige Tage später bekam Mama Post von Papa. Er schrieb, dass er auf Kurzurlaub nach Hause kam.

Mama putzte das ganze Haus. Kuchen und Plätzchen wurden gebacken. Wir tollten vor lauter Übermut herum und sagten allen:

"Papa, kommt! Papa kommt aus dem Krieg !"

Oma Möllerke hatte recht gehabt. Papa lebt!

Wir konnten vor lauter Aufregung nicht schlafen. Ursula und Traute balgten sich fast jeden Abend im Bett, bis Mama mit dem Pantoffel für Ruhe sorgte. Dann war der Tag gekommen und wir holten Papa vom Bahnhof ab. Wir verfolgten jeden Wagen bis der Zug einfuhr, und zum stehen kam. Uns schlug das Herz höher. Endlich ! Aus dem letzten Wagen stieg Papa aus. Ich weiß es noch ganz genau. Er hatte eine schöne Fliegeruniform an und trug einen Beutel, ähnlich einem Seesack. Stürmisch begrüßte er uns. Lachen und weinen vermischte sich. Mich hob er hoch in die Luft. Es war genau wie früher, als Papa noch zu Hause war. In seiner Hosentasche hatte er wie üblich immer Bonbons. In der anderen Hosentasche hatte er zwei oder drei Kastanien. Papa hatte immer in der einen Hosentasche Kastanien. Sie sollten angeblich Rheuma fern halten.

Am Bahndamm blühten die Lupinen. Schnell wurden welche gepflückt. Wir Kinder liefen heute schneller, um zu sehen, was Papa uns aus dem Krieg mitgebracht hat. Papa

war aber gar nicht so fröhlich wie sonst. Wir saßen am Kaffeetisch und ich glaubte seine Augen waren feucht.

"Ich darf gar nicht daran denken, dass ich wieder weg muss", sagte er.

Wir Kinder bettelten:

"Papa, bleib doch da !"

"Das geht nicht. Das ist Fahnenflucht und wenn ich nicht wieder in den Krieg ziehe, werde ich erschossen."

Nein, das wollten wir auf keinen Fall. Die Woche verging so schnell und nun waren wir schon wieder auf dem Weg zum Bahnhof. Von weitem leuchteten schon die Lupinen, aber ich hatte keine Lust, welche zu pflücken. Am Bahnhof angekommen warteten wir auf die Einfahrt des Zuges. Hoffentlich hatte er diesmal lange Verspätung. Wir Kinder klammerten uns eng an unseren Vater. Am Horizont sah man schon den Rauch und einen schwarzen Punkt, der näher und näher kam. Wir drückten Papas Hände, dann umarmte er Mama und stieg in den Zug ein. Wir warteten, um Papa noch einmal am Fenster zu sehen. Er kam auch und winkte. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Er fuhr sowieso nicht so schnell. Man konnte vom Zug aus Blumen pflücken. Nun waren wir wieder alleine mit Mama. Seit dem Vater weg war, habe ich sie kaum noch lachen gesehen.

"Warum muss gerade Papa und Trude Bartels Vater in den Krieg? Die Väter der anderen Kinder sind noch zu Hause. Papa war doch schon im 1. Weltkrieg."

Mama sah mich traurig an, aber meine Frage beantwortete sie nicht.

Sie hatte es ohne Papa sehr schwer, denn Mama musste für uns drei Kinder sorgen. Sie arbeitete bei unserem Müller und so brachte sie immer Mehl und hin und wieder ein Brot mit. Auch bei unserem Lehrer Hasse half sie. Ich ging oft mit Mama in die Mühle und sah zu. Manchmal ging ich auch mit zur Lehrerfamilie. Hier musste Mama waschen und alle 14 Tage mussten die schweren Teppiche geklopft werden. Die Teppiche waren so schwer, dass sie Mama nur mit sehr viel Mühe über die Teppichstange bekam. Ich wollte helfen, war aber zu klein und konnte den Teppich nicht mit über die Stange legen. Da kam vielleicht Dreck heraus, beim Klopfen. Beim Wäschewaschen war ich gerne dabei. Wir liefen zur Grabow. Da lagen große Steine und da legte Sie die Wäschestücke drauf und dann wurde Sie mit der Bürste geschruppt und in der Grabow gespült.

Auch Herr Keller, der Stellmacher, der ein Zimmer in unserem Haus bewohnte, unterstützte uns. Er hatte keine Familie, nur eine Schwester, die in Berlin wohnte. Mama kochte ihm immer eine warme Mahlzeit mit und täglich eine Kanne Malzkaffee. Bohnenkaffee gab es bei uns nicht. Nur an Feiertagen tranken es die Erwachsenen. Oma Möllerke kam des öfteren zu uns, sah nach dem Rechten und unterhielt sich mit Mama. Sie half uns, wo sie nur konnte. Mama ging häufig mit Papas Bild zu ihr und ließ durch Oma Möllerke feststellen, ob Papa noch lebt.

"Er lebt", sagte sie jedes Mal.

Wir Kinder waren gehorsam und unterstützten Mama, so gut wir konnten. Wenn die Großbauern buttern, holten wir Buttermilch. Einmal habe ich die Kanne so rund herum geschleudert, dass die ganze Buttermilch raus lief. Das hatte mir meine Schwester Ursula beigebracht. Wenn Sie die Kanne schleuderte, lief aber nichts heraus.

Bei der Getreideernte half Mutter mit auf dem Feld, bei den Bauern. Wir ernteten unser Getreide und brachten es zu den Bauern zum Dreschen. Wenn meine Schwestern aus der Schule kamen, hatten sie ihre Aufgabe zu erledigen, die ihnen Mama aufgetragen hatte. Auch ich bekam des öfteren Aufgaben übertragen. Erst, wenn wir alles erledigt hatten, durften wir spielen gehen. Im Sommer gingen wir meist in die Grabow baden. Die Grabow schlängelte sich quer durch die Wiesen und durch unseren Ort. Das Wasser war

kalt, aber sehr sauber. Manchmal gingen wir auch nach Krangen und badeten dort im See. Aber dieses war nur an den Wochenenden, da konnte Mama auf uns aufpassen. Sie hatte viel zuviel Angst, dass wir ertranken. Traute, meine älteste Schwester konnte schon schwimmen, aber Ursula und ich nicht. Einmal wäre ich bald ertrunken. Wir saßen auf der Wiese und ließen unsere Haare trocknen. Wir versprachen Mama, nicht mehr ins Wasser zu gehen, da Mama einkaufen wollte. Doch als Mama weg war, gingen wir noch einmal ins Wasser. Meine Geschwister waren ganz weit draußen und ich wollte hinterher. Traute war mit Ursula beschäftigt und wollte ihr das Schwimmen beibringen. Ich rutschte aus und verlor das Gleichgewicht. Ich schluckte Wasser. Das Wasser lief in meine Ohren. Ich konnte kaum noch hören, schnappte nach Luft, paddelte, fiel immer wieder um und meine Beine fanden keinen Halt. Meine Geschwister merkten es jedoch noch rechtzeitig. Als Mama zurück kam, waren unsere Haare noch klatschnass. Sie schimpfte und Traute und Ursula bekamen Prügel. Nun waren sie böse mit mir und zahlten es mir heim. Als Mama arbeiten ging, steckten sie mich zu Herrn Keller in die Werkstatt und sie gingen spielen. Mich haben sie nie mitgenommen. Ich war noch zu klein.

Der Herbst zog ins Land und wir ernteten unsere Kartoffeln. Wir halfen tüchtig mit. Der Kartoffelacker lag gleich neben unserem Haus. Wir bekamen eine lange Schürze umgebunden, eine Hacke in die Hand, mussten uns hinknien, die Kartoffelstauden heraus hacken, die Kartoffeln abschütteln und in den Korb legen. So krochen wir auf den Knien von Staude zu Staude. Mama musste bei mir immer noch nachhacken. Ich hatte noch nicht die Kraft, so tief zu hacken. Meine Geschwister lachten dann immer und ich ärgerte mich. Ich fühlte mich zurück gesetzt. Warum war ich auch so klein ? Wenn die Kartoffeln geerntet waren, nahmen wir das trockene Kartoffelkraut, legten es auf einen Haufen und es wurde angebrannt. Vorher hatten wir Kartoffeln dazwischen gelegt. In der Glut wurden sie gebacken und schmeckten vorzüglich.

War die Ernte vorbei freuten wir uns immer auf das Erntedankfest. Männer und Frauen zogen feingeputzt durch das Dorf. Die Frauen trugen Rechen, die mit Girlanden geschmückt waren und auf den Rechen saß eine kleine Strohuppe. Die Augen waren aus Kornblumen und der Mund aus rotem Klatschmohn. Die Männer trugen Sensen, die ebenfalls mit Girlanden geschmückt waren. Papa fehlte an Mamas Seite.

Nach dem Erntedankfest freuten wir Kinder uns auf den Winter. Dieser hielt oft schon im November Einzug. Dann waren wir Mädchen dabei uns wieder Puppen anzufertigen, denn unsere Stoffpuppen hatten im Sommer gelitten. Eine richtige Puppe hatte ich nie gehabt. Wir nähten die Puppen aus seidenen Strümpfen und füllten Sie mit Lumpen oder Watte aus, stickten Augen, Mund und Nase rein und nähten aus Stoffresten Kleider. Als Kinderwagen dienten Schuhkartons an denen eine Schnur befestigt wurde und dann zogen wir den Karton hinter uns her. Oft verloren wir die Puppen unterwegs, wenn der Karton umkippte. Wir spielten stundenlang mit unseren selbstgefertigten Puppen. Einmal hatte mir Trude eine Stoffpuppe geschenkt. Ich war sehr glücklich darüber. Doch plötzlich stand sie am Abend vor der Türe und wollte Ihre Puppe wiederholen. Da war ich sehr traurig.

"Geschenkt bleibt geschenkt! Wiederholen ist gestohlen !" sagte ich und klappte die Türe zu. Ich sah durchs Fenster und Trude stand noch vor der Haustüre und sah traurig drein. Dann ging sie nach Hause. Am nächsten Tag war alles vergessen und ich konnte die Stoffpuppe behalten. Wenn es draußen schneite, war es besonders gemütlich in der Stube. Der Kachelofen wurde angeheizt. Wir saßen alle gerne zusammen auf der Ofenbank. Sonntags gingen wir immer mit Mama in die Kirche. Für mich war es langweilig, weil ich nichts verstand. Aber wir müssen alle für Papa beten, damit er wieder gesund nach Hause kommt. An einem Sonntag holte Mama Ihre Pelzjacke aus dem Schrank, auf

welche Sie besonders stolz war. Sie entdeckte, dass aus Ihrer Jacke im Rückenteil ein ganzes Stück fehlte. Wir sahen uns alle erschrocken an, aber wir brauchten gar nicht lange zu überlegen, wer dieses wohl getan hatte. Ursula verfärbte sich rot und gestand, das sie Ihrer Puppe eine schöne Pelzjacke genäht hatte. Wortlos hing Mama die Jacke zurück in den Schrank. Sie schimpfte nur mit Ursula, aber schlug sie nicht. Da musste ich wieder an Mamas Worte denken, als sie von der Zigeunerin erzählte. An den langen Spätherbstabenden lass Mama uns immer wieder aus der Bibel vor. Oder wir sangen Weihnachtslieder. Mein Lieblingslied war:

"Oh, wie ist es kalt geworden und so traurig öd und leer. Rauhe Winde weh'n vom Norden und die Sonne scheint nicht mehr."

Wenn man einen Blick durchs Fenster warf, sah alles grau aus. Sogar der Himmel hatte sein schönes Blau verloren. Es herrschte ein richtiges nasskaltes Herbstwetter. Es fröstelte einen. Alles war ungemütlich. Nur in der warmen Stube konnte man es aushalten. So passte das Lied in die Jahreszeit. Wenn Mama das Lied sang, kuschelte ich mich fest an sie, dann fröstelte es mich nicht mehr. Ich wollte dieses Lied immer und immer wieder hören. Wenn die Abende zu langweilig waren, verkleideten wir uns oft. Traute und Ursula waren die Zuschauer, Mama und ich führten kleine Theaterstücke auf. Zum Schluss klatschten die Zuschauer. Dann tauschten wir die Rollen. Traute und Ursula waren an der Reihe und Mama und ich waren die Zuschauer. So verbrachten wir die einsamen Herbstabende mit Abwechslung. War der Beifall sehr groß, verneigten wir uns, wie die Bayern auf dem Schützenfest. Je größer der Beifall, je tiefer verneigten wir uns vor unserem Publikum. Mama gab uns Kindern so viel Liebe. Sie setzte alles daran uns die Kindheit so schön wie möglich zu machen. Doch oft war sie sehr traurig, weil Papa nicht da war. Sie versank dann in schweigen und stierte vor sich hin. Dann wussten wir Kinder schon Bescheid und suchten uns eine andere Beschäftigung.

Mama lernte mir zeitig das Stricken. Traute und Ursula konnten es schon. So trennten wir alte Sachen auf, die nicht mehr getragen wurden und strickten aus zwei Pullovern einen. Denn das Geld wurde knapp, da Mama ja nun Alleinverdiener war. Essen hatten wir genug. Denn vor Weihnachten wurden die Gänse geschlachtet und zu Spickgans verarbeitet. Die Gänsebrust wurde gepökelt, gerollt und geräuchert. Vom Gänseblut wurde eine süßsaure Suppe gekocht. Da kam Dürrobst dran. Aber sie schmeckte mir nicht. Meine Lieblingssuppe war Buttermilchkartoffeln. Die fein geschnittenen Kartoffeln wurden mit Wasser und einem Lorbeerblatt gekocht, mit Buttermilch abgezogen und mit Rippenspeck geschmelzt. Das mochte ich besonders gern. Jedes Jahr schlachteten wir ein Schwein. Außer Wurst wurde fast alles zu Speck und Schinken verarbeitet. Die Knochen wurden eingepökelt und so hatten wir das ganze Jahr zu essen. Wenn es draußen so richtig kalt war schmeckte auch ein Schmalzbrot sehr gut. Am liebsten aß ich Griebenschmalz. Äpfel hatten wir aus dem Garten. Heidelbeeren und Preiselbeeren hatte Mama eingeweckt. Sie legte auch Preiselbeeren in einen Steintopf ein. Diese waren süß-säuerlich. Ich weiß noch, daß sie immer eine Möhre mit hinein steckte.

"Warum steckst Du eine Möhre in den Steintopf mit den Preiselbeeren, Mama ?" fragte ich sie.

Da antwortete sie:

"Das gibt einen lieblichen Geschmack."

Ich liebte den herben Geschmack der Preiselbeere. Unser Essen wurde sehr einfach zubereitet, aber wir wurden alle satt. So war eines unserer Lieblingsessen auch Pellkartoffeln und in Salz eingelegte Sprotten. Von den Sprotten hatten wir meist zwei Töpfe voll. Die reichten über den Winter. Milch gaben unsere Ziegen. Obwohl ich die Ziegenbutter nicht gerne aß, da sie einen bitteren Geschmack hatte. Mama sagte immer:

"Eß nur, die ist sehr gesund."

Auch Eier brauchten wir keine zu kaufen, denn wir hatten selber Hühner. Da Mama beim Bäcker arbeiten half, bekam sie oft ein Brot und Mehl. So konnten wir selbst Brot backen. Mit der Garderobe sah es da schon schwieriger aus. Traute die Älteste bekam ein Kleid gekauft, danach trug es Ursula und ich bekam es zuletzt. Da war es oft schon abgetragen. So war es auch mit den Stricksachen. Wenn die Pullover und Jacken von Traute und Ursula noch gut waren, trennten wir diese auf und wickelten einen anderen Faden dazu und dann wurde wieder neu gestrickt.

"Aus zwei gibt eins", sagte Mama.

Unter Mamas Anleitung strickte ich meinen ersten Pullover mit sechs Jahren. Ich kann mich noch genau erinnern. Es war weiße Schafwolle. Dünn gesponnen von Oma Möllerke. Sie spann einen Faden der war so dünn gesponnen, wie Zwirn. Dieses konnte ihr keiner nachmachen. Dazu wickelten wir von einem aufgetrennten Pullover einen roten Faden dazu. Ich strickte zwar noch kein großartiges Muster, sondern ich strickte ihn ganz rechts. Da brauchte man noch nicht so aufzupassen und es ging schnell. Oft waren mir die Arme ganz steif, weil ich die Stricknadeln so krampfhaft hielt. Dann musste ich die Arme ausschütteln.

"Du musst Geduld haben", sagte Mama immer wieder.

Und dann klappte es auch. Nur mit dem Abketten unter dem Arm hatte ich Schwierigkeiten. Das Armloch war nicht rund, sondern viereckig. Mama sagte:

"Du nimmst erst sechs Maschen ab, dann strickst Du zweimal drüber, dann noch zwei mal drei."

Ich zählte das zusammen. Dieses sind doch zwölf Maschen. Wenn ich alle Maschen zusammen nehme, bin ich doch schneller fertig. Aber es war doch falsch. Mein Pullover hatte einen viereckigen Ausschnitt. Als Mama aber die Ärmel einnähte, gab es sich und man merkte es kaum noch. Ich war sehr glücklich. Mein erster Pullover rotweiß meliert. Obwohl die Schafwolle krabbelte, war ich trotzdem stolz. Mein erster Weg war natürlich zu Trude. Ich musste ihr meinen Pullover vorstellen.

"Fein, Erni. Nun kannst Du schon Pullover stricken."

"Nun können wir auch für unsere Puppen etwas stricken", sagte ich.

"Jetzt kannst Du rechts stricken. Nun musst Du auch links stricken lernen. Dann kannst Du richtige Muster stricken. Ich werde es Dich lehren", erwiderte Trude.

Mit dem links stricken hatte ich Schwierigkeiten. Ich musste den Faden vor die Masche legen und dann viel mir oft eine Masche runter. Und ich hatte dann immer weniger Maschen auf der Nadel.

Aber Trude sagte, ich hätte schon ein Lochmuster gestrickt. Ich war sehr stolz.

Wenn der erste Schnee fiel, holten wir Kinder die Schlitten raus. Dann ging es vom Kaufmann Hopp den Berg hinunter, zwischen Möllerkes und unserem Haus vorbei bis zum Turnplatz. Oft fuhren wir auch den Brumberg hinunter, wo wir im Sommer Vater, Mutter und Kind mit den Jungen spielten. Doch da mussten wir sehr aufpassen, da der Berg voller Birkenbäume stand. Wenn die älteren Kinder dazu kamen, machten wir einen Bob. Wir zogen dann die Schlitten bis zum Bahnhof, knoteten diese zusammen und dann ging es am Friedhof vorbei in Richtung Bussin. Der Bob hatte ein ganz schönes Tempo. Einmal banden wir unsere Schlitten an einen Pferdeschlitten eines Bauern an. Dann wurden wir gezogen und wir hatten sehr viel Spaß dabei. Als uns der Bauer bemerkte, fuchtelte er mit der Peitsche nach uns.

"Seid Ihr denn von allen guten Geistern verlassen !" rief er uns zu. "Ihr könnt doch unter's Pferdegesspann kommen ! Ihr dummen Gören Ihr!"

Er hielt den großen Pferdeschlitten an und band uns los. Uns schoss die Röte ins Gesicht.

"Ich werde es Euren Eltern sagen", schimpfte er.

"Bloß nicht, bloß nicht!" bettelten wir. "Wir tun es auch nie wieder."

Aber wir taten es immer wieder, wenn ein Bauer vom Bahnhof mit dem großen Pferdeschlitten kam. Was hätte nicht alles passieren können? Doch wir hatten Glück.

Einmal hatte ich vor lauter Angst in die Hose gepullert und es war so kalt, dass meine Hose steif froh. Ich konnte kaum noch laufen und lief ganz breitbeinig, als hätte ich ein Brett zwischen den Beinen. Als ich ins Zimmer kam, schlug mir eine Wärme entgegen. Mein Gesicht und meine Ohren glühten wie Kohlen. Als Mama mich sah, schlug sie die Hände vor das Gesicht. Wir hatten zu tun, die gefrorene Hose auszuziehen. Dann holte sie einen kalten, nassen Waschlappen und legte ihn mir auf die Wangen und Ohren. Jetzt krabbelten sie auch noch. Dann goss sie heißes Wasser in die Holzwanne und setzte mich hinein. Ich musste dann gleich ins Bett. Bei jeder Gelegenheit gab es Kamillentee, das war unser Allheilmittel. Ich bat sie noch Traute und Ursula nichts zu sagen, dass ich in die Hose gepullert hatte. Die hätten mich wieder ausgelacht. Aber Mama schimpfte mit mir, ich hätte Lungenentzündung bekommen können.

"So ein großes Mädchen. Das nächste Jahr kommst Du in die Schule. Und pullerst noch in die Hose."

"Ich habe doch so gefroren und vergessen, dass ich in die Hose gepullert habe."

Am nächsten Tag dachte ich gar nicht mehr an die nasse Hose. Nur Bob werde ich vorläufig nicht mehr fahren. Die kleinen Hügel reichen auch zum Schlitten fahren. Es gab noch richtige Winter zu meiner Kinderzeit. Die Eiszapfen hingen von der Dachrinne, bis fast zum Fenster. Die brachen wir Kinder ab und lutschten sie. Aber unsere Eltern durften es nicht sehen, da sie es uns ausdrücklich verboten hatten, denn die Dachrinnen waren schmutzig und die Eiszapfen waren ganz gelb, wie Vanilleeis. Manchmal schlossen wir Wetten ab, wer am schnellsten fertig ist und aßen oft ganze Stücke. Unsere Hände waren häufig starr vor Kälte.

Todmüde fielen wir dann Abends ins Bett.

Wenn wir erwachten konnten wir meistens nicht durchs Fenster sehen, denn der Frost hatte die schönsten Eisblumen gezaubert. Wir hauchten und hauchten, um ein Guckloch in die Scheibe zu bekommen und da rauchte bei Oma Möllerke schon der Schornstein. Schnell wurde die Milchsuppe heruntergeschluckt. Dann begann das Treiben im Schnee von neuem. Schneemann bauen gehörte mit zu den größten Winterfreuden.

Sehr häufig brachte ich auch im Winter stundenlang in der Werkstatt von Herrn Keller zu. Er hatte einen großen Lehmofen. Hierin machte er den Leim warm, wenn es etwas zu leimen gab. An Arbeit fehlte es Ihm nicht. Die Bewohner unseres Ortes und der Umgebung kamen zu ihm. Meine Freude war sehr groß, wenn er Bratäpfel in dem großen Ofen schmorte. Wenn er die Ofentür öffnete und nach sah, strömte ein herrlicher Apfelgeruch heraus. Die schon fast schrumpfligen Äpfel waren dick und glänzten. Waren sie gut, verputzten wir sie gleich in der Werkstatt. Hatte Herr Keller gute Laune, verfeinerte er sie. Er holte die Kerngehäuse heraus, füllte die ausgehöhlten Äpfel mit Rosinen, legte ein Butterstückchen oben drauf und bestreute sie mit Vanillezucker. Das war natürlich ein Hochgenuss.

Einmal wollte ich den Ofen selber anheizen. Es gab ja so viele Holzspäne in der Werkstatt. Ich sammelte am liebsten die Holzspäne, die wie Schillerlocken aussahen und steckte sie in das Ofenloch. Das brannte vielleicht! Ich warf immer wieder Hände voll Späne in das Ofenloch. Doch plötzlich fiel Glut heraus und die Späne auf dem Werkstattboden brannten. Ich lief so schnell aus der Werkstatt, wie ich nur konnte, verkroch mich bei uns im Schuppen und beobachtete, wie der Rauch zur Tür rausquoll. Ich hatte Angst, Mama davon in Kenntnis zu setzen. Herr Keller eilte zur Pumpe und holte Was-

ser. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Dann hörte es auf zu qualmen und Herr Keller rief von der Werkstatt aus: "Frieda, Frieda komm bloß mal her!"

Mama rannte über den Hof in die Werkstatt und schüttelte den Kopf. Dann rannte sie raus in den Hof und suchte mich. Sie lief geradeaus in den Schuppen, wo ich Ihr mit großen Augen entgegen sah. Sie zog mich am Arm ins Haus und schimpfte mit mir. Was nicht alles hätte passieren können, wenn Herr Keller den Schaden nicht rechtzeitig bemerkt hätte. Ich schämte mich so und senkte den Kopf. Ich konnte Mama gar nicht ansehen und zum Herrn Keller kann ich vorläufig auch nicht. Wenn ich an der Werkstatt vorüberging beachtete mich Herr Keller gar nicht. Das tat schon weh. Er war doch ein so gutmütiger Mensch und schimpfte nie und es war immer so interessant in der Werkstatt. So schlich ich Tag für Tag an der Werkstatt vorbei und Herr Keller tat immer noch, als ob er mich nicht sehen würde. Ich war sehr traurig darüber. Doch eines Tages fasste ich Mut und ging in die Werkstatt hinein.

"Ich gehe nie wieder an den Ofen. Sei doch bitte wieder gut zu mir. Ich wollte das doch nicht." Herr Keller sah mich ernst an und hielt mir eine Moralpredigt.

"Das hat Mama alles schon erzählt", sagte ich.

"Na, dann wollen wir mal wieder Äpfel in den Ofen legen."

Ich freute mich, dass Herr Keller wieder mit mir sprach.

Es ging auf Weihnachten zu und die Vorbereitungen für das Fest standen vor der Tür. Plätzchen backen war angesagt. Mama scheuerte den Holztisch in der Küche. Dann trug sie die Zutaten zusammen. Inzwischen war der Tisch trocken. Sie bereitete den Plätzchenteig in einer Schüssel zu und dieser wurde dann auf dem Tisch ausgerollt. Wir Kinder durften die Plätzchen ausstechen.

Wenn sie gebacken waren, wurden sie lasiert. Ein Teil wurde weiß lasiert. Den anderen Puderzucker färbte sie mit rotem Fruchtsaft oder mit Eigelb. Ein Teil des Puderzuckers wurde mit Kakao vermischt und damit die Plätzchen lasiert. In der Mitte verzierten wir die Plätzchen mit Haselnuss, Mandeln und bunten Zuckerstreuseln. Wenn die Lasur getrocknet war, wurden die Plätzchen in einen Leinensack gepackt und versteckt.

Wir konnten die Zeit bis zum Fest gar nicht erwarten. Es war die Vorfreude, die uns Kindern das Herz höher schlagen ließ. Dann war es soweit. Der Heiligabend stand vor der Tür. Wir Geschwister waren schon den ganzen Tag aufgereggt und freuten uns auf den Heiligabend.

Plötzlich rief Mama:

"Kommt herein! Der Weihnachtsmann war da."

Wir gingen in die gute Stube, in die wir nur zu Familienfeiern und an Heiligabend hinein durften. Seit Papa im Krieg war, waren wir ins kleine Zimmer gezogen. Dort schliefen wir auch. In der guten Stube stand ein bunt geschmückter Weihnachtsbaum mit bunten Kerzen. Mama hatte besonders viele Vögel auf dem Baum befestigt. So war es, als seien mitten im Winter die Vögel bei uns zu Gast und wollten mit feiern. Wir Geschwister gingen zur Blumenkrippe, wo Mama für uns die bunten Teller aufgestellt hatte. Wir stellten uns der Reihe nach auf, Traute, Ursula und ich. Der Teller war mit bunten Plätzchen, versilberten Nüsse, dem selbstgemachten Marzipan und mit Äpfeln gefüllt. Geschenke gab es keine, denn Geld dafür war nicht vorhanden. Wir freuten uns sehr über die Süßigkeiten, welche Mama mit solcher Liebe zubereitet hatte. Wir traten alle schweigend zum Tannenbaum. Dann sangen wir Weihnachtslieder. Über Mamas Gesicht rollten dicke Tränen, denn es war ein Weihnachten ohne Papa. Wir bestaunten den Weihnachtsbaum. Er stand da wie ein kleines Kunstwerk. Wir naschten noch von den Süßigkeiten und dann ging es ins Bett.

Am nächsten Tag ging ich zu Trude Bartel und Horst Möllerke, um mir den bunten Teller anzusehen. Vorher zählte ich meine Plätzchen und Marzipanfiguren, damit mir Ursula nicht wieder die Hälfte wegaß.

Es war April 1943 und meine Einschulung stand bevor. Trude meine Freundin ging in die zweite Klasse und Horst war schon in der dritten Klasse. So war es oft langweilig für mich. Ich musste an den Vormittagen alleine spielen. Nun freute ich mich auf die Schule. Da sind wir ja wieder zusammen.

Doch es kam anders. Ich bekam einen fürchterlichen Keuchhusten. Mir tat vor lauter Husten die ganze Brust weh. Nachts kam ich nicht zur Ruhe. Mein Kopf war so schwer. Mir war so heiß. Die beste Abkühlung ist da Wasser aus unserer Pumpe. Gleich am nächsten Tag trank ich einen großen Topf voll. Mama durfte dieses natürlich nicht wissen. Nun bekam ich noch schlimme Bauchschmerzen dazu. Nachts hatte ich starke Hustenanfälle. Da deckte mir Mama immer das Bett über den Kopf, damit meine Schwestern nicht wach wurden. Ich phantasierte und träumte schreckliche Dinge. Vor meinem Bett stand ein großer schwarzer Mann, ganz schwarz gekleidet. Er hatte einen großen schwarzen Hut auf. Er sah fast aus, wie "Kohlenklau", aber er war viel dünner und größer. Er zog mich aus dem Bett. Ich riss mich los, rannte und wollte ihm entweichen.

Ich rannte einen langen schwarzen Gang entlang und hinter mir kam der große schwarze Mann. Er lief immer schneller und der Abstand zwischen ihm und mir verkleinerte sich. Meine Beine hingen wie schwere Bleiklumpen an meinem Körper. Ich konnte sie kaum noch bewegen. Jetzt musste ich durch eine Türe. Dann schlug ich diese zu und stemmte mich dagegen. Der Mann drückte von außen und meine Kraft ließ nach und schon packte mich eine Hand mit langen dünnen Fingern. Die andere Hand legte er nun um meinen Hals und würgte mich. Ich konnte kaum noch atmen und begann zu schreien. Da schüttelte er mich kräftig. So sehr, dass ich die Augen aufriss. An meinem Bett stand Mama. Meine beiden Schwestern weinten.

"Jetzt hat sie es bestimmt überstanden", sagte Mama und legte mir feucht warme Tücher auf die Brust.

Traute erneuerte die Wadenwickel.

"Wo ist der schwarze Mann?" fragte ich und sah mich nach allen Seiten um.

"Du hast hohes Fieber und hast phantasiert. Den Mann gibt es nicht. Du hast geträumt", sagte Mama. "Du schläfst schon zwei Tage und Nächte. Dein Fieber war sehr hoch."

Ich vernahm die Worte nur im Unterbewusstsein. Meine Augen gingen im Zimmer hin und her. Der schwarze Mann muss doch da sein. Ich habe den Schmerz gespürt, als er mich am Hals würgte. Im Zimmer bewegte sich das Hochzeitsbild meiner Eltern. Der Schrank wackelte und die Stühle tanzten um den Tisch. Mama legte die Hand auf meine Stirn.

„Wir müssen nochmal Fieber messen.“

"Aber nicht das Thermometer in den Hintern stecken."

Ich machte mich steif. Meine Wangen glühten. Meine Lippen waren ausgetrocknet.

"Durst! Durst!" rief ich. "Holt mir Wasser von der Pumpe!"

"Aber vorher müssen wir Fieber messen. Und Wasser aus der Pumpe darfst Du nicht trinken. Dann bekommst Du noch eine Lungenentzündung."

Ich sah Mama mit dem Fieberthermometer in der Hand an meinem Bett stehen.

"Nicht in den Hintern!" rief ich.

Mama sagte:

"Mach deinen Mund auf. Wir messen das Fieber im Mund. Aber nicht d'rauf beißen!"

Ich habe nur noch mitbekommen, dass ich auf irgend etwas gebissen habe und verspürte einen Schmerz in meinem Mund. Mama packte mich an den Armen und schüttelte mich.

"Schnell ausspucken !" sprach sie.

Sie holte ein Glas Wasser.

"Nicht trinken - spülen ! Sofort Deinen Mund ausspülen !"

Sie schlug mir aufs Kreuz. Ich spülte und spuckte. Jedoch den komischen Geschmack behielt ich im Mund. Es trat auch am nächsten Tag keine Besserung ein. Das Fieber stieg. Mama machte stündlich neue Wadenwickel. Aber die Hustenanfälle waren so stark, dass ich das wenige Essen, was ich zu mir nahm, ausbrach. Ich hatte kaum noch Kraft. Mama packte mich in einen kleinen Handwagen und fuhr mich am nächsten Tag, gut eingepackt, in Richtung Bahnhof.

"Wir fahren jetzt nach Schlawe zum Arzt", sagte Sie. "Du wirst von Tag zu Tag weniger und wenn Papa auf Urlaub kommt, musst Du wieder gesund sein."

Mir war alles egal. Mir tat die Brust weh. Mein Kopf war heiß. Kurz vor dem Bahnhof musste ich aussteigen und das letzte Stück laufen, weil es immer bergauf ging. Schritt für Schritt trippelte ich weiter, dem Bahnhof entgegen. Meine Beine wollten nicht. Sie waren schwer wie Blei. Mama schleppte mich ein Stück, dann zog sie mich mit der einen Hand, mit der anderen Hand zog sie den kleinen Handwagen. Wir erreichten den Bahnhof. Der Zug fuhr ein und wir bekamen einen Fensterplatz.

"Ich will nicht! Ich will nicht ins Krankenhaus !" schrie ich und hielt mich am Sitz fest.

"Du willst doch in die Schule und willst schreiben und rechnen lernen."

"Nein !" schrie ich.

Mama versuchte mich zu beruhigen, zog mich aus dem Zug, packte mich in den Rollwagen und zog mich in Richtung Krankenhaus. Ich war völlig entkräftet.

Die Häuser und Bäume tanzten am Straßenrand. Ich sah weg, auf die Straße. Alles bewegte sich.

Dann schloss ich die Augen und mir kam es so vor, als ob ich mit den Bäumen und Häusern tanzte. Mir war ganz schwindelig. Mein Kopf und die Wangen glühten.

"Durst, Durst!" rief ich.

"Schau , da vorne ist das Krankenhaus", sagte Mama und meine Augen erblickten das Gebäude.

"Das Krankenhaus tanzt."

"Du hast Fieber", erwiderte Mama und zog den Rollwagen schneller. "Jetzt sind wir da."

Wir betraten das Krankenhaus und liefen einen langen Gang entlang.

"Hier ist die Aufnahme", sagte Mama.

Hier hatten sich schon viele Menschen versammelt. Alles kreiste um mich herum. Meine Mutter nahm mich auf den Schoß. Ich drückte mich fest an sie, ergriff ihre Hände und sagte: "Jetzt lass ich Dich nicht mehr los."

Da musste ich wieder husten. Ein Hustenanfall löste den anderen ab. Ich war total entkräftet. Plötzlich betrat die Krankenschwester das Zimmer. Sie kam auf uns zu, nahm mich bei der Hand und ging mit mir einen langen Korridor entlang. Mama wollte hinterher kommen. Da sprach sie barsch:

"Sie bleiben im Sprechzimmer."

Ich versuchte meine Hand zu befreien. Doch die Krankenschwester drückte fester zu. Schon standen wir vor dem Arztzimmer. Als wir das Zimmer betraten, kreiste dar ganze Arzt. Plötzlich sah ich drei Stück. Alle lachten mich an. Dann stand nur noch ein Arzt da. Ich musste mich auf eine Pritsche legen. Dann horchte mir der Arzt die Brust ab und den Rücken.

"Ganz klar", sagte er zur Schwester. " Das Kind hat Keuchhusten. Deine Wangen glühen ja wie zwei Rosen", sprach er dann zu mir. "Da werden wir gleich Abhilfe schaffen"

"Durst, Durst!" schrie ich wieder. "Ich will zur Mama. Ich will nach Hause."

"Sagen Sie Frau Winkel Bescheid. Ihr Kind hat Keuchhusten. Sie muss hier bleiben", sagte der Arzt.

Er nahm mich bei der Hand und ging mit mir über den Korridor. Ich musste in ein anderes Zimmer. Hier war alles dunkel. Ich fürchtete mich. Ich schrie ganz laut. Dann musste ich mich wieder hinlegen. Es brannte nur noch ein lila Licht im Raum. Wieder horchte mich der Arzt ab. Ich musste tief ein und ausatmen. Dann musste ich mich auf den Bauch legen. Jetzt klopfte er auf meinen Rücken.

"Du bist sehr krank. Du musst jetzt vernünftig sein. Du musst hier bleiben, sonst wirst Du nicht wieder gesund und kannst nicht zur Schule gehen."

Als wir auf den Flur kamen, sah ich Mama auf den Ausgang zu gehen. Ich schrie:

"Mama, Mama ! Nimm mich mit. Hier bleibe ich nicht."

"Das geht nicht. Du bist schlimm krank. Du musst im Krankenhaus bleiben. Dir kann nur noch der Arzt helfen. In ein paar Tagen komme ich Dich besuchen. Sei jetzt vernünftig."

Die große Tür des Krankenhauses ging auf. Mama verschwand. Die Tür klappte ins Schloss. Ganz laut schrie ich:

"Mama, Mama, nimm mich mit!"

Die Krankenschwester fasste meine Hand fest an. Ich konnte sie nicht wegziehen. Nun ging sie mit mir den langen Gang entlang, fünf, sechs, sieben Türen. Plötzlich blieb sie stehen und öffnete die Tür. Wir betraten das Zimmer hier standen viele Betten. Viele Kinder lagen darin. Einige von Ihnen weinten. Nun begann auch ich wieder zu weinen. Dicke Tränen kullerten über mein Gesicht. Die Krankenschwester half mir beim Ausziehen. Ich war so erschöpft. Das Kopfkissen war sehr schnell nass von meinen Tränen. Wenn nur der schreckliche Husten nicht wäre. Mir schmerzte alles. Die Schwester verließ das Zimmer. Ich schrie aus Leibeskräften. Jetzt schrien alle Kinder. Weinen, Schreie. Die Krankenschwester betrat wieder das Zimmer. Sie kam auf mich zu.

"Steh auf!"

Ich freute mich. Ruckzuck stand ich vor dem Bett. Mir war ganz schwindlig. Ich musste mich festhalten.

"Zieh Dich an !"

Ich wollte zum Schrank gehen, doch meine Beine konnten meinen Körper kaum halten. Die Schwester half mir. Es viel mir schwer. Aber bloß hier weg, nur nach Hause, dann werde ich wieder gesund. Ich weiß es.

"Darf ich nun nach Hause ? Holt mich Mama nun ab ?"

"Nein", sagte die Krankenschwester.

Ein Mann betrat das Zimmer. Er hatte eine Decke im Arm. Er kam auf mich zu, legte die Decke auf das Bett, nahm mich auf den Arm und wickelte mich in die Decke.

"Bringst Du mich zum Bahnhof ? Wartet Mama am Bahnhof ? Die Decke ist schön warm. Ich friere ja bis zum Bahnhof. Ich habe ja keinen Mantel da."

Der Mann sagte kein Wort. Nahm mich auf den Arm und wir verließen das Zimmer. Nun waren wir wieder auf dem langen Gang.

"Ach, da ist die Ausgangstür."

Doch plötzlich schlug er eine andere Richtung ein.

"Ich will nach Hause ! Ich will nach Hause !" schrie ich.

Der Mann sagte keinen Ton. Plötzlich standen wir vor einer anderen Türe, ganz am Ende des Krankenhauses. Er öffnete die Tür und legte mich samt Decke auf ein Bett, dann ging er fort. Die Tür öffnete sich erneut und die Krankenschwester kam herein. Sie nahm

mich auf den Arm. Wickelte mich aus der Decke und legte mich wieder zurück ins Bett. Gleich begann ich wieder zu weinen.

"Ich kann wohl noch nicht nach Hause ?"

Die Krankenschwester schüttelte den Kopf.

"Du bist schwer krank. Du musst hier bleiben."

"Aber ich habe Angst. Ich bin doch ganz alleine hier im Zimmer. Hier bleibe ich nicht. Ich will nach Hause."

Keine Antwort. Ich musste wohl hier bleiben. Vor meinem Bett war ein Gitter. Dieses konnte man noch hochklappen. Nun war ich eingesperrt, wie ein Tier im Käfig. Ich war erschöpft. Mein Kopf drohte zu zerspringen. Er war heiß. Ich sah in die Ecke. Da stand ein kleiner Tisch. Ein Stuhl stand davor. Meine Augen tasteten die Wand entlang. Da hing eine Wandleuchte. Es waren zwei Glocken, die sich nach oben öffneten. Die Krankenschwester redete lange Zeit kein Wort mit mir. Dann sagte sie ernst zu mir:

"Nun schlaf und höre auf zu weinen."

Dann verließ sie das Zimmer. Mein Blick fiel durchs Fenster. Es dämmerte. Ich hatte Angst. Die Bäume bewegten sich und warfen hin und wieder Schatten auf die Wand.

Vielleicht hole ich Mama noch ein. Ich begann zu schreien. Ich schrie so lange, bis mein Mund ganz trocken war. Vielleicht hält sich Mama noch im Krankenhaus auf. Laut rief ich nach ihr. Das Zimmer öffnete sich. Die Schwester kam herein, ließ das Gitter herunter und versohlte mir den Hintern. Dann machte Sie das Gitter wieder hoch, gab mir noch etwas Bitteres ein und verließ das Zimmer wieder.

"Ruhe, ruhe !" hörte ich draußen. Ich schrie zum Gott erbarmen. Die Tür ging nochmals auf. "Ruhe, schlaf endlich !"

Es wurde dunkler und dunkler. Es gruselte mich. Ob es wohl in Bussin auch schon Dunkel ist ? Mama und meine Schwestern sitzen bestimmt vor Oma Möllerkes Haus und halten Dämmerstündchen. Ich will nach Hause. "Mama, Mama !" schrie ich.

Aber sie hörte mich nicht. Dann muss ich wohl eingeschlafen sein.

Am nächsten Morgen kam die Schwester wieder ins Zimmer und gab mir Tee und wieder bittere Tropfen. Warum gibt sie mir keine süßen, dachte ich. Die kann mich bestimmt nicht leiden.

"Ich will nach Hause !" schrie ich.

"Du musst erst gesund werden, dann darfst Du nach Hause."

"Wann bin ich gesund ?"

Die Schwester antwortete nicht. Sie drehte sich um und verließ das Zimmer. Dann muß mir der Arzt sagen, wann ich gesund werde. Ich zerkratzte mein ganzes Gesicht. Es brannte wie Feuer. Nochmals und nochmals drückte ich die Fingernägel in mein Gesicht und zog tiefe Furchen. Ich muss versuchen, aus dem Bett zu kommen. An der Wand hängt ein Spiegel. Ich muss sehen, wie ich im Gesicht aussehe. Ich versuchte mich auf zu richten. Ich zitterte. Ich war sehr schwach. Jetzt erreichte ich ein Gitter vom Bett und zog mich daran hoch. Meine Beine zitterten. Mein Blick fiel auf mein Kopfkissen. Auweia, das war ganz blutig. Ich reckte und streckte mich, konnte aber den Holmen des Bettes nicht erreichen. Ich nahm das Deckbett und legte es mehrere Male zusammen. Ich schwitzte mir war schwindelig. Ich stellte mich auf das Deckbett. Jetzt fehlte nur noch ein kleines Stück bis zum Holmen. Ich legte das Kopfkissen noch auf das Deckbett. Jetzt kam ich an den Holmen und konnte mich hochziehen. Das hatten wir ja öfters auf dem Turnplatz geübt. Jetzt lag ich auf dem Holmen. Mein Bauch tat weh. Mir wurde schwindelig und klatsch lag ich vor dem Bett. Ich verspürte keinen Schmerz. Nur hier raus ! Ich schleppte mich zum Spiegel. Wie sah ich nur aus ! Mein Gesicht war zerfurcht. Nochmals fuhr ich mit den Fingernägeln über mein Gesicht

und zog noch mehr Furchen, unter meinen Fingernägeln hatte ich Hautfetzen. Ich verspürte immer noch keinen Schmerz.

Ich zog meine Schuhe an. Dann lief ich in Richtung Türe. Meine Hand ertastete den Türgriff. Ich drückte ihn leise nach unten. Die Tür ging auf. Ich sah den langen Gang entlang. Es war niemand zu sehen. Ganz leise trippelte ich den Gang entlang. Bis zur Haustüre. Dann blieb ich im Eingang stehen. Die Sonne schien und die Bäume waren grün. Die Vögel flogen durch die Luft. Mein Nachthemd ging bis auf meine Füße. Nur nach Hause ! Ich trat auf meine Schnürsenkel, aber ich hatte keine Zeit, die Schnürsenkel zu binden.

Ich hatte die Straße erreicht. Eine Frau sah mich verwundert an.

"Wie siehst Du denn aus und wo kommst du denn her ? Du bist ja im Nachthemd."

"Ich will zum Bahnhof. Ich muss nach Bussin."

Mir war als hätte ich einen Kloß im Hals, als ich mich umdrehte. Die Schwester und der Arzt eilten auf mich zu. Die Frau hielt mich fest.

"Kind, was hast Du gemacht!" rief der Arzt.

Arzt und Schwester nahmen mich an der Hand und zurück gings ins Zimmer. Das Gitter wurde runtergelassen. Die Schwester bezog mein Kopfkissen. Für einen Moment war ich glücklich, dass ich mich hinlegen konnte.

"Mädchen, was machst Du uns für sorgen ! Wenn Du ganz artig bist, wirst Du schnell gesund und Du kannst nach Hause."

"Ich will nach Hause !" schrie ich immer wieder.

Mein Abendbrot verweigerte ich. Es gab Milchsuppe. Milchsuppe mochte ich sowieso nicht.

"Durst, Durst!" rief ich.

Die Schwester brachte mir Tee. Der Arzt saß neben meinem Bett und strich mir über die Stirn.

"Was hast Du bloß mit Deinem Gesicht gemacht! Du bist ganz naß geschwitzt. Wenn Dich Deine Mama jetzt sehen könnte."

"Ich will zu Mama ! Ich will zu Mama !"

"Erst muss Dein Gesicht heilen. Wenn Du jetzt schläfst kommt Mama bald. Du hast wohl Mama sehr lieb ?"

"Ja, sehr lieb."

"Mama wird sehr traurig sein, wenn Sie sieht, was Du mit Deinem Gesicht gemacht hast."

Die Schwester wusch mir das Gesicht. Dann tupfte sie es ab. Mein Gesicht brannte wie Feuer. Bloß nicht weinen. Sonst muss ich noch länger hier bleiben. Nur das nicht!

Die Schwester verließ das Zimmer. Der Arzt saß noch neben meinem Bett. Es war ein kleiner zierlicher Mann. Er sah aus, wie Opa aus Erlau. Nur ein kleines Stückchen größer. Er versuchte mich zu beruhigen. Mein Herz wollte aus der Brust springen, so schlug es . Der Arzt streichelte meine Hände und fühlte den Puls. Jetzt kam wieder dieser Schlauch. Zwei Enden steckte er in die Ohren und horchte mich erneut ab. Er zog die Stirn in Falten.

"So, nun musst Du schlafen", sagte er. "Je schneller Du schläfst, um so schneller wirst Du gesund."

Dann erzählte er mir von einem kleinen Mädchen, das mit einem schönen weißen Schwan ans andere Ufer wollte. Mehr weiß ich nicht.

Als ich morgens aufwachte war der Doktor nicht mehr da. Es war einen Totenstille in meinem Zimmer. Ein leiser Wind ging. Die Blätter bewegten sich und die Sonne schien durchs Fenster. Die Tür öffnete sich. Herein kam die Schwester mit einem kleinen Tab-

lett. Wortlos stellte Sie das Essen auf mein Nachtschränkchen und gab mir Tee zu trinken.

"Wo ist der Doktor ?" fragte ich.

" Der hat viele Kinder hier. Die muss er alle gesund machen."

Sie holte den Teller und wollte mir Milchsuppe geben. Ich biss die Lippen zusammen.

"Mund auf!" forderte sie mich auf. "Wenn Du nichts isst, wirst Du nicht gesund."

Schnell öffnete ich meinen Mund und die Schwester schob mir einen Löffel voll Milchsuppe in den Mund. Mit einem Schwupp spuckte ich die Suppe zurück auf den Teller. Ich wollte es nicht.

"Verwöhnter Balg, Du !" schimpfte sie.

"Da ist Haut auf der Milch ", sagte ich. "Haut esse ich nicht."

Die Schwester verließ das Zimmer und hatte vergessen, das Gitter hoch zu ziehen. Heute haue ich ab!

Leise stieg ich aus dem Bett und lief in Richtung Schrank. Die Schranktüre knarrte beim Öffnen. Meine Sachen lagen ganz oben im Fach. Ich reckte mich, konnte die Sachen jedoch nicht erreichen. Da holte ich den Hocker, der vor dem kleinen Tisch in meinem Zimmer stand. Ich kletterte hoch und musste mich noch recken, um meine Sachen zu erreichen. Plötzlich kippte der Hocker. Es tat einen Schlag und ich lag auf dem Fußboden. Den Krach mußte die Schwester wohl gehört haben. Sie trat ins Zimmer. Sie sprach kein Wort. Ich stand in der Ecke des Zimmers und wartete, was die Schwester machte. Mein Schmerz im Arm auf den ich gefallen war spürte ich nicht. Schweigend nahm mich die Schwester an die Hand und legte mich ins Bett. Dann verließ sie das Zimmer. Für mich stand fest, dass es nicht der letzte Ausreißversuch war. Ich richtete mich auf und versuchte mich wieder am Gitter hoch zu ziehen. Doch mein Arm schmerzte. Aber ich werde nichts sagen. Sonst komme ich nie hier raus.

Was sollte ich auch vor langer Weile anfangen ? Wenn wenigstens noch Kinder hier wären, mit denen ich mich unterhalten könnte. Ich würde ihnen von Bussin erzählen. Wie schön es dort ist. Besonders im Frühling, wenn die Birken grünen und die Maikäfer durch die Luft fliegen. Ich sah mich im Zimmer um, mal zum Spiegel, mal zum Schrank, dem kleinen Tisch mit dem Hocker und der Wandleuchte. Abends wurde die Lampe angeknipst. Dann leuchtete die eine rot, die andere grün. Wenn die Schwester das Licht ausmachte fürchtete ich mich allein im Zimmer. Ich beobachtete die Bäume. Die Zweige warfen dunkle Schatten an mein Fenster, die sich bewegten. Ich zog die Decke über den Kopf. Dann war ich so nass geschwitzt, dass ich mich wieder abdecken musste. So schlief ich Abend für Abend erschöpft ein. Am nächsten Morgen, es war der sechste Tag im Krankenhaus, ich weiß es noch ganz genau, weil ich gerade sechs Jahre alt war, brachte mir die Schwester das Frühstück. Heute gab es Tee und Weißbrot mit Butter. Ich verweigerte wie immer, das Essen.

"Ich will endlich nach Hause, zu Mama."

"Wenn Du nicht isst, kannst Du nicht gesund werden. Und deine Mama kann Dich nicht abholen."

"Wann kommt Mama, wann ?"

Die Schwester antwortete nicht und ging aus dem Zimmer. Ich trank meinen Tee und versuchte, mein Butterbrot zu essen. Wenn das Essen nicht schmeckt hatte Horst Möllerke zu mir mal gesagt, musst Du nur die Augen schließen, die Nase zu halten, und das Essen runter schlucken.

Das tat ich dann auch. Dann kam die Schwester wieder ins Zimmer.

"Hast Du alles aufgegessen ?" fragte Sie.

Ich nickte mit dem Kopf. Ich glaube, dass sie mir sogar zu gelächelt hat. Sie ging mit dem Geschirr zur Tür hinaus. Die Türe klappte ins Schloss. Wenn ich nur was zum Spielen hätte, dann wäre es nicht so langweilig gewesen. Die Türe zu meinem Zimmer ging auf und jetzt kam der Doktor mit mehreren Schwestern in mein Zimmer. Sie unterhielten sich und sahen mich an. Wieder musste ich mein Nachthemd hoch heben und wurde abgehört. Der Doktor legte wieder seine Hand auf meinem Kopf. Dann wollte er meinen Puls fühlen. Ich streckte ihm die gesunde Hand entgegen. Er wollte Sie nicht. Ich musste ihm unbedingt die andere Hand geben. Als er meine rechte Hand sah, war er ganz erschrocken und mir schoss die Röte ins Gesicht. Weinend erzählte ich ihm, dass ich vom Hocker gefallen war.

"Weil Du nicht hörst! Du bist wirklich ein ganz ungezogenes Kind."

"Nein, das bin ich nicht. Ich will nur nach Hause zu meiner Mama."

Und ich begann wieder zu weinen. Dann sah mich der Arzt mit großen Augen an und sagte:

"Wenn Du nicht aufhörst zu weinen, dann wirst Du nie gesund."

Das wollte ich nicht. Schnell hörte ich auf zu weinen.

"Warum darf ich nicht zu den anderen Kindern ins Zimmer?"

"Weil Du die anderen Kinder sonst ansteckst."

Immer wenn die Schwester oder der Doktor ins Zimmer kamen, versuchte ich den Husten zu unterdrücken. Doch dann krabbelte es in meinem Hals und ich musste erst recht husten. Die Schwester kam, nahm mich aus dem Bett und hängte mir eine Decke über die Schulter. Dann gingen wir den langen Korridor entlang. Am Ende des Korridores öffnete Sie eine große Türe. Wir betraten das Zimmer. Es war ganz dunkel, richtig gruselig. Ich legte mich wieder auf eine Pritsche. Dann musste ich mein Nachthemd hochheben und das blaue Licht strahlte auf meinen Bauch. Der Doktor und die Schwester sahen ganz blau aus. Danach wurde ich wieder in mein Zimmer gebracht. Inzwischen hatte ich mich beruhigt. Die Schwester trat erneut in mein Zimmer. Sie hatte eine Schüssel in der Hand, setzte sich an mein Bett und machte mir Umschläge an den Arm. Es kühlte und tat gut. Sie wiederholte dies, aber sprach kein Wort. Das beruhigte mich. Sie sah im Zimmer umher. Ich verfolgte jede Bewegung. Dann sah sie mich plötzlich ernst an und sagte:

"Du hast Dir den Arm verstaucht, weil Du ein ganz ungezogenes Kind bist und nicht hören kannst."

Die Worte gingen mir doch zu Herzen.

"Ich will doch bloß nach Hause, zu Mama."

Die Sehnsucht zu meiner Mutter war größer, als der Schmerz in meiner Hand oder die Hustenanfälle, die nicht mehr so schlimm waren. Auch das zerkratzte Gesicht verspürte ich nicht.

Die Schwester verließ das Zimmer und kam wenig später mit dem Mittagessen herein.

"Wenn Du alles auf isst, kommt Deine Mama heute Nachmittag auf Besuch."

Ich war übergücklich.

"Willst Du versuchen am Tisch zu essen?"

Ich nickte. Sie stellte mir den Teller auf den Tisch. Es sah aus wie Vanillepudding mit Schokoladensoße. Prima dachte ich, endlich etwas, was mir schmeckt. Nach dem ersten Bissen bemerkte ich, dass es Stampfkartoffeln waren und eine braune Soße dazu. Ich merkte, dass es mir ganz und gar nicht schmeckte. Was mache ich bloß? Ich will doch die Schwester nicht verärgern. Wohin mit dem Essen? Augen schließen und Nase zuhalten dachte ich. Nein! Bloß heute nicht. Mama könnte doch jeden Augenblick kommen, und dann, mein Teller voller Essen. Sie sorgt sich bestimmt. Ich hatte auch keinen Hun-

ger. Wohin mit dem Essen ? Ob ich es durch den Abguss drücke und Wasser hinterher spüle ? Nein, da könnte die Schwester dazu kommen, und ich werde dabei erwischt. Bloß nicht! Mein Blick fiel auf die Wandleuchte. Jetzt hab ich's ! Ich schob den Tisch unter die Wandleuchte, kletterte vorsichtig auf den Hocker und füllte mein Essen hinein. Hoffentlich läuft die Soße nicht durch den Lampenschirm. Es musste schnell gehen. Bevor die Schwester kommt. Aber die isst bestimmt jetzt Mittag. Schnell kletterte ich vom Tisch und rückte ihn wieder dort hin, wo er vorher stand, stellte den Hocker zurück und setzte mich wieder darauf. Wenig später betrat die Schwester mein Zimmer, um das Geschirr abzuholen.

"Hast Du schön aufgegessen", sagte sie, als sie meinen Teller sah.

"Wann kommt Mama ?" fragte ich.

"Die ist schon unterwegs. Sie sitzt schon Im Zug. - Du hast ja mit dem Arm im Essen gelegen?" sagte Sie.

Ich sah meinen Arm an und dachte, das muss beim Essen auffüllen in die Lampe passiert sein. Ich schwieg.

"Wasch Dir die Hände !"

Ich lief zum Waschbecken und wusch mir die Hände. Mein Blick fiel in den Spiegel. Ich war erschrocken, wie ich aussah. Was wird Mama sagen, wenn sie kommt und mich sieht ? Nun habe ich ihr wieder Sorgen bereitet. Dann legte ich mich in mein Bett. Da konnte ich nicht umfallen, denn meine Beine versagten manchmal noch beim Laufen. Ich war doch noch sehr schwach. Von nun an sah ich nur noch zur Türe. Wann wird sie endlich aufgehen und Mama herein kommen ? Ich wartete und wartete. Dann war es soweit. Ich hörte Schritte auf dem Flur. Die Schwester trat herein. Mir wurde übel bei dem Anblick. Doch hinter Ihr kam Mama.

"Mama, Mama !" kam es kläglich über meine Lippen.

Dann liefen mir die Tränen. Jetzt brannte mein Gesicht. Ich bekam kein Wort heraus.

"Kind, wie siehst Du denn aus !" sagte sie entsetzt, kam zu mir ans Bett und drückte mich fest an sich.

Mir kullerten dicke Tränen über das Gesicht. Ich wollte sie gar nicht mehr loslassen und bohrte meine Finger fest in ihren Arm.

"Lass mich nicht hier! Nimm mich mit nach Hause !"

Sie sah mich ernst an und sagte:

"Du hast mir Sorgen bereitet. Viele schlaflose Nächte hatte ich wegen Dir. Der Arzt hat mir alles erzählt. Aber ich nehme Dich mit nach Hause, soll kommen was will."

Mama zog mich um und packte meine Sachen ein. Ich warf einen Blick auf die Wandleuchte. Es war soweit! Die Soße lief zur Wand runter. Es sah aus wie eine Straße. Ganz langsam wurde diese länger. Mama bemerkte es nicht. Wir verließen das Zimmer und gingen den langen Korridor entlang. Mama klopfte an die Türe. Eine Schwester öffnete. Mama wollte den Arzt sprechen. Wir mussten warten. Plötzlich ging die Türe auf und der Arzt kam heraus.

"Guten Tag, Frau Winkel", sagte er und dann sprachen sie miteinander.

"Ich nehme meine Tochter mit. Sie geht hier zu Grunde vor Sehnsucht."

"Auf Ihre eigene Verantwortung", erwiderte der Arzt.

Mama musste noch einen Zettel unterschreiben. Es war ganz still im Zimmer. Der Arzt gab meiner Mutter die Hand und dann trat er zu mir, lächelte und sagte:

"Auf Wiedersehen."

Mama sagte:

"Lieber nicht."

Dann streckte er die Hand aus und wollte mir über den Kopf streichen. Ich wich zurück, weil ich dachte: Nun behält er mich doch hier. Er sah Mama an und sagte:

"Geben Sie Ihrem Kind aber morgens und abends die Medizin. Die Krankheit ist am Abklingen."

Mama griff meine Hand und wir ließen die Türe hinter uns zuklappen. Ich war glücklich, als ich vor dem Krankenhaus stand. Da stand auch schon mein kleiner Handwagen. Mama setzte mich hinein und dann fuhren wir ihn Richtung Bahnhof. Wir brauchten nicht lange zu warten, bis der Zug kam.

Wir gingen hinein, setzten uns und der Zug fuhr gleich ab. Ich schmiegte mich an Mama und griff fest nach Ihrer Hand. Wir sahen durch das Fenster. Rechts und links der vertraute Wald. Die Bäume waren schon ausgeschlagen. Die Birken hatten ein saftiges Grün. Vögel flogen durch die Luft. Bald werde ich zu Hause sein. Zuerst gehe ich zu Oma Möllerke und dann zu Trude. Ich werde ihr alles erzählen, von den schrecklichen Erlebnissen im Krankenhaus. Ja, jetzt habe ich meine Freiheit wieder. Ich werde Maikäfer suchen, über die bunten Wiesen wandern, Blumenkränze binden, auf dem Turnplatz herum tollern und natürlich für Mama blaue Lupinen pflücken. Ich war ganz in Gedanken versunken, als der Zug plötzlich quietschte. Wir hatten den Bahnhof Bussin erreicht. Ich konnte gar nicht schnell genug aus dem Zug kommen. Mama setzte mich in den Handwagen. Ich war froh, dass ich wieder sitzen konnte. Ich fühlte mich noch schwach und war hungrig. Da kamen meine beiden Schwestern den Bahndamm hochgesprungen und jede wollte mich ziehen. Traute gab nach und Ursula lief mit dem Handwagen den Berg hinunter in Richtung Bussin.

"Nicht so schnell!" rief ich. "Nicht so schnell fahren ! Ich kippe sonst um."

Und auch Mama rief: "Halte an, halte an !"

Es war zu spät. Ich kippte um, lag im Dreck und schrie laut, denn meine Nase blutete. Da war auch schon Mama da und Ursula rannte im Galopp in Richtung Bussin. Mama hatte eine lockere Hand. Jetzt schimpfte sie und wischte mir das Blut ab. Mein schöner blauer Mantel war voller Dreck und Blut. Ich kletterte wieder in meinen Wagen und Mama zog mich. Ich hielt meine Hände auf die Flecken meines Mantels. Wenn das Oma Möllerke sieht, sagt sie bestimmt:

"Kind, wie siehst Du bloß wieder aus !"

Das sagte sie immer, wenn ich beschmutzt vom Spielen an ihrem Haus vorbei kam. In Bussin war alles wie ausgestorben, ganz ruhig. Wir sahen keinen Menschen. Als wir unser Haus erreichten, roch es nach frischem Brot. Mama hatte Brot gebacken ! Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Traute deckte den Tisch und holte frisch gebutterte Ziegenbutter. Es war ein Hochgenuss! Was hatte ich doch für einen Hunger. Die Rinde des Brotes war so knusprig. Nur Ursel saß nicht mit am Tisch. Sie stand hinter dem Fenster und sah ins Zimmer. Sie dachte bestimmt an das, was ihr bevor stand und traute sich nicht hinein.

"Lass Sie doch rein Mama. Sie hat es doch nicht so gemeint. Sie hat sich bestimmt gefreut, dass ich wieder da bin."

"Lass sie rein", sagte auch Traute

"Strafe muss sein", erwiderte Mama.

Ursula zog Grimassen am Fenster. Vergessen hatte ich den Sturz aus dem Handwagen. Wir waren schon fertig mit essen, als Ursula das Zimmer betreten durfte. Aber diesmal bekam sie keine Schläge von Mama.

Ich hatte mir noch so viel vorgenommen und wollte meine Rückkehr ankündigen. Doch ich war noch sehr schlapp und freute mich, dass ich ins Bett konnte. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war es fast Mittag.

"Traute und Ursula kommen bald aus der Schule", sagte Mama. "Du hast aber schön geschlafen. Nun wirst Du auch bald wieder gesund."

Da musste ich wieder an Oma Möllerke denken, denn sie sagte immer:

"Die kleinen Kinder verschlafen Ihre Krankheit."

Ja ich werde schlafen. Ich will wieder ganz gesund werden. So klein bin ich ja auch nicht mehr. Traute und Ursula kamen aus der Schule und Mama hatte inzwischen den Tisch gedeckt. Es gab Buttermilchkartoffeln, mein Leibgericht.

"Wir haben noch eine Überraschung für Dich", sagten Traute und Ursula.

Ich konnte nicht schnell genug meinen Teller abessen. Was sollte das denn wieder sein? Ich machte mich schon wieder auf das Schlimmste gefasst. Ursulas Überraschungen kenne ich. Sie hatte mir schon mal einen Maikäfer gegeben und gesagt, dass sie eine schöne Überraschung für mich hat. Dabei war es ein Mistkäfer. Aber ich war angenehm überrascht, als Mama mit einem Paket ins Zimmer kam. Ich konnte gar nicht schnell genug das rote Schleifenband ab bekommen und dann holte ich ein wunderschönes kleines Körbchen aus Muscheln aus dem Karton. Das Körbchen war mit Süßigkeiten gefüllt, zur Schuleinführung.

"Deine Schulkameraden gehen schon vier Wochen zur Schule", sagte Mama. "Aber erst musst Du richtig gesund werden, dann musst Du auch in die Schule gehen. Mir graute es bei dem Gedanken, in die Schule zu gehen. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Ich war zu sehr mit dem Krankenhaus beschäftigt. Traute und Ursula hatten mir oft gesagt, daß man ganz ruhig sitzen muss. Und wenn man nicht hört gibt es Schläge mit dem Rohrstock von Lehrer Hasse. Bei diesem Gedanken lief es mir eiskalt über den Rücken. Plötzlich fühlte ich mich gar nicht wohl.

"Ich will ins Bett, ich will ins Bett! Ich bin krank. Aber ich will nicht ins Krankenhaus."

Mein Muschelkörbchen stand neben meinem Bett, denn ich musste es bewachen. Ursula ist zu allem fähig. Sie hatte schon nach dem Körbchen geschielt. Wie lange ich noch zu Hause war, weiß ich nicht mehr. Doch dann kam der Tag, an dem ich zur Schule musste. Den Ranzen auf dem Rücken und Mama an der Hand gingen wir die Straße hinunter ins Dorf. Als ich die Schule entdeckte, bekam ich Bauchweh. Es kniepte und dann war es passiert. Ich hatte in die Hose gemacht. Mama hatte selten mit mir geschimpft, aber jetzt war es soweit.

"Du großes Mädchen, Du ! Machst in die Hose. Alle werden Dich auslachen."

Bloß nicht, dachte ich.

Jetzt zog mich Mama in Richtung Grabow hinter das Spritzenhaus. Zog mir den Schlüpfers aus und putzte mir mit ihrem Taschentuch den Hintern ab welches sie vorher in der Grabow nass machte. Sie wiederholte den Vorgang. Ich zuckte jedesmal zusammen, denn das Wasser der Grabow war sehr kalt. Dann nahm sie mich wieder an die Hand und weiter ging es in Richtung Schule.

"Ich gehe nicht ohne Schlüpfers in die Schule. Ich gehe nicht ohne Schlüpfers in die Schule !" schrie ich.

"Es ist doch mein erster Schultag. Und dann ohne Schlüpfers. Das geht doch nicht."

Mama sah mich ernst an und sprach:

"Soll ich es in der Schule erzählen, was Du gemacht hast ?"

"Nein , nein !" schrie ich.

Wir hatten das Schulgebäude erreicht. Langsam gingen wir die Treppe hinauf durch den kleinen Flur. Mama klopfte an die Türe und wir betraten das Klassenzimmer. Alle Schüler sahen uns an. Ich hielt Mama immer noch fest an der Hand. Dann kam der Lehrer zu mir, nahm mich an der Hand und setzte mich in die erste Reihe, ans Ende, in die Nähe des Ofens. Neben mir saßen drei Mädchen und ein Junge. Die erste Klasse bestand aus

fünf Schülern. In der zweiten Bankreihe saß die zweite Klasse, dann jede weitere Bankreihe eine Klasse. Bis zur achten Klasse gingen alle Schüler aus Bussin in einen Klassenraum. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass Mama gegangen war. Drehte mich nach hinten um und wollte meine Schwestern suchen. Doch da sagte der Lehrer Hasse:

"Nehmt die Tafeln raus!"

Er schrieb Buchstaben an die Tafel und die anderen Schüler begannen gleich zu schreiben. Da ich vier Wochen später in die Schule kam, fiel es mir doch schwer. Immer versuchte ich mich rum zu drehen und nach meinen Schwestern zu sehen. Doch immer hatte Lehrer Hasse etwas daran auszusetzen.

"Seh nach vorne!" sagte er immer lauter.

Nun wanderte mein Blick hin zum Fenster. In der Bankreihe am Fenster entdeckte ich Erwin Grambow. Den sprach der Lehrer Hasse oft an und Erwin antwortete sofort. Meine Klassenkameraden hatten schon ihre Tafeln voll geschrieben. Der Lehrer Hasse sah es sich an und sagte: "Tafeln auswischen."

Der soll doch froh sein, dass die Schüler so fleißig waren und die ganze Tafel voll geschrieben hatten. Jetzt mussten sie Zahlen schreiben. Traute und Ursula hatten mir schon einige Buchstaben und Zahlen beigebracht. Aber es fiel mir trotz allem schwer, denn mein ganzer Arm war steif, so hatte ich aufgedrückt. Wie gut hatte es Erwin. Er sitzt in der Fensterreihe und kann durchs Fenster schauen. Die Sonne schien. Es musste draußen herrlich sein. Jetzt auf dem Turnplatz herum toben!

Der Lehrer Hasse ging von Bankreihe zu Bankreihe und sprach mit den Schülern. Dann klingelte es. Alle Schüler gingen zur Tür. Wir gingen auf den Schulhof. Hier traf ich meine Schwestern, Trude Bartel, meine Freundin, Horst Möllerke mein Freund, und Werner Schmidt. Wir bildeten eine kleine Gruppe und aßen unser Frühstücksbrot. Dann klingelte es wieder und wir mussten zurück in unser Klassenzimmer. Mein Arm war immer noch steif, aber das Schlimmste war, dass ich mein Kleid unten zusammendrücken musste, damit der Wind es mir nicht hoch bließ und mich alle auslachten. So war ich die ganze Zeit sehr unruhig. Aber ich hatte Glück und es hatte niemand bemerkt. Nach der Pause durften wir alle malen. Ich hatte den Brumberg mit seinen Birkenbäumen gemahlt. Den Turnplatz mit den zwei Lindenbäumen, wo wir im Sommer mit unseren Puppen oftmals ein schattiges Plätzchen suchten. Glücklicherweise war ich, als es klingelte und die erste Klasse durfte nach Hause gehen. Meine Schulkameradin, Erika Papert wollte mich anfassen. Doch es gab Schwierigkeiten, denn ich musste das Kleid wieder zusammen halten. Erika sah mich fragend an, aber ich erzählte es ihr nicht.

"Ich bin heute sehr nervös, weil ich meinen ersten Schultag habe."

In der Nähe des Spritzenhauses warf ich noch einmal einen Blick zur Grabow. Den ersten Schultag werde ich wohl nie vergessen.

Zu Hause übte Traute mit mir fleißig das ABC, damit ich den Anschluss an die erste Klasse schaffte. Bald war es soweit, und ich durfte schon einen Platz aufrücken. Da wir fünf Schüler waren, saß der beste Schüler auf Platz eins, der zweitbeste Schüler auf Platz zwei und so weiter. Ich saß auf Platz fünf und durfte auf Platz vier vorrücken. Ich war sehr froh. Aber ich wollte mich anstrengen, damit ich auch Platz eins erreiche. Ich lernte und lernte, um auf Platz eins zu kommen. Nach einigen Tagen durfte ich auf Platz drei und zwei aufrücken. Ich war wohl der glücklichste Mensch auf der Welt. Doch ich wollte unbedingt den Platz eins erreichen. Sei es auch nur für einen Tag. Doch meine Schulkameradin, Anneliese Haase, war schneller. Sie hatte ihre Tafel sauber und ordentlich voll geschrieben, während mir noch einige Zeilen fehlten.

Es war wieder ein schöner sonniger Tag. Gerade als Anneliese durch das Fenster schaute und die Vögel beobachtete, nahm ich meinen Schwamm und wusch ihr einige Zeilen

weg. Sie merkte es nicht. Nun war ich schneller fertig als sie. Und heute durfte ich auf Platz eins aufrücken. Aber ich hatte ein ungutes Gefühl dabei. Deshalb erzählte ich es Anneliese, um mein Gewissen zu erleichtern. Doch sie lachte und sagte:

"Es ist ja nicht so schlimm. Du bist ja vier Wochen später in die Schule gekommen."

Da war ich wieder glücklich, denn mein schlechtes Gewissen ließ mich auch nachts nicht zur Ruhe kommen. Erinnern kann ich mich noch, als einmal Lehrer Hasse fragte:

"Was sind Vogelbomben?"

Alle sahen ihn an und lächelten. Keiner traute sich zu antworten. Er rief Erwin Grambow auf und der antwortete prompt: "Vogelscheiße, Herr Hasse."

Die ganze Klasse lachte. Aber Spaß machte er selten. Er schlug lieber mit dem Rohrstock auf die Finger. Die Jungen bezogen oft Schläge auf das Hinterteil. Wir hatten Angst und Respekt vor unserem Lehrer Hasse. War er doch eine Respektsperson und stolz ein Mitglied der SS zu sein. Hatten wir schmutzige Fingernägel und er kontrollierte unsere Hände, bekamen wir mit dem Rohrstock eine drüber geschlagen. Dieses tat natürlich sehr weh. Ich erinnere mich noch, als er einmal drei Jungen aufrief, nach vorne zu kommen. Sie hatten während des Unterrichts gesprochen und nicht aufgepasst. Alle drei mussten sich bücken. So konnte er mit dem Rohrstock gleich drei Mann verprügeln. Ich weiß noch, das der mittlere sich immer duckte und so bekamen die anderen die meiste Prügel ab. Einmal hatte er einen Schüler so geschlagen, dass dieser ohnmächtig zusammenbrach und die Schule tagelang nicht besuchen konnte. Über dem Tisch unseres Lehrers hing je ein Bild von Hindenburg und Adolf Hitler. Er erzählte uns, dass das Lieblingsessen von Hindenburg Pellkartoffeln und Butter sei.

So hatte ich mich im Laufe der Zeit an das Schulleben gewöhnt. Doch das Schönste für mich war das Klingelzeichen zur Pause, denn in der Pause konnte ich oft meine Mutter antreffen, die bei der Lehrerfamilie Hasse die Wohnung säuberte und die Teppiche klopfen musste. Die Teppiche waren so schwer, dass sie kaum über die Stange bekam. Doch oft half ihr Traute dabei. Es war schon eine sehr schwere Zeit für meine Mutter, während Vater im Krieg war, uns drei Kinder satt zu bekommen.

Im Sommer blühte in der Ecke des Schulhofes ein Jasminbusch. Ich ging oft hin um den zarten Geruch zu schnuppern. Für mich war es ein besonderer Geruch und es zog mich immer wieder zu diesem Busch. In den Wintermonaten schlitterten wir in der Nähe der Schule. Hier war ein Bauernhof versunken und eine Quelle entsprungen. Im Winter schlitterten wir auf der zugefrorenen Fläche. Schlittschuhe hatten wir keine. Wir nahmen Bretter von kaputten Fässern. Diese dienten uns auch als Skier. Wenig später versank noch eine Scheune. Es gab mitten in der Nacht ein Poltern und Dröhnen und da brach die Scheune in sich zusammen und versank. Hugo, der Enkelsohn von Oma Möllerke war Zeuge dieses Geschehens. Es war schon etwas Besonderes, unser Bussin. Aus aller Welt kamen Experten um dieses Geschehen zu ergründen. Doch es gelang nicht.

Ein Jahr besuchte ich die Schule in Bussin. Es war das Jahr 1944. Es war zur Herbstzeit und öfters fiel die Schule aus, weil es auch in unserem Dorf unruhiger wurde. Immer öfter flogen Flugzeuge über unserem Ort. Die Hitlerjugend wurde dazu beauftragt, die Panzer und Schützengräben mit auszuheben. Es war eine schwere Arbeit, da es in unserer waldigen Gegend viel Wurzelwerk zu beseitigen gab. Man sah mehrere Male am Tag die Soldaten, die immer jünger wurden, in Richtung Bahnhof ziehen. Es war eine bedrückende Stimmung in Bussin. Häufig gingen wir zu Papas Bruder, um Nachrichten zu hören. Es gab öfters Sondermeldungen vom Führer Adolf Hitler. Die raue barsche Stimme brachte mir immer Unbehagen. Ich dachte da immer an "Kohlenklau". Es war Weihnachten 1944. Mama hatte wie immer den Weihnachtsbaum in der guten Stube

geschmückt und für jeden einen bunten Teller angefertigt. Die Haselnüsse, die wir im Herbst suchten, hatte sie mit Gold- und Silberpapier eingepackt. Rotbäckige Äpfel und selbstgefertigtes Marzipan aus Grieß, Bittermandel und Ziegenbutter. Es schmeckte wunderbar. Wir waren sehr dankbar und glücklich, wenn Mama die Lichter am Tannenbaum anzündete. Es roch nach Wachs und Tannengrün, wir setzten uns um den Baum und sangen Weihnachtslieder. Mama hatte sie uns zeitig gelernt. Aber wir vermissen Papa sehr. Mama verbarg immer ihr Gesicht, damit wir die Tränen nicht sahen, die ihr über die Wangen rollten.

"Wo wird Papa jetzt sein? Ob er noch lebt?"

"Bestimmt", sagte Traute und griff nach Mamas Hand.

Mama war vor den Feiertagen oft dem Briefträger entgegen gelaufen. Doch er schüttelte immer den Kopf. Enttäuscht kam sie jedesmal zurück. Ihr Gesichtsausdruck wurde immer trauriger. Ihre schwarzen dunklen Augen fielen immer tiefer in die Augenhöhlen. So verbrachten wir Weihnachten 1944 wieder ohne unseren Papa. Auch meine Freundin Trude verbrachte das Weihnachtsfest wieder ohne ihren Vater. Nach den Feiertagen fertigten wir uns wieder neue Stoffpuppen an. Unsere anderen hatten das Jahr über gelitten. Wir nahmen sie und beerdigten sie unter dem Schnee. Horst Möllerke fertigte uns ein kleines Holzkreuz an. "Ruhe Sanft" hatte er darauf geschrieben. Aber das Spielen mit den neuen Puppen machte uns auch keine Freude. Abends durften wir kein Licht mehr anknipsen. Die Fenster mussten verdunkelt werden. Es herrschte eine Totenstille in Bussin. Man hörte dumpfes Dröhnen.

"Es kommt näher", sagte unser Stellmacher, Herr Keller.

Es war Anfang März, da hatte man drei Russen in Bussin gesehen. So schnell, wie sie in den Ort gekommen waren, waren sie wieder weg. Es wurde von Tag zu Tag unruhiger.

"Der Russe ist weiter gezogen", sagte ein Bewohner unseres kleinen Dorfes.

Was sollte er auch in unserem kleinen Bussin ?

Aber die Front rückte näher. Das Dröhnen wurde lauter. Wir waren dabei unser Geschirr und unsere Wäsche in eine große Kiste zu packen und gruben diese in unseren Garten ein. Eine weitere Kiste versteckten wir im Keller.

Kurze Zeit später, wir waren gerade beim Einschlafen, als wir durch eine laute Frauenstimme aus dem Schlaf geschreckt wurden:

"Krieg ! Krieg ! Der Russe kommt näher!"

Eine Bewohnerin unseres Ortes war durch das Dorf gelaufen. Man hatte schon vorher nichts Gutes über die Russen erzählt. Schnell sprangen wir aus dem Bett und zogen uns hastig an. Mama blieb sogar im Nachthemd und zog ihren Mantel darüber, nahm die Tasche mit unseren Dokumenten, lief zur Speisekammer und packte alle Zervelatwürste in eine Einkaufstasche. Es müssen zirka 12 bis 14 Stück gewesen sein und dann rannten wir in den Wald. Dort hatten sich schon einige Leute versammelt. Dann tat sich der Waldboden auf und ein Bewohner legte die getarnte Öffnung mit Ästen an die Seite. Wir kletterten in die Öffnung. Unter der Erde war ein Bunker angefertigt. Man hatte Stroh auf der Erde ausgebreitet. Wir suchten uns ein Eckchen und kauerten uns nebeneinander. Es roch nach modrigem Waldboden. Ein Mann öffnete öfters die Luke, um Ausschau zu halten. Wir hörten in der Ferne donnerartiges Grollen. Oft warfen wir einen Blick nach oben und sahen Deutsche Soldaten, die sich ängstlich hinter Bäumen versteckt hielten.

Hatten sie Angst vor uns oder vor den Russen ? Sie waren noch alle sehr jung. Ich versuchte einzuschlafen. Doch die muffige Erde unter und neben mir, hielt mich davon ab. Mich fröstelte. An der Decke war eine Stallaterne befestigt. Sie wackelte hin und her. Ich hatte das Gefühl, kaum Luft zu bekommen. Dann muss ich wohl doch eingeschlafen gewesen sein. Mama weckte mich am nächsten Morgen.

Sie schnitt zum Frühstück für jeden ein Stück Wurst ab. Unsere Dorfbewohner hatten wohl an alles gedacht, doch nicht an Wurst. Aber wie sagt man so schön:

"In der Not schmeckt die Wurst auch ohne Brot."

Das Schlimmste war aber, eingesperrt zu sein. Wie lange wir in dieser Höhle waren, weiß ich nicht mehr. Eines Tages sagte ein Dorfbewohner:

"Es ist ruhiger geworden."

Nachdem er die Luke unseres Versteckes öffnete. Vielleicht ist der Krieg vorbei und hat unser Dorf verschont.

Wir gingen alle zurück in unseren Ort. Doch dann kam ein Mann am späten Nachmittag und sagte, dass wir uns in zwei Gruppen aufteilen müssten. Wir kamen zu Hardtkes, einem größeren Bauernhof, der abseits von unserem Ort auf einer Anhöhe am Waldrand lag. Die andere Hälfte der Dorfbewohner bezog Quartier bei der Familie Müller, ebenfalls abseits von Bussin, am Waldrand.

Hier findet uns der Russe nicht. Er wird an Bussin vorbei gehen, weiter nach Berlin. Mama hatte wie immer ihre kleine Tasche mit den Papieren und einige Wertsachen mitgenommen. Herr Keller, unsere Stellmacher, lief mit uns. Wir hatten das Bauemgehöft Hardtkes erreicht. Dann standen wir auf dem Berg und hielten Ausschau. In dem Hof von Hardtkes hatten sich schon sehr viele Leute versammelt.

"Es ist doch ganz ruhig", sagte Herr Keller." Frieda, wir gehen nochmal zurück ins Dorf."

Sollte der Russe uns doch hier finden ? Ich glaube nicht. Er findet unser kleines Bussin nicht. Was soll er denn auch hier ? Wir gingen wieder zurück.

"Geht schnell ins Wohnzimmer", sagte Mama. "Wir haben noch etwas zu tun."

Sie gruben im Garten ein weiteres Loch. Es wurde schon schummrig. Da gruben Mama und Herr Keller eine Kiste ein und schütteten diese wieder mit Erde zu. Dann trugen Sie noch eine große Kiste zum Waschhaus, und verstaute sie hier. Ursula ging immer hinterher. Beobachtete das geschehen und dann gab sie uns Nachricht.

„Wo sind unsere Mondgesichtertassen ?“ fragte ich. "Die sind gar nicht mehr in dem Regal."

"Die hat Mama doch auch mit eingepackt", sagte Ursula. "Damit er das alles nicht findet. Ich habe immer gelauscht., als sich Mama und Herr Keller unterhielten."

"Ach, meine Mondgesichtstasse soll nicht mit eingegraben werden. Nein, das möchte ich nicht."

"Du bist jetzt ruhig. Du darfst gar nicht alles wissen", sagte Ursula. "Es ist schon gut so, was Mama und Herr Keller machen. Was man über die Russen erzählt. Nichts gutes ! Wenn die kommen, die nehmen alles mit."

Kurze Zeit später, nachdem Mama und Herr Keller die Sachen versteckt hatten, kamen sie wieder herein und sagten:

"Wir müssen nun doch zu Hardtkes gehen. Beeilt Euch Kinder."

Schnell gingen wir zur Stube hinaus. Als wir vor die Tür traten, hörten wir von weitem wieder das Dröhnen.

"Doch", sagte Herr Keller. "Die Front rückt näher. Wir müssen uns beeilen."

Es war keine Menschenseele auf der Straße. Es dunkelte. Nur der Mond war am Himmel. Er sah gruselig aus. Von weitem das Dröhnen. Es schallte bis in unser Tal. Wir liefen wieder Richtung Bahnhof. Nun mussten wir noch an dem Friedhof vorbei. Das war gruselig. Dann quer über das Feld, durch den Tunnel, zu Hardtkes.

"Komm mit der kleinen Erna in die Stube", sagte Frau Hardtke.

Die Menschen in der Stube rückten ein Stückchen enger und so konnten wir uns noch auf die Ofenbank setzen.

"Der Stall ist auch schon ganz voll. Da sind Grambows. Mehr Leute kann ich gar nicht unterbringen."

Es kamen auch keine mehr. Zwei Polen waren auch bei uns. Sie sagten, dass wir unsere Ringe, Uhren, Ketten und die anderen Wertsachen, die wir mitgenommen hatten, unter den Kleiderschrank werfen sollten, damit es der Russe nicht bekommt. Der würde nicht lange Fackeln und uns die Finger, Arme und den Kopf abschneiden. Bei diesen Gedanken schreckte ich zusammen. Um Gotteswillen! Ich hatte zwar keinen echten Ring, aber warf meinen auch unter den Schrank. Alle nahmen Ihre Ringe und Ketten ab. Manche hatten noch etwas verpackt in kleinen Päckchen. Wir warfen alles unter den Kleiderschrank. Dann kam einer mit dem Besen und schob die Sachen weit nach hinten. Die zwei Polen gingen dann immer raus, um Ausschau zu halten, ob der Russe schon in Bussin ist. Es dauerte nicht lange, da kamen die Polen wieder.

"In Bussin brennt alles ! Der Russe ist in Bussin. Es brennt! Es brennt, alles ist hell erleuchtet."

Wir gingen ein Stück hinaus. Herr Keller sagte:

"Komm Frieda, wir wollen mal schauen."

Da leuchtete alles. Das Feuer loderte bis zum Himmel. Ich hatte kaum noch Spucke im Mund, klammerte mich an Mama und an Herrn Keller.

Dieser flüsterte plötzlich:

"Komm Frieda. Ich traue diesen zwei Polen nicht. Die sind runter ins Dorf gegangen. Wenn sie verraten, daß wir hier sind, ist es um uns geschehen."

Also brachen wir mitten in der Nacht auf und liefen in der Dunkelheit durch den Wald in Richtung Schlawe. Überall hörten wir in der Ferne Schüsse und sahen helles Aufleuchten. Wir liefen und liefen. Unterwegs sahen wir Frauen und Pferdegespanne mit den Habseligkeiten, die man mitnehmen konnte. Stellenweise schleppte mich Mama, dann auch Herr Keller. Durch die Feuchtigkeit des Waldes hatten wir alle nasse Füße. Ich stürzte auch einige Male und dabei löste sich die Sohle.

"Was nun ?" fragte Mama.

Wir machten eine Pause am Straßenrand. An uns zogen jetzt Menschen in Scharen vorbei. Eine Frau mit einem Kinderwagen. Sie war total erschöpft. Ich weiß nicht, ob es eine Bussinerin war.

Ich kannte sie nicht.

"Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr". seufzte sie.

Mama nannte sie beim Vornamen und sagte:

"Du kannst doch das Kind nicht stehen lassen ! Komm, ich helf Dir."

Dann nahm Mama den Kinderwagen und schob ihn den holprigen Feldweg entlang, damit sich die Frau etwas erholen konnte. Zwischendurch nahmen uns auch einige Pferdewagen ein Stück mit. Ich bekam auch ein Paar Schuhe geschenkt, doch die waren etwas zu groß. Ich tat mir etwas Papier rein, so dass es wieder weiter ging. Wir waren total erschöpft. Die Menschengruppen wurden größer. Wir stießen oft auf leerstehende Häuser und gingen hinein, um noch etwas zu essen zu finden. Auf einem Bauernhof bot sich ein schreckliches Bild. Eine Bauernfamilie saß friedlich um den Tisch. Sie alle hatten sich wohl aus Angst vor den Russen vergiftet. Hier habe ich die ersten Toten gesehen. Es war ein Bild des Grauens. Mit acht Jahren hatte ich so etwas noch nie gesehen. Das Dröhnen kam näher.

"Ich glaube, wir laufen dem Feind direkt in die Arme", sagte Herr Keller. "Wir müssen zurück über Krangen, Richtung Köslin."

Unterwegs nahmen uns wieder Pferdewagen mit, da wir total erschöpft waren. Die Erwachsenen liefen hinterher. Herr Keller war am Ende seiner Kräfte und sagte, dass er sich ausruhen müsste. Er würde uns wieder einholen.

Wir näherten uns Schlawe. Die Stadt war leer und verlassen. Vieles war geplündert. Alles flatterte auf den Straßen herum. Wir suchten nach etwas Brauchbarem zu essen. Langsam trugen uns die Beine weiter in Richtung Köslin. Ich hörte, dass die Front näher kam. Kugeln sausten über unsere Köpfe. Wir erreichten den Stall eines Gutshofes. Die Tiere irrten draußen umher. Der Stall war schon von mehreren Menschen belegt worden. Aber wir fanden noch Platz in einer Schweinebucht. Man hängte ein weißes Bettuch auf das Dach. Wir klammerten uns fest an Mama, die Angst im Gesicht. Was wird werden, wenn der Russe kommt? Wir hörten von weitem Panzer rollen. Wir gingen raus und sahen sie über das Feld näher zu uns kommen. Wir gingen zurück in den Stall.

"Ich halte Ausschau", sagte Ursula.

"Bleib hier!" rief Mama. "Bleib hier! Wir müssen zusammen bleiben."

Aber Ursula hörte nicht. Plötzlich kam sie wieder herein. Sie sagte:

"Da draußen sind Männer, die haben ganz dicke Pelzmützen auf. Ich habe gesagt: Ihr habt aber schöne Mützen auf und ganz dicke Jacken an. Doch da hat einer was gesagt, das habe ich gar nicht verstanden."

Plötzlich ging die Stalltüre auf. Da standen einige Männer. Das waren ja die Männer mit den dicken Pelzmützen. Wir waren zu Tode erschrocken. Die Frauen auch. Meine Mutter hatte sich vorher das Gesicht beschmiert und das Kopftuch ins Gesicht gezogen. Sie hatten alte Röcke angezogen.

Warum dies alles? Ich hatte vorher noch gefragt:

"Mama, warum macht Ihr Eure Gesichter so schwarz?"

Mama schüttelte mit dem Kopf und sagte:

"Sei est! Uhri est!"

Jetzt kamen die Männer näher. Sie sprachen, aber wir verstanden es nicht. Dann gingen sie auf einen alten Opa zu, der in der Schweinebucht in einer Ecke kauerte und sagten:

"Uhri est! Uhri est!"

Der Opa verneinte und schüttelte den Kopf. Da rissen sie ihm seinen Mantel fort und zogen ihn selber an.

"Gebt mir meinen Mantel!" sagte der Opa.

Sie mussten ihn nicht verstanden haben, denn sie gaben ihm den Mantel nicht. Dann bemerkten Sie eine Taschenuhr in seiner Tasche. Sie zogen an der Uhrenkette. Der Opa zog die Kette zurück. Der eine zog die Kette hin, der andere her. Der Opa hielt die Uhr krampfhaft fest und sagte, dass das ein Andenken sei. Er hätte sie von seinem Vater bekommen und dieser sie von seinem Großvater. "Und ich habe sie zur Konfirmation erhalten."

Die Männer verstanden es wohl nicht. Dann schubsten sie ihn um und nahmen dem alten Opa nach einem heftigen Kampf die Uhr weg. Der eine nahm das Gewehr und schoss auf den Opa. Wir waren wie versteinert. Ein lauter Aufschrei, der langsam in Stöhnen überging. Dann wurde es still. Wir wagten kaum zu reden und hatten Todesangst. Sie gingen an uns vorbei und sagten immer wieder:

"Uhri est! Uhri est!"

Wir zeigten unsere Hände hin. Wir hatten keine Uhren und Schmuck dabei. Dieser lag ja bei Hardtkes unter dem Schrank.

Einige gaben ihnen Ringe, Ketten und Uhren, die die Russen in Ihrer Manteltasche verstaute. Sie zeigten auf einige Mädchen, die mitgehen mussten. Es wurde ruhig. Die jungen Mädchen schrien. Sie wollten nicht mit. Aber es half nichts. Die Russen zogen

sie, murmelten etwas die Tür schlug zu und wir hörten die Mädchen weinen. Eine Zeit warteten wir noch im Stall. Wir sahen gespannt zur Stalltüre. Sie ging noch ein paar Mal auf. Die Russen kamen, schauten, aber die jungen Mädchen waren ja alle weg. Sie durchsuchten sogar das Stroh, auf dem wir kauerten. Dann murmelten sie wieder etwas und gingen weg. Wieder schlug die Stalltüre ins Schloss. Wir wagten uns kaum zu bewegen. Wir saßen ein oder zwei Stunden hier. Dann sagte einer:

"Der Krieg ist vorbei. Die Russen ziehen sicher weiter nach Berlin."

Einige Bewohner unseres Ortes, Mama und wir, fassten uns Mut und gingen vor die Stalltüre. Es war auch ruhig. Wir liefen in Richtung Bussin, so wie wir hergekommen waren. Aber wo war bloß Herr Keller ? Er hatte uns doch nicht mehr eingeholt. Als wir zur Straße kamen, rannten wahllos Menschen hin und her. Sie schrien, liefen zwischen umgekippten Wagen und Tieren. Auf den Straßen rannten Schweine und Kühe wild durcheinander.

"Wir müssen versuchen, hier durch zu kommen", sprach Mama.

Menschen über Menschen. Sie schrien im Kugelhagel.

"Wir müssen alle zusammen bleiben", sagte Mama "Sollte uns eine Granate treffen, dass nicht einer übrigbleibt."

Wir liefen und liefen und liefen - direkt der Front entgegen. Wir sahen auf den Feldern die Panzer näher rücken. Hier gab es kein durchkommen. Soldaten, Offiziere, Angehörige der SS versteckten sich unter der Zivilbevölkerung. Mama umklammerte uns alle drei und sagte, daß wir zusammen bleiben mußten.

"Wenn, dann wollen wir gemeinsam sterben."

Wir klammerten uns aneinander und liefen zusammen in Richtung Bussin, umgeben von Kugeln, die an uns vorbei sausten. Einige vielen hin. Andere, die getroffen wurden, brachen schreiend zusammen. Die Panzer rückten näher. Frauen mit kleinen Kindern, alte Menschen, die nicht mehr so schnell laufen konnten wurden von den Panzern zermalmt. Dann kam die berittene Kavallerie. Sie ritten in die Menschenmenge. Die Pferde bäumten sich auf. Wir wussten nicht, was wir machen sollten. Sie wollten uns von der Straße verdrängen, daß sie durch kamen. Uns graute, wir hatten Angst. Andere warfen uns einen Apfel zu. Wir stolperten, stürzten, einer über den anderen, wie ein Knäuel. Wir mußten das Feld erreichen. "Schnell! Schnell hoch !" schrie Mutter." Von der Straße weg !" Die Russen kämpften mit aller Härte. Viele Tote - Russen und Deutsche. "So ein sinnloser Krieg", sagte der eine." Es ist wahnsinnig. Der Krieg ist verloren, aber es wird immer noch gekämpft."

Es waren Jungen, nicht älter als fünfzehn, sechzehn Jahre. Sie fielen um, wie die Mücken. Einige liefen in Unterwäsche. Man hatten ihnen wohl die Stiefel und die Sachen ausgezogen. Ihr Gewehr hatten sie schon längst fort geschmissen. Ich höre heute noch die Schreie eines erst siebzehnjährigen Soldaten. Ein alter Mann kauerte bei ihm und rief:

"Kommt, helft ihm ! Er ist erst siebzehn. Die Granate hat ihm ein Bein weggerissen." Der Junge schrie. Ja, er hatte wirklich nur noch ein Bein. Wir standen um diesen jungen Menschen.

"Helft mir doch ! Helft mir doch !" schrie er.

Das Blut lief in Strömen, als wir an ihm vorbei gingen. Einige Männer liefen zurück, zerrissen Ihre Hemden um dem jungen Soldaten das Bein abzubinden. Er schrie so, dass es mir durch Mark und Bein ging. Wir blieben stehen und warteten auf die Männer, damit wir etwas Schutz vor den Russen hatten, der Junge hörte nicht auf mit schreien. "Er hat zuviel Blut verloren", sagte einer der Männer." Dem können wir nicht mehr helfen."

"Nehmt mich doch mit! Nehmt mich doch mit!" schrie er. "Lieber Gott, warum hast Du mich verlassen ?"

Wir liefen langsam fort, blickten aber immer wieder zurück.

"Wir können Ihm nicht helfen", sagte der Mann.

Sein Schreien wurde leiser und leiser. Dann viel der Kopf zur Seite und es wurde still. Dieses Schreien hat mich ein Leben lang verfolgt. Ich werde heute noch wach. Oft nachts, läuft das ganze Geschehen, dieser wahnsinnige Krieg, an mir vorüber.

Wir gingen weiter, an brennenden Häusern vorbei. Granaten schlugen ein. Sollten wir hier bleiben, oder sollten wir laufen? Tote über Tote lagen in den Gräben, auf der Straße und auf den Feldern.

Mama wollte die Bilder des Grauens vor uns verbergen und sagte:

"Seht nicht nach rechts und links. Schaut nur nach oben. Schaut Euch nicht das Elend an ! Schaut nach oben!"

"Aber Mama, dann stolpern wir doch über die Toten. Wir müssen doch kucken, wo wir hinlaufen."

Mama blieb stumm. Wieder kamen die Russen uns entgegen.

"Uhri est, Uhri est."

Einige gaben ihnen noch die Uhren, die sie hatten. Manche sagten:

"Schon Kamerad gegeben."

Oft zogen sie ihre Säbel, um uns Schreck und Angst einzujagen. Wir suchten in den Straßengräben, nach etwas Essbarem. Wir freuten uns, wenn wir ein Stück angeschimmeltes Brot fanden. Wie lange wir unterwegs waren, weiß ich nicht.

Glücklich waren wir, als wir gegen Abend, total erschöpft, ein leerstehendes Haus am Waldrand fanden. In einem großen Raum, es sah aus wie ein Saal, ließen wir uns auf den Fußboden fallen. Ich war total erschöpft. Wir legten uns auf die Bretter und ich muß wohl gleich eingeschlafen sein. Doch ich wurde immer wieder munter von den Schüssen und dem Krachen. Ich versuchte einzuschlafen, riss die Augen auf, versuchte einzuschlafen. Doch vor Angst konnte ich nicht schlafen.

Die Frauen gingen durch das Haus und suchten nach alten Röcken und alten Schürzen. Das Gesicht wurde wieder mit Dreck eingeschmiert, ein Kopftuch aufgesetzt. Warum machen die das bloß ? Das konnte ich nicht verstehen. Dann rollten sie die jungen Mädchen in eine Decke Sie diente uns als Kopfkissen. Wir mussten uns darauf legen. Warum dieser Quatsch ? Mit acht Jahren wusste ich nicht, was das zu bedeuten hatte. Dann muss ich wohl doch vor Erschöpfung eingeschlafen sein, bis ich von Russen aufgeschreckt wurde. Mama und viele andere Frauen mussten mitgehen. Sie sagten:

"Kommandantura, Frau. Komm mit. Kommandantura."

Da half kein weinen und nach Mama schreien. Sie mußte mit. Ich hatte auch Angst, sie zurück zu halten. Wie froh waren wir, als sie nach längerer Zeit wiederkam.

"Wo warst Du, Mama ? Was haben sie mit Dir gemacht. Haben sie Dir auch weh getan ?"

"Nein, Nein", sagte Mama.

Sie sah traurig aus.

"Was hast Du so lange gemacht, auf der Kommandantura ?"

Mama schwieg.

Die ganze Nacht hindurch kamen die Russen, holten die Frauen, zogen ihnen die Kopftücher runter, schauten Ihnen ins Gesicht, nahmen sie an der Hand und zogen sie mit. Nach längerer Zeit kamen sie wieder. Dann kamen welche und wühlten unsere ganze Schlafstätte durch. Sie fanden die Mädchen, die in den Decken eingerollt waren. Nun mussten die Mädchen mit. Auch unsere Traute. Sie alle mussten mit. Es waren wohl

sechs oder sieben Mädchen. Mama weinte die ganze Nacht hindurch. Auch Ursula und ich konnten nicht schlafen. Mama drückte uns immer wieder fest an sich. Dann lief sie nach draußen und rief nach Traute. Kopfschüttelnd und tränenüberströmt kam sie zurück. Als es schon hell wurde, trat Traute ins Zimmer. Ursula und ich liefen ihr entgegen und riefen:

"Mama, Mama, Traute ist wieder da."

Aber Mama nahm Traute in die Arme und weinte.

Warum weint sie denn nur? Traute war doch wieder da. Ursula und ich freuten uns.

Traute hatte sich nach dieser Nacht verändert. Sie war oft stumm und nachdenklich. Ihre Augen waren gläsernd, als ob sie weinte. Ja, sie weinte oft. Sie hatte sich seither verändert. Sie stierte immer auf einen Fleck und wenn ich mit ihr sprach reagierte sie nicht.

Mama wurde noch öfter von den Russen geholt.

Ich fragte immer wieder:

"Warum holen Dich die Russen?"

"Ich muss mit zur Kommandantur", sagte sie nur.

Wie lange wir hier aushielten weiß ich nicht mehr. Es können Wochen gewesen sein. Doch eines morgens machten wir uns wieder auf den Weg, über Hammermühle nach Bussin. Unsere Schritte waren nur schleppend, als wir Hammermühle erreicht hatten. Wir suchten das Haus meines Onkels auf. Es war alles verwüstet und geplündert. Wir trafen unsere Verwandten nicht mehr. Es bot sich ein schauriges Bild. Kühe, Ziegen und Schweine irrten umher. Geld flatterte auf den Straßen. Überall sah man Plünderer. Wir suchten immer wieder nach etwas Essbarem. Am Straßenrand lagen deutsche Soldaten. Die Russen waren damit beschäftigt, ihnen die Stiefel auszuziehen. Wir suchten am Rand des Ortes einen Unterschlupf. Wir fanden ein leeres Haus. Es war eine Nacht voller Angst. Nur zögernd sahen wir durch das Fenster. Es wurde geplündert, vergewaltigt, Menschen wurden erschossen. Dann machten wir uns auf den Heimweg. Der Morgen graute, als wir auf der Straße heim, in Richtung Bussin liefen. Immer wieder kamen Russen aus dem Gebüsch oder aus den Wäldern hervor. Oft schossen sie auf Menschen, wie auf Zielscheiben, sie torkelten, denn meist waren sie betrunken. Man prügelte auch wahllos auf uns ein. Männer, die den Frauen und Mädchen zur Hilfe kamen, wurden erschossen oder eingesperrt. Man brannte wahllos Gehöfte und Häuser ab und tanzte um die brennenden Häuser. Man sprach viel von Befreiung. Als wir ein Stück gelaufen waren, kamen wir an einer Waldwiese vorbei. Hier lag alles voller deutscher und russischer Soldaten. Wir erkannten es an den Uniformen. Es sah aus, als seien sie aufgebahrt. Einige waren bis zur Unkenntlichkeit verkohlt. Ein alter Opa hatte die Stahlhelme, Kochgeschirre und Gasmasken zusammen gesammelt und auf einen Haufen gelegt. Er sagte uns, dass hier sehr hart gekämpft worden war und es seien Jungens, ab siebzehn Jahren gewesen, die hier zuletzt noch ihr Leben lassen mussten.

"Mir haben die Russen nichts getan", sagte er. "Ich bin hiergeblieben. Ich bin ja schon über achtzig. Was wollen die mit mir anfangen?"

Krampfhaft hielt er in der einen Hand ein Kreuz. Die Hand zitterte. Mit der anderen Hand hatte er ein paar Buschwindröschen gepflückt und neben die Leichen gelegt. Tränen rannen ihm über das Gesicht.

"Ich wäre lieber für sie in den Tod gegangen."

Er wischte sich mit den rußverschmierten Händen über das Gesicht.

"Geht man tau", sagte er.

Wir gingen nur schleppend, als hätten wir eine große Last zu tragen. Wir waren so erschöpft. Am liebsten hätten wir uns in den Chausseeegraben gelegt. Aber die Angst trieb uns weiter. Wir waren so geschwächt, das wir uns immer wieder an den Feldrain setzten.

Stückchenweise schleppte mich Mama, doch dann musste ich wieder laufen, denn sie war auch erschöpft. Von weitem sahen wir die ersten Häuser von Bussin. Unsere Schritte wurden schneller. Wir erreichten das erste Bauernhaus von Heinzes, meine Patentante. Das Haus war besetzt. Im Hof tummelten sich betrunkene Russen. Sie hatten ein Schwein geschlachtet und feierten wohl Schlachtfest. Wir liefen schneller. Jetzt sah ich von weitem Trude Bartels Haus. Von Trude, Ihrer Mutter und Schwester keine Spur. Das Haus stand leer. Auf dem Hof lag alles durcheinander. Ich sah eine große Blutlache. Ob es von einem Schwein war? Mama sagte es jedenfalls. Wir näherten uns dem Turnplatz und sahen Oma Möllerke mit ihren vier Enkelkindern stehen, Horst, Helga, Hugo und Heinz. Wir gingen auf sie zu und waren froh, dass wir Bussiner getroffen haben. Ausgerechnet Oma Möllerke, da war die Freude groß. Als wir näher kamen, sahen wir, dass alle weinten. Oma Möllerke sagte:

"Denk doch mal Frieda. Die Russen haben die Eltern von meinen Enkelkindern verschleppt."

Wir umarmten uns alle und weinten bitterlich. Unsere Kehlen waren wie zugeschnürt. Wir konnten kaum sprechen. Gibt es so etwas? Ist das die Befreiung?

Da erzählte uns Oma Möllerke, was sich zugetragen hatte. Es muss wohl ein Russe angeschossen worden sein. Darauf hin mussten sich die Bussiner, die bei Müllers untergebracht waren, zu einer Gruppe aufstellen und von Bussin elf Kilometer nach Polnow laufen. In Polnow trennte man die Kinder von den Eltern. Noch in der gleichen Nacht, wurden die Eltern verladen und verschleppt. Es waren die Eltern von Oma Möllerkes Enkelkindern, die Mutti von Werner Schmidt, das Ehepaar Reißmann von der Mühle, sie ließen zwei Söhne zurück, die Familie Lange, sie hatten eine Tischlerei, die Ehe war kinderlos und noch einige andere Bussiner. Wir sahen schon vom Turnplatz, dass unser Haus besetzt war. Wir gingen trotzdem hin. Dort waren Russen und es müssen auch Fremdenlegionäre untergebracht worden sein. Einer war Franzose.

Er hatte eine Baskenmütze auf, ein rotes Tuch um den Hals und sprach anders, als die anderen, die um ihn standen. Sie hatte an unserem Gartenzaun ein Kalb festgebunden, welches sie schlachten wollten. Sie hatten ein großes Messer in der Hand. Der eine setzte dem Kälbchen einen Hut auf. Es war der von meinem Vater. Vor der Tür lagen die Teile unserer Betten. Hier hatte man Hühner darauf geschlachtet. Alles war blutverschmiert. Ins Haus durften wir nicht. Wir hörten ein Schwein jämmerlich schreien. Es war vor Angst bei uns in den Keller gestürzt. Wir gingen zu Oma Möllerke und sie nahm uns alle bei sich auf. Sie hatte ein gutes Herz, die Oma Möllerke. Nun stand sie da, mit ihren vier Enkelkindern und Mama und wir drei Geschwister. So lebten wir, neun Personen, bei Oma Möllerke. Wir gingen täglich mit großer Angst zu Bett. Kaum waren wir eingeschlafen, wurden wir von den Russen wachgeschüttelt. Man suchte nach jungen Mädchen. Doch wir waren wohl noch zu klein. Uns wollte man nicht. Wir konnten nicht wieder schlafen. Hatte man doch unsere ganzen Matratzen hochgehoben und zerschüttelt.

Die Mutter von Oma Möllerke konnte nicht mit flüchten, da sie alt und gebrechlich war. Sie war nach unserer Rückkehr nicht mehr aufzufinden. Wir suchten alles in Bussin ab. Wir liefen über Felder, suchten Wälder ab und auch die Grabow. Sie blieb verschwunden. Wir verbrachten einige Tage und Nächte bei Oma Möllerke und warteten, dass die Russen unser Bussin verlassen würden. Fast jeden Abend geschah das gleiche. Wir waren gerade eingeschlafen, da klopfte es an die Türe und schon standen die Russen vor unserem Bett und leuchteten uns mit ihren Taschenlampen ins Gesicht, bis wir aufwachten. Sie hoben wieder unsere Matratzen hoch. Die Russen hatten heraus gefunden, dass junge Mädchen versteckt wurden. Diese sprangen meist durch das Fenster und versteck-

ten sich im Wald oder im Kornfeld. Sie verbrachten oft die ganze Nacht dort und kamen erst wieder, wenn die Luft rein war. Fast jeden Abend mussten meine Schwester Traute und unsere Cousine Lieselotte flüchten. Sie waren im Haus nicht mehr sicher.

Eines Abends klopfte es wieder.

"Die Russen kommen !" riefen wir Kinder.

Die Mädchen verschwanden sofort. Doch da stand plötzlich Herr Keller in der Türe. Wir waren alle froh, dass er wieder da war.

Nach einigen Wochen war es soweit. Unser Haus war leer und wir gingen zurück. Alles war verwüstet. Man hatte die Betten auseinander genommen Das Kopfteil diente als Tischplatte. Die Speisekammer war total verwüstet. Wir suchten nach etwas Essbarem, aber es gab nichts. Man hatte alles ungenießbar gemacht, Salz mit Zucker vermischt und die Heidelbeeren in den Mehlsack geschüttet. Die Dauerwurst und der Schinken waren weg. Als wir ins Schlafzimmer kamen, hing nur noch das Hochzeitsbild von Mama und Papa an der Wand, welches als Zielscheibe gedient hatte. Man hatte beiden den Kopf durchlöchert. In unsere Stube hatte eine Granate ein Loch in die Wand gerissen. Wir nahmen Bretter, um es zu zunageln, damit es nicht hinein regnete.

"Wenn Papa aus dem Krieg kommt, dann kann er es ja zumauern", sagte Mama.

Im Wäscheschrank war die Wäsche durcheinander gewühlt. Einige Kleider und Anzüge von Papa waren noch vorhanden. Wir holten Wasser von der Pumpe, um die Bettgestelle zu säubern, auf denen man die Hühner geschlachtet hatte und versuchten die Räuberhöhle wieder wohnlich zu machen. Wir hatten nicht einmal eine Tasse, um aus der Pumpe Wasser zu trinken. Also mussten wir unser Geschirr, welches wir im Garten vergraben hatten, wieder ausgraben.

Aber dafür hatten schon andere gesorgt. Das ganze Geschirr war weg. Unsere Tassen, mit den Mondgesichtern, lagen als Scherben verstreut im Garten. Sie waren nicht wertvoll und so zerschlug man sie.

Herr Keller war damit beschäftigt, seine Werkstatt wieder in Ordnung zu bringen. Plötzlich rief er:

"Frieda, Frieda ! Komm mal her!"

Er hielt seine Holzpantoffeln in der Hand und rief erregt:

"Diffel schotte, Diffel schotte! Haben mir doch die Russen in die Diffel geschossen !"

Die Holzpantoffeln sahen aus, wie ein Sieb. Seitdem hieß er für uns nur "Diffelschotte".

Als Mama in den Keller ging, um nachzusehen, ob noch ein paar Kartoffeln vorhanden waren, entdeckte sie das Schwein, welches total erschöpft und abgemagert im Keller lag. Es hatte keine Kraft mehr zu stehen.

Am nächsten Tag stachen wir heimlich mit Oma Möllerke das Schwein ab. So konnten wir einige Wochen wieder unseren Hunger stillen.

Wir hörten draußen ein Poltern auf der Straße. Man hatte die alte Oma Hopp, die bettlägerig war, vergewaltigt und in die Waschküche gelegt. Am nächsten Morgen war sie tot. Dann hatten die Russen den Leichnam auf einer Kutsche festgebunden und diese durchs Dorf gefahren. Es sollte als Abschreckung dienen. Wer sich den Russen verweigert, dem wird es ebenso gehen. Die Angst stand uns im Gesicht. Wir durften die Haustür auch nachts nicht abschließen, so dass die Russen ungehindert in die Wohnung kommen konnten. Sie kamen fast jeden Abend und auch in der Nacht, oftmals, wenn wir gerade eingeschlafen waren, trommelten sie am Fenster. Es dauerte nicht lange, da standen sie vor unserem Bett. Sobald man ans Fenster klopfte, bekam ich Krämpfe und fiel in Ohnmacht. Mama nahm mich in den Arm und schüttelte mich. Ich verdrehte die Augen und zitterte am ganzen Körper. Meine Zähne schlugen aufeinander und aus meinem Mund kam Schaum, wie bei einem tollwütigen Tier. Wie lange diese Anfälle dauerten, weiß

ich nicht mehr. Ich klammerte mich an Mama und hatte Todesangst. Es half nichts. Mama musste Abend für Abend mit auf den Heuboden. Ich konnte schreien, wie ich wollte. Wenn Mama zurück kam, waren ihre Haare immer offen und sie hatte Heu im Haar. Sonst war ihr Haar zu einem Zopf geflochten und zu einem Knoten zusammen gesteckt. Diese Vorgänge wiederholten sich fast Abend für Abend. Traute blieb jedoch verschont, da sie sich meist schon vorher versteckte.

Noch schlimmer war es, wenn der besoffene Offizier Pfronzki und seine Kumpel mit einer Kutsche aus Krangen in unser Dorf ritten, um sich bei den jungen Mädchen auszutoben. Die Bewohner des Dorfes hielten Ausschau und gaben Zeichen. Dann rannten Traute und meine Cousine sofort wieder ins Kornfeld und begaben sich in Sicherheit.

Wir waren nur noch wenige Familien im Dorf. Einige waren von der Flucht nicht mehr zurück gekommen. Andere hatten sich aus Angst vor den Russen in der Grabow das Leben genommen. Es waren einige Bewohner unseres Ortes. Ich sehe heute noch Marga Groth neben dem Spritzenhaus liegen, bleich und aufgequollen war ihr Gesicht.

Mit acht Jahren habe ich aufgehört ein Kind zu sein. Die Erlebnisse haben tiefe Spuren in mir hinterlassen. Schlaflose Nächte, Depressionen, oft fahre ich im Schlaf hoch. Ich hatte Angst, nur Angst. Ein fröhliches Kinderlachen hatte ich seit diesen Erlebnissen nicht mehr. Oft konnte ich, wenn ich Lachen wollte, nur meinen Mund verziehen. Ein fröhliches Lachen kam nie mehr aus meinem Mund.

Die Kartoffeln, die man noch übrig gelassen hatte, waren verbraucht. Häufig konnten wir vor lauter Hunger nicht einschlafen. Da hatte uns die Oma von Werner Schmidt eingeladen, die noch die letzten Kartoffeln gerieben und in einer Form im Ofen, als Kuchen gebacken hatte. Das war lecker und wir hatten wieder einen Tag zu essen.

"Jetzt muss es doch Heidelbeeren geben", sagte Mama. "Wir müssen in den Wald gehen. Wenn die Johannisbeeren reifen, dann reifen auch die Heidelbeeren."

Überall an den Waldrändern standen Russen und wir hatten Angst. Aber der Hunger trieb uns. Ein Russe hatte uns angehalten. Meine Mutter zeigte zum Korb:

"Kamerad, Beeren holen, für Kinder, zum Essen", und sie zeigte auf den Mund.

Mürrisch sagte der eine:

"Faschiste, Faschiste." und er brummelte in Russisch weiter.

Wir mußten weit in den Wald laufen und wurden auch fündig.

"Nun haben wir wieder eine Mahlzeit", sagte Mama. "Weizen- und Roggenkörner werden wir durch die Kaffeemühle mahlen und wir backen Eierkuchen. Dazu frische Heidelbeeren. Das wird, ein Sonntagsessen!"

"Aber wir haben doch keine Eier", sagte ich.

"Es wird schon so gehen."

Als wir tiefer in den Wald hinein kamen, bewegte sich der Fußboden. Er tat sich auf. In einer Höhle hatten sich zwei junge Soldaten versteckt. Es war dieselbe Höhle, in der wir uns das erste Mal versteckt hatten. Ich habe die zwei wiedererkannt. Es waren die Männer, die sich hinter einem Baum versteckt hatten, als wir in die Höhle flüchten mussten. Sie werden nicht älter als siebzehn, achtzehn gewesen sein. Beide sahen blass und mager aus. Ihre Uniform war mit Dreck verschmiert.

"Bitte helfen Sie uns", sagten sie zu meiner Mutter. "Bitte helfen Sie uns. Wir brauchen Sachen zum anziehen. Wir müssen hier weg. Sonst erschießt man uns. Wir haben uns während des Krieges hier aufgehalten. Wir haben nichts mehr zu essen. Bitte, bitte, bringen Sie uns Sachen in den Wald."

Wir sahen die jungen Soldaten mitleidig an.

"Mal sehen, was sich machen lässt."

Als wir aus dem Wald kamen, sahen wir keine Russen mehr am Waldrand.

Am nächsten Tag zog Mama von Papa eine Hose an. Die war ihr viel zu weit. Sie band statt einem Gürtel einen Strick um, damit sie nicht rutschte. Darüber zog sie einen Rock, von Papa ein Hemd und noch eine Jacke.

"Wie siehst Du denn aus ?" fragte ich Mama.

"Wir gehen wieder in den Wald und Heidelbeeren holen."

Sie holte den Korb aus der Kammer und legte noch einen harten Kanten Brot hinein.

"Wenn Dich einer fragt, sagst Du: Ich weiß nichts. Frag doch Mama. Du darfst niemand etwas sagen. Sonst kommst Du in die Hölle. Was wir jetzt machen, darf niemand wissen. Sonst werden wir alle erschossen."

"Ich sage nichts. Ich habe Angst. Ich will nicht erschossen werden. - Warum sollen wir erschossen werden ?"

"Sei nicht so neugierig. Sei einfach still. Wenn Du jemanden etwas erzählst werde ich auch verschleppt und ihr seid dann ganz alleine. Denn wir wissen ja nicht, ob Papa wiederkommt."

"Ich werde zu niemanden etwas sagen. Ehrenwort."

Wir gingen den Feldweg entlang Richtung Wald. Unterwegs trafen wir meine Schwester Ursula. Sie lief mit uns mit. Ich blieb stumm und erzählte kein Wort. So wie es Mama befohlen hatte. Als wir den Waldrand erreichten, sahen wir von weitem einen russischen Offizier stehen, aber nicht der von gestern. Denn dieser hatte einen Schnauzbart. Er sagte: "Schtoid."

Da blieben wir stehen. Er sprach halb russisch, halb deutsch. Er zeigte auf den Brotkanten in unserem Korb.

"Faschiste, Faschiste", sagte er und sah uns böse an.

Dann schimpfte er auf russisch. Wir zuckten zusammen und Mama sagte:

"Kamerad. Kinder Hunger. Brot essen im Wald. Wir Beeren sammeln."

Da zog der Offizier den Säbel raus, drohte damit und hielt ihn uns vor den Hals.

"Wenn Faschiste dann..."

Er fuchtelte mit dem Säbel unter unserem Hals hin und her. Ich hatte keine Spucke mehr im Mund, vor Todesangst.

"Kamerad. Nur Beeren sammeln für Kinder. Wir Hunger", wiederholte Mama, zeigte dabei auf einen Strauch und deutete anschließend mit den Fingern in den Mund. "Kinder Hunger, Kamerad."

Er sah uns skeptisch an, machte eine Handbewegung und wir durften gehen. Die russischen Soldaten standen immer am Waldrand verteilt. Doch meist waren es Offiziere. Man vermutete noch deutsche Soldaten im Wald. Darum trauten sich die Russen wohl nicht rein. Wir gingen dieses Mal nicht in Richtung der Bunker, sondern ein Stück weiter weg. Mama drehte sich immer wieder um. Sie hatte wohl Angst, dass wir verfolgt werden. Ich hatte auch Angst und meinen Hunger vergessen. Lust Beeren zu sammeln, hatte ich nicht. Doch dann bückte sich Mama, begann zu pflücken und sah dabei immer wieder zum Waldrand. Wir gingen ein Stück tiefer in den Wald und pflückten weiter. Hier waren die Beeren besonders groß. Sie ging mit uns an einen Baum.

"Hier bleibt Ihr stehen und rührt Euch nicht vom Fleck. Ich komme gleich wieder."

Es dauerte eine Weile, bis Mama nicht mehr zu sehen war. Sie will uns doch nicht hier im Wald lassen, dachte ich. Mir fiel das Märchen von Hansel und Gretel ein. Nein, das macht Mama ganz bestimmt nicht!

Ich sah immer wieder in die Richtung, wo Mama verschwand. Endlich sah ich sie von weitem und lief Ihr entgegen.

"Mama, Mama !"rief ich. "Ich dachte schon Du kommst nie, nie wieder."

"Warum sollte ich denn ? Nun essen wir unser Brot. Einen Teil des Kantens habe ich den Vögeln hingeworfen. Sie hatten auch Hunger".

Mama war viel nervöser als zuvor. Ängstlich schaute sie sich im Wald um. Dann gingen wir zurück. Als wir abends beim Essen saßen, erzählte sie Traute, dass sie im Wald jungen Soldaten Sachen von Papa gebracht hätte. Sie waren schon tagelang ohne Essen.

"Wenn ihr etwas erzählt, werden wir alle erschossen."

"Das wollen wir auf keinen Fall", sagte Traute. "Mama, Du bist sehr mutig. Wir sind sehr stolz auf Dich."

"Und wenn Papa nach Hause kommt, hat er nichts anzuziehen", sagte Ursula vorwurfsvoll.

"Ich habe doch nicht Papas ganze Sachen weggebracht. Und wer weiß, ob er jemals wieder kommt. Wir haben schon so lange nichts von ihm gehört."

Wir waren alle still und nachdenklich.

"Papa kommt schon wieder", unterbrach ich das Schweigen. "Du weißt doch, Mama, Oma Möllerke sagte doch: Euer Papa lebt."

An diesem Abend bekamen wir Besuch. Es dunkelte schon draußen und Mama erzählte uns wieder Geschichten, die sie selbst erfand, um uns Kinder auf andere Gedanken zu bringen. Plötzlich erschrakten wir, als jemand ans Fenster klopfte. Russen, dachten wir. Mäuschenstill war es im Zimmer. Wir antworteten nicht. Das Klopfen wurde kräftiger. Mama ging zur Haustüre und kam mit einem jungen Mann ins Zimmer. Er sah uns alle verstört an. Sein Gesicht war schmal und mit Schmutz beschmiert. Er war in eine Decke eingehüllt, die er ablegte und sprach kein Wort. Mama ging zum Schrank und wühlte in Papas Sachen herum. Der junge Mann stand im Unterhemd und in Unterhose da. Wir konnten nicht einmal darüber lachen, was wir sonst bestimmt getan hätten. Er wandte sich von uns ab und blickte zum Schrank. Mama sah den jungen Mann an. Dann nahm sie die paar Sachen von Papa, hielt sie dem jungen Mann an und hing sie wieder weg. Die Sachen waren viel zu groß. Schließlich nahm sie eine Hose heraus und reichte sie dem jungen Mann. Dieser zog sie hastig an. "Hemden habe ich nicht mehr", sagte Mama.

Dann holte sie Papas Joppe und reichte sie dem Mann. Jetzt mussten wir lachen. Denn die Sachen waren wirklich viel zu groß.

"Seid ruhig", sagte sie und ging nach draußen, um zu sehen, ob die Luft rein ist. Sie kam gleich wieder zurück.

"Komm", sagte sie und ging mit dem jungen Mann zur Türe.

Die Tür klappte ins Schloss und der junge Mann verschwand in der Dunkelheit. Mama betrat das Zimmer. Wir sahen sie alle fragend an. Aber keiner traute sich etwas zu sagen. Dann sagte sie: "Der Junge ist gerade zwei Jahre älter als Traute." Traute war sechzehn Jahre.

In diesem Moment dachte ich wieder an Opas Worte, als er sagte: "Frieda, Du bist zu gutmütig. Du ziehst noch das Letzte Hemd aus und verschenkst es." Aber so war sie, unsere Mama. Sie half, wo sie konnte und hat vielleicht dem Jungen das Leben gerettet. Wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Den schrecklichen Winter 1945 hatten wir überbrückt und es war Frühling 1946. Die meisten Bewohner unseres Ortes waren weg. Die Polen hatten die Bauernhöfe übernommen und nun mussten wir für die Polen arbeiten. Oma Möllerke und die vier Enkelkinder kamen nach Polnow zu einem Polen. Wir haben nichts wieder von ihnen gehört. Mama musste Kühe hüten und Traute war als Dienstmädchen bei dem damaligen Bürgermeister von Bussin tätig. Mit sechzehn Jahren musste sie harte Feldarbeit verrichten und im Stall die Kühe melken. Sie bekam den ganzen Tag eine Schnitte Brot und eine

Tasse Milch. Auch Ursula ging es nicht besser. Sie musste auch Kühe hüten und war gerade dreizehn Jahre. Oft gingen die Kühe durch. Dann rannte sie hinterher und schrie fürchterlich. Doch die Kühe waren meist nicht zu halten und rannten in Richtung Bussin. Dann gab es häufig Prügel. Am nächsten Tag begann das gleiche Spiel.

Ich musste mit einem Polenjungen spielen. Die Eltern hatten die Mühle übernommen. Einmal hatte er ein dickes Butterbrot und ich sagte, dass er mir doch ein Stück geben sollte. Denn ein Butterbrot hatte ich seit der Flucht nicht mehr gegessen. Selbst trockenes Brot war für uns eine Rarität. Er verstand mich nicht. Ich zeigte auf seine Schnitte und deutete auf meinen Mund. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Da nahm er seinen Spaten und schlug ihn mir ins Kreuz. Ich verspürte einen brennenden Schmerz und rannte nach Hause. Ich legte mich auf die Ofenbank. Das tat gut. Sobald ich mich bewegte, spürte ich den stechenden Schmerz. Wann kommt bloß Mama vom Kühe hüten ? Die Zeit verging gar nicht. Sie wird bestimmt mit mir schimpfen, wenn ich ihr von dem Vorfall erzähle. Sie hat schon genug Sorgen mit uns. und mit den Kühen, die sie zu hüten hatte. Wenn sie ausbrachen und das passierte des öfteren, bekam auch sie Prügel. Da klappte die Türe ins Schloss. "Mama bist Du es ?" fragte ich.

Es blieb still und ich hörte die Speisekammertür klappen. Bestimmt hat sie etwas zu essen mitgebracht. Die Tür ging auf und ein Russe trat herein. Ich war zu Tode erschrocken. Er machte die Schranktüre auf und suchte bestimmt nach etwas Essbarem, aber wir hatten auch nichts. Er lächelte mich an, streichelte mir über meinen Kopf und ging aus dem Haus. Jetzt konnte ich wieder durchatmen. Hin und wieder sah man noch Russen im Ort.

Abends erzählte ich Mama von dem Vorfall und dem Russen, als wir wieder auf unseren leeren Tisch starrten. Mama stand auf, holte die Kaffeemühle und mahlte, wie immer, Roggenkörner, Gerste und Hafer durch.

"Die Mühle wird auch von Tag zu Tag stumpfer", sagte sie. "Hoffentlich kommt Papa bald nach Hause, damit wir es etwas leichter haben."

Sie mahlte und mahlte.

"Schon wieder dicken Wasserbrei", sagte ich.

"Seid froh, dass Ihr überhaupt noch etwas zu essen habt. Was wollen wir machen, wenn die paar Körner alle sind ? Was dann ?"

Wir hatten weder noch eine Ziege im Stall. Die Getreidekörner, die wir noch aus alten leer stehenden Häuser zusammen gesucht hatten, gingen fast zu Neige. Dann saßen wir wieder vor einem dicken Brei. Abend für Abend. Beim Essen stellten wir uns immer etwas schönes vor. Der Hunger war größer, als der Ekel vor dem dicken Körnerbrei.

Der Herbst 1946 zog ins Land. Die Blätter färbten sich. Mama hütete immer noch Kühe. Nachmittags besuchte ich sie des öfteren. Ich langweilte mich oft zu Hause. Manchmal beschäftigte ich mich auch mit meiner Stoffpuppe. Aber alleine hatte ich keine Lust dazu. Eines Morgens sagte sie:

"Erna, heute mußt Du zu mir kommen. Die Lupinen haben dicke Schoten. Ich werde beim Hüten welche pflücken und Du kannst sie abholen."

Ich machte mich auf den Weg in Richtung Bahnhof. Von weitem hörte ich sie schon husten. Ich rief:

"Mama, Mama ich komme !"

Aber sie freute sich gar nicht. Es regnete.

"Gehe nach Hause ! Sonst erkältest Du Dich auch noch."

Sie gab mir einen Korb mit Lupinensamen, die sie gepflückt hatte.

"Lauf schnell, damit Du nicht nass wirst. Gehe und kneife die Schoten aus. Wenn ich komme werden wir uns eine Suppe kochen."

Ich machte mich mit dem Korb auf den Nachhauseweg. Wie schön war es doch , als Trude und Oma Möllerke noch da waren. Man sah von weitem schon die Häuser von Bussin. Jetzt standen fast alle leer. Wo mag Trude jetzt sein ? Auch von Oma Möllerke haben wir nichts mehr gehört. Ob sie noch lebten ? Zu Hause angekommen ging ich erst einmal zur Pumpe, um Wasser zu trinken. Danach verspürte ich den Hunger nicht mehr so sehr. In der Wohnung machte ich mich sofort an die Arbeit, um Mama eine Freude zu machen. Aber die Körner waren so klein und die Schüssel wollte und wollte nicht voll werden. Da viel mir das Märchen von Aschenputtel ein. Ich machte das Fenster weit auf und hoffte, das auch zu mir die Tauben kommen würden. Ich sah zum Himmel.

Der sah dunkel und regnerisch aus. Aber die Tauben kamen nicht. Ich schloss das Fenster und sagte:

"Vielleicht ein anderes Mal."

Dann machte ich mich wieder an die Arbeit. Als Mama am Abend nach Hause kam, freute sie sich. Sie machte Feuer im Herd und schüttete die leeren Lupinenschoten hinein. Sie waren trocken und brannten schnell.

"Heute Abend gibt es Linsensuppe. Die trockenen Körner sehen aus, wie Linsen, nur etwas kleiner."

Sie teilte die Lupinenkörner. Die eine Hälfte schüttete sie in die Pfanne und röstete sie.

"Jetzt haben wir auch Kaffee. So haben wir wenigstens etwas Warmes im Bauch."

Die Zeit verging. War es September, Oktober ? Ich weiß es nicht mehr. Es war kühl draußen. Einen Kalender hatten wir nicht. Wir wussten nicht einmal, ob es Sonntag oder Alltag war. Für uns war ein Tag wie der andere. Wenn die Sonne aufging begann der Tag und wenn sie unterging war es Abend. Nicht einmal eine Glühbirne hatten wir noch. Nur unsere alte Petroleumlampe erhellte unser Zimmer am Abend. Doch wir mussten sparsam sein. Auch das Petroleum neigte sich dem Ende. Als Ursula und Traute von der Arbeit kamen aßen wir unsere Linsensuppe. Sie hatte einen bitteren Geschmack. Aber wir waren froh, dass es Mama immer wieder fertig brachte, dass wir satt wurden. Morgen werde ich Mama eine Freude machen. Ich werde sie besuchen, wenn sie Kühe hütet. Sie fröstelte immer und sagte:

"Hoffentlich brauche ich bald nicht mehr auf die Weide. Es ist so nasskalt draußen."

Zwischendurch hustete sie. Morgen werde ich ihr einen warmen Kaffee bringen. Am nächsten Morgen schüttete ich die gerösteten Lupinensamen in die Kaffeemühle und wollte sie zu Kaffeeschroth mahlen. Doch das ging so schwer, dass ich es nach mehreren vergeblichen Versuchen aufgab. Ich schüttete den Samen wieder aus der Kaffeemühle, machte Feuer im Herd, erst Papier, dann Kienspan und oben auf Holzstücke. Ich freute mich, als das Feuer brannte. Doch nur das Papier und der Kienspan brannte, dann erlosch das Feuer. Immer und immer wieder steckte ich Zeitungspapier in das Herdloch und brannte es an, aber das Holz wollte nicht brennen. Jetzt gab ich es auf. Das Wasser war lauwarm. Ich nahm es vom Herd und schüttete es über den gerösteten Lupinensamen, schüttelte das Ganze hin und her, damit das Wasser Farbe bekommen sollte. Aber es färbte sich nur leicht. Wie Kaffee sah es nicht aus, eher wie Abwaschwasser. Mein Kaffee hatte keine Farbe und keinen Geschmack. Ja, er sieht aus wie Tee. Dann bringe ich ihr eben Tee! Jetzt ging ich mit meiner Milchkanne gefärbten Wassers in Richtung Bahnhof, wo Mama Kühe hütete. Ich brauchte gar nicht lange zu suchen, denn ihr Husten verriet, wo sie war. Es regnete in vollen Strömen. Mama hatte sich auf einen Stock gestützt und hustete ununterbrochen. Sie war nass bis auf die Haut. Kleid und Jacke klebten ihr am Körper. Ihr Haar war noch dunkler als sonst.

Das Wasser rann ihr über das Gesicht.

"Ich bring Dir Tee, Mama. Damit Du warm wirst. Ich wollte Dir Kaffee bringen, aber er ist nicht dunkelbraun geworden."

Jetzt fühlte ich und merkte, das braun gefärbte Wasser in meiner Kanne war kalt.

"Hier Mama, vielleicht schmeckt er Dir."

Sie sah mich ernst an und sagte:

"Lauf bloß, dass Du nach Hause kommst, sonst wirst Du auch noch krank."

"Aber erst musst Du meinen Tee trinken."

Mama setzte die Milchkanne an und sagte als sie getrunken hatte:

"Schmeckt der aber gut."

Nun war ich glücklich. Ich rannte wieder ins Dorf. Unterwegs hagelte es und die Straße war weiß. Zu Hause war alles kalt. Auch ich war klatschnass und wickelte mich in eine Decke. Nein, das geht nicht! Ich zog die nassen Sachen aus, legte mich ins Bett und wartete bis Mama kam. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis sie ins Zimmer trat.

"Ach, ich bin so erkältet. Jetzt muss ich mir einen Lindenblütentee kochen."

Den hatten wir im Sommer gesammelt. Es dauerte eine Weile, bis das Feuer brannte. Dann machte sie ein Fußbad mit Salzwasser.

"Hast Du Dich erwärmt? Dann stelle Deine Füße gleich mit in die Wanne!"

"Nein, das tue ich nicht. Das Wasser ist ja salzig. Warum schüttest Du immer Salz ins Wasser?"

"Das Salz zieht die Krankheit aus dem Körper. Da geht auch mein Husten weg."

Als Traute und Ursula nach Hause kamen, waren sie ebenfalls ganz naß. Auch sie machten ein Fußbad mit Salz.

Dann gingen wir zu Bett. Draußen tobte der Wind.

"Ja es geht auf den Winter zu", sagte Mama.

Ich kuschelte mich an sie und wir schliefen ein. Doch plötzlich wurden wir durch ein Klappern munter. Der Wind hatte von außen die Bodenluke aufgerissen und diese klapperte unentwegt an die Hauswand.

"Ich muss die Luke schließen", sagte Mama und ging auf den Boden, wo das Heu lagerte. Im Dunkeln ging sie auf den Heuboden, denn sie wollte kein Petroleum verbrauchen. Sie lief über das aufgeschichtete Heu, um an das Fenster zu gelangen. Plötzlich ein Schrei. Wir rannten die Holzterrasse hoch und tasteten uns an Mama heran, die im Heuhaufen saß und jammerte. Sie war in der Dunkelheit in die Forke gelaufen und hatte sich den Zinken in die Wade gestochen. Traute führte sie in der Dunkelheit, die Treppe runter. Die Luke klapperte nicht mehr, doch Mama jammerte die ganze Nacht. Am nächsten Tag humpelte sie mit dem geschwellenen Bein zum Kühe hüten.

"Bleib zu Hause, Mama", sagten wir. "Du kannst doch mit dem dicken Bein nicht den ganzen Tag Kühe hüten."

"Ich muss", sagte sie, sonst bekomme ich wieder geschimpft von den Polen.

Mit starken Hustenanfällen und geschwellenem Bein ging sie Tag für Tag Kühe hüten.

In den nächsten Tagen schneite es. Bussin lag unter einer weißen Schneedecke. Nun musste Mama wenigstens keine Kühe mehr hüten. Sie brauchte jetzt nur noch füttern und melken. Eines Abends, wir saßen wieder im Dunkeln, klopfte es ans Fenster. Erst waren wir erschrocken. Doch Russen konnten es nicht sein, denn die kamen sofort nach dem Klopfen herein.

"Die Tür steht doch auf, sagte Mama.

Das kann nur unser Papa sein! Wir Kinder riefen:

"Papa! Papa!" und rannten zur Türe. Aber erschrocken traten wir zurück. Ein Russe stand vor der Türe und lächelte uns freundlich zu. Er hielt ein Paket in der Hand. Wir forderten ihn auf, ins Haus zu kommen. Er war sehr jung. Der Russe ging zum Tisch und

packte das Paket aus. Wir sahen uns alle an und trauten unseren Augen kaum. Er holte ein Kommissbrot heraus und Fisch. Uns lief das Wasser im Mund zusammen. Vor Freude kullerten Mama ein paar Tränen über die Wangen. Obwohl er kein Wort deutsch sprach und wir kein Wort russisch, verstanden wir uns doch. Er schob die Sachen zu Mama auf den Platz. Es war derselbe Russe, der bei uns in der Küche war und nach etwas Essbarem gesucht hatte. Ich erkannte ihn wieder, als er seine Mütze ablegte.

"Den muss uns der Liebe Gott geschickt haben", sagte Mama.

Oder war es schon Weihnachten ? Wir wussten es nicht. Wir saßen alle am Tisch und sahen uns an. Seine Augen sahen sich im Zimmer um. Dann stand er auf. So schnell, wie der Russe kam, verschwand er wieder in der Dunkelheit.

"Mama, es gibt ja auch gute Russen", sagte ich.

Ausgelassen tanzten wir alle um den Tisch.

"Brot und Fisch, Brot und Fisch", sangen wir.

"Der Russe hat mich des öfteren beim Kühehüten beobachtet. Auch als Du mir deinen Tee gebracht hast, stand er am Waldrand. Ich wollte Dich aber nicht ängstigen."

Bei uns war nun jeder Tag ein Feiertag. Wann hatten wir das letzte Mal ausgiebig Brot gegessen ?

Wann das letzte Mal Fisch ?

Nach einigen Tagen wiederholte sich die Begebenheit. Es klopfte und wir dachten wieder, es ist Papa. Doch der Russe stand erneut vor der Türe und wir sagten:

"Komm !"

Ich fasste ihn sogar an und er lächelte mir zu. Er konnte ja mein Bruder sein. Dieses Mal war er sehr schweigsam. Wie auch am vorigen Mal schob er uns ein Paket zu, und wie er sah, dass wir uns freuten, freute er sich mit. Wieder hatten wir Essen für ein paar Tage. Warum tat er dieses ?

Suchte er die Wärme bei uns, da er noch sehr jung war ? Ich weiß es nicht. Wir verständigten uns durch Handzeichen. Er holte seine Brieftasche hervor, zeigte uns ein Bild und sagte: "Moi Dom" und zeigte auf ein kleines Häuschen.

Wir verstanden. Sein Haus mit einem kleinen Gartenzaun davor. Vor dem Zaun stand seine Mutter, sein Vater und seine Schwester, sowie seine Großeltern und Simon. Er nahm den Finger, zeigte auf sich:

"Simon."

Nun wussten wir, dass der junge Russe Simon hieß. Dann zeigte er uns ein Bild und wir konnten nur einen Trümmerhaufen erkennen. Seine Stimme begann zu zittern und wurde leise, sein Gesicht ernster. Wir merkten, dass er mit den Tränen kämpfte und nur stockend hervorbrachte:

"Deutsche Faschiste kaputt, alles kaputt!"

Mir zuckte es durch den ganzen Körper.

"So etwas können Deutsche tun ?" fragte Mama.

Gerade der Simon, der seine ganze Familie verloren hatte, brachte uns Brot und Fisch und half uns zu Überleben. Wir waren alle schweigsam und schockiert. Der Abend verlief ruhig. Simon steckte sein Bild in die Brieftasche und sagte indem er mit dem Finger auf uns zeigte:

"Njet Faschiste ! Njet Faschiste !"

Dann streichelte er uns Kinder über den Kopf, ging zu Mama, drückte sie und verschwand wie immer in der Dunkelheit. An diesem Abend sprachen wir kaum. Wir waren still und nachdenklich zugleich. Im Bett wälzten wir uns von einer Seite, auf die andere. Als wir am nächsten morgen unsere Milchsuppe löffelten, war es ruhig am Tisch. Wir waren alle nachdenklich und dachten wohl an den vergangenen Abend. Ich musste das

Schweigen brechen, sonst hätte ich ja als "Schlotterbüchse" meinem Namen keine Ehre gemacht.

"Mama", sagte ich plötzlich. "Es gibt doch auch gute Russen."

"Ja, die gibt es", sagte Mama.

"Ich dachte, alle sind böse und tun uns was Böses an."

"Ich habe nie gedacht, dass Deutsche zu so etwas fähig sind", sagte Mama immer wieder. "Sie töten Frauen und Kinder."

"Tötet Papa auch?"

"Nein. Papa tötet keine Menschen. Papa ist bei den Fliegern, beim Bodenpersonal."

Ich musste wieder daran denken, als uns Papa vom ersten Weltkrieg aus Russland erzählte. Von dem unendlich großen Land, als er in Gefangenschaft geriet und beim Laufen bei eisiger Kälte die Knöchel und Zehen erfror und zusammen brach. Als er aufwachte, befand er sich auf einem warmen Lehmofen. Eine alte Frau saß neben ihm am Ofen. Sie hatte Papa im Schnee gefunden und ins Haus gezogen. Papa wäre sonst erfroren. Sie hatte ihm das Leben gerettet. Eine alte Frau, die von deutschen Soldaten getötet werden sollte. Ich war glücklich darüber, dass Papa nicht getötet hat.

"Wer war es? Wer hat Simons Eltern, Großeltern und seine Schwester getötet?"

"Ich weiß es nicht", erwiderte Mama und stierte durch das Fenster.

Am Abend, in der Dunkelheit kam Simon wieder. Er brachte uns wie immer Fisch und Brot. Aber diesmal waren es mehrere Brote. Er packte die Sachen hastig aus. Ging auf Mama zu und schüttelte ihre Hand und dann die, meiner Schwestern. Mir strich er wie immer über den Kopf, strich sich mit der Hand die Tränen aus dem verweinten Gesicht und ging hastig zur Türe hinaus. Wir haben ihn nie wieder gesehen. Ich glaube wir hätten nicht überlebt, wenn wir ihn nicht gehabt hätten. Von diesem Tag an haben wir keine Russen mehr in Bussin gesehen.

"Wir müssen trotzdem mit dem Essen haushalten", sagte Mama.

Ein Säckchen Lupinensamen stand in der Ecke. Mal als Süsschen gekocht, mal als Brei, füllte er unsere Mägen. Wir hatten im Sommer Lindenblüten und Kamille gesammelt. So gab es des öfteren Tee. Aber der hielt nicht lange an. Sauerampfersuppe war ein Hochgenuss. Wir hatten die Blätter im Sommer gesammelt und getrocknet. Ein Beutel getrocknete Pfifferlinge durfte nicht angebrochen werden. Der Winter von 1946 zu 1947 war sehr kalt. Holz und Kohlen hatten wir noch. Wenn Mama, Traute und Ursula vom Melken und Füttern kamen, kuschelten wir uns um den warmen Kachelofen. So brachten wir den kalten Winter rum. Nur die Sorge um Mama machte uns Kinder traurig. Sie hustete zunehmend mehr. Oft wurden wir nachts aus dem Schlaf gerissen. Eines Morgens sagte sie:

"Erna, fühl' mal meine Stirn an, ich habe bestimmt Fieber."

Ihre Stirn war ganz heiß.

"Ja Mama, Du hast Fieber."

Ihre Augen starrten mich an. Ich hatte das Gefühl, dass Ihre Augen immer tiefer in Ihre Augenhöhlen sanken.

"Gehe zu den Polen und sage, dass ich krank bin und heute nicht füttern kann."

Draußen lag hoher Schnee. Ich ging die Straße runter und sagte Bescheid. Der Pole murmelte etwas, was ich nicht verstehen konnte. Schnell lief ich zurück, um Mama Bescheid zu sagen. Ich setzte mich neben Ihr Bett. Es dauerte nicht lange, da ging die Türe auf und der Pole, dessen Kühe Mama füttern und hüten musste, stürzte auf das Bett zu. Riss das Bett zurück und packte sie am Arm. Erschrocken riss Mama die Augen auf. Er zog sie aus dem Bett. Nahm sie an der Hand. Sie war noch im Nachthemd, ohne Schuhe und trieb sie über das Feld, hinauf zu Hopp, dann runter zu Möllerkes Haus und zurück.

Er hatte eine Peitsche dabei und trieb sie an. Wie ein Pferd musste sie vorne weg laufen. Ich stand in der Türe und beobachtete das Geschehen. Ich schrie ganz laut, aber es half nichts.

Mama kam zurück ins Zimmer. Ihr schwarzes Haar hing über die Schultern fast bis hin zum Hintern. Sie rieb die Füße. Sie tastete sich zum Bett und ließ sich fallen. Dann stierte sie zur Decke. Ich deckte sie zu und versuchte ihre Beine zu reiben. Sie waren eiskalt.

"Warum hat er das getan, Mama ? Warum ? Wir haben doch alle hier zusammen friedlich im Dorf gelebt. Warum ?"

"Ich weiß es nicht", brachte sie nur mühsam hervor.

Traute und Ursula waren noch bei den Polen arbeiten. Bestimmt dürfen sie nicht kommen, wenn ich sie hole. Ich muss versuchen Feuer im Küchenherd an zu bekommen. Wenn wir mit kalten Füßen vom Schlittenfahren kamen, machte Mama immer ein Fußbad und tat Salz hinein.

"Das Salz wendet Krankheiten ab und zieht sie aus dem Körper", hatte Mama gesagt.

Das Feuer brannte nicht. Nun versuchte ich es im Kachelofen. Da hatte ich Glück und legte Reisig, Holz und Kohlen auf. Ich stellte ein Topf Wasser in die Ofenröhre und begab mich zu Mamas Bett. Sie war eingeschlafen und atmete ganz schnell. Sie sah aus wie Schneewittchen. Ihr Gesicht glühte und Ihre langen schwarzen Haare hatten sich auf dem Kopfkissen ausgebreitet. Wie schön war sie doch. Doch sie war krank. Ich lief zum Kachelofen um nachzusehen, ob das Wasser warm war. Noch ein paar Minuten. Ich wartete noch etwas.

"Schneller, schneller! Brenn' schneller!" flüsterte ich. "Mama ist doch so krank."

Dann stand ich mit meiner warmen Schüssel Wasser vor dem Bett.

"Mama !" rief ich sie an.

Sie schlug die Augen auf, lächelte und dann fielen sie wieder zu.

Ich stellte die Schüssel ab. Griff nach Ihrer Hand. Sie war ganz heiß. Wenn ich nur ein Fieberthermometer hätte. Mama schlief. Auf meine Rufe reagierte sie nicht. Ich klappte das Bett zurück und hob die Beine an. Sie waren so schwer, dass ich sie wieder fallen ließ. Ich muss versuchen die Beine in die Schüssel zu bekommen. Aber es gelang mir nicht. Was hatte Oma Möllerke immer gesagt:

"Feuchtwarmer Wadenwickel zieht das Fieber aus dem Körper."

Ich holte ein Leinentuch aus dem Schrank. Ja, ein Wadenwickel ist jetzt das Richtige ! Ich tauchte den Lappen in das lauwarme Wasser und wickelte ihn um ihre Waden. Mama merkte es nicht einmal. Sie schlief ganz fest. Ihr Atem war ganz kurz. Ich wartete etwas, dann erneuerte ich die Wickel wieder. Ihre Füße waren immer noch eiskalt und der Kopf war heiß. Nun begann ich die Füße zu reiben. Ich hatte das Gefühl, dass sie wärmer wurden. Ich werde die Schafwollsocken holen, die Mama gestrickt hatte. Das wird das Richtige sein. Ich hatte große Mühe, ihr die Socken anzuziehen. Ihre Füße waren ganz steif. Dann hatte ich es geschafft. Ich setzte mich ans Bett und betete:

"Lieber Gott ! Mach Mama wieder gesund ! Nehme sie uns jetzt noch nicht. Wir haben sie doch alle gerne."

Oma Möllerke sagte einmal zu mir:

"Wen Gott liebt, den holt er früh zu sich."

Ich musste immer an die Worte denken.

"Bitte hol' Mama nicht. Dann sind wir ganz alleine."

Als Traute und Ursula von der Arbeit kamen erzählte ich von dem Vorfall.

"Wir müssen Tee kochen. Kamillenblütentee wärmt den Bauch und Lindenblütentee treibt das Fieber aus dem Körper."

Tee war das, was wir genug hatten. Er füllte uns oft, die hungrigen Mägen. Wenn nur Oma Möllerke da wäre. Die konnte immer helfen und wusste über alles Bescheid. Mama phantasierte. Sie glühte wie eine Rose. Ich schlief mit Ihr im Bett. Sie war ganz heiß. Nachdem Traute den Tee gekocht hatte, versuchte ich Ihr den Kopf anzuheben. Sie riss die Augen auf. Doch diese fielen gleich wieder zu. Traute versuchte den Mund zu öffnen. Ursula hielt den Kopf und ich versuchte den Tee in den Mund zu schütten. Es war wohl zuviel, denn Mama verschluckte sich dabei, riss die Augen auf und fiel zurück auf das Kopfkissen. Nun legte ich mich wieder hin und griff ihre Hand, die immer noch glühte. Traute erneuerte die Wadenwickel laufend. Dann muss ich wohl eingeschlafen sein. Wir hatten alle eine unruhige Nacht. Als ich am nächsten Morgen wach wurde, sagte Traute:

"Mama ist sehr krank und ich werde den Polen sagen, dass ich zwischendurch mal nach Hause gehe."

Obwohl die Polenfrau hysterisch war, bei der Traute arbeitete, war der Mann das ganze Gegenteil. Am nächsten Tag durfte Traute zwischendurch nach Hause und brachte auch etwas Milch mit, um Mama eine Suppe zu kochen. Ich hatte ja immer Schwierigkeiten, das Feuer anzuzünden. Manchmal war das Holz auch nass. Durch den Beschuß unseres Hauses war der Holzschuppen beschädigt. Es vergingen Tage, bis Mama auf dem Wege der Besserung war. Ihre großen schwarzen Augen waren eingefallen, die Wangenknochen traten hervor. Ihr Haar war zerzaust, denn wir konnten sie tagelang nicht kämmen. Heute wollte ich es versuchen. Ich packte ihr ein paar Kissen hinter den Rücken, denn sie war noch zu schwach, um sich aufrecht zu halten. Unser Kamm hatte nur noch wenige Zinken und ich versuchte so gut ich konnte, nachdem ich ihr Gesicht gewaschen hatte, sie zu kämmen. Als ich den Kamm durch das Haar zog, verzog Mama ihr Gesicht. Es muss wohl gezupft haben beim Durchkämmen. Mama ließ ihren Kopf immer wieder in die Kissen fallen. Traute und Ursula werden sich freuen, wenn sie nach Hause kommen und Mama so schön gekämmt sehen. Es war auch so.

Mama erholte sich nur langsam. Wenn wir nur ein Huhn hätten, dann könnten wir ihr eine kräftige Suppe kochen, wie sie es immer tat, wenn wir krank waren. Ich wollte sie wenigstens zum Lachen bringen und verkleidete mich. Versuchte wie ein Clown, sie zu erheitern. Doch Mama blieb ernst und traurig. Sie schaute immer zur Tür. Ich glaube, sie hat immer auf Papa gewartet und hoffte, das diese Tür einmal aufging und er hereintrat. Aber sie wartete vergebens. Sie war immer Ernst. Ich habe sie kaum lachen gesehen. Sie war immer von Traurigkeit umgeben. Auf allen Fotos, kein Lächeln, nicht einmal auf dem Hochzeitsbild.

Es vergingen noch Wochen, bis sich Mama richtig erholte und wieder aufstehen konnte. "Es muss Frühling sein", sagte sie und ließ die Sonne ins Zimmer. "Wir haben nicht einmal mehr Samen für unseren Garten. Was soll bloß werden? Wenn Papa nur bald nach Hause kommen würde. Dann hätten wir es etwas leichter. Traute und Ursula müssen auch so hart arbeiten. Sie sind doch noch so jung."

Ihre Blicke wanderten immer zum Hochzeitsbild. Manchmal sprach sie auch mit Papa, wenn sie das Bild sah.

"Der versteht es doch gar nicht Mama. Warum sprichst Du immer mit Papa?"

"Doch! Unsere Gedanken kreuzen sich. Ich rede mit Papa und er versteht mich."

Das konnte ich nicht begreifen. Die Sonne schien wärmer und Mama machte die ersten Gehversuche. Ich hing wie eine Klette an ihr. In ihr Kleid hätte sie zweimal hinein gepasst. Sie hatte so abgenommen, dass selbst der Gürtel des Kleides über ihre Hüften rutschte. Sie lief von Stuhl zu Stuhl und man merkte, dass ihr das Laufen sehr schwer fiel. Denn sie setzte sich immer auf die Bettkante und hustete. Jeden Tag führte ich sie

vors Haus und stellte einen Stuhl in den Vorgarten. Die beiden Fliederbäume trugen schon grüne Blätter. Es wurde von Tag zu Tag wärmer und Mamas Gesicht bekam langsam Farbe. Doch es dauerte noch Tage, bis sie allein vor die Haustüre gehen konnte. Unser erster Spaziergang ging in den Wald, um Kuckuckskee zu holen.

"Das gibt eine warme Suppe. Wenn wir doch nur eine Ziege hätten und ein paar Hühner", sagte Mama. "Dann würde es schneller aufwärts mit mir gehen."

Ab und zu schob der Bauer Traute ein paar Eier zu. So konnte Mama manchmal ein geschlagenes Eigelb essen.

"Ja, da fehlt nun wieder der Rotwein zur Stärkung."

Aber es ging auch so. Wenn ich mit ihr unterwegs war, setzte sie sich immer wieder hin, um Kraft zu sammeln.

"Ich bin froh, das wir unser Haus wieder erreicht haben", sagte sie immer, wenn wir zurückkamen. Wir saßen wie immer auf der Ofenbank und warteten auf Traute und Ursula. Ihre Blicke gingen oft durch das Fenster zu Oma Möllerkes Haus.

"Ach, war das eine schöne Zeit", sagte sie. "Als wir abends unsere Lieder im Dämmerstündchen sangen."

Ursula kam als erste nach Hause und unterbrach unsere Gedanken. Sie weinte, weil ihr wieder die Kühe durchgegangen waren und sie kein Essen von den Polen bekam.

"Wir haben eine Kuckuckskeesuppe gekocht. Wir wollen aber warten bis Traute kommt", tröstete sie Mama.

Wir mussten noch einige Zeit warten, da ging die Türe auf und Traute betrat mit einem verweinten Gesicht das Zimmer.

"Was ist passiert?" fragte Mama.

"Ich wollte Dir etwas Milch mitbringen, damit Du schneller gesund wirst. Als ich die Kanne mit der Milch im Gebüsch versteckt habe, hat mich die Polenfrau beobachtet und mich an den Haaren in die Küche gezogen und mir einen kochenden Wassertopf über den Kopf geschüttet. Sie hatte uns des öfteren erzählt, das die Polenfrau hysterisch sei und oft die Beherrschung verlor. Vielleicht, weil sie in einem deutschen Arbeitslager war. Vielleicht hatte man ihr das gleiche angetan, und das war die Reaktion. Die Polenfrau muss schreckliches im Lager erlebt haben, denn auch sie konnte nicht lachen. Man sah in ihren Augen, wenn sie einen ansah, das sie wohl alles hasste, was deutsch war. Ihr Mann war jedoch gut zu Traute. Er war entsetzt, was da geschehen war.

"Jetzt haben wir wieder eine neue Sorge", sagte Mama.

An diesem Abend aßen wir keine Suppe. Mama löste bei Traute die Zöpfe. Sie weinte und jammerte vor Schmerzen. Mama kühlte mit Wasser die Brandblasen.

"Was sollen wir nur machen? Kein Arzt mehr weit und breit."

Traute jammerte die ganze Nacht. Am nächsten Morgen musste sie wieder zur Arbeit. Sie wollte nicht.

"Geh nur, sonst bekommst Du noch Prügel."

Mit Tränen überströmten Gesicht verließ Traute das Haus und ging zur Arbeit. Sie setzte ein weißes Tuch auf, damit kein Schmutz in die Wunde kommt. Als sie die Tür hinter sich zu machte, weinte Mama. Den ganzen Tag lief sie hin und her und wurde erst wieder ruhig, als Traute zur Tür hinein kam. Draußen wurde es wärmer und ich bat Mama in die Grabow zu gehen. Mein blauer Badeanzug passte gerade noch.

"Du bist wieder ein Stück gewachsen", sagte Mama, als sie mich sah. "Paß auf, das nichts passiert. Vergeß' das Handtuch nicht."

"Ich brauche keins. Wenn ich zu Hause bin, ist mein Badeanzug wieder trocken."

Ich lief die Dorfstraße hinunter. Ich hatte die Grabow erreicht und bückte mich über sie. Mein Gesicht spiegelte sich und ich konnte den Grund sehen. Bevor ich zu baden be-

gann, trank ich das klare Wasser der Grabow, wie wir es immer getan hatten, als wir noch alle zusammen waren. Wie schön war es doch, als wir noch alle zusammen badeten. Seitdem sie nicht mehr da sind, macht das Baden keinen Spaß mehr. Ich ließ meinen Gedanken freien Lauf. Noch einmal badete ich in dem klaren Wasser und wusste nicht, das es das letzte Mal gewesen ist. Ich machte mich auf den Heimweg und hinterließ im weißen Sand, die Wassertropfens von der Grabow, die von meinem Badeanzug tropften. Nun wird er doch nicht trocken, bis ich nach Hause komme, dachte ich. Als ich unser Haus entdeckte, sah ich einige Männer vor unserem Haus stehen. Mein erster Gedanke war: Papa ist zurück gekommen. Ich lief schneller, doch als ich näher kam sah ich drei Polen vor dem Haus stehen. Der eine hielt Mama ein Maschinengewehr vor die Brust. Als sie mich sah, sagte sie:

"Erna, wir müssen weg aus Bussin. Du darfst nicht mehr in unser Haus."

"Ich bin doch ganz nass. Ich muss mir doch ein Hemd und Schlüpfen holen und ein Kleid."

"Nein", sagte Mama. "Wenn wir hinein gehen, werden wir erschossen."

Traute und Ursula standen starr am Gartenzaun. Mir war, als wenn mein Herz stehen blieb.

"Gebt mir doch bitte ein Bett mit. Meine Tochter ist doch gerade zehn Jahre. Nur eine Bett!"

Der Pole schüttelte den Kopf und hielt Mama noch immer das Maschinengewehr vor die Brust. Sie wagte sich kaum zu bewegen. Plötzlich kamen um die Ecke zwei Polen von Reinkes. Der eine war der junge Pole, der mit der Mundharmonika spielte. Der andere ging auf den Polen zu und drückte das Maschinengewehr zur Seite. Dann redete er auf den Polen ein und schob ihn zur Seite. Sie redeten lange, doch wir konnten es nicht verstehen. Dann trat er zu Mama und sagte:

"Fritz ist immer gut zu mir gewesen. Die dürfen nicht tun Euch etwas Böses. Er hat mir immer Wurst mitgebracht, Bonbon, hat mir alles gegeben. Kleine Sachen, die mir machten Freude."

Papa hatte ja jeden Sommer Reinkes bei der Ernte geholfen und hatte viel mit den Polen zusammen gearbeitet. Es waren seine Jungens hatte er immer gesagt. Wie gerne hätte er einen gehabt. Wenn Papa zum Ernten zu Reinkes ging nahm er oft eine Wurst und ein paar Schnitten Brot mehr mit. Dieses steckte er den Polen zu.

"Das könnten meine Jungens sein", sagte er oft, wenn er von der Ernte zurück kam.

Hatte Mama nicht des Polen Frau bei uns versteckt, als sie Ihren Mann besuchen wollte ? Dies alles muss der Pole wohl zu den anderen zwei Polen gesagt haben. Plötzlich änderte sich die Situation vor unserem Haus.

"Komm !" sagte der Pole von Reinkes, den wir kannten und Mama durfte mit ihm ins Haus gehen. Hier durfte sie einen Rucksack mit Unterwäsche, Schuhe und Kleider zum wechseln einpacken. Eine Handtasche mit unseren Sparbüchern, Mamas Ausweis und ein Foto von unserer Familie und anderen Papieren, trug sie ständig bei sich. Sie hatte sie auch diesmal am Leib versteckt. Die Türe öffnete sich und der Pole und Mama kamen aus dem Haus. In der einen Hand hielt sie den Rucksack. In der anderen ein Kleid für mich.

"Zieh schnell das Kleid über", sagte sie zu mir.

"Aber ich muss doch erst meinen Badeanzug ausziehen. Der ist doch ganz nass", erwiderte ich.

"Wir haben keine Zeit mehr. Wir werden heute noch mit dem Pferdewagen von Bussin nach Schlawe gefahren. Ich habe Unterwäsche im Rucksack. Vielleicht haben wir unterwegs die Gelegenheit, Dich umzuziehen."

Mit Tränen überströmten Gesichtern liefen wir an der Werkstatt von Herrn Keller vorbei. Die Tür stand offen und es bot sich ein Bild der Verwüstung. Eines Tages, war er spurlos verschwunden. Keiner im Dorf wusste, was mit ihm geschehen war. Mama drehte sich immer und immer wieder um. Mein Blick fiel auf den Turnplatz, wo wir einst so unbeschwert und fröhlich gespielt haben. Noch einen letzten Blick zurück, zu unserem Haus, welches kleiner und kleiner am Horizont verschwand. Noch einen Blick zu Trudes Haus und Oma Möllerkes. Dann verschwanden auch sie am Horizont. Auf der Dorfstraße hatten sich einige Menschen mit ein paar Habseligkeiten versammelt. Alle waren aufgeregt und Tränen rannen über das Gesicht. Ihre Worte kamen nur stockend zu einem Gruß.

"Wir dachten wir kommen zur Ruhe. Doch nun müssen wir schon wieder flüchten", sagte der alte Opa Schwedler.

Jetzt kam ein Pole mit einem Pferdewagen, der vor uns stehen blieb. Wir mussten unser Handgepäck auf den Wagen laden und dann ging es in Richtung Krangen. Mama sah immer wieder zurück, bis auch die letzten Häuser verschwanden. Heimat, werden wir Dich jemals wiedersehen ?

Opa Schwedler sagte:

"Einen alten Baum verpflanzt man nicht. Der geht dann ein. Unsere Wurzeln sind in Bussin. Die müssen wir nun zurück lassen."

Mama zitterte am ganzen Körper. Sie zitterte um so stärker, je weiter wir uns von Bussin entfernten. Wir Kinder ergriffen Ihre Hände und versuchten sie zu beruhigen. Es gelang uns kaum. Je weiter wir uns von Bussin entfernten, je ruhiger wurden wir und brachten kaum noch ein Wort über die Lippen. Alle weinten und gingen lautlos hinter dem Pferdewagen her, der auf der trockenen Straße viel Staub aufwirbelte.

Wir hatten Krangen erreicht. Eine Totenstille. Es bot sich auch hier ein Bild der Verwüstung. Unsere Verwandten haben wir nach dem Krieg nie wieder gesehen. Wo einst fröhliche Menschen aus den Fenstern sahen und einander grüßten, schauten uns die kaputten Fenster, wie tote Augen an. Uns schloss sich eine Gruppe älterer Menschen an. Einen alten Opa musste man ziehen. Er war zu sehr geschwächt, um noch gehen zu können. Heiß schien die Sonne. Das Krangener Schloss spiegelte sich im Dorfsee. Was für ein herrliches Panorama. Wie ein Märchenschloß. Wie glücklich sind wir hier als Kinder gewesen. Was hatte Papa hier für viele Fische geangelt. Alles vorbei, es war einmal. Ja, Papa, wo mag er wohl sein ? Ob er noch lebt ? Oder ist er doch tot ? Das Papa tot ist, daran durfte ich nicht denken. Meine Gedanken gingen wieder zu Oma Möllerke, als sie sagte:

"Euer Papa lebt!"

Mal sehen, ob sie recht hatte und ob uns Papa jemals wieder findet. Wir hatten Krangen verlassen und fuhren mit dem Pferdewagen in Richtung Schlawe. Mir brannten die Fußsohlen und der feuchte Badeanzug war lästig. Meine Schritte wurden langsamer. Dann hielt der Wagen und wir konnten unsere Notdurft verrichten. Mama wollte mir schnell noch trockene Wäsche aus dem Rucksack holen. Der Pole schüttelte den Kopf und fuhr weiter. "Sonst fahren Zug weg."

Also liefen wir wieder dem Pferdewagen hinterher. Meine Schritte wurden langsamer. Ich konnte kaum noch meine Beine vorwärts bewegen. Mama versuchte mich zu tragen. Doch sie war so schwach, das sie mich nach kurzer Zeit wieder runter ließ. Ich weinte. Ich konnte nicht mehr. Traute und Ursula ergriffen meine Hand und zogen mich. "Nur nicht zurück bleiben, sonst verlieren wir uns", sagte Mama.

Auch die älteren Menschen unter uns waren total erschöpft. Ihre Schritte waren schleppend. Ein alter Opa brach hinter dem Wagen zusammen. Er stöhnte und röchelte. Mama

ging zum Straßenrand und befeuchtete ihr Taschentuch in einem kleinen Bach. Die anderen Bewohner unseres Ortes hatten ihm das Hemd aufgeknöpft. Man legte ihm das nasse Taschentuch auf den Kopf und wusch ihm die Brust ab. Dann trug man ihn zum Straßenrand, von der Straße weg. Sein Atem wurde langsamer, bis er aufhörte. Er war gestorben. Man legte ihn in den Straßengraben. Ich glaube es war der alte Opa Schwedler, der seine Hände faltete und ihn mit Zweigen bedeckte. "Schnell, schnell, kommt!" rief der Pole und schlug die Pferde, so das wir fast hinterher rennen mussten.

"Nicht zurück bleiben. Kommt, kommt!" sagte Mama. "Sonst fährt der Zug ohne uns weg. Wer weiß, was dann wird."

Der Pole versuchte die Zeit aufzuholen, die wir bei dem Opa verbracht hatten. Völlig erschöpft erreichten wir den Bahnhof von Schlawe. Hier bot sich ein Bild des Grauens. Überall kauerten alte Menschen. Kinder schrien und liefen auf den Bahnsteigen hin und her. Einige hatten ein kleines Bündel Habseligkeiten. Andere gar nichts. Weinen und Schreie wechselten sich ab. Jeder suchte nach Verwandten und Bekannten. Einige brachen vor Erschöpfung zusammen. Die zwei Polen, die uns nach Schlawe gefahren hatten, brachten uns in einen großen Wartesaal. Hier bekamen wir ein Brot und jede Person bekam einen Salzhering als Reiseproviant. Dann erhielten wir alle noch eine Tasse Tee. Wir waren angenehm überrascht, doch als wir den Raum verließen und unser Gepäck holen wollten, sahen wir noch am Horizont, wie die Polen in die Pferde schlugen und mit unseren Habseligkeiten davon fuhren. Sprachlos standen wir auf dem Bahnhof mit dem Brot und dem Salzhering in der Hand.

"Zum Glück habe ich noch die Tasche mit den Sparbüchern und dem Ausweis am Leib", sagte Mama.

Ein langer Güterzug fuhr in den Bahnhof ein. Es war ein Drängen und Schubsen, bis wir das Innere des Viehwagens erreichten. Eng zusammen gefercht suchten wir uns ein Plätzchen auf dem Fußboden, der nicht einmal mit Stroh ausgelegt war. Es dauerte eine ganze Zeit, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Wir waren so erschöpft und versuchten, auf den Brettern zu schlafen. Wir hatten nicht mal einen Lumpen, um uns diesen unter den Kopf zu legen. Es war so, als fuhren wir mit dem Handwagen über das Bussiner Kopfsteinpflaster. Wir spürten jede Weiche. Mama sagte:

"Wenn der Zug über eine Weiche fährt, hört es sich an, als ob er sagte: Komm zurück ! Komm zurück!"

Doch der Zug fuhr vorwärts. Ein kleines Licht schwankte an der Decke des Waggons. Es herrschte eine Totenstille im Viehwagen bis auf das Jammern der älteren Menschen und die Schreie der Kleinkinder und Säuglinge. Neben uns fieberte ein alter Opa. Wir kannten ihn nicht. Er muss wohl aus einem Nachbarort gewesen sein. Der Opa war ganz alleine. Er phantasierte und sprach vor sich hin. Seine Wangen waren ganz eingefallen. Wir hatten nicht einmal Wasser, um ihm die Stirn zu kühlen. Nach einigen Stunden Fahrt, hielt der Zug und wir konnten aussteigen, um unsere Notdurft zu verrichten.

"Kein Trinkwasser" war an den Bahnhöfen ausgeschildert. Doch wir hielten unsere Hände unter die Wasserleitung und füllten unsere Mägen. Ein Mann hatte sein Hemd zerrissen. Er befeuchtete es mit Wasser und ging zurück in das Abteil, um dem Erkrankten die Stirn zu kühlen. Doch er reagierte nicht mehr. Der alte Mann starb. Während der Fahrt öffneten zwei Männer die Waggontüre und zwei andere warfen ihn ins Grüne. Dieses mussten sie wohl tun, damit wir uns nicht von dem Leichengift ansteckten. Er war nicht der Einzige, der so beerdigt wurde. Viele ältere Menschen und auch ein paar Kinder überlebten nicht. Vier Wochen verbrachten wir, wie die Tiere im Viehwagen, ohne uns zu waschen.

Überall, wohin der Zug auch fuhr, waren die Bahnhöfe von Flüchtlingen überlastet. So fuhren wir querdurch Deutschland. Immer wieder mussten wir einsteigen und weiterfahren. Keiner nahm uns auf. Auch Mama hatte keine Kraft mehr. Ihr Husten wurde schlimmer. Traute fieberte, denn die Brandblasen am Kopf hatten sich entzündet, weil Schmutz in die Wunde eingedrungen war. Wenn der Zug hielt und wir einen Bahnhof erreichten und etwas Wasser erhäschen konnten, feuchtete Mama Taschentücher an, um sie Traute auf die Stirn zu legen. Sie machte auch Wadenwickel, so gut es ging mit den Taschentüchern, um das Fieber von Traute herunter zu drücken. Das Schlimmste im Viehwagen war das Ungeziefer. Flöhe und Läuse, die uns Tag und Nacht piesackten. Wir hatten nicht einmal einen Kamm. Die Läuse fühlten sich pudelwohl. Wir versuchten die Nisse mit den Fingernägeln zu zerquetschen. Wenn wir zur Ruhe kommen wollten, liefen die Läuse kreuz und quer über unseren Kopf. Mit den Fingernägeln versuchten wir zu kratzen und die Läuse, die sich unter den Nägeln sammelten, wurden zerknackt. Aber sie vermehrten sich unheimlich schnell, dass wir nur noch kratzten, drückten und zerquetschten. Unser Brot war schon lange verbraucht. Oft konnten wir vor Hunger nicht einschlafen. Eine Frau hatte noch ein Glas Butterschmalz, welches sie mit uns teilte. Da wir kein Messer hatten, gingen wir mit den Fingern ins Glas und holten das Butterschmalz heraus. Es schmeckte ranzig. Wenn der Zug in freier Natur hielt, zupften wir uns Gras und Sauerampfer und aßen den Samen der Gräser. Manchmal hatten wir auch Glück und konnten uns ein paar Stachelbeeren oder Johannisbeeren durch einen Gartenzaun ziehen. Wenn der Zug das Signal gab, mussten wir wieder einsteigen. Viele waren von Durchfall befallen. Das nicht genießbare Wasser war sicherlich die Ursache. Einige erkrankten an Typhus. Auch sie starben. Nach vierwöchiger Irrfahrt durch ganz Deutschland fuhren wir Richtung Suhl, in den Thüringer Wald. Wir sahen durch die geöffnete Waggontüre. So hohe, schöne Berge gab es bei uns zu Hause nicht. Dann sahen wir eine alte Frau, die mit einem Tragekorb auf dem Rücken das Heu vom Berg holte.

"Nein ! Hier bleiben wir nicht. Wenn Papa zurück kommt und sich die Lage beruhigt hat, fahren wir wieder nach Hause."

Ob Mama die Berge nicht mochte ?

Immer wieder sagte sie: "Wenn der Zug doch nur rückwärts fahren würde."

Sie sah aus wie ein Knochengerüst und hustete ständig.

Dann war es soweit. Nach einer vierwöchigen Irrfahrt hielt der Zug am Meininger Hauptbahnhof. Hier trafen wir Opa aus Erlau mit seiner Familie. Er war auch im Zug gewesen, aber auf Grund der vielen Menschen haben wir ihn erst hier entdeckt. Opa hatte kaum noch Kraft zu laufen. An den Händen hatte er seine Zwillinge die damals gerade acht Jahre alt waren und Opa stützten.

Plötzlich erhob er die Hand und sagte:

"Das hat Hitler, dieser Lump, getan. Der hat uns alle ins Elend gestürzt."

Vom Bahnhof aus kamen wir alle in einen großen Saal. Hier kauerten wir uns zusammen auf den Fußboden. Dann konnten wir uns nach vier Wochen das erste Mal waschen. An den Bahnhöfen war es nur eine Katzenwäsche. Unsere Haare waren total verfilzt und verlaust. Dann kam die große Entlausung. Einigen wurden die Haare abgeschnitten. Ich hatte Glück, meine Haare blieben dran. Danach wurden wir in einen anderen Raum gebracht, der mit Doppelstockbetten ausgestattet war.

Opa lebte nicht mehr lange. Am zweiten Tag nach unserer Ankunft verstarb er. Er wurde in ein Tuch gewickelt, man brachte ihn zum Friedhof und beerdigte ihn. Tante Anne, seine Frau, und Mama gingen mit. Ursula und ich kauerten im Bett. Im anderen Saal lag Traute und jammerte. Sie fieberte. Als Mama von der Beerdigung zurück kam, setzte sie sich neben Traute. Traute phantasierte. Sie bekam hohes Fieber.

"Hoffentlich bekommen wir Traute durch. Hoffentlich stirbt sie nicht."

Dann bekamen wir jeder eine Scheibe Brot und ein Stück Wurst. Wir verschlangen es im Nu. Mama schüttelte Traute immer wieder und sagte: "Du mußt etwas essen !"

Sie riss immer wieder die Augen auf, schloss sie wieder und jammerte unaufhörlich. Sie muss wahnsinnige Schmerzen gehabt haben. Mama gab Ursel und mir noch ihre Schnitte und sagte, das sie keinen Hunger hätte. Dann brachte man Traute nach unten in einen Saal. Wir liefen hinterher. Ein gut aussehender russischer Stabsarzt sagte in gebrochenem Deutsch: "Wer hat das getan ?"

Ob Traute das verstanden hatte ? Traute weinte. Er streichelte ihr über das Gesicht und sagte: "Nicht weinen, keine Angst", und verschwand mit ihr in einem Nebenzimmer.

Mama, Ursula und ich begannen zu weinen.

"Lieber Gott, hilf uns, damit Traute nicht stirbt. Erhöre mein Flehen !"

Mir war die Kehle wie zugeschnürt. Ich brachte keinen Ton heraus. Dann hörten wir Traute schreien und jammern. Der russische Stabsarzt hatte sie bei vollem Bewußtsein am Kopf geschnitten, damit der Schmutz und der Eiter heraus kam. Zuvor hatte man ihr schönes schwarzes Haar abgeschnitten und den Kopf geschoren. Eine Narkose konnte sie nicht bekommen. Die hatte wohl der Krieg verbraucht. Mama ging betend den Gang entlang, rang die Hände und sah immer wieder nach oben.

"Hilf uns, Lieber Gott, hilf uns !"

Dann ging die Türe auf und man brachte Traute zurück. Sie hatte den ganzen Kopf verbunden. Blut drang durch den Verband. Man brachte sie hoch und legte sie aufs Bett. Sie phantasierte noch einige Tage, richtete sich oft 'hoch und schrie vor Schmerzen. Aber wir konnten ihr nicht helfen. Mama wachte Tag und Nacht an ihrem Bett. Sie war selbst so ausgemergelt und hätte Hilfe gebraucht. Nach einigen Tagen löste man den Verband. Es muss sehr schmerzhaft gewesen sein, denn Traute kam mit verweinten Augen zurück. Der russische Stabsarzt hatte ihr das Leben gerettet. Ihr Gesicht war leichenblass. Wenn sie schlief phantasierte sie, sie sprang hoch und schmiss sich nieder. Mama versuchte immer, die Stirn zu kühlen, hielt ihre Hände fest und betete die ganze Zeit. Ursula und ich saßen nebenan und weinten. Wir hielten unsere Hände und unsere Blicke gingen nicht von dem Bett, wo Mama sich über Traute beugte.

"Drei Tage steht's, drei Tage geht's", sagte Mama.

Sie meinte das Fieber. Sie hatte recht. Nach drei Tagen wich das Fieber und Traute öffnete die Augen.

"Ich danke Dir, Lieber Gott. Du hast unser Flehen erhört."

Vor Freude weinten wir alle. Wir sahen uns alle an und brachten keinen Ton hervor.

"Ich soll nach einigen Tagen den Verband entfernen und nachschauen", sagte Mama.

Der Stabsarzt hatte das Heim verlassen. Mama versuchte die Binde zu lösen. An einigen Stellen war die Binde verklebt. Mit einem kleinen Ruck zog sie Mama aus der Wunde. Es musste schmerzen. Wir merkten es an Trautes Gesicht. Als Mama die Binde gelöst hatte, waren wir erschrocken. Wie sah Traute, das hübsche Mädchen von einst aus ! Ganz kurz geschorenes Haar.

War das Traute? Dann verlangte sie einen Spiegel. Aber wir hatten keinen. Selbst, wenn wir einen gehabt hätten, ich glaube, Mama hätte ihn ihr nicht gegeben.

"Dein Haar wächst schon wieder", sagte Mama. "Du bekommst ganz schönes dickes Haar, wenn es kurz geschnitten wird. Die Hauptsache ist: Du lebst!" Ein Lächeln kam über Trautes Lippen.

Als Traute transportfähig war, verließen wir das Lager in Meiningen. Wir fuhren mit dem Zug in Richtung Gotha. Als wir dort ankamen, war auch hier der Bahnhof überfüllt. Wir kauerten uns alle zusammen, wie die Kücken bei einer Glucke. Es fröstelte uns.

Mama legte ihre Jacke noch um Traute. Wir verbrachten die ganze Nacht auf dem Bahnhof in Gotha. Am nächsten Tag wurden wir mit einem Pferdewagen abgeholt. Wir waren zirka drei oder vier Familien. Tante Anna mit den Zwillingen kam in den Nachbarort. Wir kamen in einen kleinen Ort bei Gotha, namens Schwabhausen. Als wir den Ort erreichten, hielt der Wagen auf einem Vorplatz, vor der Dorfschenke Schwabhausen. Wir stiegen aus. Mit den Worten:

"Schon wieder ein Trupp Zigeuner", im Thüringer Dialekt, wurden wir von einer Frau begrüßt. Es hatten sich auch einige Russen zu uns gesellt. Mama war so erschöpft, sie ging auf einen Russen zu und sagte:

"Bitte Kamerad, uns erschießen, bitte, uns...", sie zeigte auf uns Kinder. "Bitte, uns alle erschießen!"

Ich glaube, wir hätten uns nicht einmal gewehrt, wenn er dieses getan hätte. Wir konnten nicht mehr. Schlimmer konnte der Tod auch nicht sein. Aber der Russe schüttelte den Kopf. Es gab aber auch andere Bewohner im Dorf. Aus der Schenke kam eine Frau heraus und lud uns ein. Wir folgten ihr und betraten die Gaststätte. Sie selbst war Umsiedlerin und schon zwei Jahre früher in den Ort gekommen. Hier bekamen wir alle eine warme Suppe. Es war im Juli wie Weihnachten. Diesen Tag werde ich nie vergessen.

Nach dem Essen versammelten wir uns wieder vor der Schenke. Dann wurden wir aufgeteilt. Wir kamen zu einer Frau mit vier Kindern. Hier bezogen wir ein kleines Zimmer. Ich schlief mit Mama und Traute mit Ursula in einem Bett. Wir waren glücklich, endlich wieder ein Dach über dem Kopf zu haben.

"Wir haben die eine Flucht überstanden. Mit Müh' und Not auch die andere. Und nun werden wir noch mit der Sense von unseren eigenen Leuten erschlagen."

Ganz traurig erreichten wir unser Haus, mit leerem Beutel. Abends erzählten wir Traute und Ursula von den Geschehnissen. Nach ein paar Tagen, die wir im Ort verbracht hatten, ging Mama mit mir zur Schule, um mich anzumelden. Am nächsten Tag war es dann soweit. Ich bekam einen kleinen gebrauchten Ranzen und war stolz darauf. Da wir von 1945 bis 1947 keine Schule hatten, gab es für mich nun einiges aufzuholen. Die Schulklasse, fremde Kinder, eine neue Umgebung für mich. Ich saß ganz still auf meiner Bank und wartete, was geschah. Nach einigen Tagen hatte ich mich eingelebt und wurde von den Schülern akzeptiert. Ich musste fleißig lernen, um wenigstens in dem einen Jahr, ein Schuljahr aufzuholen, das mir fehlte. Ob ich das zweite auch noch schaffen werde? Mama machte mir Mut:

„Versuche erst das eine zu schaffen und vielleicht schaffst Du dann auch noch das andere.“

Abends lernten wir gemeinsam. Tagsüber halfen wir mit auf dem Feld.

Mamas Zustand wurde von Tag zu Tag schlechter, der Husten unaufhörlicher. Sie spuckte öfters Blut. Wir suchten einen Arzt auf. Da sie das Essen kaum bei sich behielt, vermutete man, dass sie Typus hatte, denn sie nahm täglich an Gewicht ab. Sie kam ins Krankenhaus. Als wir sie dort besuchen durften, sagte sie, das es kein Typus sei. Es war wohl die Umstellung nun wieder regelmäßig Mahlzeiten einzunehmen. Der Magen musste sich wohl erst daran gewöhnen. Ich war alleine bei der Frau mit den vier Kindern. Traute und Ursel besuchten mich so oft es ging, wenn sie Freizeit hatten. Abends dachte ich sehr oft an Mama. Abend für Abend presste ich mein Gesicht in das Kopfkissen und weinte, bis ich einschlief. Ich wurde sehr krank und bekam eine Lungenentzündung, von der ich mich nur langsam erholte. Wenn mich meine Geschwister besuchten, erkannte ich sie nicht. Ich hatte die Lungenentzündung gerade überstanden und war noch nicht richtig zu Kräften gekommen, da begann es unter meinen Fingernagel zu eitern. Es war ein Schmerz, den ich gar nicht beschreiben kann. Hatten wir uns zu Hause einen Splitter

unter den Nagel gerissen, gingen wir meist zu Oma Möllerke, die ihn uns raus zog, da Mama arbeitete.

"Fingerschmerzen gehen zu Herzen", sagte sie und damit hatte sie recht.

Ich habe es am eigenen Leib erfahren. Die Schmerzen wurden unerträglich und die Frau, bei der ich wohnte, holte den Arzt aus dem Nachbarort. Er sah den Finger an und sagte zu mir: "Das ist Vitaminmangel."

Er öffnete seinen Koffer, hotte eine Pinzette heraus und riss mit einem Ruck den Fingernagel ab. Ich schrie vor Schmerzen. Nachts wusste ich nicht, wohin mit der Hand. Unter der Bettdecke klopfte der Finger. Hielt ich die Hand hoch verspürte ich den Schmerz ebenso. Nach einigen Tagen bildete sich eine neue Haut, wo der Fingernagel entfernt wurde. Doch dann begann der Nächste zu eitern. Alle zehn Fingernägel wurden nacheinander entfernt, ohne Betäubung. Das war die schlimmste Krankheit in meiner Kindheit.

Dann kam Mama von dem einen Krankenhaus von Waltershausen nach Friedrichroda. Hier war eine Lungenheilstätte, wo sie untergebracht wurde. Man hatte sie gründlich untersucht und festgestellt, dass sie Lungen- TBC hatte. Der eine Lungenflügel war total kaputt und in dem anderen hatte sie ein großes Loch, so erklärte sie es uns. An den Sonntagen besuchten wir sie. Wir liefen von Schwabhausen nach Gotha. Es waren sechs Kilometer. Dann fuhren wir mit der Waldbahn nach Friedrichroda. Sie stand schon auf dem Balkon und wartete auf uns. Wir setzten uns in den Aufenthaltsraum und da ging auch schon die Türe auf. Sie hatte einen gestreiften Schlafanzug an. Ihre schwarzen Augen lagen tief in den Augenhöhlen. Schleppend trat sie zu uns und setzte sich.

Sie hatte ein Marmeladenglas in der Hand. Hier hatte sie in der Woche von ihrer Ration Butter für uns gesammelt und auch Harzer Käse. Bei der Wärme war alles zusammen gelaufen.

"Nehmt es mit für Euch."

"Mama, Du musst selber essen, damit Du wieder zu Kräften kommst."

"Es wird schon wieder werden", erwiderte sie. "Die Ärzte haben über das Rote Kreuz versucht, Papa zu erreichen. Ich habe Ihnen die letzte Adresse gegeben, von den Briefen, die uns Papa schrieb. Vielleicht klappt es und Papa kommt bald wieder. Dann geht es wieder aufwärts. Wir versuchen wieder nach Bussin zu kommen. Dann halten wir uns wieder Ziegen und Hühner und alles wird wieder so werden, wie es einmal war. Ja, vielleicht kommen dann alle Bussiner wieder. Wo mögen sie nur alle sein ?"

Es vergingen die Tage, Wochen und Monate. Wenn ich aus der Schule kam, musste ich oft Gänse hüten, was ich schon zu Hause nicht gerne tat. Aber es musste sein. Ich nahm mir einen Stock und trieb die Gänse an einen Feldrand, wo sie grasen sollten. Sie parierten meistens, wenn ich den Stock hob. Aber einmal rannte eine Gans auf das Feld und die anderen hinterher. An einem Eckchen des Feldes hatte eine Familie einige Beete mit Salat und Kohl bepflanzt. Ich konnte die Gänse nicht mehr bändigen. Trieb ich die einen weg, liefen die anderen wieder zu den Beeten. Von weitem sah ich die Frau, der die Beete gehörten, kommen und hörte sie schimpfen.

"Kannst Du nicht aufpassen !"

Sie hob die Hand, aber schlug mich nicht, da ich gleich zu weinen begann. Ich versuchte ihr klar zu machen, dass die Gänse nicht auf mich hörten, trotz meines Stockes. Sie schimpfte weiter und sagte, dass sie sich bei meiner Mutter beschweren wollte. Sie sollte den Schaden ersetzen. Ich erwiderte, dass wir kein Geld haben "... und Mama liegt im Krankenhaus und ist sehr krank. Bitte tun Sie das nicht. Sonst regt sich Mama wieder auf. Sie muss doch gesund werden !"

"Du musst einen Denkkzettel kriegen !"

Ich erwiderte: "Warum hat dein Mann keinen Zaun um die Beete gemacht. Bei uns zu Hause ist das so."

Daraufhin wurde sie nur noch wütender und lauter.

Ich hatte so eine Wut und entschloss mich, mich zu rächen. Die Frau hatte einen Sohn, der etwas jünger war, als ich. Ich muss mich durchsetzen, da ich jetzt alleine bin. Alles lasse ich mir nicht mehr gefallen. Ich habe die Gänse ja nicht absichtlich ins Feld gejagt. Eines Tages war es dann soweit. Der Junge kam zu uns zum Spielen. Der Plan stand fest. Heute ist er dran. Mit dem einen Mädchen der Familie, bei der ich jetzt wohnte, sie hatte ich vorher eingeweiht, gingen wir in den Garten und pflückten Stachelbeeren, die schön reif und süß waren. Wir holten die Kerne raus und füllten Hühnermist hinein. Er musste einige davon essen. Dabei verzog er das Gesicht. Obwohl er nicht wusste, was in den Stachelbeeren war, muss es ihm wohl nicht geschmeckt haben. Wir sagten immer wieder:

"Essen !"

Es blieb ihm nichts anderes übrig. Es waren wohl fünf bis sechs Stück, die er aß.

"Sage ja kein Wort zu Deiner Mutter! Sonst prügeln wir Dich grün und blau und Du musst jedes Mal, wenn wir Dich treffen, diese Stachelbeeren essen."

Der Junge hatte dicht gehalten. Ich war erleichtert. Von diesem Tag an war ich nicht mehr das ruhige, kleine Mädchen. Der Stärkere siegt. So ist es auch bei den Tieren.

Nach einem halben Jahr durfte ich eine Klasse überspringen. Ich schaffte auch hier den Anschluss. Ich schrieb zwar nicht alles Einsen, hatte auch hin und wieder eine Drei und eine Zwei, aber ich war stolz auf mein Erreichtes. Meine liebsten Fächer waren Mathematik, Deutsch, Literatur und natürlich stand über alles Handarbeit. Ich strickte leidenschaftlich gern. In der Schule wurden unsere Hefte, die Zeugnisse und natürlich auch die Handarbeiten ausgestellt, die die Schüler anfertigten. Ich ging sehr gerne zur Schule. Schwierigkeiten hatte ich nur mir meinen langen Zöpfen, beim Waschen. Ich wusste gar nicht, wo ich die langen Haare unterbringen sollte. Dann ging ich zu Traute und sagte:

"Helf mir doch beim Haarewaschen. Ich komme gar nicht zurecht."

Traute musste hart arbeiten. Oft tat sie uns so leid. Wenn die anderen Mädchen am Sonntag spazieren gingen, war sie im Stall, die Kühe zu füttern oder zu melken oder bei der Ernte. Sie erhielt damals zwanzig Mark im Monat. Wenn wir für Mama Milch und Eier mitnahmen, gab es nichts. Die Leute im Dorf wunderten sich darüber, das Traute einen Turban trägt. Sie konnten das nicht begreifen.

"Bei der Hitze trägt das Mädchen im Sommer eine Kopfbedeckung.", so hörte man sie reden, wenn die Frauen des Ortes zusammen standen. Trautes Haare wuchsen Zentimeter für Zentimeter, aber ohne Kopfbedeckung ging sie nicht. Wir freuten uns auf jedes Wochenende, wenn es hieß: Nun besuchen wir Mama wieder! Wir gingen den schönen Tannenwald entlang und von weitem sahen wir sie wieder winken. Sie stand auf dem Balkon und wenn wir uns näherten, kam sie runter in den Aufenthaltsraum. So wiederholten sich die Wochen. An einen Tag erinnere ich mich noch ganz genau. Ich saß ihr gegenüber. Mama sagte die Ärzte hätten Nachricht von Papa erhalten und würden alles daran setzen, dass er bald kommen würde. Wir freuten uns. Aber Mama gefiel mir gar nicht. Als sie mich ansah, stierte sie mich an, als wollte sie mich mit ihren schwarzen Augen durchbohren. Ich senkte meinen Blick. Ich war ganz erschrocken. Musst sie doch noch einmal angucken, dachte ich. Doch sie hatte Ihr Gesicht gar nicht von meinem gewandt. Warum stiert sie mich so an ? Ich fürchtete mich richtig und sah durch das Fenster. Jedesmal hatte sie für uns ein Marmeladenglas mit Essen gesammelt. Sie selber wurde immer dünner. Auf dem Heimweg sagte ich zu Traute:

"Weißt Du. Ich gehe nicht mehr mit. Ich fürchte mich vor Mama."

"Dann bleibst Du das nächste Mal eben zu Hause. Mama ist schlimm, schlimm krank. Das meint sie nicht so."

Wortlos gingen wir weiter zur Waldbahn und fuhren zurück. Den Blick, diese Augen habe ich mein Leben lang nicht vergessen. Es war Frühjahr 1947. Ursula wurde konfirmiert Sie erhielt ein getragenes Kleid und war trotzdem sehr stolz darauf. Mama konnte leider nicht kommen. Sie war zu schwach, um an der Feier teilzunehmen. Der Pfarrer hielt noch eine so traurige Ansprache, dass Traute und ich weinen mussten. Auch Ursel rannen Tränen über das Gesicht. Wir waren froh, als die Kirche zu Ende war und gingen nach Hause. Die Frau hatte einige Verwandte eingeladen und so hatten wir doch eine kleine Konfirmationsfeier. Traute besuchte nun mit Ursel alleine Mama. Sonntag für Sonntag. Sie sagten mir aber nicht, das sich der Zustand weiter verschlechterte. Es war Anfang Juli 1947. Die Sonne schien heiß vom Himmel und ich saß auf der Bank vor dem Haus. Es war vormittags, als ein Mann direkt auf das Haus zukam. Er hatte einen Seesack auf der Schulter, einen braunen Anzug an und als er sich näherte, erkannte ich ihn. Das muss Papa sein !

Er war es auch. Zögernd gab ich ihm die Hand. Irgendwie war er mir fremd. Als wir zu Hause in Bussin waren, als Kinder, was hatte er für einen Spaß mit uns gemacht. Er warf mich immer hoch, und fing mich wieder auf. Oft saß ich auf seinem Schoß. Doch dazu war ich wohl etwas zu alt. Denn ich war inzwischen elf Jahre.

"Papa, ich renne gleich ins Dorf und werde Traute Bescheid sagen."

Ich rannte, so schnell ich konnte. Meine Igelitschuhe waren naß. Ich hatte mir Blasen gerieben. Doch dann erreichte ich Trautes Haus. Traute war gerade dabei, die Milch aus dem Stall zu bringen.

"Traute, Traute komm schnell, Papa ist da !"

Die Frau, bei der Traute arbeitete sagte: "Geh nur, geh' nur Mädchen. Geh' mit Deiner Schwester. Geh' zu Deinem Vater."

Wir rannten. Mir brannten die Fersen. Ich hatte die Blasen aufgerieben, aber trotzdem war ich stolz auf meine Igelitschuhe. Es war eine Art Gummi. Wir hatten unser Haus erreicht. Papa war damit beschäftigt, den Seesack auszupacken. Er brachte Schokolade mit, Corned Beef, Kaffee, Tee, Zigaretten. An diese Dinge kann ich mich noch erinnern. Er gab einige Sachen auch der Frau, die für uns sorgte. Dann gab er mir ein kleines Päckchen. Ich packte es aus. Meine Freude war riesengroß. Er schenkte mir einen beige-farbenen Pullover. Vorne war eine gelbe Spitze eingearbeitet. Der Pullover war aus Angorawolle und sehr weich. So einen schönen Pullover habe ich noch nie gehabt. Den werde ich nur sonntags anziehen.

„Papa, Mama geht es nicht gut“, sagte Traute." Das Beste ist, wir gehen heute noch hin. Sie hat immer nach Dir gefragt. Wir werden sie überraschen."

Sie machten sich auf den Weg, liefen nach Gotha und fuhren wie immer mit der Waldbahn nach Friedrichroda. Als sie in der Nacht wiederkamen, machte mich Traute munter.

"Erna ! Erna !" rief sie. 'Wach' auf! Mama wird wieder gesund. Sie hat eine ganze Schnitte gegessen mit Corned Beef und die Schwestern haben ihr am späten Abend noch Bohnenkaffee gekocht. Den hat sie getrunken. Sie saß im Bett und glühte, wie eine Rose. Ich soll dich vielmals grüßen."

Ursula, die bei mir gewartet hatte, und ich tobten vor Freude.

"Nun muss Mama gesund werden ! Sie wird sicher wieder gesund. Papa, sie hat so auf Dich gewartet."

Dann schliefen wir ein. Da Papa von der weiten Überfahrt Bartstoppeln im Gesicht hatte, ging ich mit Ihm am nächsten Tag in den Nachbarort zum Friseur. Er erzählte mir von England, das er es gut gehabt hatte als Gefangener. Er war in der Küche beschäftigt und

hatte auch immer zu essen. Doch einmal wollten sie sich ein ganz besonderes Essen machen. Sie hatten alle Appetit auf Gänsebraten. Da sie aber keine Gans bekamen, gingen sie auf einen See und fingen einen Schwan ein. Den schlachteten sie und bereiteten ihn zu wie Gänsebraten.

"Aber essen konnten wir ihn nicht. Er war so zäh. Wir haben ihn so lange gekocht und gebraten, aber er wurde nicht weich."

Wir hatten den Friseur erreicht. Er rasierte meinem Vater den Bart ab und schnitt ihm die Haare. Nun gefiel er mir schon besser. Als wir fertig waren und vor die Tür traten stand plötzlich Traute davor. Sie war ganz schwarz angezogen und hatte ein ganz verweintes Gesicht.

"Mama ist tot."

Mir fuhr es wie ein Stich durch das Herz. Das gibt es doch gar nicht. Sie hatte doch in der Nacht noch gegessen und getrunken. Papa starrte mich an. Ich habe ihn das erste Mal im Leben richtig weinen gesehen. Schweigend gingen wir die Straße entlang. Wir alle kämpften mit den Tränen. Totenstille umgab uns. Es war ein heißer Sommertag. Die vorbei fahrenden Autos schleuderten uns den Staub entgegen,. Papa ergriff meine Hand. Er sagte immer noch kein Wort, bis Traute das Schweigen brach.

"Was soll nun werden ?"

Papa schwieg. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf Nur stockend kamen die Worte:

"Ich weiß nicht."

"Man will Mama heute noch überführen. Wir brauchen einen Sarg", sagte Traute.

"Wovon sollen wir ihn den bezahlen ?" erwiderte Papa. "Wir werden zum Tischler gehen und mit ihm sprechen. Vielleicht kann ich mit der Ware bezahlen, die ich aus der Gefangenschaft mitgebracht habe. Bohnenkaffee, Zigaretten, Tabak, Kakao und Dosen mit Fleisch."

"Gib auch die Schokolade hin, die Du uns mitgebracht hast. Ich habe keinen Appetit. Hauptsache Mama bekommt einen schönen Sarg."

Papa schwieg. Er sah zum Himmel und sagte: "Ich glaube es regnet noch. Es ist so schwül."

Wir liefen etwas schneller, um nach Hause zu kommen. Dann tröpfelte es auch schon. Es wurde dunkler.

"Es kann noch Gewitter geben", sagte Papa und zog mich an der Hand, damit wir schneller vorwärts kamen. Dann begann es zu donnern. Es regnete. Wir sahen zum Himmel. Da sagte ich: "Der Liebe Gott weint. Er weint, weil Mama gestorben ist."

Wir hatten das Haus erreicht und waren durchnässt. Wir gingen in unser kleines Zimmer und entfernten die nassen Sachen. Traute sagte:

"Papa, wir müssen noch zum Tischler gehen."

"Du musst mir zeigen, wo er wohnt."

Dann gingen sie. Da kam Ursula zur Türe herein. Wir setzten uns aufs Bett und weinten bitterlich. Als nach einiger Zeit Papa und Traute wieder zurück kamen, sagte er:

"Es geht alles in Ordnung. Ich habe dem Tischler Ware geliefert und wenn ich arbeiten gehe, zahle ich ihm den Rest."

Der Seesack war leer.

"Wo ist den mein schöner Pullover ?"

"Den wollte das Mädchen des Tischlers."

Ich weinte. Wie gerne hätte ich ihn getragen. Aber für Mama opferte ich ihn gerne.

Am nächsten Tag gingen wir zur Gärtnerei und besorgten Blumen und Kränze. Wir wollten den Grabschmuck zur Leichenhalle bringen und uns Mama noch einmal ansehen.

"Wir lassen Erna lieber da", sagte Papa.

"Nein !", erwiderte ich. "Ich gehe mit. Ich habe im Krieg so viele Tote gesehen. Ich fürchte mich nicht."

So gingen wir gemeinsam zum Friedhof. Der Totengräber wartete schon auf uns.

"Ihr könnt Eure Mutter nicht sehen. Ich bitte Euch, tut es nicht! Ihr werdet nur erschrecken. Das Gewitter gestern und sie ist ja so abgemagert, nur Haut und Knochen. Sie ist ganz blau. Der Sarg ist auch fest verschlossen. Es ist besser so."

Gerne hätten wir Mama nochmal gesehen. Aber es war wohl besser so. Wir wollten sie so in Erinnerung behalten, wie wir sie von früher kannten. Sie wog noch einundvierzig Kilo vor ihrem Tod.

Am nächsten Tag sollte die Beerdigung sein. Es war der 8. Juli. Ein heißer Sommertag. Die Frau, bei der wir wohnten, ihre Kinder und wir begannen den Weg zum Friedhof. Keiner sprach ein Wort. Als wir die Pforte des Friedhofes erreichten, war der Friedhof schwarz von Menschen. Ich sah meine Lehrerin an der Kirche stehen, daneben ihren Mann. Dann entdeckte ich auch meine Handarbeitslehrerin, die ich am liebsten mochte.

Wir standen vor einem tiefen Loch. Dieses war ausgeschmückt mit Blumen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, das Mama hier einmal liegen wird. Hoffentlich bekommt sie noch Luft zum atmen. Mit einmal wacht sie wieder auf. Ja, bitte wache noch einmal auf, damit wir Dir noch einmal danken können, was Du alles im Leben für uns getan hast. Bitte, bitte öffne nur noch einmal die Augen. Alle diese Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ja, die Seele soll ja auferstehen, sagte der Pfarrer in der Christenlehre. Wie kommt sie da nur raus ?

Dann kamen vier Männer des Ortes und trugen den Sarg von Mama. Sie ließen den Sarg in das Erdreich. Ich wollte versuchen zu weinen. Ich konnte plötzlich nicht mehr. Es war, als wäre ich verschnürt. Mein Mund war ausgetrocknet und mein Herz war wie ein Klumpen. Die Leute starrten mich an.

"Nun wein doch ! Wein' doch !"

Aber es ging nicht. Ich konnte nicht. Vielleicht hatte ich keine Tränen mehr, weil ich schon so viel geweint habe. So wird es wohl gewesen sein.

Der Pfarrer sprach. "... unter fremder Erde", verstand ich noch.

Dann gingen wir abwechselnd zum Grab. Zuerst Papa. Er nahm eine kleine Schaufel, nahm Erde vom Erdreich und kippte drei Schaufeln auf den Sarg. Dann warf er Blumen hinterher. Sein Gesicht war ganz verweint. Dann gingen Traute und Ursula und zum Schluss lief ich. Jeder schüttete drei Schaufeln Erde aufs Grab und ein Sträußchen Blumen warfen wir hinterher.

"Leb! wohl, Mama."

Dann kamen die Leute des Ortes und sprachen uns ihr Beileid aus. Meine Lehrerin drückte mir besonders fest die Hand. Dann kam meine Handarbeitslehrerin. Sie sagte:

"Du wirst es schon schaffen. Du hast Goldene Hände."

Goldene Hände, dachte ich, was meint sie bloß damit. Dann gingen wir in die Kirche.

Der Pfarrer predigte von der Kanzel. Doch die Worte zogen an mir vorüber. Ich musste immer an Mama denken, die in dieser Erde lag. Plötzlich sah ich auf. Der Pfarrer hatte gesagt: "Wen Gott liebt, den holt er früh zu sich."

Diese Worte hatte ich schon von Oma Möllerke gehört. Das gab mir etwas Trost. Aber sollte er sie lieber gehabt haben, als wie ich ? Das gibt es doch gar nicht. Habe ich irgend etwas falsch gemacht ? Ich musste plötzlich an zu Hause denken, als Mama einmal zu mir sagte: "Was willst Du nur machen, wenn ich sterbe ?"

Ich antwortete darauf: "Dann gehe ich eben mit in das Grab."

Nun war es soweit. Aber ich tat es nicht. Ich musste immer wieder an die Worte des Pfarrers denken.

"Wen Gott liebt, den holt er früh zu sich."

Es tröstete mich doch etwas. Als die Kirche beendet war, traten wir den Heimweg an. Ich konnte immer noch nicht weinen. Lautlos liefen wir nebeneinander her. Wir setzten uns zum Trauermahl zusammen. Ich hatte keinen Hunger, meine Kehle war immer noch zugeschnürt. Ich lief raus zu dem Kirchberg, wo wir oft gespielt haben. Hier stand eine Linde, die mich an zu Hause erinnerte. Wenn ich Probleme hatte, lief ich oft hierher. Auch diesmal ergriff ich Ihre Zweige. Die Linde blühte und verbreitete einen süßlichen Duft. Ich krallte meine Finger in ihre Zweige. Erst jetzt konnte ich weinen.

Unaufhaltsam liefen mir die Tränen über das Gesicht. Mein Kleid war ganz nass. Ich sah zum Himmel und sagte: "Warum Lieber Gott, warum ? Warum gerade Mama ? Sie ist doch erst fünfundvierzig Jahre und ich gerade elf. Jetzt, wo Papa da ist, sollte doch alles so schön werden."

Aber es kam alles anders. Gott wollte es so. Da fielen mir Mamas Worte wieder ein, die sie einmal zu uns Kindern sagte: "Ein Teil der Menschen wird auf der Sonnenseite geboren, die anderen auf dem Teil mit Schatten.

Das Glück wird einem schon in die Wiege gelegt."

Bei Mama muss wohl gerade die Sonne untergegangen sein. Aber wir Kinder waren auf der Sonnenseite, weil wir so eine Mutter hatten.

Ich wischte mir die Tränen ab, dann begab ich mich auf den Heimweg. Unterwegs sahen mich die Nachbarn traurig an. Bloß kein Mitleid, dachte ich mir, das kannst du am wenigsten gebrauchen.

Ab jetzt bin ich erwachsen. Was sagte meine Handarbeitslehrerin zu mir.

"Du schaffst es ! Du hast Goldene Hände."

Ich werde es schaffen und etwas aus meinem Leben machen.

Hans – Burghard Schmid¹⁰¹

Das sentimentale Schlawe

Schlawe ist die Hauptstadt meines Lebens. Eine ferne Silhouette, ein geistiges Fragment, ein Bausatz aus Erinnerung und Vision. Überschaubar, von ausgewogener Architektur und Mentalität, ein Name, in dem Zeit- und Familiengeschichte verschmelzen.

Ein Leben lang berichtet meine Mutter von ihrer 'besonnenen Vergangenheit', von jähem Bruch und Verlust, von behütetem Heranwachsen, vom täglichen Leben und endlichem Leiden ihrer Heimatstadt Schlawe. Vom idyllischen Kleinstadtmilieu, einer rührigen Geschäftswelt, von Cafes, den sittsamen Liebesnestern, von Sportfesten und Berufswettkämpfen, in denen meine Mutter glänzte, von völkischen Feiern. Sie gerät ins Schwärmen und Träumen von ihrer lehrreichen Schulzeit. Von Lehrer Löffelbein, der ihr, die jeden Stein aufhob und um die Wette warf, einen griffigen grünen Gummiball schenkte, von einsatzfreudiger, behutsamer Pädagogik. Auch von früher eigener Verantwortung, von ihrer Tätigkeit im Landratsamt, in der Personalstelle des Schlauer Kreishauses, wo Informationen des Landkreises zusammenflossen, von deren Geheimhaltung durch zweifache Vereidigung der Geheimnisträgerin. Das Schlauer Kreishaus, Zentrum und Inbegriff des geordneten Vorkriegslebens, zunächst geführt von Herrn von Zitzewitz, ein Name mit Geschichte, danach bis zum Ende von Dr. Wiggert, einer integren, honorigen und warmherzigen Persönlichkeit mit „Studentenschmissen“ auf feinsinnigen Gesichtszügen. Obwohl als höherer Verwaltungsbeamter vom Waffendienst freigestellt und aus der unmittelbaren Schußlinie des Krieges, meldete Dr. Wiggert sich freiwillig. Nicht aus Kriegsbegeisterung, sondern um seinen einberufenen Untergebenen näher zu sein, um kein Privileg für sich zu beanspruchen. Mutters biographischer Sturzflug — von den bleiverglasten Fensterbildern im Wappensaal ihres Kreishauses, von deren heiteren Lichtspielen in den lichtlosen, fensterlosen elterlichen Keller, ihr Tag- und Nachtsyl, um drohender Vergewaltigung zu entgehen. Meine Kindheit war begleitet und geprägt von den Schilderungen und der Atmosphäre verlorener Sicherheit und Würde, von bitter bezahlter Lebenserfahrung.

Und nun will meine Mutter davon nichts wissen, nichts weitergeben, nicht ein schwarz auf weißes Wort. Ich fühle die Verantwortung, das lückenhafte Bilderbuch, den verwehenden Blätterwald meiner Erinnerung für sie zu Wort zu melden, ohne eigentlich autorisiert zu sein. Doch wurde ich gefragt, ob ich eine Jugend hindurch und länger Kriegserinnerungen ertragen und mittragen konnte? Und wer hat je gefragt nach Schlawe? Nun diese Gelegenheit, und die geistige Archivarin dieses Zeitbruchs verweigert die Aussage. So erlaube ich mir, stellvertretend, von der brennenden Stadt Schlawe zu sprechen, widerstandslos übergeben und strategisch sinnlos gebrandschatzt durch die Eroberer, an die Mädchen zu erinnern, die sich -obschon zumeist gute Schwimmerinnen — zu Dutzenden

¹⁰¹ **Hans Burghardt Schmid** – geb 1949 in Ellerau, Schleswig-Holstein. Seine Mutter stammte aus Schlawe. Er studierte Geschichte, Germanistik, später noch Kunstgeschichte und „Freie Kunst“ an der Kunsthochschule in Hamburg.

Seit Mitte der 70-er Jahre ist er Lehrer. Er beschäftigte sich jahrelang mit der Integration von Aussiedlerkindern. Wohnt in Hamburg.

verabredeten, um „ins Wasser zu gehen“: Stalins Freigabe der weiblichen Beute an seine ausgehungerten Soldaten war in die Bevölkerung durchgesickert, Gerüchte wurden von der Realität überboten und zur Mobilisierung der letzten Kräfte propagandistisch gefördert. Der Tod schien vielen als die angenehmere Alternative, schien erträglicher als die drohenden Gewaltorgien. Und es kam zu Massenvergewaltigungen in Schlawe, auch an Müttern, die sich vergeblich statt ihrer Töchter anboten, vor körperlicher und seelischer Qual den Verstand verloren. Es herrschte Mißtrauen gegenüber vergewaltigten Frauen, die den Aufenthalt Davongekommener an russische Soldaten verrieten, um ihren erlittenen Schmerz in Schadenfreude zu betäuben und den eigenen Körper vor weiterem Zugriff zu schützen - völkische Solidarität auf dem Prüfstand der Existenzangst. „Die Lebenden werden die Toten beneiden...“ Im Vergleich dazu gehört es in den Anekdotenschatz der Verlust-Memoiren, wenn die Rede auf das vergrabene Tafelsilber kommt, mit dem letztlich die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat begraben war. Oder auf Großvaters 'Segnenden Christus' nach Thorvaldsen, der das Haus nicht hüten konnte. Tragisches neben Tragikomischem: Russische Soldaten, welche die Milch- und Fleischreserven, die Familienziege 'Hansel' lärmend enteigneten und mit deren abgeschlagenem Schädel gegen das Küchenfenster pochten, in einer Anwendung von Völkerfreundschaft das Besatzerrecht lockerten und den Verlierern eine Fleischration überließen. Dann die „Uri, Uri“- Rufe, welche die ersatzlose Sozialisierung deutscher Markenuhren auf offener Straße ankündigten. Russische Soldaten schließlich, halbe Kinder noch, die nach einem Atlas verlangten und voll Wehmut zeigten, wo ihre Mutter auf sie wartet und um sie bangt. Trost war auf allen Seiten Mangelware. Und meine Großmutter mit ihren slawischen Wangenknochen kam ungewollt dem Sehnsuchtsbild einer weißrussischen Soldatenmutter nahe. Als solche mußte sie - ein Talent an Nadel und Faden - den Rotarmisten zusätzliche Falten in die äußeren Uniformtaschen hineinimprovisieren. Denn diese Spezialität an der Reichsbahn-Uniform meines Großvaters machte mächtigen Eindruck, wurde zu einem militärmodischen Geheimtipp.

Andererseits konnte die falsche Uniform zur falschen Zeit das Leben kosten, nicht nur im Feld. Der Vater eines Schlauer Gymnasiasten, der meiner Mutter nahestand, wurde vor den Augen seiner Frau auf einen Misthaufen getrieben und wie Vieh abgeknallt. Er hatte versäumt, ein militärisches Dienstzeichen mit Hakenkreuz von seiner längst abgelegten Offiziersuniform zu entfernen. Darum die Heidenangst der Familie, mein Großvater, der im Fieberwahn lautstark phantasierte, könne vor ungebetenen Zeugen den Führer preisen und Stalin verfluchen und sich selbst zum Abschluß freigeben. Eine andere Tragödie, wengleich am Rande des Krieges, war der Selbstmord eines Schlauer Lehrlings wegen fünf entwendeter Reichsmark. Und das in Zeiten, wo man ganze Länder raubte! Der Lehrling ließ sich von einem fahrenden Zug köpfen. Der verzweifelte Vater mußte den zerteilten Leichnam in einem Ziehwagen heimholen. Die Ehre galt viel und das Leben wenig, auch das eigene. Insofern spiegelte dieser Selbstmord auch einen Aspekt der deutschen Tragödie, den Grenzgang zur Selbsterstörung und den nationalen Neigungswinkel zum Waffenbruder Japan und dessen Selbstmord-Ethik. Japanische Nibelungen, germanischer Nippon, Sonne und Sonnenrad der Götterdämmerung. Die Lebensfäden waren dünn damals, wo Besatzungssoldaten aus purer Siegerlaune den kleinen Sohn einer Schlauer Nachbarin abschossen und ihr — sei es als Hohn oder aus trunkenen Naivität — zum Trost ein Brot gaben. Wie wird der Mutter dieses Brot geschmeckt haben? Siehe, dies ist mein Leib.

Wer einen Keller hatte und junge Töchter, der war gut beraten, sie dort zu verstecken, sie in Dunkelhaft zu nehmen vor dunklen Begierden. Kohlsäcke dienten meiner Mutter als unterirdisches Notbett, hochschwanger und im schützenden Stockdunkel Kinder-

wäsche häkelnd. Schweigepflicht, um sich nicht als lebende Beute zu verraten, nur Gebet als stummes Zwiegespräch. Nicht mit dem unterirdischen Führer in seinem Berliner Bunker, sondern mit Gott weit oben, dem alten Herrn, der dieses Land zu vergessen schien.

Nach vermeintlicher Beruhigung der Lage, geblendet vom Tageslicht, suchten die „Wiederauferstandenen“ nach Wochen unter Tage taumelnd ihren Weg zurück ins Leben. Beschämende Ernüchterung von der Illusion völkischer Solidarität, Heimatfront der moralischen Zersetzung: Die geschilderte Gefährdung bislang unbehelligter Mädchen durch Denunziantinnen, die dergleichen Aufenthalte und Verstecke gegen Besatzergunst eintauschten und sich — korrumpiert vom eigenen Leid - Leidensgenossinnen schafften. Weitere Bühnen- und Maskenbilder, Kostümpfen der Überlebenskunst: Flucht in die abgetragenste, reizloseste Garderobe, dazu Gesichtsfalten aus Holzkohle, um geschwärzt und gealtert die letzten weiblichen Reize zu tilgen, hinein in das ungemachteste Bett, in das theatralischste Wehklagen, das selbst dem ausgehungertsten Soldaten den Appetit verdarb, das Fürchten lehrte. Seltene Gunst der Stunde: Mit dem nächstbesten Kleinkind aus der Nachbarschaft im Arm sich der Kinderliebe der russischen Seele ergeben. „Schlimm für deutsche Kind“, flüstert der Eindringling meiner Mutter zu und schleicht auf leisen Sohlen davon. -Nichts ist berechenbar. Was eben noch instinktiv richtig ist, Freiheit und Leben bewahrt, kann morgen zum Verhängnis werden. Jeder Gruß kann der letzte sein, jeder getauschte Blick.

Paradoxe Fatalismus: Die Hebamme für die nahende Geburt meiner Schwester vergiftet sich samt Familie. Die Starthelferin so vieler Schlawer Leben hält den Geburtswehen dieser Zeit nicht stand. Ihr, deren Berufung das Leben ist, auf die so viele erste Lebensblicke fielen, ist der Anblick dieses Lebens unerträglich geworden. Die freudig begrüßten Lebensschreie sind übertönt vom Urschrei des Todes. Das Lebensthema der Schlawer Hebamme sind die Zeugung und das Leben, deren fortwährenden Mißbrauch kann sie nicht verkraften. Eine preußische Erscheinung wie aus dem Geschichtsbuch, strenger Stehkragen mit antiker Gemme, ein Pflichtmensch durch und durch, mit dem Kaiserhaus persönlich befreundet, wie es heißt. Schweigend entläßt sie sich aus der Lebenspflicht.

Meine Schwester kommt als Frühgeburt zur Welt, hineingeboren in den jungen Frieden. Sie erinnert sich, wie die Großmutter sie in eine Birkenallee am Rande von Schlawa trägt, ihr die hohen Birken zeigt und sich zwischen ihnen dreht, bis dem Kind schwindlig wird. Als wollte sie ihm dieses heimatliche Abschiedsbild einverleiben, ins Gedächtnis hineinschrauben, am Mühlrad von Wieder- und Wiedererinnern verankern.

Meine Tante wird ohne Vorwarnung, ohne Abschied von der Straße weg zur Zwangsarbeit verschleppt, wer weiß, wohin. Dann, nach banger Wochen die Hiobsbotschaft einer Schlawer Nachbarin, sie sei umgekommen. In die Tränen und die Trauer der Familie hinein erscheint fast zeitgleich die Totgesagte – welche himmlische Pünktlichkeit — Körper und Kleidung über und über verlaust. Und wie in einem Urbild von Mütterlichkeit entkleidet die Mutter die verlorene Tochter, wäscht der Erschöpften in Demut und Hingabe an der kalten Gartenpumpe das Heer der Läuse vom Leib.

„Siehe, mein Kind war tot.“ Bilder über Bilder, und viele davon sind durch das alternde Maschenwerk meiner Erinnerung entfallen, vieles, das Erinnerungen greifbar und lebendig macht, wertvolle Unikate. Wertvoll, da außer einem Bündel, einer Handvoll von Habseligkeiten, die gestattet waren — Familienbilder, Urkunden, Briefe, Reliquien amputierter Existenz — nichts blieb als diese Erinnerungen unter der dünnen Haut nackter Selbsterhaltung, Erinnerungen, die Flucht und Vertreibung trotzen, die der folgenden Generation eingebrannt und aufgebürdet wurden. Stereotype Geschichten, fast wie in einer schriftlosen Kultur dem Gedächtnis allein anvertraut in Wortlauten, die ich als

Kind aufs Stichwort und im Schlaf beherrschte. Wenn ich die Augen schließe, führt mich eine gelenkige Maid mit Matrosenkragen, weißblonden satten Zöpfen, mit hellblauem Blick voller Lebenslust, Stolz und Unerschrockenheit durch die Straßen ihrer Heimatstadt Schlawe. In sengender Sonne und klirrender Kälte, entlang der Wipper, worin die Kiemen mit aufgeblasenen Kissenbezügen vor Freude in der Strömung treiben. Friert die Wipper zu, dann locken Schlittschuhlauf, Eistanz und Fischbeschau wie in einem eisigen Aquarium. Und ich beobachte meine Mutter, eine Augenweide in knappem, selbstgehäkeltem Zweiteiler, beim „Ostwall-Schippen“, eine Art militärisch-naiver Heidenwall, dem verzweifelte letzten Versuch, mit Gräben und Sandblockaden die russischen Panzer das Fürchten zu lehren. Irrational und makaber wie die Hochstimmung des schaufelnden Jungvolks, wie deren Galgenhumor, wie der athletische Abgang an die pommersche Erde.

Ich gehe vorbei an Wilhelm Drawehns „Kuckucksmühle“, vom Junior dank seines Unternehmergeistes von Pferden auf Pferdestärken umgerüstet. Drawehn, der Pioniergeist seiner Generation, ein Kind der neuen Zeit, bis die Uhren in Schlawe auch für ihn stillstehen. Drawehn, der den lässigsten, proletarischen Lederjanker der Region trägt, Prototyp 'Held der Arbeit', was ihn unverdächtig macht vor dem Argwohn der Besatzer. Der, als die Rohstoffe knapp werden, meiner Mutter mit Treibriemen aushilft, um damit ihre Schuhe zu besohlen. Und kein Risiko scheut, den bei ihm stationierten französischen Kriegsgefangenen ein erträglicher Herbergsvater zu sein, mit leichter Pferdepflege und freiem Ausgang zu den Annehmlichkeiten und den Töchtern der Stadt. Man lernt gemeinsam französische Vokabeln, Chansons, das ewige 'J'attendrai', leiht ihnen Schlittschuhe und hat heimlich-harmlose Amouren, Gabriel und Roger, den sensiblen Modezeichner. Das Heimweh siegt. Als introvertierte Trauergäste ausstaffiert, mit großem Kranz und unverdächtig pietätvollem Schweigen gelingt ihnen die Flucht in ihre Heimat, Briefe bestätigen den gelungenen Coup. Französische Inspiration, Kostüme und Requisiten aus deutscher Kooperation. „Ich habe Glaube, daß alle Menschen einmal Brüder werden“, steckt der feinfühligste Pferdepfleger meiner Mutter kurz vor seiner Flucht zu.

Wie in einem Déjà vu auf Abruf passiere ich das vielzitierte Kreishaus, die imposanten historischen Stadttore, Stolper Tor, Kösliner Tor, mittelalterliche Wehrbauten, in denen die Kameradschaftsabende des „Bundes deutscher Mädchen“ abgehalten werden. Viel Volksgesang, Nadelarbeit und Gedichte, wenig Ideologie.

In meiner Vorstellung mühe ich mich den Trudelberg hinan, der Legende nach eine Hinrichtungsstätte: „Kop af nit lat läwe“, Freispruch oder Tod, je nachdem, ob die sinnstiftende Satz-Zäsur, das juristische Komma, vor oder hinter dem „nit“ gesetzt wird. Mit einem zweideutigen Richterspruch, dem das Komma fehlte, rollte einst ein unschuldiges Haupt und hinterließ als Spur den Namen Trudelberg. Leben oder Tod, die stete Frage jener Jahre. Ich passiere die wehrhafte Marienkirche, deren Mauern keine Kanone und deren Namen kein Reformator tilgen konnte. Ich folge meiner Mutter über den historischen Schlauer Marktplatz, das Brandopfer des militärischen Zeitenwechsels. Ich sehe die geplünderten Aktenberge, in die meine Mutter Einsicht hatte. In den Fall des armseiligen Stallknechts, dem Drastisches drohte, weil er seiner Lieblingskuh zu nahe trat. Ich höre von Gebietsreformen, die mein jugendliches Verständnis überfordern, die binnen kurzem nichtig wurden dank der großen Gebietsreform der Weltgeschichte. Und da sind die jüdischen Einzelhändler, spendabel zu ihren kindlichen Kunden. Und von einer Liebenswürdigkeit, die vielleicht auch das kommende Unheil ahnt und zu bannen sucht. Ihre Briefe aus dem Gelobten Land zeigen, daß sie ihrer Heimatstadt nichts nachtragen, Schlawe verbunden bleiben über die Emigration hinaus. Zeitgeschichte schreibt Superintendent Block, der dem verfolgten Dietrich Bonhoeffer unerschrocken Zuflucht bietet

und 1945 meine Schwester tauft. In meiner kindlichen Schlauer Sammlung ist alles von gleicher Bedeutsamkeit, kehrt alles in gleicher Formulierung und Vorstellung wieder und wieder, gefaßt und konserviert in deckungsgleichen Wortschablonen - verlorene Heimat, gesichertes Erinnern.

Und doch ist so vieles von den Zeitläufen abgetragen oder blaß erinnert aufgegangen in einem Gesamtgefühl von dieser Epoche. Können die globalisierten Nachfolgenden, die Generation, welcher der Abschied von einem beliebigen Urlaubsort auf die Seele schlägt, ermessen, wie ein erzwungener Abschied, Entrechtung und Endgültigkeit sich anfühlen, was eine Risiko-Safari von einem Leben unter der Bürde realer Existenzangst unterscheidet? Der Einbruch von Weltgeschichte und Tragödie macht Schlawe für mich zum Verlorenen Paradies und Gelobtem Land zugleich. Der Verlust dieses mütterlichen Lebenszentrums bleibt das zentrale Stigma der Familie.

Das Finale: Eine weinende Polin als Augenzeugin, die den deutschen Elendszug nicht erträgt, selbst noch schwer trägt an dem Verlust der eigenen Heimat. Tränen, die Feindbilder verwischen. Bei dem Abtransport der entrechteten deutschen Bevölkerung in überfüllten Viehwaggons voller Kot sterben mit der Hoffnung auch Säuglinge, die den Strapazen nicht gewachsen sind, die - kaum erkaltet - auf Befehl aus dem fahrenden Zug geworfen werden. Junge Frauen werden gewarnt, die Fenster zu meiden, Rotarmisten pflücken sich Flüchtlingsmädchen wie reife Früchte. Damit sterben auch die letzten Illusionen von einem Abschied mit einem Minimum an Menschenwürde, lieben viele der Betroffenen in der Wagenburg historischer Privatlogik und einspuriger Schuldzuweisung zurück. Die deprimierende Elendsfahrt ist ein Menetekel, eine Ahnung von der mißtrauischen, argwöhnischen und lieblosen Aufnahme vieler Vertriebenen im verbliebenen Deutschland, ist das Ende des Trugbildes einer tragfähigen Volksgemeinschaft. Die Ressentiments gegenüber Vertriebenen spürte ich körperlich, wenn ich meine Großeltern in ihrer Ersatzheimat, einer kleinen Holsteiner Gemeinde, besuchte - Revierkampf, Kälte, Futterneid. Alle Sehnsüchte und Wunschbilder, das innere und äußere Heil blieben gebunden an die ferne, verlorene Heimat Schlawe, an die vertrauten Bilder, den verklärten Rückblick. Mir ist keine Statistik über Kriegsehe bekannt, ob bei deren Beurkundung die Zuneigung federführend war oder mehrheitlich die Unvernunft, der Sonderurlaub für verheiratete Soldaten. Ob sie einem vitalen Gegenimpuls zu Tod und Trauer ringsum entsprangen, einem Balance-Reflex der Schöpfung. Die Ehe meiner Eltern, noch im deutschen Schlawe besiegelt, erwies sich nur als bedingt friedensauglich, trug schwer an den Spuren von Vertreibung, Granatsplitter im Hirn und der Endlosigkeit russischer Kriegsgefangenschaft. Amerikanischen Kopfprämien für überlebende Gefangene verdankt mein abmagernder Vater sein knappes Davonkommen. Das Hochzeitsfoto meiner Eltern zeigt ahnungsvoll einen verstört und verhärtet blickenden Uniformträger - kein Vergleich mehr mit der photogenen maskulinen Sportskanone, mit dem Siegerlächeln des Frankreichfeldzugs neben einer Schönheit jener Zeit. Eine klassische Kriegsehe-Anbahnung, wo der Todesbote eines gefallenen Kameraden um die Schwester der Witwe wirbt. Kriselte es in dieser Ehe, drohte meine Mutter mit ihrer Rückkehr nach Schlawe, in die verlorene Daseinsmitte, fern jeder Realität. Schlawe wurde zum Refugium ihres nervösen Herzens, zum seeleneigenen Mutterland und Mutterschoß, zum unangreifbaren Innenraum ihrer Seele. Diesem verinnerlichten Ort, dieser ideellen Metropole verweigert meine Mutter nun das Tageslicht, ihre ureigene, Geschichte. Und ich mühe mich, deren Restbestand, die Handvoll Papiere und Pergamente Pommerns in mir, zu bergen, zu sichten und zugänglich zu machen. Gelegentlich strömt frisches Blut in die Adern meiner Erinnerung über den Bypass neuzeitlicher Völkerwanderung, wenn meine polnischen Schüler, wenn Piotrek oder Roza von ihrer zurückgelassenen Heimat berich-

ten. Und mich in den Ortsnamen - in leichter sprachlicher Verkleidung - Land und Laute meiner Familiengeschichte unmittelbar ansprechen, Stettin, Köslin, Greifswald...

Meine Mutter hat ihre Heimatstadt Schlawe nie wiedergesehen, sie will deren Bild in sich nicht an die Realität verlieren.

Sehen Sie mir bitte den Langstreckenlauf durch das alte Schlawe nach, die Langwierigkeit, den Freistil, dem - dank der „Gnade der späten Geburt“ (Helmut Kohl) - das Gütesiegel und das Paßwort direkter Schicksalsgemeinschaft fehlen: „Weißt du noch, damals?“

Verzeihen Sie dem Text bitte seinen Mangel an stilistischer Disziplin, die Um- und Nebenwege der Darstellung, das Fehlen innerer Geschlossenheit, Ordnung und Straffung. Ferner die einseitige Perspektive auf die Schlachthöfe des Krieges. Sie will keiner Schuldfrage ausweichen, sondern lediglich den Blickwinkel des Überlebens nachvollziehen. „Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.“

Verzeihen Sie schließlich bitte die Anmaßung, mich als Chronist zweiter Hand und zweiter Generation in die berufene Runde der Zeitzeugen zu reihen. Ich tue es für meine Mutter und das Andenken Eurer Stadt.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Geduld und Ihre freundliche Aufnahmebereitschaft.

Derk Steggewentz ¹⁰²

März 1945¹⁰³

Am 30. I. 33 kam Hitler an die Macht. Damit kam viel Unruhe in unser Leben hinein. Die Differenzen begannen damit, dass ich an Hitlers Geburtstag die Hakenkreuzfahne nicht auf dem Schlachthof hissen wollte, die Bonzen daraufhin Annic, die gerade aus dem Krankenhaus gekommen nach Hermanns Geburt ängstigten, was mich nicht friedlicher stimmte. Als der Stahlhelm-Bund der Frontsoldaten geschlossen in die SA Hitlers überführt wurde, trat ich ostentativ aus dem Stahlhelm aus. Die Abneigung wuchs beiderseits, ging aber bei den Nazi's doch über das menschlich vertretbare Mass hinaus. U.A. sagte mir noch einige Jahre später der frühere Kreisleiter von Schlawe, Mittelstadt, 24 Std. bevor wir uns in Stolp von den Russen überrollen ließen auf meine telefonische Bitte, für meine Frau u. Geerd Schiffsplätze zur Verfügung zu stellen „Für Ihre Frau u. Ihren Jungen habe ich keinen Platz“. Dabei war er Verschiffungskommissar in Stolpmünde u. hatte grade 3000 Schiffsplätze für Frauen u. Kinder zur Verfügung bekommen. Die Nazibozen konnten sich auf diese Weise alle selbst in Sicherheit bringen. Viele sind jetzt in hohen Steelen.

Die Jahre ab 33 verliefen äußerlich ruhig, doch innerlich war sehr viel Unruhe u. Ärger. Bewerbungen um andere Stellen schlugen fehl, da ich kein Parteigenosse war, beste Zeugnisse waren unwichtig geworden. Von einer Meldung zum Militär- das war damals ein Ausweg für viele, die mit dem Regime nicht einverstanden waren- trat ich, nach Annahme, in letzter Minute zurück, als ich aus dem Ausbildungsplan ersah, dass ich in den nächsten Jahren meist von meiner Familie getrennt sein würde. Gegen eine Gehaltskürzung beschwerte ich mich mit Erfolg. Nach etwa einem Jahr bekam ich alles nachgezahlt. Damals sassen im Ministerium noch Leute mit Rechtsempfinden. Da die Lebensmittelknappheit schon lange vor Kriegsbeginn einsetzte, wurden 2 Ziegen angeschafft. Wer die Tage der Mobilmacheun 1914 miterlebt hat, die damalige Begeisterung u. jetzt die gedrückte Stimmung in Bevölkerung u. Truppe sah, wurde das Gefühl der Niedergeschlagenheit nicht los, dass der Krieg ein böses Ende nehmen würde. Unter Nahrungssorgen haben wir in Pommern nicht gelitten. Mein Bruder Hermann kam mehrfach aus Berlin zu uns u. reiste mit gefüllten Koffern wieder ab, auch konnten wir ihm regelmäßig etwas senden. Gegen Ende des Krieges, etwa Herbst 44, wurde die Frage akut, wenigstens einige Stücke Bekleidung u. Wäsche nach dem Westen zu schicken. Die

¹⁰² **Derk Steggewentz** – geb. 15. August 1894 in Rinteln. Ab Oktober 1923 bis November 1946 war er Tierarzt in Schlawe/ Slawno tätig, wohnte mit Familie im Wohnhaus des Schlachthauses an der heutigen Danziger Straße. 1947 schenkte ihm sein Sohn Herrmann ein Album mit der Bitte, seine Erinnerungen aufzuschreiben, was aber erst 15 Jahre später geschah und das meistens nur, wenn er irgendwo warten musste, z.B. beim Arzt Dr. Krane Puhl. Seine Erinnerungen umfassen 3 Lebensaschnitte: Die Zeit in Rinteln vor dem Umzug nach Schlawe, die Schlawer Zeit und wieder Rinteln, in das er Ende 1946 zurückkehrte.

¹⁰³ Vom Bericht D. Steggewentz wurden nur die Fragmente veröffentlicht, die Schlawe 1945 betreffen.

NSDAP hatte verboten, Pakete nach dem Westen zu senden, sie machten uns immer noch vor, der Krieg würde gewonnen sie konnten ja ihre Sachen in Sicherheit bringen, da sie über den Transportraum verfügten. Es blieb uns nur der Weg über die Wurstfabrik Zypries getarnt als Wurstwaren etwas Wäsche nach Hersfeld zu meiner Schwester u. nach Rinteln zu Bodes u. Ellersieks zu senden, außerdem meine beruflichen Zeugnisse u. Bilder meiner Vorfahren. Dabei musste man auch bei Zypries vor Spitzeln vorsichtig sein. Eltern zeigten damals ihre Kinder u. umgekehrt bei der Partei an. Die nach Hersfeld geschickten Sachen sind bei dem Umsturz verloren gegangen, die nach Gertrud Kurz nach Gersdorf geschickten Bilder u. berufl Zeugnisse erhalten geblieben.

Nach Weihnachten 44 fuhr ich nach Hohenlychen um mit Hermann der nach einem Urlaub aus dem Krankenhaus H. von Schlawe seit langer Zeit wieder in H. lag, über Jahresende 44/45 zusammen zu sein. Die Neujahrsnacht verlebte Ich unruhig in einem Hotelzimmer u. nahm einen- von mir aus sehr sorgenvollen. Abschied von unserem Jüngsten, der damals mit Ober - Körper u. rechtem Arm in Gips lag, also gefüttert werden musste, da der linke Arm versteift war.

Nach Rückkehr nach Schlawe tauchten dann erneut Gedanken u. Wünsche bei mir auf, Annie u. Geerd nach dem Westen zu schicken. Derk war mit seiner Klasse zunächst zur Fliegerabwehr nach Gotenhafen gekommen. Dann sollte er seiner Größe wegen zur SS eingezogen werden. Ich konnte das über das Wehrbezirkskommando Köslin verhindern. Er musste sich allerdings freiwillig zur Marine melden. Annie weigerte sich beharrlich, mich zu verlassen ,auch als ich Ihnen 2 Fahrkarten- sie sind noch vorhanden- kaufte u. sie dringend bat, mit Geerd mit einen der noch fahrenden Züge- Fahrkartensempel 22.I. 45 nach Rinteln zu fahren. Sie wollte mich nicht allein lassen, trotzdem alle Welt wusste, was uns, bes. den Frauen nach dem Einmarsch der Russen bevorstehen würde. Wer weiss, wozu es gut war, dass wir drei zusammenblieben! Ich bin ihr heute noch von Herzen dafür dankbar. Je näher die Rote Armee kam, je eindringlicher die Gerüchte über ihre Gewalttätigkeiten gegenüber der Civilbevölkerung wurden, desto mehr wurden wieder Abreise u. Fluchtpläne für Annie u. Geerd von mir erwogen. Mal sollte sie das Auto nehmen, mal Pferd u. Wagen. Immer weigerte sie sich, mich zu verlassen. Innerlich war ich oft erlöst, dass ich sie nicht in Eis u .Sehne hinausschicken brauchte, immer in Gefahr von den Fluten der flüchtenden .Bevölkerung von der Strasse gestoßen zu werden, es strebten ja hunderttausende in wilden Elendszügen nach dem Westen, oder in der noch größeren Gefahr, von den Nazifunktionären, die sich ja ohne Rücksicht auf die Bevölkerung in erster Linie in Sicherheit brachten, des des Gefährtes beraubt u. fern von mir in unbekannter Gegend, von den Russen überrollt zu werden. Sie blieben. Geerd wurde noch drei Tage vor dem Russeneinmarsch in der Kirche noteingeseget. An der Einsegnung hatten wir eine Menge liebe Gäste. Wir konnten offen miteinander sprechen, die Nazibonzen waren alle fort. Als wir mal kurzfristig das Radio anstellten, hörten wir "Kämpfe im Raum Schlawe". Wir ahnten noch nicht, dass drei Tage später Geerd's reiche Geschenke mit dem großen Teil unserer Einrichtung, der aus dem Fenster zu werfen war, draußen im Schnee lag, der Rest in der Wohnung zertrümmert u. unsäglich beschmutzt, mein Hallenmeister Gründler mit Frau erschlagen im Garten lag.

Etwa am 3.3. , als einzelne Schüsse in die Nähe von Schlawe fielen, schickten wir unsere gute Frida zu ihren in der Nähe wohnenden Eltern. Ein großer Teil der Bevölkerung floh in Scharen in die nahe gelegenen Wälder. Ich rief die Stadtverwaltung an, was für Verfügungen betr. das Personal, der lebenden u. geschlachteten Schweine getroffen seien. Es meldete sich Polizeimeister Stassat u. sagte, dass der Bürgermeister- wie alle promin. Nazis, längst ausgerissen sei, ohne auch nur eine Anordnung für die von ihm zu betreu-

ende Stadt hinterlassen zu haben. Na es war ja nichts anderes zu erwarten gewesen. Es war ein pleitegegangener Hühnerfarmer gewesen u. bekommt jetzt für seine Nazibürgermeisterlichen Verdienste eine tüchtige Pension. Gegen 14 Uhr kamen Geerd u. der Hallenmeister Gründler etwas bleich die Treppe herauf, ich solle sofort herunter kommen. Unten erwartete mich ein Offizier der SS u. befahl mir, sofort das Fleisch der in den Schlachthallen hängenden Schweine zu vergiften. Ich sagte ihm, dass ich das nicht tun würde, die Einwohner von Schlawe seien zu einen großen Teil in der Stadt, oder in die Umgebung geflohen, was würde mit ihnen geschehen, wenn nach dem Einmarsch der Russen auch nur ein Russe an dem vergifteten Fleisch sterben würde! Das war nicht auszudenken. Der SS Strolch drohte mich aufzuhängen. Sie hätten schon mehr Leute aufgehängt die ihre Pflicht nicht erfüllt hätten. Er müsse noch ein Lebensmittellager in der Höhe räumen, dann käme er zurück u. es ginge mir schlecht, wenn ich seinen Befehl nicht erfüllt hätte. Viele Jahre später habe ich erfahren, dass die SS tatsächlich viele Deutsche, Soldaten, Civilisten, Kinder, die man in Uniform gesteckt hatte, aufgehängt hatten. In diesen letzten turbulenten Wochen fiel die dürftige Hülle von Anstand u. Kultur von diesen Strolchen ab. Etwa 1/2 Stunde später erschienen Offiziere der Wehrmacht u. fragten, ob sie von mir noch telefonieren könnten. Sie wollten in der Nähe eine Stellung für 2 Geschütze suchen u. bekamen tatsächlich über das Amt noch eine Verbindung mit ihrer Formation. Als Annie darauf mit einem Tablett mit Gläsern u. einer Erfrischung hereinkam, fragten sie entsetzt, wer das wäre u. sagten dann, dass wir unbedingt noch heute von dem großen allein liegenden Grundstück wegmüssten. Sie hatten gesehen in Orten, die der Russe erobert u. die kurzfristig zurückgenommen hätten, unserer Absicht uns auf dem Schlachthof überrollen zu lassen, wurde es also nichts, Die Trichienschauerin Fr. Scharfe, sowie Gründlers hatte sich schon fortgegeben. Alle drei sind tot. Die Offiziere sprachen so eindringlich, ernst u. anschaulich auf uns ein, dass wir uns entschlossen, schnell für jeden einen kleinen Rucksack zu packen mit einigen belanglosen Kleinigkeiten u. a. kleine Fläschchen mit Cognac, eins mit Eierlikör, wie es in der Eile kam, sogar einige zusammenlegbare Kleiderbügel gerieten dazwischen oder waren vorher schon in dem Rucksack aus früherer Zeit gewesen. Der Oberleutnant beauftragte einen Unteroffizier meinen Wagen nachzusehen u. dann kletterten wir drei bei beginnender Dunkelheit, Schneetreiben u. großer Kälte widerwillig in den Wagen. Verabschieden konnten wir uns von niemandem mehr, das Haus war leer. Gründlers sind dann wohl später zu einem ungünstigen Zeitpunkt zurückgekommen u. gleich ein Opfer der Russen geworden.

Ich fand sie dann später im Garten eigentlich nur dadurch dass ich immer, wenn ich mal zum Schlachthof schlich, ihren Hund an derselben Stelle sitzen sah u. schließlich dorthin ging. Studienrat Petonke der die Toten sammeln u. begraben musste, hat sich ihrer angenommen. Fr. Scharffe hatte sich auch schon einen Tag vorher verabschiedet, wohin sie sich absetzen wollte, weiß ich nicht. Dem Vernehmen nach hat man sie später aus der Wipper gezogen. Kurz vor unserer Abfahrt Richtung Stolp, hat Geerd, es war erschütternd für uns, eins seiner liebsten Konfirmationsgeschenke, einen feinen Reisewecker, den er in eine Buchse gelötet u. vergraben hatte, wieder ausgegraben u. mit genommen. Er blieb dann in Stolp. [...]

In Sturm, Eis u. Schnee marschierten wir viele Male angehalten u. durchsucht als einzige Civilisten nach Schlawe zurück. Bei jeder Durchsuchung sagte ich immer meinen Vers vom Veterinär u. so kam es zu dem komischen Missverständnis, dass die Russen die zusammenlegbaren Kleiderbügel für Veterinärinstrumente hielten u. die kl. Cognacfläschchen hatten sie längst vereinnahmt, das Fläschchen Eierlikör für Medizin Veterinär. Ss hat uns gut geschmeckt bei der Kälte. Bei Beginn der Dämmerung er-

reichten wir Altwarschow u. es war eigentlich eine gnädige Fügung, dass dort eine große russ. Formation angetreten war. Dadurch kamen wir nicht zum Schlachthof, vielleicht wäre es uns so ergangen, wie den armen Gründern, sondern wir gerieten auf den Birkenweg, bis zu den Arbeiterhäusern von Drafeh- Kuckuksmühle. Drafeh sprang aus einem Fenster u. begrüßte uns u. wir blieben zunächst dort. In den ersten Tagen u. Nächten blieben wir auf dem Boden unter Heu versteckt. Oft genug kamen Russen nach oben mit Kerzen u. Streichhölzern auf der Suche nach Frauen. Sie fanden uns nicht. Ein Wunder, dass das Heu nicht Feuer fing. Nach einigen Tagen gingen wir Männer hinaus u. versteckten nur die Frauen. Wenn das nicht möglich war, dann lagen die Ältesten in der Nähe der Türen., die nicht verschlossen werden durften, die Jungen weiter hinten, aber so aufgemacht, als ob sie alt wären. Oft ohne Erfolg. Diese u. die nächsten Wochen waren die Zeit der Selbst mordepidemie. Die alten Eltern von Drafeh lagen im Hästerkathen unter einem Baum an dem die Lehrerinnen Frln. Müller u. Frln. Krebs hingen. Drafeh u. ich u. 2 Leute holten sie mit dem Handwagen u. begruben sie in Drafehns Garten, eingewickelt in Verdunkelungspapier. Dr. Schmidt's Freitod erwähnte ich schon. Mein Kollege Dr. Schwarz erschoss in Pustamin sich, seine Frau seine beiden Töchter u. seine Enkelkinder. Einige Wochen vorher hatten sie uns freudestrahlend erzählt, dass die Kreisleitung erlaubt hätte, dass Töchter von Dr. Schwarz, seine Enkelkinder die Tochter von Dr. Schmidt mit ihren Kleinkindern mit Dr. Schwarz in einem Auto nach dem Westen fahren durften, sobald Dr. Schwarz das nötige Benzin besorgt hätte. Der Kollege hatte alsbald genug Treibstoff u. als er zur Kreisleitung ging, die Erlaubnis zur Ausreise für die Frauen u. Kinder holen, wurde der Treibstoff beschlagnahmt. Das Ergebnis eine Reihe von toten Frauen u. Kleinkindern, aber, was will das schon sagen, wenn sich dafür ein Nazifunktionär in Sicherheit bringen konnte. Nur wer so etwas erlebt hat, kann verstehen, dass in meinen Augen die Nazifunktionäre schlimmer und gewissenloser gehaust haben als die Russen, die weder zivilisatorisch noch kulturell auf einer Stufe stehen wie die Deutschen. Man muss ihnen zu Gute halten, dass das russische Volk von unserer Regierung auf das Grausamste überfallen und missandelt worden ist. Meine frühere Hausgehilfin Frau Hermann geb. Kalf, soll sich auf ihrem Grundstück gegenüber dem Schlachthof erschossen haben, auch dort begraben sein. Auf dem Acker befand sich ein Grabhügel.

Nach dem die Verhältnisse sich etwas beruhigt hatten, erhielt Drafeh für seine unbeschädigte Mühle mit großem Kornvorrat einen russischen Posten zum Schutz gegen Brandstiftung und mutwilliger Zerstörung. Ich hoffte das gleiche für den Schlachthof zu erhalten und ging darum Mitte März zur russischen Kommandantur. Der Kommandant war leider nicht da. Die Dolmetscherin meinte, ich solle am folgenden Tag mit einem für den Schlachthofbezirk zuständigen Kommunisten wiederkommen. Ich kannte den Mann gut. Er hieß Czyzakoff und gehörte zur Gruppe der Schlauer Kommunisten, mit denen ich mich bestens verstand. Ich hatte ihnen bei Haus-Schlachtungen und vielem anderen geholfen. Wir waren per "Du". Ich suchte ihn auf. Wir verabredeten ein Treffen für den nächsten Tag um 10 Uhr beim Kommandanten. Die Anwesenheit der Kommunisten war für großem Vorteil für Schlawe. Sie halfen bei der Versorgung mit Lebensmitteln, vor allem Milch für Kleinkinder. Die Leute hatten zwar an beiden Toren der Stadt Spruchbänder angebracht "Heil unserem, geliebtem Stalin", "Willkommen der siegreichen Roten Armee". Dies hatte beim Kontakt mit den Russen geholfen. Später bereicherten sich einige, sie wurden von den Russen bestraft und aus ihren Ämtern entfernt. Einige wurden sogar verschleppt, trotz ihrer roten Armbinden.

Zuversichtlich ging ich am anderen Morgen zur Kommandantur, ohne Mantel. Ich rief Annie noch zu, dass ich gegen 11 Uhr mit einer Zusage zurückkomme. Der Posten wäre

auch Schutz für Annie und Geerd und Arbeit für mich. Im Amt angekommen, weigerte sich Czyzakoff hineinzugehen. Ob ihm aufgefallen war, dass nur alte und gebrechliche Leute rauskamen? Im Büro wurde ich kurz nach Namen und Alter gefragt, dann sagte man mir, ich solle durch die zweite Tür gehen. Kaum schloss sie sich hinter mir, hatten mich schon 2 schwer bewaffnete Soldaten beim Wickel und trieben mich, mit Kolbenschlägen in den Keller, in dem schon einige Leidensgenossen saßen. Wir waren auf einige Räume verteilt. Als es dunkler wurde, kamen uns Fluchtgedanken. Wir aber waren gezählt, wenn einer fehlte, würden wir erschossen. Wir hatten noch keine Erfahrung, mit welchen Methoden die Russen ihre Arbeitstrupps zusammen -kauten und zusammenhielten. Auch später, schon mit einer gewissen Erfahrung, konnten wir kein System erkennen, nachdem sie uns immer wieder siebten. Mal hieß es, die Nazis werden ausgesucht, dann jeder 10 Mann, dann die mit den roten Armbinden oder Gutsbesitzer und reiche Kaufleute. Einmal wurden Kapitalisten für ein Spezialkommando nach dem Rauhen Sibirien ausgesucht, dazwischen aber auch Landarbeiter, also kein System. In unserem ersten Gefängnis waren wir 12 Mann. Als wir in der Nacht in ein anderes Haus in der Hindenburgstraße getrieben wurden, fehlte der rundliche Käsekaufmann Siegentaler. Keiner wurde erschossen und niemand fragte nach ihm. Die Häuser in der Hindenburgstraße waren Sammelstellen für Männer und Frauen. In unserem waren ca. 5000 Männer untergebracht, Wir konnten nicht gerade liegen, kein Bein ausstrecken. Was mir persönlich unangenehm war, mit dem Kopf auf dem Bauch eines anderen zu liegen und kein Bein auszustrecken, eine meiner unangenehmsten Erinnerungen. Vor den Fenstern war dicker Maschendraht, Badezimmer und Wanne bis oben hin mit Kot und Urin angefüllt. Morgens wurden wir mit "dawaj-dawai-Tempo" zum Austreten in den Garten gejagt und gleich wieder zurück. In der Zwischenzeit brachten wir Badezimmer und Flure noch mehr zum Schwimmen. Morgens ein Stück Brot, auch für abends. Es war schon schwer, etwas dafür aufzuheben. Mittags Wassersuppe mit Kohl. Wir hatten Glück, dass wir mit 10-12 Mann eine irdene Schüssel zum Waschen erwischten. Eine Kanne reichte zum Suppenempfang und Trinken. Beim Hauswechsel ergatterte der eine oder andere eine Konservenbüchse. Als rauskam, dass ich Tierarzt sei, holte mich jeden Morgen ein schwerbewaffneter Russe und ging mit mir in verlassene Häuser. Die Russen suchten Sulfonamide gegen Geschlechtskrankheiten. In den Schlafzimmern fand ich manchmal etwas, auch Kopfschmerztabletten. Mein Hauptinteresse galt aber den Küchen. Wir brauchten dringend Löffel, Konservenbüchsen, Becher zum Suppelfassen, Ich fand auch eine Spiegelscherbe, ein Stück Kamm. Ich sehe heute noch das freudige Gesicht des Herrn von Bonin, als ich ihm den Kamm gab. Er hat überlebt. Diese Sonderausflüge ließen mich auch einen Blick in die Mentalität des Russen tun.

Das Haus gegenüber war vollgestopft mit Frauen, unter ihnen die Frau Hermann-Kreishaus Schlawe-«Sie hat auch überlebt. Überhaupt überstanden die Frauen die Lasten der Verschleppung besser als wir. Die wenigen Männer, die zurückkamen, starben meist in kurzer Zeit an Entkräftigung. Es hat den Anschein, als ob Sehnsucht und Willenskraft das Letzte aus ihnen herausgeholt haben. Ich denke da an die beiden Kaufleute Selke, Vater und Sohn, einer ist zu Fuß aus Graudenz zurückgekommen, um kurz nach der Heimkehr zu sterben. Der andere ist vor den Toren der Stadt verstorben.

Die ersten Transporte gingen alle nach Graudenz. Man sagt, dass hier die Kohlsuppe mit Kalisalz gewürzt worden wäre. Dieser Irrtum der Verpflegungsmannschaften ist möglich gewesen, denn später sagte mir Unteroffizier Süssko vom russischen Feldfleischkombinat für das wir Wurstwaren machten, Sie hätten auf einem Gut Säcke voller Salz gefunden. Ein Wunder bei unserer Salzknappeit. Ich war misstrauisch. Es war Düngesalz. Das hätte eine schöne Schweinerei gegeben, wenn wir das verarbeitet hätten.

Mein Kollege Dr. Korsanke vom Waldgut Borkow war vor mir verschleppt worden. Er wurde schwer leberkrank, deshalb entließ man ihn in Graudenz. Nach seiner Rückkehr auf sein Gut, schleppten ihn die früheren Kriegsgefangenen aus Rußland und Polen in den nahen Wald, wo sie ihn ermordeten. Korsanke hatte wohl manchmal einen groben Ton, aber ein weiches Herz und er hat seine Leute sicher nicht schlecht behandelt .

Aus unserem Hindösen in den engen und überbelegten Räumen wurde ich mehrmals durch den Ruf erschreckt“ Da kommt doch tatsächlich eine Frau mit Kind im Kinderwagen in diese schauerliche Gegend". "Die werden sie gleich zu den anderen Frauen stecken und dann ab nach Sibirien". Anfangs war ich nur neugierig, später aufs höchste erregt, als rauskam, dass es meine Frau war. Da ich plötzlich verschwunden war, hatte sie auf Umwegen erfahren, dass ich in der Straße der Verschleppungsanwärter läge. Sie hatte sich einen Wagen mit Säugling geliehen, sich auf "Alte" gemacht und war gekommen, mich zu sehen. Ein tollkühnes Unternehmen, das mit Verschleppung oder Tod hätte enden können. Sie war die einzige Frau, die das gewagt hatte. Die Russen begannen, uns zu registrieren und zu sortieren aufgrund vieler Verhöre. Die Angelegenheit verlief sehr dramatisch.

Nachts kamen Russen mit Taschenlampen in die überfüllten Keller, leuchteten wahllos einem Mann ins Gesicht und nahmen ihn und seine Sachen mit. Mit Sachen hieß, du kommst nicht wieder. Meine Sachen befanden sich in einem alten Papiersack. Da ich durch Medikamentensuche viel Bewegungsfreiheit gehabt hatte, war der Inhalt ziemlich üppig: Eine Konservenbüchse, ein Blech- und ein Silberlöffel- wem mag er gehört haben? - ein Filzpantoffel, ein Holzschuh, einige Strümpfe und etwas Unterwäsche, ein Schal, ein Rest Gardine und das Glanzstück zwei Fußlappen. Ich hatte keinen Mantel, daher war der Schal sehr wichtig. "Mit Sachen" wurde ich per Kolbenstöße nach oben getrieben. Ich war weder gleichmütig, noch zuversichtlich, kannte die russischen Verhörmethoden nicht, also keine Belastung. Auf dem Flur oben lagen ein paar deutsche Mädchen, noch ziemlich guter Laune. Einige Tage später sah ich aus den vergitterten Fenstern meines Quartiers, wie je zwei russische Soldaten Bettlaken aus dem Haus trugen, aus denen Frauenbeine mit schwarzen Schuhen herausragten. Ob es die beiden Mädels waren? Der Inhalt der Laken wurde mit einem Hau-Ruck in einen mit Eis und Wasser gefüllten Graben geworfen.

Aber zurück zu meinem Verhör. Ich wurde in ein Giebelzimmer geführt. Der Ofen auf Rotglut geheizt. Durch ein zerbrochenes Fenster wehte die Gardine nach draußen. Der Zylinder der Petroleumlampe auf dem Tisch halb entzwei. Das Licht flackerte mit jedem Luftzug. Romantik pur, wie aus einem Gangsterfilm. Zugegen waren die beiden Soldaten, der Kommandant (wenn er einer war), vielleicht ein Mann der NKWD (bei den Nazis Gestapo genannt) und ein Dolmetscher.

Das Papier auf dem Tisch deutete auf eine genaue Bestandsaufnahme hin. Die Fragen nach Namen, Alter und Parteizugehörigkeit habe ich wahrheitsgemäß beantwortet. Parteigenosse bin ich trotz vieler Drohungen nicht gewesen. Da ich ein gutes Gewissen hatte, dachte ich, das Schlimmste sei überstanden. Als ich die Frage nach Zugehörigkeit zur SA wahrheitsgemäß mit "nein" beantwortete (bekam ich die ersten Schläge. Nach der Frage, ob SS, die ich auch mit "nein" beantwortete , wurde es noch schlimmer. Der Mann fuchtelte mir vor der Nase mit seinem Revolver herum. Auf dem Boden liegend, schrie ich ihn an, er solle mich totschießen. Danach war Ruhe. Ob ich was unterschrieben habe, weiß ich nicht. Die beiden Begleiter zerrten mich aus dem Raum. Es gelang mir noch, eine Sachen zu schnappen. Es ging durch die eisige Winternacht entlang einiger Straßen in ein Haus mit vielen wimmernden Festgenommenen. Man konnte sich auf dem Zementfußboden noch ausstrecken, welch ein Genuss. Allmählich füllte sich aber

der Raum mit anderen Verhörten. Ich stellte fest, dass die Leute die die Frage nach Partei und SA,SS mit "ja" beantwortet hatten, ungeschoren davon gekommen waren. Herr Nitz, früher bei der Stadtverwaltung und gänzlich neutral, war so zusammengeschlagen, dass er tagelang nicht sehen und essen konnte. Der primitive Sinn der Verhörleute fasste nicht, dass es auch Deutsche ohne Nazivergangenheit gab. Sie mussten so lange geschlagen werden, bis sie gestanden. Ein Beispiel: Als wir das Haus räumten, hörte ich aus einem Holzstall das klägliche Weinen einer Frau. Auf meine Frage durch die Wand antwortete sie "Ich bin aus Rügenwalde, seit Tagen eingesperrt, weil ich nicht im BDM war". Man hatte sie eingesperrt und vergessen. Hätte sie gelogen sagend "Ich war dabei", wäre ihr vielleicht nichts passiert. Ich konnte ihr leider nicht helfen. Wir wurden in ein vollbelegtes Haus in der selben Straße gebracht. Nachts wüstes Geschrei. Feuer! Trotz des dichten Rauches verließen ca. 600 Männer ohne Panik das Haus. Morgens ging dann alles in einem riesigen Zug durch die Stadt zur Pollnower Siedlung. Dieser Marsch war für mich lebensrettend. An den Straßen standen keine Deutschen, nur ehemalige Gefangene und Zwangsarbeiter. Plötzlich winkten mir einige Polen und Russen zu, die mit mir in der Zypries' schen Fabrik gearbeitet hatten. Einige von ihnen, z.B. Dragowski und Frau, hatten uns nach dem Einmarsch der Russen anfangs sehr geholfen, uns mit Ess- und Rauchwaren versorgt. Dies als Dank dafür, dass ich sie immer nett und freundlich behandelt hatte.

In der Pollnower Siedlung kamen wir wieder in ein voll gestopftes Haus. Ich lag mit einem Eisenbahner unter einem Tisch. Wenn wir uns gleichzeitig umdrehten, ging es. Die 2 auf dem Tisch wurden oft getreten, da der Tisch unter der Öffnung der Bodenluke stand.

Mein Schlafnachbar war aus der Siedlung. Seine Familie warf ihm heimlich einen warmen Mantel zu. Seinen dünnen gelbkarierten gab er mir. Optimistisch dachte ich, das reicht für Sibirien. Das gute Stück hat mir noch lange Dienste geleistet. Am nächsten Tag formierten wir uns zu einem langen Zug gen Osten, ca. 3000 Menschen. Voran etwa 700 Frauen. In der ersten Reihe der Männer ging der Inspektor von Tychow, Kreienbrink. Trotz des Bartes habe ich ihn erkannt. Die Russen hatten Greifkommandos ausgeschiedt, die jeden einigermaßen arbeitsfähigen Menschen mitnahmen. Hatten sie einige Tausend zusammen, ging es gen Osten. Manchmal kam es zu komischen Situationen. Der Arzt Dr. Tschudy von Wusterwitz war dort schon als Arzt von den Russen eingesetzt worden. Er fühlte sich sicher, als er eines Morgens leicht bekleidet in Hausschuhen vor der Tür stand. Die vorbeikommenden Russen nahmen ihn trotz seiner Beteuerungen mit. Erst in Stolp ist es ihm dann gelungen sich loszueisen. Sein Glück! Als ich später im Feldfleischkombinat Schlawe für die Rote Armee arbeitete, musste ich im Kombinat wohnen, denn der Kommandant -Natschalnik fürchtete, ich würde ausreißen oder von den Greifkommandos aufgegriffen werden. Er gab jedem Arbeiter einen Propusk mit, trotzdem wurden ihm viele Arbeiter geklaut. Darum mussten alle in der Kommandantur wohnen. Zurück zum Marsch nach Stolp. Vorn russ. Soldaten, dann Frauen, zuletzt wir Männer. An den Seiten die Stalinjungen (eine Art Hitlerjungen der Russen). Sie gingen mit Pistolen an den Seiten und schossen oder schlugen, wenn einer austreten musste.

In Stolp ging ich durch die Hölle, bis ich doch wieder nach Schlawe zurück beordert wurde. Man fuhr mich mit einem Pferdewagen in die Mühlenstraße bis vor das Knipfer'sche Haus. Ich wurde in das ehemalige Musikzimmer geführt und von einem kleinen Schlawer Fräulein begrüßt. Es war unsere alte Zeitungsbotin, ganz hellblond, den Namen habe ich vergessen. Sie erklärte mir, das hier sei die Kommandantur, hier werde nicht geprügelt. Beim Kommandanten musste ich mich setzen, bekam einen Schnaps

und eine Zigarette. Es war eine himmlische Situation, ein Märchen im Gegensatz zu den vergangenen 48 Stunden. Der Kommandant sagte mir, ich würde in meine frühere Fabrik gebracht, aber erst müsse ich essen. Zurück in der Küche gab mir die Semmelblonde Mittag, Schweinebraten, Kartoffeln und Gemüse. Das Fett schnitt ich ab, mein Magen hätte es nicht verarbeiten können. Vorher hatte ich aber schon trockenes Brot gegessen, zur Vorsicht. Der Natschalnik fragte, ob ich krank sei, weil ich kein Fett aße. Daraufhin gab er mir noch Schnaps und Zigaretten.

Der Aufenthalt in der Genussreichen Kommandantur endete schnell, die Soldaten holten mich ab in die Fabrik. Niemals hätte ich gedacht, dass ich in dem gastfreien Haus der Knipfers mal mit einem russischen Kommandanten tafeln würde.

An der Einfahrt der Fabrik Zypries stand ein russischer Posten, dahinter die Belegschaft, die wieder oder noch arbeitete. Herr Zypries, ein Russe und der Pole Dragowski mit Frau begrüßten mich. Es waren Zwangsarbeiter, die ab 1942 in die Fabrik gekommen waren. Manche Zigarette hatten sie von mir bekommen, auch habe ich ihnen oft in Nöten geholfen, vor der Polizei gerettet. An der Spitze der Polizei stand Herr Stassat, er hat nie wegen Begünstigung von Gefangenen Gepetzt. Jetzt trug mein für mich selbstverständliches Verhalten Früchte. Die Arbeiter hatten mich im Zug der Verschleppten gesehen, sind dann zum Kommandanten gegangen, haben für mich gebürgt. Der deutsche Dr. ist immer gut gewesen, nie Heil Hitler, immer Zigaretten verteilt usw. Nach dem er hörte, dass ich schon nach Stolp marschiert war, meinte er Scheiße, holt ihn zurück. Sie sagten ihm auch von meiner 25-jährigen Arbeit bei Zypries, ich wäre wertvoll für den Betrieb. So kam es, dass ich schon Ende April im Feldfleischkombinat der Roten Armee tätig war. Keiner wüßte, ob der Krieg zu Ende war, niemand wusste etwas von den Angehörigen. Ob Mutti und Geerd wussten, wo ich war, dass ich wieder bei Zypries gelandet war?

Über die nächsten Wochen lässt sich nicht viel sagen. Ein deutscher Dipl. Ing. tauchte auf, irgendwo aufgegriffen, der die Demontage der Fabrikanlage und deren Abtransport nach Russland überwachen sollte. Die Einrichtung war neu und für die damalige Zeit hochmodern. In dieser Zeit tauchte auch ein gut aussehender reservierter großer schlanker Russe mit seiner Frau, der hübschen schwarzen Luba, im Betrieb auf. Mit unbeweglichem Gesicht ging er durch den Betrieb, besah sich alles. Es ging das Gerücht, er sei ein hohes Tier vom russischen Geheimdienst, ein Wort von ihm genüge, um einen in Sibirien verschwinden zu lassen. Er war ein prächtiger Mann, wir wurden richtige Freunde. Nach monatelanger Zusammenarbeit in Schlawin, sagte er mir "Wenn du nicht mein Freund wärst, nähme ich dich mit nach Minsk in eine große Fabrik, wenig Arbeit, viel Essen und Rauchen". Wir debattierten lange darüber, dass das nicht das Ideal der Deutschen wäre, die gern tüchtig arbeiten, aber auch etwas als Eigentum übrig behalten wollten. Als er uns später verließ, wurde uns beiden das Herz schwer. Vorher nahm er mich noch mit in das Depot, gab mir soviel Ware und Lebensmittel, dass ich damit auch viele Deutsche versorgen konnte. Das Leben verlief in diesen Tagen ziemlich ungestört. Annie wusste wo ich war. Ich konnte sie auch oft in Begleitung von Russen überraschend besuchen, auf der Mühle oder im nahe gelegenen Arbeiterhaus. Erst stöberte der Russe, auf dem Hausboden oder in der Wohnung herum. Was er fand, gab er Annie, z.B. Nähgarn, einmal sogar ein lebendes Kalb. Meine Arbeitskollegen und ich schliefen bei Zypries in buntern, Durcheinander und es wurden immer mehr, denn von den auswärts Schlafenden wurden viele auf dem Weg von oder zur Arbeit von den Greifkommandos aufgegriffen. Darum behielt unser Kommandant alle Arbeiter in der Fabrik. Das ruhige Leben dauerte jedoch nur bis zum 17. oder 18. April. Wahrscheinlich sollte die Fabrik von einem anderen russischen Kommando übernommen werden. Es war so. Plötzlich er-

schien ein Greifkommando und holte die ganze Belegschaft mit Ausnahme des Buchhalters Pieper ab. Woher sie die Liste hatten, mögen die Götter wissen. Ich hatte gerade noch Zeit, das wertvollste, was ich besaß, meine beiden Ringe, der Tochter des Rohwurstmeisters Strauss zu geben. Die Ringe hatte ich kurz vorher aus ihrem Versteck im Hühnerstall des Schlachthofes geholt. (Nach ca. 15 Tagen erhielt ich sie von ihr zurück) Was konnte der Grund sein, das ganze Fachpersonal, auch Herrn Zypries, einzusperren? Wollte unser Kommandant seinem Nachfolger einen Streich spielen? Wir fanden uns in der Hindenburgstraße wieder, mir schon bekannt. Den Fabrikschornstein konnten wir vom Gefängnis aus sehen, er rauchte nicht. Das Haus war wieder ganz nett gefüllt, verhört wurde menschlich. Es ging alles sachlich zu. Strauss jr. wurde frei gelassen. Er steckte in seine Beinprothese Zettel für unsere Angehörigen, die aber ihr Ziel nicht erreichten.

Am 2. Mai ging es wieder in einer großen Kolonne gen Osten. Diesmal marschierte ich nicht am Schluss, sondern in der Spitzengruppe, hinter den Frauen. Eine war grün und blau geschlagen im Gesicht. Ich hatte noch nicht erlebt, dass ein Russe eine Frau so geschlagen hatte, selbst in dem tragikomischen Fall nicht, den Mutti miterlebt hatte. Die Frau des absolut unbelasteten Schlauer Amtsgerichtsrates Schmadalla hatte einen Männermantel an. Bei einer Körpervisitation fand ein Russe eine Hakenkreuzbinde in der Innentasche. Er soll fürchterlich geflucht haben, hat aber der Frau nichts getan. Von Stolp aus ging es wieder zurück nach Schlawe in ein wohlgefülltes Haus in der Hindenburgstraße. Unsere "Begleiter" leerten ein Zimmer für uns. Mit ca. 30 Mann in einer kleinen Stube war schon ganz komfortabel. Wir hätten auch bis zum Tagesanbruch geschlafen, wenn sich in der Unterhaltung mit den anderen Hausgenossen herausgestellt hätte, zu unserem Entsetzen, dass ca. 400 bis 500 Mann dieses Hauses am Morgen nach Stolp abmarschieren sollten. Bestimmt würde der Führer dieser Sammlung uns 30 als angenehme Bereicherung seines Transportes ansehen und wir wären wieder in Stolp gelandet. Darum berieten wir Stubengenossen lange und kamen einhellig zum Entschluss, am Morgen geschlossen im Zimmer zu bleiben und jede Drohung und Prügel hinzunehmen bis der Kommandant mit dem Dolmetscher käme. Es begann zu tagen. Der übliche Pfiff, das bekannte Geschrei. Raus, dawai, dawai, schnell, schnell. In den anderen Zimmern und auf den Gängen hastiges Sprechen, eiliges Schuhanziehen, schnelles Traben die Treppe hinunter. Dann schwere Schritte der Soldaten, die nachsahen, ob alle draußen waren. Sie brüllten uns an, von ihrem Standpunkt aus mit Recht, denn sie wussten ja nicht, dass wir erst vor 3 Std. von Stolp hier angekommen waren. Sie versuchten ohne Erfolg, uns mit Kolbenstößen hinaus zu treiben. Dann dämmerte es wohl bei ihnen, dass mit dieser Stube etwas Besonderes Los sein müsste, sie gingen. Nach wenigen Minuten war unser Bleiben beschlossen. Wir gingen an die Fenster und sahen die abmarschierende Menschenmenge. Tausende, hunderttausende sind wohl diesen Weg gegangen, von dem nur ein geringer Teil zurückkam und der noch krank. Die, die es verschuldet hatten, saßen zum größten Teil in Sicherheit. Wir blieben auf unserem Zimmer und beschlossen, es nicht zu verlassen. Gegen Mittag kam ein Soldat und sagte nichts, nur kurz "Dawai nach Hause". Wo hin? Nach Hause, wo wir wohnten und wir unsere Angehörigen vermuteten? Wo es passieren konnte, wieder eingefangen zu werden? Die Greifkommandos waren immer unterwegs. Es ist schwer, dies heute zu erzählen, ohne über die oft komische Situation zu lachen. Aber damals war uns nicht zum Lachen zumute. Der Schornstein bei Zypries qualmte wieder, also wurde dort gearbeitet.

Ich entschloss mich, wieder in die Fabrik zu gehen in der Überzeugung, dass ich den Meinen am besten helfen könnte, wenn ich Arbeit bei den Russen hätte. Es gelang mir, auf Umwegen dort hinzukommen. Der Posten vor der Fabrik wollte mich zuerst nicht

hineinlassen. Dann klappte es, ich wurde zum neuen Kommandanten und der Dolmetscherin geführt. Wortreich wies ich auf meine Verdienste für die Fabrik hin. Die Leute waren verständig. Ich durfte bleiben, aber gleichzeitig als Tierarzt auf ihren Gütern eingesetzt werden. Der Betrieb war unter dem neuen Kommando erst sehr dürrig in Betrieb. Da begann ein neues Märchen, denn mein alter Chef tauchte auf. Schenko-Gluschtschenko begrüßte mich unauffällig, besprach etwas mit seinem Kollegen und sagt mir abseits, seine Fahrerin Natascha werde über Mittag kommen und mich heimlich abholen. Wenn es ginge, solle ich ein Mikroskop mitbringen. Er habe Arbeit für mich. Ich war ja schon gewöhnt, Spielball fremder Entschlüsse zu sein. Schenko war mir sympathisch und ich hatte Vertrauen zu ihm.

Ich weiß noch, wie ich mich freute, Als zur Mittagspause alle nach unten in die Essräume gingen. Ich schlich mich in mein altes Büro, packte das beste Mikroskop in den Kasten und setzte mich in die Nähe des Fensters. Der Wagen kam. Die uniformierte, schwer bewaffnete Natascha schubste mich am Schilderhaus in den Wagen und brauste mit Affengeschwindigkeit in Richtung Bewersdorf. Der erstaunte Posten konnte es nicht verhindern. Er traute sich nicht, hinter uns her zu schießen.

Ich wurde nach Schlawin gebracht, wo ich im großen Fleischkombinat arbeitete. Die Schlawiner Zeit war nicht die schlechteste, ich konnte vielen Menschen helfen. Mein damaliger Kommandant war sehr aufgeschlossen. Unter dem Schutz gegen die Polen konnte ich oft nach Schlawe fahren und u. a. meine Frau besuchen. Sie wohnte in Drafehn's Kuckucksmühle. Als sie mich zum ersten Mal sah, erkannte sie mich unter dem langen Bart nicht. Sie hatte nur die Russen auf dem Wagen gesehen und wollte sich in Sicherheit bringen. Mit Freudentränen begrüßte sie mich dann. Natürlich brachte ich immer Lebensmittel mit, Fleisch, Fett und Wolle.

In der Zwischenzeit hatte sich die Lage in Schlawe ein klein wenig beruhigt, so dass Annie wieder auf den Schlachthof zog, in die unteren Räume, die früher der Hallenmeister Gründer bewohnt hatte. Die Erdgeschosswohnung war praktischer, weil die Frauen, es war noch die Frau eines Schlachters – Meyer - dabei - dann schneller aus den Fenstern flüchten konnten. Ich fuhr nur fast jeden Sonntag nach Schlawe. Einmal konnte ich Annie den Vorschlag, der von einem Russen stammte, machen, mit Geerd nach Schawin zu ziehen. Sie wäre dort in Sicherheit vor allen Vergewaltigungen u. Belästigungen geschützt, ebenso wäre Geerd sicher vor Verschleppung, mehrere seiner Mitschüler waren ja längst fortgebracht, wer weiss, wohin. Das war ein Positivum. Ein weiterer Vorteil war, dass man uns dort eine gute Wohnug in einem neuen Haus, in dem ein Arzt gewohnt hatte, zur Verfügung stellen wollte. Ein grosser Nachteil war die Unsicherheit, weil die Russen immer mit dem Gedanken spielten, mich nach Minsk mitzunehmen u. niemand wusste, ob es nicht eines Morgens irgendwohin ging. Dann wären Annie u. Geerd in ganz fremder Umgebung gewesen. Wir waren beide der Ansicht, dass der gutgemeinte Vorschlag abzulehnen sei.

Auf einer meiner Fahrten hatte ich den früheren Hausdiener von Dahnz mit genommen. Er lebt u. wohnt in Südhemmern bei Minden. Ich weiss nicht, ob ich mich jetzt wiederhole, ich schreibe alles in einem Fluss, ohne mein früheres Geschreibsel durch zulesen. Eines Tages kam in Schlawin eine Frau zu mir, die in der Fabrik am Wurstkessel stand, u. fragte mich, ob ich am Sonntag wieder nach Schlawe führe u. ob ich auch ganz sicher, d. h. mit russ. Schutz, sei ob ich ihren Mann mitnehmen würde. Dabei kam heraus, dass ihr Mann der frühere Hausdiener von Dahnz war. Er stieg zu mir in den Wagen, ich erkannte ihn sofort wieder. Er hatte einen Kopfschuss durch die Augenhöhle erhalten. Als er in der Nähe der Schlauer Forstarbeiterhäuser, wo er sich verborgen gehalten hatte, plötzlich Lärm gehört hatte u. aus dem Versteck herausgekommen war, geriet er in

Sicht einiger Russen, die grade aus einem Flüchtlingstreck 10-20 Leute, diese Zahl wurde mir auch später von anderer Seite genannt, an eine Hauswand stellten, um sie zu erschiessen. Er wurde, summarisch wie die Russen sind, einfach dazu gestellt u. hat es wohl nur der Tatsache zu verdanken, das immer wieder aus der Reihe ging, um seine Unbeteiligung zu erklären, dass er nur einen ungenau gezielten Kopfschuss bekam. Augenhöhle rein, hinten heraus! u. am anderen Tage- wie er mir erzählte, leicht angefroren aus der Ohnmacht erwachte. Ein Mädchen soll nach seiner Darstellung auch noch gelebt haben, aber bald gestorben sein. Er hat sich in ein nahes Haus geschleppt u. ohne ärztliche Behandlung diese schwere u. schauerlich aussehende Verwundung überstanden. Er hatte später gehört, dass seine Frau in Schlawin bei den Russen arbeitete u. die hatte ihn bis dahin so gut versteckt, dass niemand ihn gesehen hatte. Er wollte gern mal nach Schlawe sehen, ob von seinem Besitz noch etwas da war, zitterte natürlich immer, wenn sr einen Russen sah, war aber doch froh und sicher- wenn er mit einem Russen auf demselben Wagen- hin u. zurück zu Kommen. Bei einer dieser Fahrten hatte ich ein amüsantes Erlebnis. Ich pflegte über das Schlauer Krankenhaus zu fahren u. dort kurz Station zu machen, es war dort noch ein deutscher Arzt, Dr Sieloff, der auf dem Treck aus Ostpreußen hier in der Nähe hängen geblieben war. Im Krankenhaus fragte mich der mir von früher her gut bekannte Gärtnereibes. Rennhak, ob ich mir nicht mal eine kranke Kuh ansehen wollte, die er noch hatte. Seine Frau wäre zu Hause. Da seine Gärtnerei dicht am Krankenhaus lag hielt ich es für nicht zu riskant, mein Gespann mit meinem Russ. Soldaten mal kurz zu verlassen u. ging in die Gärtnerei. Suchte u. rief Hallo. Niemand meldete sich. Als ich das R. sagte befürchtete er schon, sie hätten seine Frau auch abgeholt , wir liefen schnell hinüber. Frau R. erschien. Sie hatte sich in den Johannisbeeren versteckt, weil sie mich mit meinem wunderbaren Vollbart nicht erkannt, sondern für einen Russen gehalten hatte. Dabei kennzeichnete mich der Bart als Deutschen. Dazu folgende Abschweifung. Als ich später mehrfach allein v. Schlawin nach Schlawe fuhr, musste ich mir vorher den Bartabnehmen lassen. Wenn ich glattrasiert war u. unterwegs Polen Miene machten, mir die Pferde wegzunehmen trotz Russ. Ausweises, machte ich es so, wie mein Russ. Chef Schenko, der oft mit mir im blauen Anzug gefahren war. Er ließ dann die Pferde etwas flotter gehen u. fasste mit böser Miene in seine hintere Gesäßtasche. Die Polen sprangen beiseite, denn wer konnte wohl noch so schöne Pferde fahren u. so böse in seine Revolvertasche greifen , als ein Russe. Die Polen ließen auch mich ohne Vollbart ungeschoren.

Als ich nach so einer Fahrt- später ging ich oft zu Fuß, um die in Schlawin lästige Russ. Bewachung nicht immer dabei zu haben- in meine Wohnung nach Frau Dräger zurückkam, waren die beiden Frauen, Frau Drager u. ihre Mutter, Frau Hass, in großer Aufregung, Frau Drager wohnt jetzt mit ihrer Familie in Bünde. In der Zwischenzeit, ich war a. Sonnabend nach Schlawe gefahren, oder Begangen, hatte sich Folgendes ereignet. [...] Annie hatte in Schlawe mit Geerd neben den tägl Ängsten auch noch Sorgen um mich, währendich wenigstens ohne sorgen um mich selbst eine ganze Zeit leben konnte. Eines Sonnabends war ich wieder zu Fuss nach Schlawe gegangen. Wir saßen am Sonntag früh friedlich in dem kleinen Zimmerchen in der früher Gründlerschen Wohnung. Plötzlich Pferdegetrappel, das am Haus aufhörte u. schon bullerten Fäuste an die Türen vorn u. hinten. Die Frauen konnten nicht mehr weg. Ich sah aus dem Fenster u. sagte zu Mutti „Keine Angst, das sind meine Leute aus Schlawin“. Sie waren es, aber, da sie keine Dolmetscherin mithatten, blieb alles unverständlich. Ich wurde so eilig auf einen Kutschwagen verfrachtet, dass ich selbst nicht wusste, was los war. Es konnte gut sein, dass das ganze Kombinat Hals über Kopf verlegt wurde u. sie mich mitnehmen wollten. Mutti musste den Eindruck bekommen, dass ich erneut zum 3. Mai verschleppt werden

sollte. Auf dem Kutschwagen saßen Sussko, oder Schenco, das weiß ich nicht mehr, die Russ. Arztin, mit der ich bis zu meinem letzten Tag zu tun hatte, eine eingeschriebene Kommunistin, die in Oranienburg unter der SS Bewachung viel zu leiden gehabt hatte, ein anständiger Mensch, ferner der Veterinär, der zum Kombinat nur lose Beziehungen hatte. Ich sah ihn selten, er mochte praktische Erfahrungen haben, wissenschaftlich war er unbeachtlich, sehr im Gegensatz zu seinem Veterinärchef in Stettin, der auch kein Wort deutsch konnte, mit dem ich mich aber über die lateinische Nomenklatur, die international ist, ganz gut verständigen konnte. Während der Fahrt bekam ich mühsam heraus, dass es nach Stolp ging. Auf meine Frage, was denn die beiden gr. Kastenwagen sollten, die hinter uns hertrabten, sagte man mir, wir wollten Medikamente holen. [...]

Etwa im Juni 45 wurde der hochmoderne Maschinenpark der Zypriesschen Fabrik planmäßig demontiert, in Kisten verpackt u. abtransportiert. Ich konnte das feststellen, weil etwa um die gleiche Zeit ein kleines Vorkommando unseres Kombinates in die Fabrik gelegt wurde u. ich häufig dorthin fahren musste, weil die Truppenveterinäre der umliegenden Formationen Notschlachtungen aus ihren Bezirken nach Schlawe lieferten u. ich nach der Untersuchung entscheiden musste, ob das Fleisch für die Rote Armee tauglich war, oder ganz untauglich, oder in dort verbliebenen umfangreichen Pökelanlagen mit dem früher beschriebenen Zettel eingepökelt werden sollten. Die riesigen leeren Räume machten auf mich einen trübseligen Eindruck u. ich konnte trotz meiner durch Erfahrung bestätigten Hochachtung vor der Fähigkeit der Russen zur Improvisation, mir nicht vorstellen, dass in diesen mächtigen Hallen ab 1.10.45 mit zusammengeholten Maschinen die Fabrikation wieder aufgenommen werden sollte. Die Schlawiner Fabrik sollte dann mit dem Dorf Schlawin zusammen den Polen übergeben werden. Ob die Übergabe an die Polen erfolgt ist, habe ich nicht erfahren. Jedenfalls kam etwa Ende August eine Gruppe polnischer Offiziere in die Schlawiner Kommandantur. Sehr elegante u. saubere Leute. Überhaupt konnte man oft schon auf eine Entfernung von 500 m sagen, ob man Russ. oder poln. Militär vor sich hatte Die Polen sahen gepflegter, sauberer aus, die Pferde geputzt, die Geschirre heil. Das soll kein Werturteil sein, vielleicht haben die Polen nicht so an den Brennpunkten gekämpft. Meist sieht die kämpfende Truppe anders aus, als die Paradesoldaten. Trotzdem gibt folgendes Erlebnis vielleicht eine Erklärung. Der Führer der Polen, ein Kapitän, sprach perfekt deutsch. Er begrüßte die deutsche Belegschaft mit „Guten Morden Leute, wie klappt bei Euch der Laden“. Ich flüsterte dem neben mir stehenden Koch wurstmeister zu, wenn das ein Pole ist, fresse ich einen Besen. Diesen Ausdruck lernt man in keiner Sprachschule. Als er erfuhr, dass ich deutscher Tierarzt sei, kamen wir in eine angeregte Unterhaltung, die sich bald um militärische Angelegenheiten drehte.

Als ich ihm auf seine Frage sagte, dass ich im ersten Weltkrieg Soldat gewesen sei, zuletzt Batterieführer in einem elsass-lothringischen Artillerieregiment, sagte er plötzlich. Ich war in Danzig (sicher Langfuhr) bei den Husaren. Er stammte aus der Provinz Posen u. hatte in Danzig bei den Preußen gedient. Nach dem ersten Weltkrieg fiel Posen an Polen. Er optierte für Polen, um im Lande u. in seinem Besitz bleiben zu können. Sicherlich sind damals sehr viele ehemalige deutsche Soldaten Polen geworden u. mancher von denen mochte jetzt bei der poln. Truppe sein, vielleicht daher der gute Eindruck den ich von diesen Truppenallerdings nur äußerlich u. in meinem engen Gesichtskreis, hatte. Er gefiel mir wesentlich besser, als der poln. Kreistierarzt mit dem schönen deutschen Namen Gebhardt, der auch gut Deutsch sprach, mir aber nicht wohl wollte, weil ich nicht für die Polen arbeiten wollte u. mit dem ich folgendes Intermezzo hatte. Es war typisch für die Situation in der sich die neuen poln. Herren in den ohne ihre milit. Hilfe uns abgenommenen deutschen Gebieten befanden. Ich hatte in Schlawe zu tun u. befand

mich auf einem Wagen mit erstklassigen Pferden davor, neben mir saß eine bewaffnete Russin. In der Höhe des Hotels List begegnete mir der poln. Kreistierarzt. Er fuhr auf einem dürftigen Gespann u. bat mich, durch Winken, zu halten. Sonst wäre ich vielleicht ausgerissen u. hätte mit meinen viel besseren Pferden sicher die nächste russ. Dienststelle vor ihm erreicht. Jetzt hatte ich militärischen Schutz u. hielt. Wir begrüßten uns sehr höflich u. er teilte mir folgendes mit. Er wäre schon mehrfach auf dem Schlachthof gewesen, der stand damals leer. Annie u. Geerd waren auf der Kuckuksmühle. Dabei hätte er meine schöne Schlafzimmereinrichtung gesehen. Ach Du lieber Himmel, wie sahen die demolierten Sachen aus, aber ihm hatten sie gut gefallen. Nun hätte er gehört, dass der neue poln. Leiter der Städt. techn. Werke auch schon mal auf dem Schlachthof gewesen sei u. auch dabei ein Auge auf das angeblich schöne Schlafzimmer geworfen habe u. es heute abholen wolle. Jetzt sei er im Begriff, mein Zimmer abzuholen u. dafür ein anderes hinzubringen, dabei zeigte er auf einen Kastenwagen hinter sich, auf dem eine ganz ärmliche Tannenhölzerleinrichtung lag. So beklauten diese Leute erst uns, dann sich gegenseitig. Nun hatte er wohl Angst, dass ich vielleicht seinen Kollegen von den Stadtwerken darauf aufmerksam machen würde. Ich sagte ihm, er könne unbesorgt aus meiner Wohnung holen, was er wolle, es sei ja alles poln. Staatseigentum. Das hatte man mir bei einer anderen Gelegenheit gesagt, als man behauptete, ich hätte noch einige von meinen silbernen Löffeln gefunden u. sie gegen etwas anderes eintauschen wollen. Man hätte mich wegen Diebstahls poln. Staatseigentums bestraft, wenn ich nicht meine Russen gehabt hätte. Davon abgesehen stimmte nichts von dieser Sache, denn wir waren ja schon restlos beklaut. Dass in der poln. Armee ein starker russ. Einfluss geltend gemacht wurde, las ich später in einer dtsh. Zeitung im Westen. Jetzt dafür folgendes Erlebnis, ich hatte in Schlawe zu tun, etwa Juli-August. Die Polen hatten schon einige Läden aufgemacht u. wir halten schon Löhnung in Sloty bekommen. Ich ließ meinen russ. Fahrer einen Augenblick halten, um in einen Laden zu gehen u. erstmalig etwas zu kaufen, Zigarettenpapier. Als ich aus dem Haus kam, hielt in der Nähe ein Auto mit poln. Flagge. Ich schnell zu meinem russ. Kutscher auf den Wagen. Als ich neben ihm saß, sah ich mir aus sicherer Position das Auto näher an. Wer stieg aus? Unsere russ. Ärztin aus dem Kombinat u. ein Offizier in poln. Uniform. Nun kannte ich den Hass zwischen Polen u. Russen zur Genüge. Am anderen Morgen beim Essen konnte ich es mir nicht verkneifen über die Sina, der Ärztin zu sagen, dass ich sie in Schlawe mit einem poln. Offizier gesehen hätte, sie ließ mir sagen Nix poln. Offizier, russ. Offizier in poln. Uniform. Jetzt erscheint mir das glaubhaft. [...]

19.8. fuhren sie ab. Ihr bescheidenes Gepäck wurde schon in Schlawe auf dem Wege zur Bahn mehrfach geplündert. Vielleicht kann Annie über ihre Erlebnisse, die sich ja immer in größerer Gefahr u. Not zutragen, berichten.

Nicht nur Geerd würde das begrüßen. Ich konnte am 19. auf dem Bahnhof in Schlawe sein u. ihnen zuwinken, als sie in eine drohende ungewisse Zukunft fuhren, während ich in meiner Kommandantur gut u. sicher untergebracht war. Ein Dr. Sieloff, deutscher Arzt des Krankenhauses, hatte dem Geerd noch einen Arm in Gips gelegt, da die große Gefahr bestand, dass alle Arbeitsfähigen von den Polen aus den Zügen geholt wurden. In welcher wunderbaren Weise wir alle wieder zusammenkamen, das werden wir – hoffe ich – von Mutti hoch hören. Ich konnte in mein abendliches Gebet zu Derk u. Herman nun auch die liebe Mutti u. den guten Geerd, der ihr in der schweren Zeit so sehr beigestanden hatte, mit einschließen. Mit Mutti fuhr noch, wie ich später hörte, eine Verwandte des Dr. Sieloff, die aber aus Berlin zurückkam u. über die ich zu meiner großen Freude erfuhr, dass Mutti bei Berlin mit Geerd durch gekommen war. In Schlawin verlief alles im gewohnten Gleis. Die Fabrik in Schlawe

füllte sich ,wie vorgesehen, mit alten Fleischerei-maschinen, die von irgendwoher zusammengeholt worden waren u. etwa am 1. 10 siedelten wir alle nach Schlawe über – Aus Schlawin wurde aber auch alles mitgenommen, was nicht nagelfest war, alle Maschinen u. die ganze Hauseinrichtung bis in alle Einzelheiten. Ich sehe noch einen großen ausgestopften Raubvogel mit weit ausgebreiteten Flügeln hoch oben auf einem vollbeladenen Lastwagen die Fahrt nach Schlawe antreten. Mein Natschalnik hatte mir schon vor Monaten geraten, ich solle mir doch gelegentlich meiner häufigen Fahrten nach Schlawe in der Fabrik ein schönes Zimmer aussuchen. Weil man mir auch versprochen hatte, dass ich am 1. 10. nach Hause sollte, musste ich mich doch zumindest auf einen Winter in Schlawe gefasst machen. Die Wohnzimmer ging ich alle durch. Sie waren leer, einige Fenster entzwei, die Heizkörper zum Teil noch drin, aber die Kessel ausgebaut u. abtransportiert. Als vorsichtiger Mann belebte ich also kein Prunkzimmer in der Fabrik, sondern einen Raum in dem daneben liegenden Haus, das einem Ackerbürger gehört hatte, dessen Namen ich vergessen habe. Es stand ein vertrauenerweckender Ofen darin u. in den Nebenräumen hatten sich Leute unseres Vorkomando's eingerichtet . Auf meinen Hinweis, dass ich am 1.10. nach Haus sollte u. mein, Nachfolger ein russ. Veterinäroffizier schon da war, sagte man mir, ich möchte nun doch noch Festtage der Oktoberrevolution- 7. November- mit ihnen feiern. Es blieb mir ja nichts anderes übrig, als Ja zu sagen. Zu Rauchen hatte ich immer reichlich, ebenso zu Essen, so dass das Fest mich nicht bes. verlocken konnte. Ich kannte aber noch eirbigen Frauen, die im Kombinat wohnten, einen Gefallen tun. Sie baten mich, ob sie die fraglichen Nächte in meinem Zimmer sich aufhalten dürften. Unter normaler Umständen ging es jetzt fast 10 Monate nach dem Einmarsch der Roten Armee ziemlich manierlich bei uns im Kombinat, was Frauen anging zu, aber wenn grosse Feste waren, waren sie doch manchmal ausser Rand u. Band u. dann konnte auch das stenge Verbot, Frauen in Kombinat au belästigen mal übertreten werden. So kam es, dass doch einige bei mir Zuflucht suchten. Es durfte sich das aber nicht herumsprechen. Etwa am 10. 11 war der Tag gekommen, dass der Kommandant mir sagte, jetzt könne ich nach Haus. Er liess mich rufen, fragte, seit wann ich im Kombinat sei, ich sagte, etwa seit Ende April. Ich schreibe 20. April, 20. April Euer Adolf Hitler Geburtstag. Er wusste es besser, als ich. Als er mir sein Zeugnis gab, ich konnte es ja nicht entziffern aber es war gut zu sehen 20.4. Wenn ich das Original nicht im Besitz hätte u. beglaubigte Abschriften, würde ich das, es hört sich ja wie Jägerlatein an, nicht schreiben. Dann legte er mir noch eine Menge alliiertes Geld auf den Tisch. Wir hatten unser Geld sonst nur in Sloty ausgezahlt bekommen, was außerhalb der poln. Verwaltung keinen Kurs hatte. Ich war gerührt, ließ aber das Geld auf dem Tisch liegen. Er fragte mich, warum ich das Geld nicht nähme. Ich sagte Wenn ich nachher auf den Bahnhof komme, der unter poln. Verwaltung steht, dann nehmen die Polen erst das Geld, dann nehmen sie mich, auf unbestimmte Zeit u. bestrafen mich noch dazu, weil ich für Russen gearbeitet habe. Er sagte "Wieviel russische Soldaten wollen Sie mit haben bis in die russische Zone, kein Pole darf Sie anfassen". Mir standen die Tränen der Rührung in den Augen, hatte ich doch nun Aussicht, meine Angehörigen, soweit sie am Leben waren, wieder zu sehen 22. 2. 62. Ich überlegte kurz, denn ich brauchte ja einen unbedingt zuverlässigen Mann, der mich nicht beim nächsten Zusammentreffen u. Feiern mit seinen Kumpels einfach allein ließ. denn dann war ich ja den Polen ausgeliefert. Ich bat mir Waschka aus. Einen etwa 25 Jahre alten Soldaten, der mich schon bei den verschiedensten Gelegenheiten zu verschiedenen Dienststellen begleitet hatte, der sich noch nie sinnlos betrunken hatte u. etwas deutsch konnte, so dass eine Verständigung zwischen uns möglich war u. der bei verschiedenen prekären Situationen ein großes Feingefühl gezeigt hatte. Ich war schon mehrfach mit

ihm in eine Gesellschaft angetrunkener Männlein u. Weiblein geraten, stets hatte er meine Stange gehalten, wenn ich tüchtig Schnaps trinken sollte. Er sagte dann, Dr. tüchtig essen, tüchtig rauchen, tüchtig arbeiten, aber keinen Schnaps wegen Kopfschuss Das half mir immer. Waschka war abkömmlich. Als alles soweit zur Abfahrt zum Bahnhof bereit war, sagte eine der deutschen Frauen, ob sie mir nicht ein Bett packen sollte zum Mitnehmen. Ich lehnte ab. Bisher hatte es überall, wohin ich vor dem Zusammenbruch gekommen war, ein Bett für mich gegeben. Ich wusste die Bedeutung eines Bettes trotz der Erfahrungen der letzten Monate immer noch nicht so zu schätzen, wie diese einfache Frau. Wenn ich gewusst hätte, dass der gute Waschka auch noch meinen Gepäcksack –Ja den hatte ich jetzt schon wieder- getragen hätte, hätte ich natürlich ein Bett gern mitgenommen. Wie hätten wir uns in Rinteln gefreut, wenigstens ein eigenes Bett zu haben. Waschka bekam der Sicherheit halber noch einen Schein, dass ich sein Gefangener wäre bis Berlin -wegen der Polen. Als wir die Kommandantur verließen, fiel ihm ein, dass er Kein Gewehr hatte u. ließ sich von dem posten am Schilderhaus schnell dessen Gewehr geben. Auf dein Bahnhof angekommen, unterhielt sich W. mit einigen russ. Mädels in einiger Entfernung. Plötzlich stand ein Pole neben mir, stellte seinen Fuß neben meinen Fuß u. sagte „Zieh aus“. Diese Methode, sich passende Schuhe anzueignen war, mir seit langem vertraut«Ich winkte Waschka heran u. der Pole verschwand, als mein Soldat sich näherte. W. fragte "Was wollte Pollak?" Ich sagte, ich sollte meine Schuhe ausziehen. W. sagte: "Gut, Dr. einen Schuh ausziehen, Dr. zwei Schuh ausziehen, Waschka kommen, Pollak kaputt". Dabei machte er eine unzweideutige Bewegung mit seinem Gewehrkolben. Ich war heilfroh, dass es nicht soweit gekommen war. Hätte W. den Polen niedergeschlagen, was ihm sicher eine große Freude bereitet hätte, dann wäre die poln. Miliz erschienen, denn die Bahn war ja schon polnisch, es wäre russ. Militär gekommen, es hätte ein erloses Palaver gegeben u. in der Zwischenzeit wäre mein Zug abgefahren, wir hätten erst mal wieder zum Kombinat müssen u. der Natschalnik hätte vermutlich gesagt "Gut Dr. nun noch einen Winter bei uns bleiben, gut essen, viel rauchen, wenig arbeiten"? Es war mir so schon lieber. Dann spielte sich noch eine Scene ab, wie sie meiner Ansicht nach nur bei den Preußen hätte passieren können, so unglaublich erschien sie mir. Es kam eine russische Streife vorbei. Dem Offizier fiel wohl auf, dass ein deutscher Civilist von einem russischen Soldaten bewacht wurde. Er kam plötzlich auf uns zu, immer noch auf dem Bannhof Schlawe ließ sich von Waschka die Papiere zeigen, schrie den armen Kerl an, dass er ganz rot wurde u. ging dann fort. Ich ahnte Böses u. bekam heraus, dass der Offizier sich die Begleitpapiere für mich hatte zeigen lassen, die waren in Ordnung, dann hatte er sich von W. dessen Militärpapiere zeigen lassen u. die Nr. des Karabiners mit der Eintragung verglichen u. das konnte ja nicht stimmen, da W. den Karabiner vom Posten ausgeliehen hatte. Ich fragte W. kommt der Leutnant zurück. Er sagte, ich weiß nicht. Gott sei Dank, er kam nicht zurück. Kurz bevor der Zug einlief, kamen noch einige Civilistenfrauen mit Kleinkindern, die von den Polen ausgewiesen waren. Darunter eine Frau Adler aus dem Schlawer Kino, die ich kannte, von der Kinokasse her. Sie weinte u. war sehr aufgeregt, denn man nahm Frauen Kleinkinderwäsche weg u. es war durch aus nicht sicher, dass Frau A. nicht von dem Kindchen getrennt - vielleicht für immer werden konnte. Ich ging also an das andere Ende des Bahnsteiges, nahm Frau Adler etwas abseits, sagte ihr, dass der Soldat mein Beschützer sei u. wenn der Zug einlief, solle sie mit ihrem Kindchen in den gleichen Viehwagen steigen, wie ich. Ich würde dafür sorgen, dass Waschka auch sie unter seine Fittiche nehmen würde. Alles klappte gut u. aus der Schiesserei u. dem Geschrei in den Waggons an den Haltestellen konnte man schließen, dass in den anderen Waggons doch allerhand los gewesen war. Nach den Schilderungen von Mutti u. Geerd muss die Fahrt bis Stettin

schauerlich gewesen sein. Bei uns im Waggon ging es sehr manierlich zu. Wenn mal Polen die Türen aufschoben um zu rauben oder arbeitsfähige Menschen zu fangen u. sie sahen den Schwerbewaffneten Waschka, verschwanden sie schnell u. lautlos. Auf irgend einem Haltepunkt wurde die Tür aufgeschoben u. es erschien eine beschneite Gestalt, die, als sie den Waschka sah, mit einem Schrei wieder hinausspringen wollte. Ich redete ihr gut zu, dass Waschka unser Beschützer sei u. der Ankömmling entpuppte sich als junge Dame, bekleidet mit etwas Unterwäsche u. Strümpfen u. darüber geworfen ein alter Sack, oder eine alte Decke. Als ich sie aus meinen beiden Feldflaschen - ich kam ja aus dem Schlaraffenland - mit einem Schnaps u. einem Schluck Kaffee gestärkt hatte, taute sie auf, fragte, ob ich Eberswalde kenne, ich konnte ihr sagen, nur den Dr. Grotefend in Eberswalde. Da sagte sie, wenn ich Eberswald kenne, würde ich sicher auch ihren Namen kennen, ihr Vater hätte das größte Schuhgeschäft in gehabt. Die Situation war grotesk. Das Kind in Strümpfen u. nur notdürftig bekleidet u. der Vater das größte Schuhgeschäft gehabt! Mir war so etwas nicht neu. Der Fabrikant Zypries, froh in seiner eigenen Fabrik arbeiten zu dürfen, der Fabrikant Pieper Schlawin, erst Arbeiter in seiner eigenen Fabrik dann, als wir Schlawin räumten, dort den Polen zurückgelassen u. seine ganze Habe einschl. des ausgestopften Raubvogels nach Schlawe verfrachtet, Frau Anger-Gutsbesitzerin von Karwitz, der man ein Enkelkind erschossen hatte, Schweinefütterin im eigenen Stall u. der Kommandant so böse auf sie, dass er mir v er bot, ihr guten Tag zu sagen, als ich auf dem Gut zu tun hatte, Frau Seeliger u. ihre Tochter-Gut Banow -in der Russenküche tätig u. mit bösen Drohungen der Sabotage beschuldigt, als die Russen mich nach Banow holen ließen, die Todesursache mehrerer Tiere zu klären. Ich konnte die Seeligers entlasten u. die Todesursache klären. Der Kommandant v. Banow, dem ich ausgeliehen war, freute sich darüber so sehr, dass er mich am liebsten dabehalten hätte. Er ließ anspannen u. in halsbrecherischer Fahrt ging es quer über die Acker nach Wusterwitz u. Kusserow, wo ich in der Brennerei einige Flaschen Schnaps bekam, mit denen ich wieder meinem Natschalnik in Schlawin eine Freude machen konnte, er hatte mich ausgeliehen mit der Verpflichtung zur- Rückgabe!

Nun weiter zum Transport nach Hause. In Stettin musste ich mich von Frau Adler nebst Kind trennen, die Oma war auch noch dabei, da Waschka mit mir in den Offizierwartezimmer ging, wo er mich, o Wunder, mit Essen, Trinken und Rauchen. Dann gingen wir zum Zug u. Waschka mit mir in ein für russ. Offiziere bestimmtes Abteil. Es gab nur ein kurzes Palaver unter Vorzeigung des Begleitscheines meines Kommandanten, ich durfte bleiben. Erst viel später hörte ich, dass in Scheune, so hieß der Vorortbahnhof von Stettin, von dem aus die Züge nach dem Westen fuhren, Tausende die Züge zu stürmen versuchten, aber nur die Kräftigsten es schafften, hineinzukommen, alte u. kranke u. schwächliche Leute mussten weiter draußen in der Kälte liegen, ohne Essen u. Trinken u. Hunderte sind elend an den Bahndämmen umgekommen. Frau Adler hat es unter unkomischen Umständen geschafft, mit dem gleichen Zug weiter zu kommen. Ich habe auf der ersten Station in der russischen Zone den guten W. nach Haus geschickt mit vielem Dank. Wir glaubten, wir seien im Paradies, so groß war der Unterschied zwischen der poln. u. der russischen Zone. Wir durften Deutsch sprechen, niemand wurde geschlagen u. aus dem Zug geholt, kurzum, es war herrlich. Frau Adler u. Gen. traf ich in Berlin auf dem Stettiner Bahnhof wieder. Sie wollten mich für die erste Nacht mit in eine in der Nähe liegende noch erhaltene Verwandtenwohnung nehmen. Wir erkundigten uns bei Polizisten nach der Möglichkeit, dorthin zu kommen, die Leute waren überaus unfreundlich, fragten, warum wir nicht in Polen geblieben wären. Schade, dass Waschka nicht mehr da war, der hätte diese deutschen uniformierten Strolche mal mitnehmen und einige in Schlawin in den Keller sperren können.

Derk Steggewentz¹⁰⁴

Das Ende des Krieges - Erinnerungen

Nachdem mein Großvater und mein Vater ihre Lebensgeschichten aufgeschrieben haben und die bei unseren Kindern so einen großen Anklang gefunden haben, hat man mich verdonnert dieses auch zu machen. Ich will es versuchen, kann aber nicht garantieren, dass die Daten 100 prozentig stimmen. Ich habe kein Tagebuch geführt und kann es lediglich aus der Erinnerung und mit Hilfe alter Bescheinigungen und Zeugnisse, die mir noch vorliegen.

Ich bin am 13. November 1927 als 1. Kind meiner Eltern Dr. Derk Steggewentz Städt Veterinärarzt und seiner Ehefrau Anni Steggewentz, geb. Stock in Schlawe / Pommern geboren. Ich hatte noch 2 jüngere Brüder; Gerd 1930 geb. und Hermann 1933 geb. Mein Vater hatte 1924 den damals neu gebauten Schlachthof in Schlawe übernommen. Wir wohnten in der Dienstwohnung. Wir wohnten in der für damalige Verhältnisse schon recht modern eingerichteten Wohnung im 1. Stock. Parterre waren die Büros und die Wohnung des Hallenmeisters Gründler. Mein Vater hielt verschiedene Hühnerrassen, Kaninchen und hatte immer 2 oder 3 Hunde. Sehr viel Erinnerungen habe ich an meine Kleinkinderzeit nicht. Ich machte oft die Ställe der Tiere mit sauber. Des Abends wurde spazierengegangen dabei musste ich immer gerade gehen und bekam oft einen Stock hinter dem Rücken durch die Ellenbogen geschoben. Im Sommer machten wir Radtouren und im Winter Schlittenfahrten, zu denen uns bekannte Bauern meiner Eltern mit dem Pferdeschlitten abholten. Im Sommer ging es dann oft auch an die nahegelegene Ostsee.

Hier sind wir einige Male in Bauernhufen, Rügenwalde und Jershöft gewesen bis unsere Eltern sich dann ein Grundstück in Vietzkerstrand auf der Nehrung zwischen Ostsee und Vietzkersee gekauft haben. Dort hatten sie ein kleines Sommerhaus gebaut. Jetzt ging es auch jedes freie Wochenende und jede Ferien wenn irgend möglich dort hin. Meine Mutter hatte immer ein Mädchen und oft kamen diese dann auch mit an die See. Ich bin dann auch oft mit den Fischern rausgefahren. Als ich dann etwas größer war und viele Fischer zum Militär eingezogen waren, haben die Frauen dann ganz früh morgens an das Fenster hinter dem ich schlief geklopft und ich bin dann oft ohne Wissen meiner Mutter mit den Frauen rausgefahren um bei dem Rudern zu helfen. Das konnte ich nur machen wenn mein Vater in Schlawe war, da er oft nur zum Wochenende an die See kam. Der Bruder meines Vaters in Berlin hatte sich dort ein Nachbargrundstück gekauft, da er später aber nicht mehr bauen wollte, bekam ich das Grundstück zur Konfirmation. Die

¹⁰⁴ **Derk Steggewentz** ist der Sohn von Derk Steggewentz, dem Initiator der Städtepartnerschaft Slawno-Rinteln. Seine Erinnerungen sind ebenfalls in dieser Veröffentlichung zu finden.

Derk Steggewentz – der Sohn des Schlawer Tierarztes ist in Schlawe geboren, wohnt heute in Rinteln. Er ist der Initiator der Zusammenarbeit zwischen seiner Geburtsstadt und der Stadt, in der er wohnt, und das schon seit den 90-er Jahren des 20-sten Jahrhunderts. Für die großen Verdienste im Rahmen der Arbeit für seine Geburtsstadt Schlawe/Slawno erhielt er die Auszeichnung „GOLDENER SCHLAWER GREIF“

Urkunden habe ich heute noch. Das Gelände dort wurde mit der ganzen Nehrung später militärisches Sperrgebiet in das wir aber weiterhin mit einer Sondergenehmigung kamen. Es ist heute unter den Polen immer noch Sperrgebiet. Ich hatte bisher 2 Mal die Möglichkeit; auf illegale Weise dorthin zu fahren. Es ist kaum wiederzufindenden, von dem Sommerhaus sind nur noch die Grundmauern da.

Ich kam frühzeitig in den Kindergarten, der in dem ev. Gemeindehaus in der Nähe des Gymnasiums war. Kindergarten, Grundschule und einige Jahre Gymnasium habe ich mit gleichen Mitschülerinnen und Mitschülern verbracht.

Wir haben viel Spaß gehabt aber auch viel dummes Zeug gemacht. Der Schlachthof lag ja etwas außerhalb der Stadt in einem kleinen Wäldchen. In der Nähe war der Schützenplatz, hier war immer die Kirmes. Hier half ich dann immer bei dem Auf- und Abbau der Karussells und Buden. Da gab es dann zwischendurch immer mal ein herrliches Leberwurstbrot vom Karussell- Bollmann. Das passte meiner Mutter garnicht. Wir bekamen zu Hause kaum Fleisch und Wurst. Manchmal brachte einer meiner Freunde auch ein KK-Gewehr mit und wir schossen Ratten an der Abfallgrube. In der Nähe wohnte der Polizist Mielke, der Taubenzüchter war. Wenn wir dann Elstern schossen, kam es auch schon mal vor, dass wir eine von seinen Tauben erwischten. Im Herbst, aber besonders zur Zeit der Schneeschmelze, trat die Wipper immer über die Ufer und es waren große Flächen der Wiesen überschwemmt. Dann wurde trotz Verbotes mit einem selbstgebauten Floß oder in einem Backtrog auf den Weiden rumgeschippert. In der Nähe des Schlachthofes war in diesen Wipperwiesen auch ein toter Wipperarm, der von viel Weidengebüsch umgeben war, an dem manchmal auch geangelt wurde. Als ich mal wieder mit einem Schulfreund auf Elstern geschossen hatte, musste ich am kommenden Morgen zum Direktor des Gymnasiums in das Zimmer kommen, ich ahnte schon böses, denn mein Kollege, Helmut Röhser, hatte eine Taube von Mielke für eine Elster gehalten und diese geschossen. Das hatte er aber nicht mitbekommen, sondern es waren wohl einige der Kleinkalibergeschoße um seinen Angelplatz in die Weidenbüsche eingeschlagen. Es wurde mir angedroht ,von der Schule zu fliegen, sollte ich nochmal dort schießen.

Von meiner Zeit als Grundschüler habe ich kaum noch Erinnerungen. Als Klassenlehrer hatten wir den Vater eines Mitschülers, Rüdiger Poepel. Der muss wohl auch viel Mist gebaut haben, denn oft bekam er morgens als Erster eine Tracht Prügel. Von dem alten Poepel habe ich auch viel Schläge bekommen. Warum, weiß ich heute nicht mehr. Ich habe allerdings oft meine Schularbeiten nicht gemacht. An die Zeit auf dem Gymnasium kann ich mich etwas mehr erinnern. Da gab es keine Schläge mehr. Es wurden meiner Erinnerung nach mehr und gemeinere Streiche gemacht, wie in der Grundschule. Hier nur einige: Wir hatten in Englisch einen ganz kleinen Lehrer, genannt Pipel Lunderstedt, der seine kleine Figur versuchte durch Forscheit ausgleichen zu müssen. Im Gymnasium waren die Klassentüren sehr hoch und entsprechend schwer. Da ich keine Blüte im Unterricht war, musste ich mich ja auf andere Weise hervortun und habe die Tür aus den Angeln gehoben und nur davor gestellt. Er riss die Tür auf und lag natürlich darunter. Da Verdunkelungspflicht bestand, hatten alle Fenster Rollos. Die Bänder spannten wir dann so, das sie mit einem Knoten festgehalten wurden und die Rollos oben blieben. Die erste Frage des in die Klasse gekommenen Lehrers „Wo ist das Klassenbuch?“ Dann ertönte von irgendeinem genuschelt: in der Schublade. Der Lehrer zog diese auf, es wurde dunkel und es begann ein großes Gejaule. Oder einen Summer vom Stabilbaukasten in den Klassenschrank mit einem Kontakt am Stuhl oder Pult. Ich hatte mir mal einen kleinen Blechfrosch mit einer Metalllippe zwischen Bauch und Koppelschloss geklemmt. Wenn ich mit dem Bauch gegen das Koppelschloss drückte, knackte dann ganz laut.

Etwa Mitte Juli 1943 wurde unsere Klasse zum größten Teil als Marinehelfer auf die Halbinsel Hela eingezogen.

Es kamen 2 Lehrer mit, da wir weiterhin Unterricht haben sollten. Wir kamen ,glaube ich, nach Hela Sand in ein Baräkenlager . In der Nähe war ein mit Stacheldraht umgebenes Lager, hier sollte eine Strafkompagnie sein. Wir haben nur mal gesehen, wie die Menschen dort mit einem Spind auf dem Rücken von dem uniformierten Personal bis zum Umfallen auf dem Hof rumgetrieben wurden. Diese Bewacher sollten uns eine Grundausbildung beibringen. Gehen lernen, Parademarsch und Griffe kloppen bis zur Vergasung. Wer nicht spurte, wurde von diesen Leuten geschliffen bis zum Umfallen. Nach etwa 4 Wochen Grundausbildung wurden wir in offenen Booten von Hela nach Gotenhafen übersetzt und wurden einer Flakbatterie in Oxhöft auf einer Anhöhe über dem Hafengelände zugeteilt. Direkt unter uns lag die Torpedoversuchsanstalt. Wir hatten häufiger Alarm des Nachts und am Tage sollten wir dann Unterricht haben. Ich wurde als Seitenrichtmann an den großen E - Messbalken ausgebildet. Die Flugzeuge kamen dann auch bald am Tage. Wenn sie dann die Bombenschächte aufmachten und ich sah die Dinger direkt auf uns zukommen, bekam ich es mit der Angst und habe erst mal oben rübergesehen. Wir stellten dann fest; dass die Bomben dann weit über uns hinaus gingen, fingen uns aber dann auch einen tüchtigen Tritt in den Hintern ein. Nachts mussten wir zu zweien Wache schieben. Nachdem einige Wachen von den Polen dort umgebracht worden waren, durften wir keine Stahlhelme mehr tragen, da man mit diesem bei etwas Wind nachts nicht so gut hören konnte wenn sich jemand näherte.

Zu der Zeit war ich mit 15 Jahren der Jüngste in der Klasse. Wir wohnten dort in einem Barackenlager. Mussten unsere Bude selber sauber machen und wurden von einigen Vorgesetzten noch schikaniert. Wenn der UVD morgens durch die Stuben ging, mit dem Finger dann zwischen Strohsack und Metallbettrahmen herwischte, er Staub am Handschuh fand wurde der Aschenkasten im Zimmer ausgestreut oder wenn im Spind nicht alles ganz gerade lag; wurden die ganzen Klamotten im Zimmer verteilt. Wir hatten als Ausgehuniform die blaue Marineuniform, mussten allerdings dazu die HJ Armbinde tragen. Diese wurde natürlich oft abgemacht, wenn man mal ins Kino wollte oder in eine Kneipe. Zu dieser Zeit lag die Wilhelm Gustloff in Gotenhafen. Auf ihr war auch eine U-Bootschule zu der ein Mitschüler der älter war als wir, abkommandiert war. Ich habe ihn einige Male besucht und kannte dadurch etwas die Gustloff. Da ich nicht zur Waffen-SS wollte, wir aber vor der Marinehelferzeit schon hierfür gemustert werden sollten-hatte ich mich sehr früh freiwillig zur Kriegsmarine Laufbahn II gemeldet als ROB. Während meiner Marinehelferzeit, musste ich in Stralsund in der Frankenkaserne meine Prüfung als ROB ablegen. Es gehörte auch noch im Kriege eine Ausbildung auf dem Segelschulschiff Gorch Fock dazu. Dazu machten wir die großen Segelscheine auf 2 größeren Jachten, Jutta und Edith. Die Gorch Fock, heute die russische Tovarishch, konnte ich nach über 60 Jahren bei der EXPO am Meer 2000 wieder betreten Wilhelms-haven 1943/44 lag sie vor der Insel Rügen bei Lauterbach auf Reede.

Ich hatte schon als Schüler großes Interesse an der Landwirtschaft. In Altwarschow hatte ich einen Bekannten, Willi Burow, die hatten eine kleine Landwirtschaft mit 3 oder 4 Kühen und auch einem Pferd.. Hier fuhr ich oft nach der Schule hin und half dort mit. Die Ferien verbrachte ich die letzten Male auf dem Rittergut Borkow bei Dr. Korsanke. Dieser war ein Kollege meines Vaters, der reich geheiratet hatte. Er hatte den Tierarzt an den Nagel gehängt und sich mit seiner Frau das Gut gekauft. Mein Vater hatte ihn gebeten, mir die Landwirtschaft auszutreiben, da er mir keinen Betrieb kaufen konnte. Sie hatten aber genau das Gegenteil bewirkt. Hier durfte ich auch zum ersten Mal mit auf Jagd. Es waren immer wunderbare Tage. In dieser Zeit hatte ich mich auch auf der Ko-

lionialschule in Witzenhausen angemeldet, da ich zu Bekannten meiner Eltern der Familie Rhode, auch genannt Kaffeekönig vom Kilimandscharo, kommen konnte. Im Sommer 1944 habe ich dann auch noch meine Pflichtzeit bei dem Reichsarbeitsdienst in Dramburg - Falkenburg in Hinterpommern absolviert. An diese Zeit habe ich keine Erinnerung mehr. Ich bin dann nochmal zu meinen Mitschülern nach Gotenhafen gekommen aber sehr bald zur Marine nach Neumünster in Schleswig-Holstein einberufen worden. Als Schulabschluß bekamen wir eine Vorsemesterbescheinigung, die uns nach Kriegsende ein sofortiges Studium ermöglichen sollte. Von hier wurden wir sehr bald nach Skagen in Dänemark verlegt. Hier wurden wir zur Flugabwehr und bei der Küstenartillerie zum Küstenschutz eingesetzt.

Hier waren wir über Weihnachten bis etwa Mitte Februar 45, Anfang Januar 45 bekamen wir dort in Skagen einen neuen Spieß. Zum Empfang mussten wir auf dem Hof antreten und der Neue begrüßte uns. Es war derselbe, den ich zu meiner Zeit als Marinehelfer in Gotenhafen hatte. Da wir in dem Winter dort viel Sehne hatten und es auch ziemlich kalt war, hatte ich vor Weihnachten meine Schuhe mal zum Trocknen vor den Ofen gestellt. Als ich sie dann anziehen wollte, hatten sie wohl zu dicht vor dem Ofen gestanden und die ganze vordere Schuhkappe platzte weg. Ich musste das ja melden, bekam einige Tage Bau und es kam in meine Papiere, was als ROB natürlich sehr von Nachteil war. Als der neue Spieß sich mit den Papieren seiner Truppe etwas vertraut gemacht hatte wurde ich zu ihm befohlen. Er hatte mich gleich wiedererkannt und machte mich ein bisschen fertig. Dann sagte er mir, dass er die Strafe umgewandelt habe und ich über ein Wochenende Strafdienst machen müsste. Diese Eintragung in meinen Papieren schadete mir dann nicht bei meiner weiteren Laufbahn. Ich war natürlich einverstanden und musste das Wochenende in die Küche. Ich musste dann anschließend in das Krankenrevier, weil ich mir den Magen total verdorben hatte. Als ganz junge Pimpfe bekamen wir dort in Dänemark Sonderverpflegung und ich hatte in der Küche so richtig zuge schlagen. Von den Braten die Kruste abgemacht von der Milchsuppe oben die Sahne abgeschöpft und so weiter.

Ende Februar oder Anfang März 45 wurde ich dann abkommandiert zur Marineflack- schule Glowé auf Rügen. Hier wurden wir erst mal wieder richtig geschliffen. Gehen lernen, Parademarsch und Griffkloppen üben, obwohl jeder doch schon sehen musste , wie alles enden würde.

Zu der Schule gehört auch ein größerer Garten und der Spieß sucht jemanden der aus der Landwirtschaft kam um den Garten zu bestellen. Ich meldete mich um von der Schleife- rei weg zu kommen und mit dem Gedanken, eventuell von dem Saatgut etwas zum Es- sen gebrauchen zu können. Die Verpflegung war sehr knapp und ich war morgens ganz früh schon einige Male zur Küste runter gegangen, um mir von den Fischern, wenn sie vom Fang zurückkamen, etwas zum Essen zu holen. Manchmal habe ich mir dann in einer Tonröhre Fische geräuchert oder Dorschköpfe mit hoch gebracht und dann mit Saaterbsen und Pflanzkartoffeln zusammen eine Suppe gekocht. Denn das wir das Ge- müse noch auflaufen sehen würden, daran glaubte ich nicht mehr. Und so kam es dann ja auch sehr schnell. Wir konnten ja täglich den enormen Schiffsverkehr hauptsächlich in Richtung Westen von der Küste aus beobachten. Um den 1. oder 2. Mai wurden wir nachts dann überraschend nach Saßnitz verlegt da der Russe schon in Stralsund sein sollte. Am Tag darauf wurden wir auch schon von russischer Artillerie in Saßnitz be- schossen. Es war plötzlich alles in Auflösung begriffen. Wir sollten versuchen, von der Insel zu kommen und man ließ uns laufen. Wir sind dann noch in ein Verpflegungslager gegangen und haben versucht, uns mit Essbarem einzudecken. Obwohl uns der Kunstthong auf dem Flur schon entgegnenfloß, schoss die Wachmannschaft hinter uns

her. Wenige Stunden später wurde alles in die Luft gesprengt. Es war ein Irrsinn. Ich hatte mir noch 2 Dosen Wurst organisiert, die Gasmaske aus dem Behälter weggeworfen und die beiden Dosen reingetan. Es lagen noch mehrere kleinere Schiffe der Kriegsmarine im Saßnitzer Hafen, da wollte ich versuchen mitzukommen, wusste aber, dass sie kein Gepäck von uns mitnehmen sollten. Als ich dann zum Hafen kam und versuchte, auf eines der Boote zu kommen, wurde mir immer wieder erklärt es sei unmöglich, da ich keine blaue Marineuniform anhatte sondern eine graue mit allen Hinweisen, das ich Angehöriger der Marine war. Da nützten mir auch alle Papiere nichts. Ich hätte zur Besatzung gehören müssen. Es kamen nur Marinehelferinnen und ganz bestimmte Personen mit. Dieses waren in erster Linie Goldfasanen (uniformierte Verwaltungsbeamte) und einige Offiziere. aber diese Sorte alle mit ihren vollgepackten Autos. Ich war natürlich ziemlich in Druck und es bestand jetzt nur noch die Möglichkeit in der kommenden Nacht mit einem Boot welches man sich irgendwie besorgte, von der Insel zu kommen. Wir sind dann Nachts mit einigen Personen , zu wievielen ist mir entfallen, außerhalb des Hafens am Strand lang gegangen und haben uns dort ein Boot angeeignet mit dem wir dann auf die Ostsee in Richtung Westen gefahren sind. Wir waren 5 oder 6 Personen und es war ein Motorboot. Nachdem wir eine ganze Weile gefahren waren und es schon hell geworden war fing der Motor an zu stottern und wir stellten dann fest, dass der Sprit alle war. Ich werde diesen Zeitpunkt und den wunderbaren Sonnenaufgang nie vergessen. Um uns waren rund herum alle Arten und Größen von Schiffen, die gen Westen führen. Der Russe hat dann noch versucht, hinter uns her zu schießen , aber es wurde keines der Boote getroffen. Es musste der 3. oder 4. Mai 45 sein. Wir konnten das Boot an einen Schleppzug hängen, der aus der Oder kam. Der Wind verstärkte sich , der Seegang wurde höher, wir sind dann erst auf den Schleppkahn umgestiegen und haben die Leine zu dem Boot gekappt. Das hat mir damals leid getan, dass wir das schöne Boot sich selbst überlassen mussten. Als der Seegang zunahm und anfang über die Blechabdeckung des Lastkahnens zu schwappen, sind wir umgestiegen auf einen Schwimmdock, der von 2 Schleppern gezogen wurde und auf dem schon mehr Menschen waren. Es war Der Lange Heinrich aus Gotenhafen. Auch hier hatten wir nichts zu trinken und zu essen. Der Durst war eigentlich das schlimmere. Es waren dann 2 U - Boot-Jäger, die versuchten ,uns Trinkwasser in großen Schüsseln rüber zu reichen. Wir standen am Ende des Schwimmdocks auf der Platte in Wasserhöhe und die Boote fuhren dann ganz langsam hinter dem Dock längseits her und warfen uns dann größere Schüsseln mit Trinkwasser rüber. Wenn einer die dann gefangen hatte, steckten wir dann mit einigen Leuten unsere Köpfe in die Schüssel, um etwas trinken zu können. Es war ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen. Ich muss mich berichtigen wir sind auf ein Schwimmdock und nicht auf den Schwimmkran umgestiegen. Der Schwimmkran war auch im Schlepp eines anderen Schleppers. Auf dem Schwimmdock war auch die Wasserschutzpolizei von Rügen. Deren Führungsspitze hatte sich mit den Nahrungsmitteln abgesetzt. Ich hatte mir in dem Verpflegungslager in Saßnitz noch einen kleinen Handkoffer mit Zigaretten gefüllt. Die konnte ich gut gebrauchen. Sie waren leicht und ich konnte da alles für eintauschen. Die hohen Seitenteile waren teilweise als Aufenthaltsräume für die Dockarbeiter gedacht. Natürlich alles aus Eisen. Wir wurden einigemal von russischen Torpedofliegern angegriffen und konnten dann die Blasen Spuren der Torpedos beobachten, die nebenher liefen.

Gemein hörten sich die MG-Salven an, die dann bei dem Abflug noch auf die Wände des Schwimmdocks richteten . Die gingen ja nicht durch die Eisenwände und wir saßen dann da drin. Da wir keinerlei Wasser hatten mussten wir dann in einer Nacht umsteigen und wurden auf mehrere kleinere Schiffe verteilt. In der Nacht sind wir noch in

Kopenhagen eingelaufen, in der Hoffnung, dort an Land gehen zu können. Das wurde uns aber von der Hafenbehörde nicht erlaubt, wir konnten hier nur Trinkwasser übernehmen und mussten dann sofort wieder raus auf die Ostsee. Dort mussten wir am Vormittag aus irgend einem Grunde auf die UBENA umsteigen. Dieses war ein großes Schiff, eingerichtet als Transporter für Güter, aber auch als Truppentransporter eingesetzt. Als wir längsseits, fragte ich dann einen Soldaten der wohl über 12 oder 15 m. über mir an der Reling der Ubena stand, ob jemand aus Schlawe an Bord wäre, denn ich hatte ab März nichts mehr von zu Hause gehört. Er kam dann mit einem ganz jungen Soldaten oben wieder an die Reling. Ich erkannte ihn als ehemaligen Mitschüler des Gymnasiums 1 Klasse unter mir. Er konnte mir aber keine Auskunft geben und ich hatte das Gefühl, dass er durchgedreht war. Wir wurden dann auf das Schiff übernommen. Da ich auf keinen Fall unter Deck wollte richtete ich mich am Abluftschacht, der aus einem der Maschinenräume an Deck kam, ein. Da war ich oben auf Deck und es war auch nachts warm von der Abluft. Es waren viele Verwundete und Reste der Kurlandarmee, unter ihnen auch eine spezielle Kampfeinheit an Bord. Dönitz hatte ja in den letzten Kriegstagen noch die Regierung und das Oberkommando über die Wehrmacht übernommen. Jedenfalls hatte es an Bord den Funkspruch gegeben, dass wir gegen den Amerikaner und Engländer kapituliert hätten und jetzt gemeinsam mit diesen gegen die Russen kämpfen würden. Unter dieser Kampftruppe brach ein gewaltiger Jubel aus. Aber 1 oder 2 Tage später kam dann die Ernüchterung: am 8. Mai mit der Kapitulation an der Ostfront. Die Verpflegung auf dem Schiff war sehr knapp. Jeden Tag gab es eine dicke Scheibe frisches Maisbrot auf dem Schiff frisch gebacken, ich aber hatte immer noch einen Teil meiner Rügener Zigaretten und konnte damit etwas eintauschen. Da die Schiffsführung auf jeden Fall in Engl. oder Amerikanische Gefangenschaft wollte, es die ersten Tage hieß, alle Schiffe, die vom Osten her unterwegs waren, würden dorthin zurückgeschickt, kreuzte die UBENA zwischen Bornholm und Dänemark bis zum 12. Mai auf der Ostsee. Dann bekamen wir die Anweisung, Kiel anzulaufen, die Verwundeten abzugeben und dann vor Kiel auf Reede zu gehen. Hier haben wir dann etwa 14 Tage gelegen. In dieser Zeit KAMEN UNENDLICH VIELE Schiffe und Boote aller Gattungen mit Flüchtlingen und Resten der Kurlandarmee in die Kieler Bucht. Eines Abends fing man auf einem der Boote an, die noch vorhandene Signalmunition zu verschießen. Es war ein tolles Feuerwerk und die Engländer fingen an durchzudrehen. Einige Tage später wurden wir; glaube ich in Neumünster, an Land gesetzt und wir mussten bis vor Eutin marschieren, wo wir in einem Waldlager unter freiem Himmel etwa 3 oder 4 Wochen kampierten. Die Verpflegung war knapp bemessen. Wir wurden nach Waffengattungen immer in 10er- Gruppen eingeteilt und für diese 10 Personen holte dann einer die Verpflegung. Nachts ging ich dann auch auf eine Weide in der Nähe, auf der eine große Kuhherde weidete. Ich hatte mir eine größere Blechdose besorgt, in die ich reinmelken konnte. In der Nähe war ein Stall mit großen Freilaufboxen in denen immer jeweils etwa 10 Bullen liefen. Stalltür nach vorne war abgeschlossen, aber die große Tür, die auf die Weide führte, konnte ich von außen aufbekommen. Auf dem Futtergang standen einige Kisten mit Schrot und es war mir einige Male gelungen hier Schrot zu organisieren. Ich musste dann vorsichtig die Tür von der Weide her öffnen, dann sehen, ob die Bullen in einer Ecke lagen, ruck zuck durch die Box über das Fressgitter auf den Futtergang, Schrot in eine große Dose tun und wenn die Bullen passend lagen, wieder durch die große Tür zurück. Dieses ging solange gut, bis der Futtermeister das wohl spitz bekommen hatte. Ich war wieder mal schon durch die Box, saß auf dem Fressgitter; da bemerkte ich 2 Schäferhunde, die man dort auf dem Futtergang eingesperrt hatte. Ich bin sofort runter vom Gitter und gut raus gekommen. Hier konnte ich also nichts mehr machen.

Wir haben versucht uns auf alle mögliche Art und Weise zusätzliche Nahrungsmittel zu beschaffen. Die frisch gepflanzten Kartoffel mit den Händen ausgebuttert und uns dann mit frischen Trieben Brennessel oder Löwenzahn gekocht. Aus einer Mühle hatte ich mir eine große Tüte Erbsen besorgt und diese gekocht. Mir wurde hinterher Hundeelend und es stellte sich heraus, dass es wohl gebeitzte Saatwicken gewesen waren. Ganz Schleswig-Holstein war ja ein einziges Gefangenenlager. Es wurden in dem Wald mit Reichsmark Glücksspiele gemacht und die Gerüchteküche brodelte. Wir könnten zurück in die Ostgebiete zum Russen, uns zu einer von deutscher Seite neu aufgestellten Hochsee-Fischfangflotte bewerben u. s. w.

Die Engländer hatten dann sehr bald eine Minensuchbooteinheit aufgestellt die deutsche Besatzungen erhalten sollte, um die von selbst gelegten Minen wieder zu räumen. Da wir immer nach Waffengattung zu Gruppen von 10 Personen eingeteilt waren und je Gruppe eine Nummer hatten, haben sie innerhalb von Stunden alle in blauer Marineuniform gekleideten Personen rausgesucht und abtransportiert. Da ich grau anhatte, hatte ich Glück und blieb als einziger unserer Gruppe über. Ich behielt die Gruppenkarte mit der Nr. 23 - 10 Personen für mich. Da die Karte mit Blaustift geschrieben war, feuchtete ich sie etwas an und verwischte die 10 etwas; damit man mir später nicht nachweisen konnte ich hätte die Zahl nicht auf 1 Person berichtet. Ich habe dann immer für 10 Personen Verpflegung empfangen da es ja normalerweise keine Gruppe mit 1 Person gab und kam damit ganz gut zurecht. Ich brauchte mir von an der Zeit keine Suppe mehr in der Blechdose kochen, in der ich ab und an meine Unterwäsche auch der Läuse wegen kochen musste.

In der zweiten Hälfte Juli wurden dann Leute, die aus der Landwirtschaft stammen sollten, gesucht, um noch bei der Einbringung der Ernte zu helfen. Ich meldete mich sofort und gab Stadthagen an wohin ich zu Verwandten entlassen werden wollte. Sehr bald wurden wir dann entlassen und von farbigen Afrikanern in einem Höllentemo auf offenen LKW nach Hannover in ein Lager gefahren. Von hier ging es dann weiter und wir wurden zu dreien vor dem Arbeitsamt in Stadthagen regelrecht abgekippt. Ich wurde dann dem Landwirt Mensching in Suehagen zugewiesen, vorher bei Stocks in Stadthagen.

So weit ich mich erinnern kann stand noch der Hafer in Schocken auf dem Feld und war durch eine längere Regenzeit ziemlich ausgewachsen. Es war noch ein ehemaliger Wehrmatsangehöriger bei Mensching, und unsere Arbeit war in erster Linie den ganzen Tag die Garben umschocken. Im Juli ist meine Mutter mit meinem Bruder Geerd dann ausgewiesen. Ich hatte 3 oder 4 Monate keinerlei Nachricht von zu Hause und wusste von keinem der Familien-Angehörigen etwas. Ich hatte mich mit Frau Bode einem ehemaligen Mädchen meines Großvaters, in Rinteln Verbindung gesetzt und ihr meinen Aufenthaltsort mitgeteilt, da wir Rinteln als Treffpunkt nach dem Krieg ausgemacht hatten, als ich das letzte Mal in Schlawe auf Urlaub war. Es muss Ende Juli gewesen sein als meine Mutter mich von Rinteln aus anrief und mir ihre Ankunft mitteilte. Von meinem jüngsten Bruder Hermann wussten wir alle nichts. Es war uns nur bekannt das er zuletzt in einem Sport-Sanatorium in Hohenlychen lag mit einem Bein und einem Arm in Gips. Wir hatten nur gehört, dass die Russen ein in der Nähe liegendes Konzentrationslager und das zuletzt als SS-Lazerett umfunktionierte Sportsanatorium überrollt hatten. Nach dem Krieg gab es ja diesen Ärzteprozess in Nürnberg, bei dem einige zum Tode verurteilt wurden. Als meine Mutter eines Tages an der Ecke Weserstr. Mühlenstr. mit Frau Bode stand, kam eine Bekannte von Frau Bode vom Bahnhof und begrüßte sie. Sie kam auf Urlaubn aus einem Sanatorium bei Saalfeld in der Nähe von Cuxhafen. Im Laufe des Gespräches fragte sie Frau Bode, ob sie jemanden wüsste mit dem Namen

Steggewentz. Da wurde meine Mutter hellhörig und mischte sich in das Gespräch ein. Diese Schwester war mit den letzten Kindern aus dem Sanatorium nach Schleswig-Holstein geflohen. Meine Mutter rief mich in Lauenhagen an und wir sind dann am nächsten Tag sofort zu ihm gefahren.

Um diese Zeit wurde in Rinteln am Gymnasium ein Kursus für ehemalige Kriegsteilnehmer eingerichtet, die diese Vorsemesterbescheinigung besaßen. Nachdem wir einige Wochen teilgenommen hatten, mussten wir mit 3 oder 4 Personen wieder aufhören, da dieser Kurs nur für ehemalige Schüler und Schülerinnen ab Jahrgang 1926 zugelassen war. Wir sollten nochmal 3 Jahre zur Schule gehen. Wir sind dann noch nach Hannover gefahren zur oberen schulischen Behörde, die ja auch erst im Aufbau begriffen war, aber es hat alles nichts genützt. Zur Schule hatte ich keine Lust und man hätte auch den Kursus nicht geschafft, denn wir hatten ja in Gotenhafen kaum noch Schule. Mein Vater war von den Russen verschleppt und dann aber von polnischen Zwangsarbeitern, die bei uns gearbeitet hatten, aus der Verschleppung herausgeholt worden. Er musste dann noch zwei Fleischfabriken wieder aufbauen und hat dann dort für die Russen bis zur Ausweisung arbeiten müssen. Das ist aber eine Geschichte für sich. Ich habe dann versucht, eine Lehrstelle in der Landwirtschaft zu bekommen, was zu der Zeit fast unmöglich war. Durch Vermittlung von Herrn von Schönfeld, den damaligen Leiter der Landwirtschaftsschule bekam ich dann zum 1. 10. 1945 eine Stelle als Landarbeitslehrling auf dem Lehrbetrieb von Herrn Ferdinand Dohme in Höfingen. An diese Zeit kann ich mich gut erinnern. Es war noch ein Lehrling dort, der sein 2. Lehrjahr absolvierte.

Für mich waren es ziemlich harte Zeiten, da ich ja keine schwere körperliche Arbeit gewöhnt war. Es fehlte ja auch die richtige Arbeitskleidung vor Allem im Winter. Wir schliefen im Pferdestall in einer kleinen Kammer und wurden sehr früh vom Opa Stahlhut geweckt, wenn er den Pferden das erste Futter eingab. Dann musste gemolken werden. Mir hatte man 2 oder 3 Kühe zugeteilt, die zwischen den Rindern standen. Ich vermute, die waren damals nicht abgegeben wegen des Ablieferungsolls. Für mich von Vorteil, man hatte mich nicht immer im Blickfeld. Ich hatte natürlich immer Hunger. Auf dem Gang hinter meinen Kühen waren Strohballen hoch aufgepackt und auf diese legten immer Hühner 2 Eier. Ich hatte immer einen Nagel in der Tasche mit dem ich 2 Löcher in das Ei machte und dieses dann aussog. DANACH NAHM ICH DANN DEN Eimer mit der frisch gemolkenen Milch, pustete den durch das Melken entstandenen Schaum mit dem darauf befindlichen vom Euter gefallenem Kuhmist an die Seite und nahm einige kräftige Züge dieser noch warmen Kuhmilch. Das schmeckt mir heute noch, und ist mir bestens bekommen. Es wurde damals bei Domes schon viel Gemüse angebaut, mit dem wir dann zum Wochenende nach Hameln zum Wochenmarkt fuhren. Im Winter mussten wir morgens erst den Kuhstall machen und dann ging es noch im Dunkeln nach dem Frühstück zu Fuß in den Süntel. Da machten wir den ganzen Tag Brennholz oder Grubenholz. Ich hatte einige Schnitten für den Tag mit und die haben wir uns dann mit einer Astgabel über einem Feuer in der Mittagszeit warm gemacht. Wenn wir dann in der Dunkelheit zum Hof kamen, ging es wieder in den Stall. In einigen Tagen im Winter wurde dann das Grubenholz zum Verladen nach Fischbeck oder auch Hessisch-Oldendorf zum Bahnhof gebracht. Das machten wir auch selber mit einem Treker und 2 Anhängern. Wenn wir die Anhänger im Wald vollgeladen hatten, fuhren wir auf dem Hof einmal um die Scheune und es wurden einige der Grubenhölzer abgeladen. Wir machten dann immer, wenn es nichts zu tun gab, Anmachholz und bündelten es. An Wochenenden wurden die Bündel dann in Hess.-Oldendorf verkauft Einmal Heilig Abend hatte ich auch bis zum Nachmittag gearbeitet und wollte zu meinen Eltern, mein Vater war inzwischen auch ausgewiesen und in Rinteln, von Fischbeck aus mit der

Bahn nach Rinteln. Nun sollte ich aber noch unbedingt etwas essen. Die alte Oma Stahlhut, sie war fast blind, wollte mir noch Bratkartoffel machen. Ich nahm das natürlich gerne an, denn meine Eltern in Rinteln hatten auch sehr wenig zum Essen. Der alte Opa Stahlhut musste seiner Frau beim Essenmachen immer helfen und sollte die Ölflasche zum Kartoffelbraten holen. Er kam dann mit einer Dunkelbierflasche an, in die das Öl abgefüllt sein sollte. Mir roch es schon beim Braten etwas komisch. Als ich dann meine Bratkartoffel voller Freude essen wollte, schmeckten sie ganz komisch. Ich fragte dann was sie da rein gemacht hätten, worauf der Opa sagte, ich solle mich mal nicht so anstellen. Es stellte sich dann heraus, das der Alte eine Flasche mit altem Maschinenöl erwischte hatte mit dem der Küchenfußboden eingerieben werden sollte. Auf Platt wurde mir dann nur gesagt, was ich wohl hätte, "frett man(da gehst du nicht tot von)". Es war eine harte Zeit für mich und ich habe dort einiges gelernt. Ich bin auch später gerne noch zu Domes mal zu Besuch gefahren. Als ich einige Jahre später mal dort war, nahm mich Herr Dohme mit in die Scheune in den Rübenkeller, um etwas zu zeigen. Er hatte hier in Gemüseboxen Schampignonkulturen angesetzt und meinte; zur Zeit essen die deute noch alles aber es gibt bald Zeiten, wo sie wählerischer werden und er müsste sich etwas Anderes einfallen lassen. Das war der Beginn seiner heute so großen Pilzkulture.

Im Spätsommer 1947 machte ich dann meine Landarbeitsprüfung. In der Prüfungskommission war auch Dr. Bolhöfer von der Domäne Möllenbeck. Nach der Prüfung rief er mich zu sich und ging mit mir noch etwa eine halbe Stunde an der Weser lang und hat mich dabei ausgefragt. Ich hatte meine Landarbeitsprüfung mit 1. gemacht und danach überhaupt nicht mehr an dieses Gespräch gedacht. Etwa 3 Wochen nach der Prüfung bekam ich dann eine mit Bleistift geschriebene Karte von ihm mit der Anfrage ob ich Lust hätte, bei ihm auf der Domäne meine zwei Jahre Landwirtschaftslehre zu machen. Das war für mich so etwas wie das große Loss. Denn zu der Zeit bekamen nur Söhne von großen Höfen so eine Stelle. Die wurden unter der Hand gehandelt. Am 1. Oktober 1947 fing ich dann auf der Domäne an. Für mich war es ganz toll. Ich hatte Familienanschluss, konnte zur Landwirtschaftsschule gehen und bekam auch frei, um meine Schularbeiten zu machen und ein Merkbuch zu führen. Nachdem ich in Höfingen doch ziemlich hart arbeiten müssen, kam ich mir vor wie im 7. Himmel. Dazu gehörte, dass ich hier auch meine spätere Frau Elfriede Rehmert kennen lernte, die mit noch 2 anderen weiblichen Lehrlingen bei Frau Bolhöfer ihre Hauswirtschaftslehre machten. Es wurde außer Getreide und Zuckerrüben auch Gemüse angebaut. Wir fuhren regelmäßig zum Wochenmarkt Die Angaben über mich sind eine Kopie des schnell hingeschriebenen Entwurfes. Ich bitte die Fehler zu entschuldigen.

Auf dem ersten Blatt sind einige Berichtigungen und Hinweise auf die spätere Zeit. Meine Frau hat dann noch eine Ausbildung als Lehrerin gemacht und musste auch gesundheitlichen Gründen vorzeitig in Rente gehen.

Christa Stuhlinger¹⁰⁵

Auszug aus der Lebensgeschichte von Christa Stuhlinger, geb. Hoffmann

1944-1946

„An die letzten Monate des zweiten Weltkrieges und die darauf folgende Zeit kann ich mich noch gut erinnern. Ende 1943, ich war 30 Jahre alt. Ich war als Krankenschwester in einem Kindergarten in Zoppot eingesetzt und hielt dort auch Kindergottesdienste ab. Der Kindergarten war nahe an der ehemaligen polnischen Grenze und gehörte zu einer Siedlung, die der CVJM gebaut hatte. Vom Krieg bekam ich damals wenig mit, es war alles noch recht ruhig. 1944 verschlechterte sich dann die Situation.

Zu Weihnachten 1944 bekam ich für meine Kindergartenkinder einen Weihnachtsbaum. Wir sahen schon Flüchtlinge von Litauen und Ostpreußen mit Wagen durch Zoppot kommen. Eine Flucht war damals nur noch über die Ostsee möglich. Keiner wusste so richtig, was man machen sollte. Es hieß, Schiffe gingen raus und man sollte da mitfahren. Eines nachmittags kam meine Mutter zu mir und meinte, sie hätte zwei Karten für sich und meinen Bruder für den Dampfer Wilhelm Gustlow bekommen. Ich war sehr traurig darüber, aber ich selbst dachte nie daran, weg zu gehen. Meine Mutter brachte mir diese Nachricht an einem Mittwoch im März 1945, und am Donnerstag hörte ich, dass die Wilhelm Gustlow untergegangen ist. Erst viel später erfuhr ich, dass die beiden noch lebten. Sie fuhren damals doch nicht mit der Wilhelm Gustlow mit, sondern hatten die Karten zurück gegeben und fuhren einige Tage später mit dem Dampfer „Potsdam“ raus.

Als ich damals die Nachricht vom Untergang der Wilhelm Gustlow bekam, ging es mir nicht gut. Dies merkten die Schwestern im Mutterhaus und schickten Schwester Charlotte Kleinschmidt, die aus Ostpreußen geflüchtet war, damit ich nicht so alleine in meinem Kindergarten war. Schwester Charlotte ließ sich aus der Zoppoter Wohnung meiner Eltern das Klavier bringen, weil sie gerne Klavier spielte, und wir hatten eine nette Zeit miteinander.

Um unseren Kindergarten herum wurde viel geschossen. Ein Haus nebenan wurde getroffen und zerstört. Wir waren noch ca. vier Wochen zusammen, dann hieß es, dass Zoppot geräumt wird und wir alle raus müssten, da wir so nah an der Grenze waren. Ich packte meinen Koffer und verstaute weitere Sachen in der Tasche unter meinem Kleid. Mit dem Koffer auf meinem Rad gingen Schwester Charlotte und ich zu Fuß nach Danzig.

¹⁰⁵ **Christa Stuhlinger** - geboren 1913 in Swinemünde als 5. Kind des Studienrates Dr. Johannes Hoffmann und seiner Ehefrau Gertrud geb. Pietsch. Ihre Kindheit verbrachte sie in Swinemünde, Schlawe und ab 1926 in Zoppot/Sopot. 1934 absolvierte sie die Kindergärtnerinnenschule in Danzig-Langfuhr, später noch die Schwesternschule in Schäbisch-Hall. 1941 erhielt sie den Status einer Diakonissin. 1948 heiratete sie den Schreinermeister Johannes Stuhlinger. Sie hat 5 Kinder und 11 Enkel, Ihre Erinnerungen wurden 2006 aufgezeichnet. Heute wohnt sie in Laichingen.

Im Mutterhaus in Danzig ging es zu dieser Zeit schon schlimm zu. Die Soldaten, die wir im Krankenhaus gepflegt hatten, waren alle bereits in den Keller gekommen. Der Keller bestand aus unterirdischen, scheußlichen Gängen. Dort wurden die Patienten operiert und ich hielt dabei das Teelicht, damit man etwas sehen konnte. Licht gab es schon nicht mehr. Es war eine schwierige Zeit und es wurde im März von einem Tag zum anderen schlimmer. Die Schießerei war schon in unserer Nähe, so dass wir beschlossen, die Soldaten alle aus dem Krankenhaus herauszubringen. Dann legten die Russen einen Brand und es fing bei uns oben im Haus an zu brennen. Das Pflegepersonal wurde von den Russen ausgeplündert und mein Koffer mit meinen wichtigsten Sachen verbrannte im Mutterhaus. Ich hatte somit nichts mehr. Wir trugen die Soldaten, die meist nicht laufen konnten, auf die gegenüber liegende Seite in das Landgericht. Die große Ausfallstraße, die wir überqueren mussten, war stark befahren durch die kleinen, schnellen Russenwägelchen mit Pferdegespann. Es war schwierig, die Kranken rüber zu bringen. Wasser gab es im früheren Landgericht keines. Wir mussten immer zum Mutterhaus gehen, wo ein Brunnen war. Wir gingen zu zweit oder zu dritt dort hin, nie alleine. Unser Pastor Jakobi wollte einmal die alten Schwestern besuchen, die in einem Haus nicht weit entfernt untergebracht waren. Unterwegs wurde er von den Russen bis auf die Unterhose ausgezogen.

Zu dieser Zeit wurde ich selbst krank. Ich lag auf dem Fußboden im Landgericht und wusste nicht einmal, was für eine Krankheit ich hatte. Mir ging es eine Woche sehr schlecht und ich hatte starken Durst. Es war kein Mensch da, der sich um mich kümmerte. Nach einiger Zeit fand mich ein Arzt und brachte mich in ein Zimmer im Landgericht, in dem noch andere Krankenschwestern notdürftig versorgt wurden. Im Nachhinein wurde mir klar, dass ich damals in Danzig Typhus hatte und ich wie durch ein Wunder diese Krankheit überlebte.

Ende Mai erfuhren wir, dass die deutschen Soldaten, die wir gepflegt hatten, in einem großen Lager in Thorn gesammelt wurden und das gesamte Pflegepersonal mitkommen sollte. Ich wollte nicht mit gehen sondern versuchen, in den Westen zu kommen. Am liebsten wollte ich nach Schwäbisch Hall, das ich von meiner Ausbildungszeit gut kannte. Zunächst ging ich aber nach Schlawe um zu sehen, ob meine Großmutter noch da war. Eine Schwester, die von den Russen mitgeschleppt wurde und bei uns in Danzig blieb, sagte, sie wollte auch gerne zurück in ihr Krankenhaus nach Rügenwalde im Kreis Schlawe. Wir haben uns also zusammen getan und nahmen einen Zug, der allerdings nur zwei Stationen bis nach Weinerowo, früher Neustadt, fuhr. Ich kannte dort, im polnischen Korridor, das Krankenhaus, wo Schwestern von uns arbeiteten. Wir gingen dort hin, und die Schwestern sagten, wir könnten bleiben. Ich schlief in einem Zimmer mit einem Flecktyphuskranken zusammen.

Am nächsten Tag kamen wir bis Lauenburg, und auch hier ging es nicht mehr weiter. Von Zoppot bis Schlawe waren es nur 150 Kilometer, und dafür waren wir drei Tage und Nächte unterwegs. In Lauenburg saßen wir auf dem Bahnhof und warteten dort den ganzen Tag und die Nacht, bis es am nächsten Tag endlich weiter nach Stolp ging. Aber auch nach dieser kurzen Strecke hieß es wieder: „Weiter geht es nicht, hier ist Endstation“. Wir legten uns in einen leeren Eisenbahnwagen zu schlafen hin, da wir sehr müde waren. Erst am nächsten Tag kam wieder ein Zug, mit dem wir die 27 Kilometer von Stolp nach Schlawe fuhren. Der Zug, ein offener Güterzug, hielt vor Schlawe an der großen Landstraße, die nach Warschow führte. Es gab keine geschlossenen Wagen, man konnte rauf klettern und saß dann auf dem Holz. Dort stiegen wir aus, da ich die Stelle kannte. Wir gingen über den Friedhof und weiter bis zu dem Krankenhaus, das jetzt im ehemaligen Altersheim war. Als wir dort ankamen, erzählte mir die leitende Schwester,

dass meine Großmutter Anna Pietzsch und meine Tante Marianne nicht mehr lebten. Mit vielen anderen zusammen, darunter Doktor Schmidt mit seiner ganzen Familie, zwei befreundeten Lehrerinnen und der Besitzerin von der Kuckucksmühle, hatten sie sich das Leben genommen. Sie wollten ihre Heimat nicht verlassen. Die Schwester hatte sie selbst im Garten meiner Großmutter begraben. Das war damals sehr schlimm zu hören, aber ich habe alles verdrängt. Es war so schwer, sich selbst am Leben zu erhalten, man konnte jetzt nicht nachgeben und sich der Trauer hingeben, das war unmöglich.

Wir bekamen von der Diakonisse ein gekochtes Ei zum Essen, was etwas ganz Besonderes war. Schwester Marie fragte mich, ob ich nicht da bleiben möchte, sie brauchten so nötig Schwestern, da viele von den Russen mitgenommen wurden, auch in das Lager bei Thorn. Da ich heimatlos war und nicht wusste, wo ich hin sollte, blieb ich da und übernahm die Arbeit im Isolierhaus.

Im Isolierhaus war ich völlig auf mich alleine gestellt, es kam kein Arzt zur Visite, da keiner mehr da war. Es gab nur einen einzigen ostpreußischen Flüchtling der operierte und nicht ins Isolierhaus durfte, damit er sich nicht ansteckte. Dr. Röhrich Sen., der schon über 80 Jahre alt war, besuchte mich einmal, konnte aber auch nicht helfen. Wir hatten kein Desinfektionsmaterial, um die Hände zu desinfizieren und es gab keine Extrakleidung. Typhus und Diphtherie waren sehr ansteckend und viele Patienten sowie Mitarbeiter des Pflegepersonals sind in dieser Zeit daran gestorben.

Den Sommer über stellten wir vor das kleine Isolierhaus ein Schild, auf dem „Tifus“ draufstand - die russische Schreibweise für Typhus. Da die Russen große Angst vor Typhus hatten, kamen sie nicht rein. Dies bewahrte uns vor Vergewaltigung und Folter. Wichtige Worte und Hilfe war mir in jener Zeit mein Konfirmationspruch: „Wer im Geringsten treu ist, ist auch im Großen treu“.

Der Apotheker von Schlawe, ein junger Mann, stellte selbst Medikamente her, z.B. Digitalispulver aus Fingerhut, den er aus dem Garten meiner Großmutter holte. Er impfte ein altes Pferd und aus dem Blut gewann er Serum für Diphtheriekranken, was den Kranken gespritzt wurde.

Die Russen haben damals in Schlawe die Apotheke, die Kirche sowie das Rathaus um den Marktplatz herum und vieles mehr in Brand gesteckt und zerstört. Unsere Schwestern gingen einmal noch zur Apotheke, um aus dem Keller ein ganzes Fass Rizinusöl (Abführmittel) herauszuholen. Damit backte die Köchin Pfannkuchen. Das hat in der ganzen Gegend gestunken, aber geschmeckt hat es uns.

Im November hatte ich in Schlawe eine Zigeunerin als Patientin, die auch Typhus hatte. Sie wollte mir aus der Hand lesen, aber ich habe es zunächst abgelehnt. Als sie nicht nachgab, ließ ich es schließlich doch zu. Sie sagte: „1. Matka nix kaputt, 2. du über die Oder und 3. Blonder Soldat, krankes Herz“! Ich dachte, wie schön es wäre, wenn die Zigeunerfrau doch Recht hätte. Während der ganzen Zeit in Schlawe, von Mai bis zur Adventszeit, wusste ich von keinem meiner Angehörigen etwas. Leben sie noch oder leben sie nicht mehr? Am nächsten Tag war die Zigeunerfrau spurlos verschwunden und hatte die Kleider einer anderen Patientin mitgenommen. Keiner hatte ihr Verschwinden bemerkt. Mit ihren Worten sollte sie Recht behalten.

Weihnachten 1945 näherte sich, es war Adventszeit. Eine Mitarbeiterin meinte, dass wir für Advent Lichter haben sollten. Daraufhin holten wir vom Apotheker einen Zäpfchenapparat, gossen Wachs hinein und machten kleine Kerzen, wovon jeder eines bekam. So wollten wir Advent feiern, doch vorher kamen die Polen, die scheinbar in Schlawe die Überhand bekommen hatten. Sie schickten zuerst die Russen und danach uns Deutsche weg. Innerhalb von zehn Minuten mussten wir das Krankenhaus verlassen! Ich war gerade dabei, die Kopfwunde eines kleinen Jungen zu verbinden. Die Wunde musste ich

offen lassen und schnell weg. Vor lauter Eile habe ich auch vergessen, sämtliche Sachen mit zu nehmen. Nachher mussten wir zwölf Stunden stehend auf den Zug warten, bis wir wirklich fahren konnten. Ich hatte meinen Mantel an und setzte mich im Güterwagen auf meinen Rucksack. Einige junge polnische Männer stiegen mit in diese offenen Güterwagen ein und beklauten uns. Ich saß über meine Sachen gebeugt und sie versuchten, mir meinen Mantel auszuziehen. Sie schafften es allerdings nicht, sondern haben ihn nur zerrissen. Ich konnte ihn nachher wieder flicken. Dann bemerkten sie meine Uhr in der Tasche und nahmen sie mir ab. Es war meine Pulsuhr, mit der ich meinen Kranken den Puls gezählt habe. Die Männer schmissen die geklauten Sachen aus dem Zug und sammelten sie nachher ein. Der Güterzug fuhr extra langsam, damit sie wieder aussteigen konnten. Wir fuhren die ganze Nacht und den nächsten Tag durch, bis wir endlich an der Oder ankamen. Die Fahrt von Schlawe über die Oder war schwierig und die Gefahr groß, im letzten Augenblick noch einmal von Polen oder Russen an der Grenze vergewaltigt zu werden. Ich stellte zwei kleine Bübchen vor mich, für die ich sorgen musste, und mir passierte zum Glück nichts. Bis zur Oder ging der Zug noch, dann hörte er auf und ich musste sehen, wie ich weiter kam. Irgendwie sind wir über eine Brücke über die Oder gekommen. Die kleinen Bübchen hatte ich auch noch bei mir. Ihre Mutter war bei uns in Schlawe gestorben, und sie sollten bei der Verwandtschaft im Westen untergebracht werden. Wir waren an der Grenze in Angermünde, wo ich einen Onkel hatte, der Pfarrer war. Es hieß dann aber, er sei nicht mehr hier, er wäre in den Westen gegangen. Wir schliefen in einem Kindergarten auf dem Fußboden und am nächsten Tag wollte ich nach einem Zug sehen, der nach Greifswald fuhr, weil ich dort meine Mutter vermutete. Der Zug kam und wie durch ein Wunder stiegen gerade da, wo ich stand, zwei Diakonissen aus unserem Mutterhaus aus. Der Bahnhof war voller Menschen, alle wollten Richtung Greifswald. Die Schwestern sagten mir, dass meine Mutter nicht in Greifswald sei, aber dass wir wieder ein Mutterhaus in Genthin hätten, wo ich hin gehen sollte. Ich fuhr also nicht nach Greifswald, sondern zunächst nach Berlin und besuchte die Diakonissen, die dort stationiert waren. Die erzählten mir, was in der Welt so los war. In Berlin waren furchtbare Bombenangriffe. All das, was man heute über Hitler im Fernsehen sieht, hatte man damals nicht mitbekommen. Am nächsten Tag fuhr ich von Berlin bis Genthin zum Mutterhaus. Meine Mutter sah ich erst ein knappes Jahr, nachdem sie Danzig verlassen hatte, wieder.“

Horst Uhrhan¹⁰⁶

Flucht un Vertreibung Katholische seelsorgliche Betreuung...

Von Rolf Potthoff

Im eisigen Winter 1944/45 flüchteten Millionen Menschen aus den Ostgebieten, Millionen fanden den Tod. Doch das Thema wurde meist mit Schweigen belegt.

Essen. "Zur Flucht fällt mir jene junge Frau ein, die mit einem Kinderwagen auf einer verschneiten Straße unterwegs war. Erschöpft blieb sie stehen, blickte in den Wagen und fand ihr Kind tot. Sie schob den Wagen mit dem Kind in eine Tannenschonung und beeilte sich, den anderen auf dem Fluchtweg zu folgen. Zu den Fluchtbildern gehören auch Wäschestücke, Handtücher und Bettlaken, die in den Bäumen der Allee hingen. Eine Granate hatte einen Flüchtlingswagen in Stücke gerissen“.

Für einen weiteren Schrecken jener Tage, die Massenvergewaltigungen, fehlen die Bilder. Es geschah nicht sichtbar. Die Worte ‚Frau komm‘ sind für alle Zeiten für dieses Verbrechen verbraucht.“ Und doch gibt es Bilder wie eben das der toten Frau mit zerrissener Kleidung in einer Scheune; Bilder wie das des toten Mannes, der sich schützend vor Frau und Tochter stellen wollte und erschossen worden war - so erinnert sich Arno Surminski in schlichten, eher dünnen Worten an die menschliche Katastrophe der Flucht der Millionen aus den deutschen Ostgebieten im Winter 1944/45 vor der Roten Armee.

Arno Surminski, der Schriftsteller, Ostpreuße, Träger des Andreas-Gryphius- und Hamburger Bürgerpreises, wundert sich über "eines der erstaunlichsten Phänomene der vielen Jahre, die seither vergangen sind", nämlich, "dass ein so gewaltiger Stoff, ein Drama von biblischen Ausmaßen, nur am Rande behandelt" wurde in der Gesellschaft und Politik.

Tatsächlich wurde das Thema Flucht und Vertreibung in der Nachkriegszeit bis heute aus der öffentlichen Debatte fast ausgeblendet - obwohl etwa zwölf Millionen Deutsche flüchteten oder auf Beschluss der Siegermächte bei der Potsdamer Konferenz im Sommer 1945 aus Ostpreußen, Schlesien, Pommern, Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei vertrieben wurden.

Ein Ausblenden also, das im Grunde unfassbar war, und dennoch so leicht zu begreifen: Da war das Schweigen der Scham bei Abertausenden von Gewalt und Vergewaltigung gezeichneten Menschen. Da war auch die nachwirkende Scham der im Kernraum des Hitler-Reiches Lebenden, weil ihnen Flüchtlinge keinesfalls willkommen waren. Denn sie mussten Brot, Hilfe, Medikamente mit ihnen teilen - aber in den zerbombten Städten war das alles seit vielen Monaten überall extrem knapp.

Aber da war vor allem die Furcht, eine Grenze zu überschreiten: Die Rolle der Deutschen nicht nur als Täter und Treiber des Weltkriegs zu sehen, sondern auch als Opfer, galt als Tabu. Denn aus historischer Sicht zahlten die Flüchtlinge und Vertriebenen mit ihrer Gesundheit, ihrem Leben und verlorenem Besitz ja tatsächlich nichts anderes als

¹⁰⁶ **Horst Uhrhan** - geboren 1938, Vornamen der Eltern Anton und Elisabeth, 1943 von Bochum nach Rügenwalde evakuiert, Anlass waren die Bombenangriffe der Alliierten. 1946 Rückkehr nach Bochum.

die Rechnung für die Eroberungsideologie der Nationalsozialisten, die im Osten mit Hitlers Angriffskriegen gegen Polen und der Sowjetunion begann.

Doch das Pendel der Grausamkeit schlägt zurück: Im Oktober 1944 erreicht Stalins Rote Armee erstmals ostpreußischen, damit deutschen Boden. Erstmals auch eine Gelegenheit, Rache zu nehmen für Gräueltaten und Verwüstungen, die Deutsche im Reich Stalins verübten. Es kommt zu Übergriffen auf die Bevölkerung; die Brutalität und die von Ort zu Ort getragenen Berichte darüber lösen Flüchtlingsstrecken ins Innere Deutschlands aus.

Der Winter zieht früh und in aller Härte ein. Zu Hunderttausenden fliehen deutsche Zivilisten bei eisiger Kälte aus Ostpreußen, Schlesien und Pommern. Bahnverbindungen sind zerstört. Kraftfahrzeuge hat nur die Wehrmacht. Die Menschen fliehen zu Fuß, mit Handwagen oder Pferdefuhrwerken. Trinkwasser und Lebensmittel gibt es kaum. Kleinkinder, Alte und Kranke sind die ersten Opfer des Exodus. Viele flüchten erst im letzten Moment, haben nur das Allernötigste dabei. Die schnell aufrückende russische Front treibt die Menschen vor sich her. Strecken werden von Artillerie beschossen, Tiefflieger greifen an. Männer und Jugendliche, die von der Roten Armee aufgegriffen werden, droht die Verschleppung.

In jeder Minute in Lebensgefahr sind die Flüchtlinge, die im Januar 1945 den Weg über das zugefrorene Frische Haff in der Ostsee wagen. Das Eiswasser steht knöchelhoch, die Strecken stehen unter Beschuss, Fuhrwerke brechen ein, Menschen ertrinken und erfrieren. Hunderttausenden gelingt die Flucht über den Seeweg in völlig überlasteten Schiffen nach Kiel, Lübeck oder Dänemark. Abertausende allerdings versuchen vergeblich, auf eins der wenigen Transportschiffe zu gelangen. Und am 30. Januar kommt es zu der größten Katastrophe der Schifffahrtsgeschichte. Das frühere Kreuzfahrtschiff „Wilhelm Gustloff“ mit mehr als 10 000 Flüchtlingen und verwundeten Soldaten an Bord wird von einem sowjetischen U-Boot torpediert und sinkt rasend schnell. Die Opferzahl: Mehr als 9000.

Das Schicksal der „Wilhelm Gustloff“ hat der Literaturnobelpreisträger Günter Grass in der Novelle "Im Krebsgang" verarbeitet und damit 2002 erstmals eine breitere öffentliche Debatte über das sensible Thema Flucht ausgelöst. Wohl wissend, dass es ein sehr schmaler Grat für jeden ist, der sich darauf bewegt: Denn die Beschreibung dieses furchtbaren Abschnitts deutscher Geschichte, der über zwei Millionen Menschenleben auslöschte, darf nie den Ursprung - Hitlers Angriffskrieg - verleugnen. So geht es auch Arno Surminski nicht um Revanchismus, Rache oder Aufrechnung von Unrecht. Sondern um die Erinnerung an das bittere Schicksal so vieler Menschen und um eine - verspätete - Anteilnahme daran. Abschied ins Ungewisse: Millionen flüchteten. Foto: dpa

WAZ (Westdeutsche Allgemeine Zeitung) vom 02.03.2007 unter der Rubrik „Meinung und Tagesthema“, Titel: Flucht und Vertreibung. Eine deutsche Tragödie

Anmerkungen zum Zeitungsartikel

WAZ vom 2. März 2007

„Eine deutsche Tragödie (Flucht und Vertreibung)“

Und die Antwort auf die immer wiederkehrende Frage meines Vaters Anton (*1904)¹⁰⁷ „Warum seid ihr“¹⁰⁸ vor dem Russen nicht rechtzeitig

¹⁰⁷ Ehemann / Vater: Anton Uhrhan (*1904), als Soldat bis Kriegsende 1945 in Holland stationiert, seit August 1945 wieder in Bochum

geflüchtet?“

Die endlosen Flüchtlingstrecks aus West- und Ostpreußen erreichten bei eisiger Kälte Anfang November 1944 Rügenwalde / Hinterpommern.

Die Flüchtlingswagen mit Pferdegespannen und mit Planabdeckungen versehen kamen aus der Ost-Richtung und passierten das Steintor, fuhren die Langestraße herunter, überquerten die Flussbrücke (Wipper / heute: Wieprza) und verließen dann die Stadt in Richtung Westen (Köslin, Stettin).

In den Trecks befanden sich viele alte Menschen und sehr viele junge Frauen bzw. Mütter mit ihren Kindern jeden Alters. Junge Männer waren kaum im Treck, denn diese kämpften an den Kriegsfrenten.

Es kam auch hin und wieder vor, dass ein Treck noch Rügenwalde spät am Abend erreichte, der dann über Nacht im Ort verblieb.

Gelagert wurde im Freien auf dem Marktplatz und in den angrenzenden Straßen. Die Flüchtlinge wurden im Freien von der Rügenwalder Bevölkerung mit heißen Getränken und mit Verpflegung versorgt. Die Pferde erhielten Futter und Wasser, evtl. konnten die Tiere bei den Bauern untergestellt werden.

Eine Unterbringung der Flüchtlinge in den Häusern und Schulen war zu dieser Zeit nicht mehr möglich, denn durch die Evakuierung der deutschen Bevölkerung aus dem von Luftangriffen betroffenen Ruhrgebiet (Sommer 1943) war die heimische Bevölkerung durch Bereitstellung von Wohnraum bereits eng zusammengedrängt worden.

Ferner waren die Schulen und Turnhallen in Rügenwalde seit Herbst 1944 als Lazarette für die verwundeten Soldaten von der deutschen Wehrmacht übernommen worden.

Da unsere Mütter (Uhrhan - Mohr - Kranei - Grothen) in diesen Wochen das Flüchtlingseleid tagtäglich vor Augen hatten, wurde nach eingehenden und langen Diskussionen einstimmig beschlossen, nicht „auf die Flucht zu gehen“.

Man sagte: „Schlimmer kann es uns bei den Russen auch nicht ergehen!“

Wir alle hatten sogar noch am Vorabend des Einmarsches der Russen (6.3.1945 / 21 Uhr) die Möglichkeit, mit einem Kriegsschiff der Deutschen Marine, das an der Mole Rügenwalde - Münde festgemacht hatte, Rügenwalde zu verlassen. Wir haben diese Möglichkeit nicht wahrgenommen!

Uns war nämlich bekannt (unter vorgehaltenener Hand), dass die deutschen Schiffe, die in Richtung Westen fuhren, auf offener See von den Russen aus der Luft und von der See aus unter schweren Beschuss genommen wurden. Weiter war uns auch bekannt, obwohl der Untergang der „Gustloff“ am 30.01.1945 von den Nazis verschwiegen wurde, dass am Strand von Rügenwalde - Münde eine größere Anzahl Leichen von der versenkten „Gustloff“ angeschwemmt worden waren.

Die Ortsgruppe der NSDAP / Rügenwalde und die NSDAP – Schwesternschaft (= DRK¹⁰⁹) haben heimlich diese Leichen nachts eingesammelt und „entsorgt“.

Die Bevölkerung war darüber offiziell nicht informiert.

Wir sind also - aufgrund der geschilderten Situationen - in Rügenwalde geblieben und haben den Einmarsch der Russen am 07.03.1945 (5.00 Uhr morgens) auf der Münders

¹⁰⁸ Ehefrau / Mutter: Elisabeth Uhrhan (*1907), mit den Kindern: Elisabeth (*1929) und Horst (*1938) im Juni 1943 von Bochum nach Rügenwalde / Hinterpommern evakuiert. Rückkehr nach Bochum im September 1946

¹⁰⁹ Inwieweit die NSDAP-Schwesternschaft in die Strukturen des DRK (Deutsches Rotes Kreuz) eingebunden war, kann ich nicht beurteilen.

Straße 53 erlebt.¹¹⁰

Durch Gottes Hilfe in Gestalt eines gutherzigen russischen Offiziers (ranghohen Grades), der in unserem Haus (Münder Str. 53) in der 1. Etage eine Wohnung bezog, waren wir von den Übergriffen der russischen Soldaten absolut geschützt.

Auch in der darauffolgenden Zeit schützte uns immer wieder der Einfluss russischer Offiziere: Meine Mutter bekam eine Arbeitsstelle in der russischen Offiziersküche vermittelt. Dadurch waren wir geschützt und für Verpflegung war reichlich gesorgt (Bahnhofstraße 10).

Auch unsere anderen Mütter (Frau Kranei, Frau Mohr) und meine Schwester Elisabeth standen unter dem besonderen Schutz der russischen Besatzung, da sie in der Rüwag (Rügenwalder Wurstfabrik) für die Russen arbeiten konnten (= sogenannte Spezialisten!).

Das Fleisch- und Wurstdeputat, das die Frauen erhielten, war so reichlich, dass wir vieles an Bekannte weiterreichen konnten, die fast nichts zu essen hatten.

Später - ab Sommer 1945 - übernahmen die Polen die deutschen Ostgebiete und somit auch Rügenwalde. Die nun ankommenden Polen hatten aufgrund der Potsdamer Konferenz der Siegermächte ihre Ostgebiete aufgeben müssen und wurden dafür im Tausch in unseren deutschen Ostgebieten neu angesiedelt.

Wir (Uhrhan - Mohr - Kranei - Grothen) verließen dann mit dem ersten offiziellen Rücktransport (in Regie der polnischen Administration) im August 1946 Rügenwalde und erreichten Anfang September 1946 wieder unsere Heimatstadt Bochum. (Auf Fürsprache und Vermittlung von Herrn Pfarrer Wladyslaw Tyniecki, dem ersten Pfarrer der neuen polnisch katholischen Kirchengemeinde in Darlowo / Rügenwalde konnten wir bevorzugt ausreisen.)

Bochum, den 03.03.2007

Katholische seelsorgliche Betreuung der Evakuierten in Rügenwalde in dem Jahren 1943 - 1946

Frühjahr 1943 - Anfang März 1945

Hinterpommern war in den letzten Jahrhunderten bis zum Zuzug der Evakuierten aus dem Ruhrgebiet ab Frühjahr 1943 ein „konservativ-preußisch“ geprägtes Land, und die Bevölkerung war dementsprechend streng protestantisch in ihrem Glaubensbekenntnis ausgerichtet.

Der Zuzug aus dem Ruhrgebiet war hälftig dem röm. - katholischen bzw. dem protestantischen Glaubensbekenntnis zuzuordnen.

Die ursprüngliche Stadtbevölkerung verfügte zur damaligen Zeit in Rügenwalde

¹¹⁰ Auf der Münder Str. 53 war Frau Maria Kranei im Sommer 1943 einquartiert worden.

- Ihre Schwester Fiederike Mohr wohnte vom selben Zeitpunkt an mit ihren beiden Kindern und ihrer Mutter und ihrem Vater Grothen in der Apotheke am Marktplatz (heute nicht mehr vorhanden).

- Frau Elisabeth Uhrhan mit ihren 2 Kindern hatte auf der Bismarckstr. 59 bei Bauer Ernst Stüwe Quartier gefunden.

Alle Personen kamen aus Bochum und haben sich Anfang März 1945 als Wohnkommune zusammengetan und haben den Einmarsch der Russen gemeinsam im Hause Münder Str. 53 erlebt und sind bis zur Rückkehr nach Bochum (Sept. 1946) unzertrennlich zusammengeblieben.

über folgende Kirchbauten:

St.-Marien-Kirche am Marktplatz / Hauptkirche

St.-Jürgen-Kapelle (Ecke Langestr. / Hospitalstr.)

St. Gertrudis-Kirche auf dem Friedhof an der Stolpmünder-Str.

Im August 1943 ernannte der Erzbischof von Paderborn Lorenz Jäger für die katholischen Evakuierten aus dem Ruhrgebiet für Rügenwalde und Umgebung den Seelsorger Vikar Karl Seck (* 03.07.1905 in Bochum-Werne Priesterweihe: 15.03.1931 in Paderborn),

um die seelsorgliche Betreuung der evakuierten Katholiken sicherzustellen.

Vikar Seck war zuvor als Kaplan in Gelsenkirchen-Schalke tätig gewesen.

Er war unter den katholischen Evakuierten sehr beliebt und ein guter Hirte seiner „Exil“-Gemeinde.

Kurz vor dem Einmarsch der Russen (06./07.03.1945) in Rügenwalde setzte er sich dann aber - ohne seine Gemeinde zu informieren - im allgemeinen Durcheinander (!) vor den heranrückenden Russen in Richtung Westen ab.

Die nicht geflüchteten Katholiken, die die Einnahme und Besetzung von Rügenwalde durch die „Rote Armee“ erlebten, hatten somit also zunächst keinen Seelsorger mehr.

Frühsommer 1945 -August 1946

„Kommt Zeit, kommt Rat!“ - Dieser Spruch hatte sich wieder einmal bewahrheitet!

im Frühsommer 1945 erreichte ein „verzögerter Flüchtling“ aus Ostpreußen, der sich in Richtung Westen durchschlagen wollte, Rügenwalde:

Es war Pfarrer Ruzow mit seiner Schwester. (Schreibweise des Namens ist mir nicht genau bekannt.)

Zur gleichen Zeit gründeten die aufgrund der Beschlüsse der „Potsdamer-Konferenz“ (17.07. - 02.08.1945) neu angesiedelten Polen in Rügenwalde ihre „Katholische Kirchengemeinde“. Sie übernahmen die drei vorerwähnten evangelischen Kirchengebäude in Rügenwalde.

(Der Zustrom der aus den „ost-polnischen Gebieten“ umgesiedelten Polen nach Hinterpommern begann aber bereits etliche Wochen vor der Potsdamer-Konferenz.)

Vermutlich hat Pfarrer Ruzow, als er in Rügenwalde eintraf, mit dem ersten Pfarrer der polnisch - katholischen Pfarrgemeinde Kontakt aufgenommen und ist von ihm mit der Seelsorge der noch in Rügenwalde „hängengebliebenen“ deutschen Katholiken beauftragt worden.

(Der 1. Pfarrer der polnisch / katholischen Kirchengemeinde war Wladyslaw Tyniecki - Franziskaner (1915 - 1976) Pfarrer in Rügenwalde / Darlowo: 1945 - 1948)

Pfarrer Ruzow erhielt, ebenfalls wie zuvor Vikar Seck 1943, die St.-Gertrudis-Kirche auf dem Friedhof als Standort für seine seelsorglichen Tätigkeiten.

Die Anwesenheit von Pfarrer Ruzow in Rügenwalde sprach sich sehr schnell herum und so konnte eine kleine deutsche katholische Gemeinde für kurze Zeit entstehen. Es wurden Hl. Messen und Andachten gefeiert, es gab Beichtgelegenheit und religiösen Unterricht für Kinder.

Im „Schnellverfahren“ wurden die Kinder

Gerhard Mohr (*1937)

Horst Uhrhan (*1938) alles Bochumer Jungen

? Schulz (* ??) auf ihre Erstkommunion vorbereitet.

Diese fand am 19. August 1945 in der St.-Gertrudis-Kirche statt.

Einige Wochen später (im Herbst 1945) verließ Pfarrer Ruzow mit seiner Schwester - ohne seine Gemeindemitglieder zu informieren - Rügenwalde. Da er und seine Schwester auf der „Durchreise“ in Rügenwalde nun bereits für circa 5 Monate geblieben war, zog es sie vermutlich weiter in Richtung Westen. Ob bei der Weiterreise von Pfarrer Ruzow (mit Schwester) evtl. der polnische Ortspfarrer Tyniecki behilflich war, kann m. E. nur vermutet werden.

Ob, wann und wo Pfarrer Ruzow (mit Schwester) den Westen erreicht haben, ist mir nicht bekannt. Möglich könnte es aber auch sein, dass sie vielleicht in Ost-Deutschland (später DDR) neu angefangen haben.

Wir - die Wohnkommune (Mohr - Grooten - Kranei - Uhrhan / Rügenwalde, Münder Straße Nr. 53) orientierten uns nach dem Weggang von Pfarrer Ruzow kirchengemeindlich an die neugegründete polnische katholische Kirchengemeinde am Ort.

Pfarrer W. Tyniecki war uns sehr wohl gesonnen und sorgte u. a. dafür , dass ca. 6-7 (?) deutsche Kinder/ Jugendliche am 12. Mai 1946 vom Bischof Nowicki aus Posen (heute Poznan) in der St.-Marien-Kirche gefirmt wurden. Aus unserer Wohnkommune (s. o.) wurden gefirmt:

Gerhard Mohr - Christiane Mohr - Theresia Krumpholz,

Horst Uhrhan (und ca. 3 weitere deutsche Kinder)

Mit uns wurden mehr als 100 polnische Kinder und junge Erwachsene gefirmt. Die Firmfeier war eingebettet in einer festlichen Hl. Messe zum Anlass der Konsekration der St.-Marien-Kirche.

60 Jahre später habe ich in der St.-Marien-Kirche in Rügenwalde (heute Darlowo) am 25.06.2006 in einer sonntäglichen Gemeindemesse meiner Firmung gedacht, (während meiner 5. Reise vom 20. - 26. Juni 2006)

Am 17. August 1946 konnten wir (die Wohnkommune von der Münder Str. 53) durch Vermittlung von Pfarrer W. Tyniecki mit dem ersten „geordneten“ Transport Rügenwalde / Darlowo verlassen und trafen September 1946 wohlbehalten wieder in Bochum ein.